

# Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **49-50 (1990-1991)**

PDF erstellt am: **02.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Besprechungen — Comptes rendus

*Lexikon der Romanistischen Linguistik*. Herausgegeben von GUENTER HOLTUS, MICHAEL METZELTIN, CHRISTIAN SCHMITT. Band III: *Die einzelnen romanischen Sprachen und Sprachgebiete von der Renaissance bis zur Gegenwart. Rumänisch, Dalmatisch/Istroromanisch, Friaulisch, Ladinisch, Bündnerromanisch*, Tübingen (Niemeyer) 1989, XXIV + 912 p. Band IV: *Italienisch, Korsisch, Sardisch*, Tübingen (Niemeyer) 1988, XVI + 935 p. Band V,1: *Französisch*, Tübingen (Niemeyer) 1990, XXII + 894 p. Band V,2: *Okzitanisch, Katalanisch*, Tübingen (Niemeyer) 1991, XXII + 310 p.

Ich will mit der Ankündigung dieses Werks nicht warten, bis es abgeschlossen ist. Die drei Bände, die bereits vorliegen (einer davon in zwei Halbbänden), verdienen vorgestellt zu werden. Wenn diese Rezension, geschrieben im September 1991, erscheint, werden allerdings schon wieder neue Bände des *LRL* erschienen sein. Diese Tatsache weist bereits darauf hin, daß die Publikation des großen Werkes zügig voranschreitet.

Es handelt sich um ein ganz besonderes Werk, und man kann den Mut und die Tatkraft der drei Herausgeber sowie des Verlegers nur bewundern. Die Konzeption des Werks lehnt sich teilweise an das *Lexikon der Germanistischen Linguistik* an, das im gleichen Verlag erschienen ist. Bei der Planung des Werks standen sicher auch die Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft des de Gruyter-Verlags im Blickfeld. Bei den genannten Werken steht die deutsche Sprache im Zentrum oder nimmt doch einen wichtigen Platz ein im Rahmen von Perspektiven, welche durch die allgemeine Sprachwissenschaft geprägt sind und die «Sprachen der Welt» in den Blick bringen sollen. Beim vorliegenden Werk haben es sich die Herausgeber «zur Aufgabe gemacht, sowohl den Bezug der Romanistik zur allgemeinen Sprachwissenschaft herzustellen als auch die Impulse nachzuzeichnen, die von der Romanistik ausgegangen sind und eine besondere Berücksichtigung und Anwendung in den anderen Philologien gefunden haben. Das *LRL* möchte eine Romanistik fördern, die sich als vergleichende Sprachwissenschaft versteht, ohne daß es dabei außer acht läßt, daß die systematische Beschreibung der verschiedenen Teilbereiche eine unverzichtbare Grundlage für das Gesamtfach Romanistik und seine Beziehungen zu anderen Sprachen darstellt.» (Verlagsprospekt).

«Gegenstand des *LRL* sind die romanischen Sprachen in ihrer Gesamtheit unter Berücksichtigung der diachronischen wie der synchronischen Betrachtungsweise» wird in Ziffer 2 der Einleitung lapidar gesagt. Was das im einzelnen heißt, zeigt der Verlagsprospekt und auch die den publizierten Bänden beigegebene allgemeine Einleitung. In Band I soll die Geschichte des Faches Romanistik nachgezeichnet werden, und anschließend soll in einem Abschnitt «Methodologie» die Beziehung zur allgemeinen Sprachwissenschaft — aber stets im Blick auf die romanischen Sprachen — explizit hergestellt werden, indem «Grundbegriffe und Beschreibungstechniken erläutert und Arbeitsinstrumente vorgestellt» werden. Band 2 ist historisch orientiert und beschreibt das Herauswachsen der romanischen Sprachen aus dem Latein und ihre Geschichte bis zur Renaissance. Die Bände 3–6 sind der Beschreibung der einzelnen romanischen Sprachen und Sprachgebiete von der Renaissance bis zur Gegenwart gewidmet. Die Bände 4 (Italienisch, Korsisch, Sardisch), 3 (Rumänisch, Dalmatisch/Istroromanisch, Friaulisch, Ladinisch, Bündnerromanisch) und 5 (erster Halbband: Französisch; zweiter Halbband: Okzitanisch, Katalanisch) sind in dieser Reihenfolge in den letzten drei Jahren veröffentlicht worden.

Die Herausgeber hatten das Gerüst der Lexikonartikel in den Jahren 1982–83 erarbeitet und haben dann nach geeigneten Autoren für die Behandlung gesucht. Sie wollten nach Möglichkeit immer die besten Kenner und Spezialisten gewinnen. Dies ist ihnen in erstaunlich hohem Maß



gelingen. Obwohl dadurch persönlich gefärbte, von starken Forscherpersönlichkeiten geprägte Artikel entstanden, konnte das Streben der Herausgeber nach einer gewissen Einheitlichkeit doch auch erfüllt werden.

Einheitlichkeit strebten die Herausgeber auch bei der Behandlung der verschiedenen Sprachen an. Die «großen» romanischen Sprachen, die zu Nationalsprachen wurden und eine umfangreiche Literatur hervorgebracht haben (Rumänisch, Italienisch, Französisch) werden weitgehend nach den gleichen Gesichtspunkten dargestellt, wobei die Artikel von «Phonetik und Phonemik» über «Sprachnormierung und Standardsprache» bis zu «Grammatikographie» und «Lexikographie» reichen. Bei den *linguae minores* mußte der Raster natürlich angepaßt und vor allem drastisch reduziert werden.

Nicht ganz glücklich machen mich die Entscheidungen, welche die Herausgeber in bezug auf den sprachgeschichtlichen Ablauf getroffen haben. Wie ausgeführt, wird im (noch nicht erschienenen) Band 2 die Entwicklung der romanischen Sprachen bis zur Renaissance beschrieben. Was diese Grenze betrifft, sprechen für die Herausgeber «mehr als nur aus der Forschungslage heraus begründete Aspekte für eine chronologische Einteilung Latein – (Proto)Romanisch, (Proto)Romanisch – Mittelalter, Renaissance – Neuzeit: Ist der erste chronologische Abschnitt durch die Auf- und Ausgliederung des bereits stark dialektalisierten Lateins gekennzeichnet, so tragen zur Abgrenzung von Mittelalter und Neuzeit externe wie interne Kriterien gleichermaßen bei: Unter den externen wird man dabei die Entwicklung von Nationalsprachen und die frühen Versuche der Kodifizierung und der (meist administrativ postulierten) Bildung von Standardsprachen nennen, mit einer gewissen Berechtigung auch von besonderen sozialen, kulturellen und politischen Bedingungen sprechen. Auch die internen Kriterien fehlen nicht, denn gerade die Renaissance kennt eine Vielzahl neuer Textsorten und ist weithin in der Romania durch eine oft tiefe Umstrukturierung und weitreichende Reorganisation des sprachlichen Systems gekennzeichnet.» Obwohl eine solche Grenzziehung für verschiedene romanische Sprachen wenig sinnvoll scheint (z.B. für das Rumänische), müssen nach den Herausgebern die «zahlreich gegebenen kulturellen wie geschichtlichen Verschiedenheiten etwas in den Hintergrund» treten, denn in den Bänden 3–6 kommt den «sprachlichen Phänomenen» der Primat zu (Einleitung). Selbst wenn man diese Begründung akzeptiert, sind nicht alle Probleme gelöst. Wie wird die Entwicklung von der Renaissance bis heute behandelt? Hier sind die verschiedenen Artikel uneinheitlich. Zum Teil beschreiben sie die Entwicklung oder enthalten mindestens einen Hinweis darauf, zum Teil aber sind sie rein synchron-deskriptiv. Doch nicht genug damit: Eine gewisse Zahl von Artikeln hält sich nicht an die Renaissance-Grenze. Die «Externe Sprachgeschichte» wird in der Mehrzahl der Fälle – mit Recht – so behandelt, daß die Renaissance-Grenze um Jahrhunderte überschritten wird, und die «Geschichte der Verschriftung» beginnt im Französischen mit den Straßburger Eiden und auch im Italienischen mit den ältesten Texten.

Noch ein anderer Grundsatzentscheid vermag mich nicht zu überzeugen: die Einbeziehung von Anthroponomastik und Toponomastik. Ich empfinde die betreffenden Artikel als Fremdkörper. Bei der Behandlung der *lingue minores* wird die Onomasik unter die interne Sprachgeschichte subsumiert. Auch das ist kaum befriedigend.

Wenig Verständnis bringe ich auch auf für die Behandlung des Moldauischen als Anhang des rumänischen Teils. Warum wird Moldauisch nicht im Rahmen der rumänischen Areallinguistik behandelt? Etwa wegen der heutigen politischen Grenzen? Das ist kaum ein genügender Grund. Das «rosellonés» und das «alguerés» werden auch im Rahmen der katalanischen Areallinguistik besprochen.

Aufs Ganze gesehen sind dies alles kleine Einwände gegenüber der ungeheuren Leistung der Herausgeber, Leistung in der Konzipierung des *LRL* und Leistung vor allem auch in der Realisierung des einmal entworfenen Plans. Man kann die bei der Realisierung des Plans aufgetretenen Schwierigkeiten nur erahnen, zum Beispiel beim Vergleich des Verlagsprospekts von 1986 mit den erschienenen Bänden. Offenbar haben etliche Autoren den versprochenen Beitrag nicht oder nicht rechtzeitig geliefert. In vielen Fällen sind dann die Herausgeber selbst eingesprungen.

Ein abschließendes Urteil über das *LRL* ist natürlich noch nicht möglich. Vor allem muß dafür auch der Index-Band vorliegen. Aber auch wenn nicht alle Artikel in gleicher Weise so ausgewogen sind, daß sie objektiv den Gang der Forschung und ihren heutigen Stand wiedergeben, kann jetzt schon gesagt werden, daß es sich um ein Grundlagenwerk handelt, an dem kein Forscher vorbeigehen kann. Und eine ungeheure Fülle an wissenschaftlicher Information enthält das *LRL*, eine Fülle, welche die umfassende Differenziertheit der Romanistik gegen Ende des 20. Jahrhunderts zeigt. Vor fast hundert Jahren erschien der erste Band von Groebers *Grundriß der Romanischen Philologie*, der das damalige Wissen der romanischen Sprachwissenschaft zusammenfassen wollte. Nur schon die jetzt vorliegenden Bände weisen den vierfachen Umfang von Groebers Darstellung auf.

Leider sind die Kosten für ein solches Werk heute sehr hoch. Der einzelne Forscher wird sich ein solches Werk vielfach nicht leisten können, bei dem der Seitenpreis etwa 60–70 Rappen beträgt und das im ganzen wohl rund 8000 Seiten umfassen wird. Umso wichtiger ist es, daß das Werk in allen einschlägigen Bibliotheken steht.

G.H.



WOLFGANG RAIBLE (Hg.), *Romanistik, Sprachtypologie und Universalienforschung*, Tübingen (Gunter Narr) 1989, XXXII-270 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 332).

Sino ad anni recenti, gli studi di tipologia linguistica non sono stati molto praticati dai romanisti. Il volume curato da W. Raible, che raccoglie i contributi della relativa sezione del *Romanistentag* tenutosi a Friburgo nel settembre 1987, è uno dei primi, se non il primo, *Sammelbände* dedicati espressamente alla considerazione delle lingue romanze in prospettiva tipologica. Solo una parte dei dodici saggi (alcuni di ampio impegno) qui raccolti rientrano *stricto sensu* nel canone delle ricerche sulla tipologia linguistica e gli universali, ma tutti sono in maggior o minor misura ricchi di materiali e riflessioni interessanti. L'introduzione del curatore, «Romanistik, Sprachtypologie und Universalienforschung. Plädoyer für eine integrale Romanistik» (p. VII–XXXI), scritta con intento programmatico, è già anche un'ottima recensione al contenuto del volume, giacché espone, illustra e discute ampiamente le posizioni e i risultati dei vari contributori; e si conclude con otto tesi, delle quali l'ultima, la più generale, recita giustamente che «Die Romanische Philologie ist ein ideales Feld für Typologie und Universalienforschung, weil sie dort, wo wir in anderen Sprachfamilien diachronisch auf Hypothesen und Rekonstruktion, synchronisch und diatopisch auf Stichproben angewiesen sind, eine unendliche Fülle von Belegtem von nachgerade unschätzbarem Wert besitzt» (p. XXXI), ed aggiunge che l'apertura alla tipologia significa anche il superamento della contrapposizione fra sincronia e diacronia, verso la «Renaissance einer integralen Romanistik».

H. Lüdtke, «Prämissen für die Darstellung der romanischen Sprachgeschichte» (p. 1–10) raccoglie sinteticamente sotto dieci titoli i punti nodali per l'analisi del «Wandel des Sprachsystems vom republikanischen Latein bis zu den heutigen romanischen Mundarten und Sprachen» (p. 1). T. Krefeld, «Unterordnung-Beiordnung-Zuordnung. Was ist romanisch an französisch «que?»» (p. 11–36) esamina secondo le tre categorie indicate nel titolo del saggio i valori del franc. *que* in confronto con i suoi vari corrispondenti romeni, giungendo alla conclusione che «das Französische und das Rumänische sind (...) auf verschiedenen Wegen zu einem Ergebnis gelangt, dessen strukturelle Ähnlichkeit unabhängig von der genetischen Verwandtschaft der beiden Sprachen zustande gekommen ist» (p. 34; dove l'accento è posto su *unabhängig*). T. Stolz, «Natürlichkeit und Typologie in der rumänischen Verbmorphologie. Ein Bestimmungsversuch» (p. 37–54) mostra, applicando metodi della morfologia naturale di Mayerthaler, che il sistema della flessione

verbale del romeno è caratterizzabile tipologicamente come eterogeneo, con l'utilizzazione mista di *Symbolisierungsverfahren* sia sintetici che analitici, e con un grado di naturalezza relativamente scarso. Su un'ampia base empirica (quarantun traduzioni di diverse epoche dei primi quattordici capitoli dell'*Ab Urbe Condita* di Tito Livio in franc., ital., spagn., port., rom. e catalano, di cui dodici sono state elaborate al calcolatore) si appoggia P. Stein, «Überlegungen zu einer quantitativen Analyse im Bereich der historisch-vergleichenden Syntax der romanischen Sprachen» (p. 55–97) per analizzare, come esempio metodologico delle possibilità dell'analisi quantitativa, l'uso dei tempi verbali dell'indicativo (utilissima fra l'altro la tabella di p. 60–62, che riporta i dati tratti da sei traduzioni francesi, tre italiane, due spagnole e una romena).

Molto interessante è anche M. Selig, «Die Entwicklung des Determinantensystems im Spätlateinischen» (p. 99–130), secondo cui la nascita dell'articolo romanzo va messa in correlazione contemporaneamente con due fenomeni, «die zunehmende Fixierung der Wortstellung und die Intensivierung der Definit-Indefinitkennzeichnung» (p. 125). Su un tema vicino a questo propone diverse considerazioni O. Gsell, «Universalien und Sprachtypus in der Geschichte der französischen Demonstrativa» (p. 131–149), concludendo che «die Geschichte der Demonstrativa primär von ihren kommunikativen Gebrauchsbedingungen gesteuert wird» (p. 147). M. Aguado e Ch. Lehmann presentano un rapido esercizio, metodologicamente pregnante, su «Zur Grammatikalisierung der Klitika im Katalanischen» (p. 151–161). Importanti riflessioni troviamo in H. Geckeler, «Alter Wein in neue Schläuche. Überlegungen zur Nützlichkeit verworfener traditioneller Kategorien für die typologische Beschreibung romanischer Sprachen» (p. 163–190; uno dei contributi di più spiccato interesse tipologico e teorico del volume), che propone di combinare assieme le categorie tradizionali di analitico vs. sintetico e di predeterminante vs. post-determinante per ottenere quattro possibilità di classificazione tipologica: analitico pre- e post-determinante, sintetico pre- e post-determinante, recuperando così un posto solido nella teoria tipologica a categorie spesso criticate.

H. Thun, «Der Gebrauch des Subjektspronomens der 3. Person im Romanischen aus typologischer Sicht. (Diachron und moderne Synchronie)», p. 191–222, esamina alla luce di una «tipologia integrale e funzionale» l'impiego dei pronomi soggetto di terza persona con particolare riguardo a francese, spagnolo, portoghese e romeno, mostrando fra l'altro come vi siano nette differenze tra le lingue soprattutto circa l'uso del pronome per la *Sachsubstitution* (è un peccato che l'autore tenda qui ad ignorare l'imponente mole di lavori, specie di ambito generativista, sulle lingue «a soggetto nullo» e sulle catene anaforiche). In «Konsistenz als typologisches Kriterium?» (p. 223–262) W. Oesterreicher sulla base di un imponente corredo bibliografico prende posizione, con molte osservazioni critiche sul modo corrente in cui la tipologia dell'ordine dei costituenti (o «tipologia posizionale») viene praticata, contro il concetto di «coerenza tipologica»: «eine Befreiung aus dem mit positionstypologischen «Axiomen» und «allgemeinen Prinzipien» gezimmerten Prokrustesbett ist (. . .) möglich durch ein entschiedenes Ins-Zentrum-Rücken semantischer Gesichtspunkte» (p. 252). Come il denso contributo di Oesterreicher mostra per quanto riguarda l'analisi dell'ordine delle parole nel sintagma nominale romanzo, spesso le irregolarità o incoerenze posizionali possono essere spiegate in maniera semantico-funzionale; e inoltre alla base di tali inconsistenze stanno per lo più processi diacronici, che sono correlati con determinate differenze categoriali-funzionali nella struttura linguistica. Ciò dovrebbe indurre a dar più decisa cittadinanza agli ordini non basici, che non necessariamente sono da «generare» a partire dagli stessi principi che valgono per gli ordini basici.

Il volume si chiude con pagine metateoriche di K. Heger su «Grundsätzliche Überlegungen zum Thema «Romanistik, Sprachtypologie und Universalienforschung»», p. 263–270, che, dopo aver discusso con il consueto rigoroso stile «alla Heger» le possibili interpretazioni del titolo del tema, saluta la romanistica come «besonders geeignetes Experimentierfeld für die Komplementarität von Sprachtypologie [essenzialmente *einzelnsprachlich*] und Universalienforschung [essenzialmente *außereinzelnsprachlich*]» (p. 269). Ci auguriamo che la nostra rassegna, per forza di cose rapida e frettolosa, abbia reso giustizia alla quantità di idee e di materiali rappresentati in questo volu-



me, nei cui saggi (spesso esplicitamente o implicitamente legati agli orientamenti di E. Coseriu, che a quanto pare permeano ampiamente la romanistica tedesca con ambizioni teoriche) è dato spesso e volentieri di trovare appello a nozioni non del tutto correnti nella tipologia linguistica, che mostrano quindi un'impostazione metodologica almeno in parte originale, quali la «discorsività» e, appunto, la funzionalità.

Gaetano Berruto



HARM PINKSTER. *Lateinische Syntax und Semantik*. (Revidierte und erweiterte Fassung der niederländischen Originalausgabe «Latijnse syntaxis en semantiek», 1984, aus dem Niederländischen von Friedrich Heberlein und Thomas Lambertz). (Uni-Taschenbücher 1462). Tübingen (Francke) 1988. XII, 424 S.

Zu diesem wichtigen Werk sind bereits eindringende Analysen erschienen. Genannt seien diejenigen durch Christian Lehmann (*Kratylos* 31 (1986) 131–142) und diejenige durch Rolf Heine (*Göttingische Gelehrte Anzeigen* 242 (1990) Nr. 1/2, 1–14). Im folgenden lediglich eine summarische Charakterisierung mit einigen Hinweisen:

Pinksters Arbeit ist eine zusammenhängende Darstellung wichtiger Probleme aus dem Gebiet der lateinischen Syntax auf Grund moderner linguistischer Ansätze, vor allem der Funktionalen Grammatik. Anders, als es der Titel vielleicht erwarten lassen könnte, wird Semantik nur behandelt, insoweit die syntaktischen Verhältnisse semantische Bezüge der einzelnen Konstituenten abbilden, nicht jedoch im Bereich des einzelnen Wortes, der Lexikologie. Gegenstand ist die literarische Latinität etwa des Zeitraumes von 200 v. Chr. bis 100 n. Chr. Schwerpunkte sind darin die alllateinischen Szeniker, sind Cicero und Caesar sowie die augusteischen Dichter. Seltener kommt Tacitus zu Worte, von Späteren vor allem Petron. Spätantike Latinität fließt da und dort ein, vor allem durch herangezogene Literatur oder über Artikel des Thesaurus linguae Latinae. Eine eigentliche Begründung für die Wahl dieses Ausschnittes hält der Verfasser nicht für notwendig.

Pinkster arbeitet streng synchronisch. Allerdings fehlen Ausblicke auf die reich entwickelte diachronisch-historische Sprachbetrachtung nicht ganz. Mitunter setzt er sich mit Erklärungsmodellen auseinander, welche die indogermanische Forschung erarbeitet hat, wie er andererseits gelegentlich auf die Verhältnisse in den romanischen Sprachen verweist. Die Geschichtlichkeit der lateinischen Sprache ist für ihn selber jedoch nicht Untersuchungsgegenstand. Ab und zu muß er freilich eingestehen, daß synchronische Erklärungen nicht ausreichen.

Pinkster nimmt sich somit des Gegenstandes der herkömmlichen Schulgrammatik an, indem er ihn von einem neuen linguistischen Ansatz her in den Griff nimmt. Den Problemen, die sich dabei stellen, widmet er sich mit großer Gewissenhaftigkeit. Dagegen läßt er die Legion bedeutender Erscheinungen der Sprachwirklichkeit, die uns das antike (und das nachantike) Latein sonst noch darbietet, bewußt beiseite. Dies will allerdings nicht besagen, daß das System, das er entwickelt, nicht nach dieser Seite hin ausbaufähig wäre.

Die Untersuchungen betreffen in der Hauptsache die Beziehungen der einzelnen Glieder einer Prädikation. Mit diesem der Logik entnommenen Begriff lassen sich die drei Satzarten zusammenfassen: Der Aussagesatz *tu hoc facies*, der Fragesatz *tunc hoc facies?* und der Befehlssatz *hoc fac (tu)!* sind verschiedene Gestaltungstypen einer Prädikation. Gegenstand der Prädikation ist ein außersprachlicher «Sachverhalt». Nach den Kriterien «kontrolliert (oder nicht)» und «dynamisch (oder nicht)» statuiert Pinkster die Vierertypologie «Handlung»/«Vorgang» und «Lage»/«Zustand». («Lage» bzw. «Position» für den Sachverhalt «kontrolliert/nicht-dynamisch» sind nicht sehr günstige Termini.) Die dynamischen Sachverhalte werden noch genauer klassifiziert.

Diese Typologie spielt eine Rolle bei – in Einzelfällen übrigens anfechtbaren – Restriktionsregeln, ferner etwa in der kritischen Diskussion des herkömmlichen Begriffs der Aktionsart der Verben.

Näherhin arbeitet Pinkster mit einem Satzmodell, das auf der Valenz der Verben beruht. (Hiermit nimmt er den Ansatz der Dependenzgrammatik auf, den zunächst vor allem Heinz Happ auf das Lateinische angewandt hat.) Durch den jeweiligen «Prädikatsrahmen» des Verbs wird die Zahl der weiteren Konstituenten festgelegt, die zur Bildung der «Kernprädikation» nötig sind. Diese Konstituenten heißen «Argumente», die entbehrlichen – welche die «Peripherie» des Satzes ausmachen (Adverbialien bzw. Satzadverbialien) – heißen «Satelliten». Der Prädikatsrahmen ergibt sich oft nicht schon durch die Wahl eines Verbs, sondern erst durch die Wertigkeit, in der dieses gebraucht wird. So ist etwa zu unterscheiden zwischen zweistelligem *dicere* «(so und so) sprechen» und dreistelligem *dicere* «(jemandem das und das) sagen». Insoweit spricht Pinkster von unterschiedlichen Bedeutungen der Verben. Doch ist auffällig, wie stark sein Verständnis von «Bedeutung» syntaktisch-funktional gesteuert ist. Bei den Ausdrücken *arma umeris circumdare* und *filio collum circumdare* (p. 11) vermag er zwischen den jeweiligen Prädikatsrahmen keinen Unterschied zu sehen; gerade, daß er noch zugesteht, daß «nicht ohne weiteres» Austauschbarkeit bestehe. Der Wortbedeutung nur so ganz am Rande ein gewisses Eigenrecht einzuräumen, hat seine Gefahren. (Vielleicht ist es kein Zufall, daß der – soweit bemerkt – einzige bedeutende Fehler in den Übersetzungen aus dem Lateinischen hier vorkommt: *filio collum circumdare* heißt gerade nicht «einen Faden um den Hals legen», sondern «den Hals mit einem Faden umziehen» [o.ä.]. Wenn irgendwo, so wäre es hier auf diesen Unterschied doch wirklich angekommen!).

Innerhalb der Argumente der Kernprädikation werden unterschieden: das Subjekt, im Lateinischen vielfach nur aus dem Kontext zu erschließen («internes Subjekt»), das «Objekt» – der Ausdruck ist hier einzig dem im Akkusativ stehenden Konstituenten vorbehalten –, das «indirekte Objekt» – kasuistisch gefaßt als drittes Argument bei Verben aus den Sinnbezirken des Übertragens und Mitteilens – oder das «Komplement»: drittes Argument bei dreistelligen Verben anderer Art (so *filio* im vorigen Beispielsatz). Auch wo zu einem zweistelligen Verb ein Argument im Genitiv auftritt – z.B. *pater filii miseretur* – wird nicht von einem Objekt, sondern von einem Komplement gesprochen. Was den Rang eines «Objekts» besitzt, entscheidet sich daran, was bei Umwandlung des Satzes ins Passivum Subjekt wird.

Pinkster arbeitet mit der lapidaren Dichotomie «Kasus/Präpositionen (mit Kasus)». Er faßt die beiden Alternativen als zwei unterschiedliche, sich ergänzende Systeme auf und zieht die entwicklungsgeschichtliche Anschauung vom Primat der Kasus und der Entwicklung der Präpositionen aus Adverbien in Zweifel. Vor allem interessiert er sich für die ersteren. Auf Grund statistischer Erhebungen entwirft er für die Kernprädikation ein Kasussystem, wonach das Entscheidende nicht in bestimmten logisch-funktionalen Gehalten liegt, die den Kasus eigen wären, sondern in der unterscheidenden Funktion im jeweiligen konkreten Satz. Das System denkt er sich entstanden durch Verrechnung der vorhandenen Kasus mit der Wertigkeit der Verben nach der Maxime: «Sorge stets für einen anderen als den schon gebrauchten Kasus» (p. 65). Die Bedeutungen der implizierten einzelnen Wörter spielen dabei eine nur untergeordnete Rolle. Auf das Bestreben, einem Kasus eine bestimmte Grundfunktion unabhängig von der Anwendungsweise zuzuordnen, wird verzichtet. Bei dreistelligen Verben sind die Funktionen von Nominativ, Akkusativ und Dativ vergeben. Der Genitiv ist weitgehend spezialisiert für Zuordnungen auf Wortgruppen-Ebene (Attribute). Der Ablativ wird innerhalb der Kernprädikation als Lückenbüßer betrachtet, somit negativ definiert.

Allgemein fordert Pinkster in bezug auf den Gebrauch der Kasus eine schärfere Unterscheidung zwischen Satzebene und Wortgruppen-Ebene sowie zwischen Kernprädikation und Peripherie. Der hauptsächlichste Anwendungsbereich des Ablativs liegt bekanntermaßen in der Peripherie (Adverbialien). Hier nun wehrt sich der Verfasser gegen die herkömmliche Praxis, diesem Kasus die Darstellung aller möglichen logischen Verhältnisse beizulegen. Nach ihm sind diese vielmehr durch die Inhalte der jeweils zugelassenen Wörter ausgedrückt. Also wäre z.B. nicht

von einem wohldefinierten Ablativus pretii auszugehen, sondern von der Verwendung «kommerzieller» Prädikate (z.B. *emere*) und/oder ebensolcher Substantive (z.B. *merces*, *triginta minae*).

Bedeutsam ist die Erkenntnis, daß in den allermeisten Fällen die in den Kasusendungen liegenden Angaben zur Verständlichkeit eines Satzes nicht unbedingt erforderlich sind, daß also insoweit Redundanz besteht. Der Zusammenbruch großer Partien des Kasussystems im Übergang zu den romanischen Sprachen war nur deshalb nicht mit schwereren Störungen verbunden, weil damit großenteils lediglich diese Redundanz abgebaut wurde.

Was die Nominalgruppen betrifft, so wird deren hierarchischer Binnengliederung («Nesting») große Aufmerksamkeit gewidmet. So ist in *ingenita erga patriam caritas* (p. 115) *erga patriam* Attribut zu *caritas*, *ingenita* Attribut zu dieser ganzen Gruppe. Es wird zwischen notwendigen und entbehrlichen Attributen unterschieden: Wie es mehrstellige Verben gibt, so auch mehrstellige Substantive. (Eine Einzelheit: Wenn Konstituenten einer Nesting-Konstellation nicht koordiniert werden können, so bildet *multi* im allgemeinen davon keine Ausnahme [cf. p. 132]: *et* ist doch wohl nur möglich, soweit das dem Substantiv näher zugeordnete Adjektiv mit diesem auch noch der semantischen Tiefenstruktur nach eine Gemeinsamkeit hat: *multi et graves dolores* «viele und schwere Schmerzen», dagegen \*«viele und rheumatische Schmerzen».)

Den Kernprädikationen werden die «eingebetteten» (embedded) Prädikationen gegenübergestellt. Unter diesen werden unterschieden: solche auf Wortgruppen-Ebene, solche auf Satzebene und schließlich: als Prädikativum. Nicht nur der zweiten, sondern auch der ersten gehören Nebensätze verschiedener Art zu. Das Unterscheidungskriterium besteht darin, daß im ersten Fall diese jeweils Attribut zu einem Einzelwort sind – so ganz allgemein die Relativsätze, auch manche *ut*-Sätze (außerdem Infinitiv- und Gerundium-/Gerundivkonstruktionen) –, im zweiten Falle Argument oder Satellit im Satzganzen. (Demjenigen, der von der herkömmlichen Darbietung des Stoffes herkommt, geht es nicht ganz leicht ein, daß in der ersten Gruppe Relativ- oder *ut*-Sätze zusammen mit Beispielen wie *vir bonus* dem Oberbegriff «Nominalgruppen» untergeordnet sind.) Was die Auffassung des Prädikativums als eingebetteter Prädikation betrifft, so läßt sich diese zumindest bei Sätzen wie *rura colentes ab equitatu oppressi sunt* («Während sie . . . , wurden sie . . . ») (p. 223) leicht nachvollziehen. Das Interesse daran, wie die eingebettete Prädikation funktional der übergeordneten zugeordnet ist, steht demjenigen an der Realisierungsweise im einzelnen voran.

Allgemein gibt sich Pinkster weit mehr mit funktionalen als mit phänomenologischen Problemen ab. So wenig Aussagekraft er der traditionellen, inhaltlich ausgerichteten Etikettierung einzelner Anwendungen der Kasus abzugewinnen vermag, so wenig etwa auch den vorausgesetzten speziellen Sorten der Anwendung des Konjunktivs.

Diese Grundhaltung zeigt sich auch bei der Behandlung der – in den herkömmlichen Grammatiken nicht in dieser Weise in Betracht gezogenen – illokutiven Funktionen der Sätze. Der syntaktisch definierten Trias – deklarative / interrogative / imperativische Sätze – wird auf pragmatischer Ebene eine entsprechende Trias entgegengesetzt, deren Nomenklatur sich freilich mehr schlecht als recht von derjenigen der ersten abhebt: assertive / informationserfragende / direktive Funktion von Sätzen. Zwischen den beiden Triaden bestehen reguläre Beziehungen, aber keine festen Zuordnungen. Leicht könnte sich hier Verwirrung einstellen. So läßt sich einer Tabelle (p. 287) entnehmen, in imperativischen Sätzen komme der Indikativ (Typus: «Du bleibst hier!») nicht vor. Dies stimmt allein deshalb, weil Pinkster «imperativisch» rein als Satzart, und erst noch anhand beiläufiger Kennzeichen der sprachlichen Oberfläche, definiert (p. 298) – während unsere Vorstellung «einen Befehl ausdrückend» (die sich ganz natürlich mit *imperare* verknüpft) auf der illokutiven Ebene durch den Ersatzbegriff «direktiv» (jedoch *dirigere*: «gerade machen») wahrgenommen wird (oder wenigstens: werden soll).

Man spürt dieser Arbeit durchweg an, daß sie aus dem akademischen Alltag, aus der Arbeit mit Studenten hervorgegangen ist. Der Darstellungsstil ist leicht faßlich; überall werden reichlich Beispielsätze mit Stellennachweis und Übersetzung geboten. Jeder Abschnitt wird mit einem Ar-



beitsplan eröffnet und mit konkreten Vorschlägen für vertiefende Lektüre beschlossen. Immer wieder werden die muttersprachlichen Verhältnisse mit einbezogen. (Die Übersetzer haben hier die niederländischen Beispiele mit Umsicht durch deutsche ersetzt. Auch das p. 326, N3, Gesagte hätte man noch umsetzen können: Auch mit deutsch *beinahe* lassen sich terminative und nicht-terminative Prädikate trennen.)

Seinem Interesse an der funktionalen Seite der Sprache, erwachsen aus dem Studium der lebenden Sprachen, entspricht es, daß Pinkster immer wieder mit Ersetzungs- bzw. Weglaßproben arbeitet. Zu Fragen der Distribution bzw. Kombinierbarkeit gewisser Kennzeichen bedient sich der Verfasser mit Vorliebe der Form der Tabellen. Er arbeitet reichlich mit dem Mittel der Frequenzstatistiken. Allerdings ist sein Corpus – ganz abgesehen von der bereits erörterten zeitlichen Eingrenzung – oft etwas schmal (was er natürlich weiß). Seine Statistik der Kasusdistribution beruht auf nicht mehr als 250 Textseiten (p. 59, N2). Zu einer Frage, welche die einem Hörer unmittelbar zugeordnete Rede betrifft (parenthetische Verbalformen), zieht er nur gerade Plautus, Terenz, Cicero und Petron bei. (Derartiges kann zu grotesken Verzeichnungen führen: So wird [p. 308, N55] als einziger Beleg der Pluralform *quaesumus* eine Stelle in einem Dialog Ciceros genannt. Das Wesentliche ist vielmehr, daß *quaesumus* in der lateinischen Gebetsprache – die beim Jahr 100 n. Chr. nicht endet – gewiß einige tausendmal vorkommt.)

Immer wieder weist Pinkster auf seine ganz spezifischen Interessen hin. Seine Arbeit versteht er nicht als umfassende Darstellung der Materie. Er hebt sie von den großen, traditionellen Grammatiken, von den Handbüchern ab. Auseinander setzt er sich vor allem mit den monumentalen Werken von Kühner-Stegmann und von Hofmann-Szantyr. Dem ersten der beiden, welches das Material in lockerer Fülle darbietet, steht er, auch wenn er ihm oft widerspricht, innerlich wohl näher als der komprimierenden, durchreflektierten, stark entwicklungsgeschichtlich ausgerichteten Synthese des zweiten.

Ganz gleichgültig, wie weit der Leser sich für die eigene Arbeit die hier entwickelte Begrifflichkeit und die mit ihr verbundenen Anschauungen zu eigen machen kann, ist Pinksters Buch eine ungemein anregende Grundlegung mit einer Fülle wichtiger Denkanstöße. So etwa, wenn er davor warnt, gewisse Begriffe von den spezifischen Anwendungen zu abstrahieren und zu hypostasieren, z.B. in bezug auf die Annahme eines einheitlichen Ablativus causae (p. 96) oder in bezug auf die Vermengung der Konnektoren (z.B. *et* bei vollständigen Prädikationen) und Koordinatoren (z.B. *et* zur Verbindung einzelner Konstituenten) unter dem Begriff «Konjunktionen» (p. 390s.). Hingewiesen sei etwa noch auf den (von dritter Seite) recht glücklich gewählten Begriff «dominantes Partizip» (p. 198–201).

Den Romanisten würden natürlich Aspekte der römischen Latinität, die hier fast völlig übergangen sind, stärker interessieren: die Sprache der Inschriften, der Fachschriftsteller usw., kurz: die verschiedenen Reflexe des Vulgärlateinischen – und im übrigen die spätantike Latinität. Doch selbst wenn wohl manche Erwartungen enttäuscht werden, bietet das Buch nach dieser Seite hin einigen Gewinn: Zunächst den, daß das Lateinische hier unter ähnlichen linguistischen Gesichtspunkten angegangen ist wie unsere modernen Sprachen es heute werden. Dies kommt zweifellos praktischen Bedürfnissen entgegen, entspricht aber auch einem grundsätzlichen Erkenntnisinteresse. Sodann stellt Pinkster, so weitgehend er sich im allgemeinen diachronischer Sprachbetrachtung verschließt, da und dort doch eine Beziehung zu den romanischen Sprachen her. Nebst der schon genannten bei der Kasuslehre betrifft dies etwa Beobachtungen zur Wortstellung (p. 276s.) oder zur Umwertung des Typus *occisus est* von einer perfektischen zu einer präsentischen Passivform (p. 352, N23).

Die Übersetzung ist, soweit sich dies ohne Kenntnis des Originals beurteilen läßt, gut. Ein Mißgriff ist das ständig wiederkehrende «Abbildung» statt «Tabelle». Modisch, aber dennoch un schön sind die Wortbildungen «weglaßbar» und «hinzufüßbar»; ein Schnitzer ist «kennzuzeichnen» (p. 363, 373). Auf eine Fehlübersetzung aus dem Lateinischen (p. 11) ist oben hingewiesen. Druckfehler sind erfreulicherweise selten.

Peter Stotz



LÉON NADJO, *L'argent et les affaires à Rome des origines au I<sup>e</sup> siècle avant J.-C. Etude d'un vocabulaire technique*. Louvain — Paris (Peeters) 1989, 552 p. (*Bibliothèque de l'Information grammaticale* 16)

Die letzte Anmerkung zur kurzen Einführung p. 3–6 erwähnt, daß diese Studie unter dem Titel *L'argent chez Plaute. Etude d'un vocabulaire technique et de son utilisation littéraire chez les Comiques et les Satiriques latins de l'époque républicaine* 1980 von der Sorbonne als *thèse* angenommen worden war und schon im folgenden Jahr druckfertig vorlag. Sonst erfährt der Leser eher wenig über die Ziele des Autors und seine Arbeitsmethode. Es wird nicht recht klar, weshalb Nadjo sein Buch als Beitrag zum «domaine trop longtemps délaissé des vocabulaires techniques» sieht und was seiner Meinung nach deren sachliche und methodologische Hauptergebnisse sind. In der *conclusion générale* p. 471–473 führt er an, es sei ihm gelungen, die Ausdrücke *homo non trioboli, aurum et vestis, aurum et argentum, ianus medius*, sowie die Wörter *trinummus, argentarius* und *nummularius*, als auch die Endung *-arius*, besser zu erklären. Als Zitatensammlung und Aufarbeitung der Sekundärliteratur ist dieser Band gewiß nützlich, aber für Romanisten von beschränktem Interesse. Die Hoffnung, eine semasiologische Studie des gesamten Wortfeldes von Geld und Handel im alten Rom würde neues Licht auf alte etymologische Probleme werfen, wird nicht erfüllt.

Was dem Anreger dieser Dissertation vorschwebte war vielleicht eine Synopse von Zitate und Etymologievorschlägen. Der Kandidat hat vermutlich zunächst eine Liste von Ausdrücken im Geld- und Handelswesen erstellt und dann jedes Wort zuerst in Wörterbüchern und dann in klassischen Texten und deren Kommentare nachgeschlagen. Im Kapitel über den Handel, zum Beispiel, wird nach dem *mercator* und dem *negotiator* auch die *meretrix* (!) behandelt. Nadjo nennt zuerst die Autoren, die dieses Wort gebrauchten und erwähnt in einer Anm. daß Ennius weder *meretrix* noch *mereo* oder *mereor* kenne, aber in *Varia* 26 *merenda*, «Nachtessen», brauche. Dies sei eine Ableitung von *mereo*, «gagner», als von *mereor*, «mériter», was ganz an fr. Argot «la gagneuse» erinnere. Altfr. *meautris* und prov. *melritz* gehen auf vlat. *meletrix* zurück, Form, die in kritischen Apparaten zu drei Texten zu finden sei. In einer weiteren Anm. resümiert Nadjo Niedermanns Erklärung der Dissimilierung von *-r/-r'* und erwähnt, daß Schopf in seiner Basler Dissertation von 1917 diese Hypothese bestreite. Was dies alles mit dem Wortfeld des altrömischen Geld- und Handelswesen zu tun hat, ist schwer zu sehen. Der Verdacht, daß viele Angaben dieser Art aus zweiter oder dritter Hand stammen, ist nicht zu vermeiden.

Der erste Teil der Arbeit (p. 7–206) ist den Ausdrücken für Geld gewidmet. Die römischen Komiker gebrauchten gerne Lehnwörter wie *drachma, obolus, mina, talentum* und *symbola*, um eine exotische Atmosphäre zu schaffen. Einheimische lat. Bezeichnungen für Geld im Allgemeinen oder bestimmte Münzen im Besonderen, die behandelt werden, sind *nummus, aes, argentum, aurum, pecunia, res, uncia, libella, as*, und deren Ableitungen. Der zweite Teil der Arbeit (p. 209–473) beginnt mit Kapiteln über den Bankier (*trapezita, argentarius*) und den Wucherer (*danista, obolostates, fenerator*) und deren Arbeitskreis und Aktivitäten, behandelt dann allgemeine Ausdrücke des Handels, und schließt mit einigen Angaben zu Synonymen für «arm» und «reich».

Curt Wittlin



*Linguistique comparée (méthode et résultats)*, Aix-Marseille 1990, 221 p. (*Cercle linguistique d'Aix-en-Provence, Travaux* 8)

Il s'agit d'un recueil de communications présentées au Cercle Linguistique d'Aix, en 1988–1989, et consacrées à la méthode comparative historique.

Deux d'entre elles sont des essais méthodologiques généraux: Christian Touratier, «Méthode comparative historique» (p. 15–31), énumère les principes de base relatifs aux conditions, aux

problèmes particuliers et aux pièges du comparatisme, en renvoyant notamment à deux grands précurseurs, A. Meillet et E. Benveniste. Jean Haudry, «La reconstruction (domaine indo-européen)» (p. 35–56), situe la méthode comparative dans l'histoire de la linguistique, puis décrit la pratique actuelle. Un passage de cette communication me laisse songeur: «La reconstruction n'a bien sûr aucune utilité pratique, mais surtout ses acquis n'ont pas valeur d'exemple pour la linguistique théorique: on ne peut pas étayer une argumentation sur des exemples pris dans un état de langue reconstruit» (p. 35); il se peut que cela vaille pour certaines familles de langues particulièrement défavorisées, mais, en me référant aux langues romanes, domaine privilégié il est vrai, je serais tenté de nuancer quelque peu un telle affirmation.

Une des communications intéresse plus particulièrement les romanistes; c'est celle de Robert Chaudenson, «Du mauvais usage du comparatisme: le cas des études créoles» (p. 123–158); l'auteur y fustige, chez les créolistes, des méthodes prétendument comparatives, mais qu'ils n'appliquent pas, et de loin, avec la rigueur qu'exige le comparatisme.

Dans ce compte rendu destiné à un public de romanistes, je ne m'attarde pas aux autres contributions, qui ont trait à des problèmes spécifiques de langues indo-européennes (Paul Garde, Christian Touratier), africaines (Gabriel Manessy, Jean L. Doneux), chamito-sémitiques (Salem Chaker) et ouraliennes (Ava Agnel, Jean Perrot).

Je tiens plutôt à signaler le haut niveau de toutes les contributions: on y rapproche fort judicieusement la méthode comparative de problèmes concrets, de façon à voir dans quelle mesure elle peut leur être appliquée (cf. G. Manessy); il y a beaucoup de réflexion méthodologique, qu'annonce du reste le sous-titre du recueil; la discussion, menée qu'elle est par des comparatistes éprouvés, est de qualité.

Aux romanistes qui se sentent attirés par la reconstruction du protoroman, cet ouvrage donnera utilement matière à méditation.

Robert de Dardel



RAFFAELE SIMONE, *Fondamenti di linguistica*, Bari (Laterza) 1990 (Manuali Laterza 9), p. XVI–584.

E' ragione di gran compiacimento avere una volta tanto in mano un trattato di linguistica generale elaborato originalmente da un autore italiano. Questo *Fondamenti di linguistica*, che a mio avviso è qualcosa di diverso, e di più, che un «manuale» come concordemente lo presentano l'autore e il risvolto di copertina, è anzitutto un libro molto coraggioso: mettersi oggi a scrivere un trattato di linguistica, con la proliferazione fungina a volte scoraggiante di lavori internazionali che contrassegna la scena degli ultimi vent'anni, è impresa che fa tremare le vene e i polsi. Specie se si vuol fare, com'è il caso, non un'opera di scuola, che rappresenti lo *state of the art* secondo una prospettiva teorica ben individuata e settoriale, ma si vuol ripercorrere «le articolazioni principali della linguistica teorica di oggi» (p. IX) e allo stesso tempo assicurare una larga accessibilità agli studenti, ad un alto livello istituzionale. Si tratta naturalmente di un compito che impone delle scelte molto drastiche: è ovvio che non si può minimamente pensare di dar conto, nemmeno schematico e approssimativo, di tutto lo scibile della linguistica. E il volume si caratterizza proprio anche per le scelte che ha compiuto. Ne menzioneremo qui anzitutto una: è possibile oggidi scrivere un manuale di linguistica senza quasi tener conto del generativismo? Simone ritiene di sì (l'unica nozione generativista presentata e discussa nelle quasi seicento pagine del volume è quella di «struttura profonda»; vengono poi utilizzati i «casi profondi» alla Fillmore).

Fra le altre scelte di principio enunciate e sviluppate conseguentemente nel lavoro, citeremo poi: un forte attaccamento ai fenomeni (non a caso la premessa si apre sul motto *sōzein tà phainόμενα*), che porta a presentare la teoria linguistica primariamente in funzione dei fatti della lingua

che è destinata a spiegare (non occorre insistere, fra l'altro, sull'utilità didattica di una prospettiva di questo genere, che ha il duplice vantaggio di una chiara motivazione e di una opportuna ragionevolezza nell'approccio ai contenuti della linguistica); un consistente ancoramento filosofico, anche in senso storico (Simone si preoccupa costantemente di mostrare le radici nel pensiero classico e moderno di molti dei problemi – e delle relative soluzioni – dibattuti dal linguista d'oggi); una non comune attenzione ai caratteri semiotici generali del linguaggio verbale, che costituiscono un'importante cornice d'insieme per la comprensione di una buona parte delle sue proprietà specifiche. L'insieme di queste scelte, più altre di dettaglio che non è qui il caso di menzionare, conferisce al volume interesse, mordente e coerenza, e fa emergere quella che vorremmo chiamare (ed è un gran pregio!) una linguistica ragionevole, oltreché ragionata, di buon senso. Siamo quanto mai lontani da un'opera compilativa, come spesso si sarebbe tentati di fare pensando a un manuale destinato dichiaratamente alla didattica universitaria: si tratta invece di un lavoro che «viene da lontano», molto meditato, con un grosso sforzo esplicativo (al punto che a volte i risultati dell'esposizione sono iperesplicitivi, in maniera tale da riuscire potenzialmente, e paradossalmente, nocivi alla stessa destinazione didattica).

Quanto all'orientamento teorico retrostante che permea l'opera (far un lavoro non di scuola non significa ovviamente farne uno privo di una propria prospettiva sui fatti), Simone è esplicito nella premessa, e l'intento emerge chiaramente in tutta la trattazione, nel prendere posizione per un'ottica funzionalista: «diverse caratteristiche delle lingue si spiegano principalmente pensando ai caratteri dell'utente. Questo orientamento è oggi chiamato *funzionalismo*» (p. X; seguono osservazioni critiche sulla polisemia e ambiguità del termine stesso: un altro punto in cui ci ritroviamo completamente con l'autore è l'attenzione alla precisione delle definizioni e della terminologia, che deve anzitutto essere convincente a lume di buon senso).

Il volume comprende tredici capitoli, incorniciati da due premesse (per gli specialisti e per i non specialisti), da un motto e invio (una citazione di Wittgenstein; altra citazione wittgensteiniana in esergo. Ma la linguistica di Simone è a mio avviso molto meno wittgensteiniana, se prescindiamo da considerazioni di fondo sulla complessità del fenomeno linguistico e sul suo essere costituito da un avviluppato intreccio di esigenze formali e precipitati storici, di quanto possa sembrare da tali richiami), da note e riferimenti bibliografici e da un indice analitico. Visto che per altri aspetti non ci si sono posti forti limiti di spazio, risulta una lacuna la mancanza della tipologia e della linguistica pragmatica (e, aggiungerei noi, della varietistica), giustificata dall'autore con l'aver «dovuto trascurare completamente, per ragioni di spazio, la dimensione tipologica e quella pragmatica» (p. IX).

I primi tre capitoli sono dedicati ai temi generali: 1) nozioni fondamentali introduttive, 2) «basi semiotiche» della lingua e teoria dei codici, 3) caratteri del linguaggio verbale e suoi tratti costitutivi. I successivi dieci capitoli trattano distesamente i diversi livelli d'analisi e temi particolarmente centrali della grammatica: 4) la fonologia, 5) la morfologia, 6) fondamenti di sintassi (analisi in costituenti, meccanismi di dipendenza, ecc.), 7) i tipi di enunciato, 8) la grammatica (intesa come il sistema di opzioni obbligatorie che permette alla lingua di funzionare, con una prospettiva alla Halliday), 9) le categorie grammaticali, 10) le funzioni grammaticali, 11) la struttura tematica e informativa dell'enunciato, 12) il «testo», 13) la semantica. I rimandi bibliografici sono accorpatisi assieme in una sezione finale, ove si rinvia alle opere fondamentali per ogni singola sezione e sotto-sezione del lavoro. L'indice analitico è assai ampio e dettagliato.

Veniamo ora ad osservazioni puntuali. Nella premessa e poi nei preliminari (1° cap.), Simone insiste opportunamente sul carattere epistemologico peculiare della linguistica, scienza debole e molle rispetto alle scienze della natura, ma scienza forte rispetto ad altre scienze dello spirito, e con un debole per le scienze forti . . . Forse, è però esagerato (p. 4) paragonarla, per la «debolezza di impianto metodologico», alla psicoanalisi: sarà sicumera ingiustificata di linguista, ma sono convinto che per il metodo la linguistica teorica sia assai più «dura» che non, ad es., proprio la psicoanalisi; e in generale, tenderei ad essere meno pessimista di Simone sul relativo e precario «assetto» della linguistica, che può anche esser preso come sintomo di ricchezza di contenuti e



metodi, oltreché come la risposta in certo modo necessaria al carattere «eteròclito», come dice Simone, del linguaggio. A p. 17–18, è vero che alla peculiarità che, in linguistica, «l'oggetto di studio e lo strumento per studiarlo sono esattamente identici (. . .) non è stato dato finora un nome»? Non si tratta della «riflessività», che Simone presenta a p. 49 e 93? Belle, a p. 26–28, le righe dedicate alla distinzione fra «astrattezza» e «astrazione» nel definire il carattere della linguistica (in genere, chi scrive trova molto felici le parti del volume in cui si riflette sulla linguistica stessa, sulla sua natura, sui suoi procedimenti).

Alle p. 64ss., a proposito della nozione di arbitrarietà, nella cui discussione si tiene anche opportunamente conto di recenti recuperi, o scoperte, circa l'iconismo o iconicità nell'organizzazione strutturale delle lingue e della relativa «traccia dell'utente» sulla struttura della lingua, forse si rischia all'inizio di dare eccessiva importanza al lessico (per es., a p. 67 si ridimensionerebbe il problema dello «svantaggio» dell'arbitrarietà se si notasse che per le regole della grammatica vale proprio che sia possibile «prevedere» i significati in base alla composizione degli elementi). Nell'esempio cinese in fondo a p. 71, la glossa delle due frasi giustapposte è invertita: *nǐ gěi tā qián, tā cái gěi nǐ shū* vale all'incirca «tu dà (a) lui soldi, lui allora dà (a) te libro». A p. 92, saremmo più cauti nell'affermare che «il mutamento linguistico non è in grado di spostare una lingua da un tipo ad un altro»: certamente, il mutamento può far sì che una lingua diventi un'altra lingua, di un altro «tipo» (è il caso palese delle lingue romanze rispetto al latino, per es.), e non è del tutto da escludere che la deriva tipologica (o il contatto prolungato) faccia cambiare tipo di appartenenza ad una stessa lingua.

A p. 116, se ci si consente di scendere a bricciache: perché non si usa anche il termine, ben attestato nella tradizione, di «combinatorie» per le «varianti contestuali (o in distribuzione complementare)»? E forse una pronuncia come /'tupido/ per *stupido* non è così inaccettabile in italiano (si pensi ad alcune varietà regionali) come vien detto. A p. 131, può indurre in errore riportare in tabella, sia pure provvisoriamente come verrà chiaro nel seguito, *cortese, höflich*, ecc. come «unità minime», esempi di morfemi. A p. 141, è vero che *ri-* in *rigettare* «non significa nulla di specifico»? A p. 161, mi sembra che *sanguelematico* ecc. siano esempi di suppletivismo, contrariamente a quel che lascia inferire la formulazione all'inizio del comma (a). A p. 163, si potrebbe notare che in realtà *-izzare* può produrre verbi anche a partire da basi non aggettivali (come in *tipizzare, mitizzare*, ecc.). A p. 177, quando si osserva che «è difficile spiegare come mai le porzioni della catena linguistica interessate alle modificazioni morfologiche siano di dimensioni così esigue», si potrebbe suggerire, e la cosa sarebbe coerente con la visione funzionale dell'autore, che una ragione può esserne l'economicità, dato che quelli affidati alle unità morfologiche sono i significati che in ogni lingua debbono essere obbligatoriamente espressi.

A proposito della rappresentazione delle relazioni sintattiche, a p. 202, si poteva forse aggiungere che la notazione delle dipendenze con frecce orientate è tipica anche di certa linguistica anglosassone (per es., della *word grammar* di R. Hudson), e che nella linguistica tedesca che sviluppa la grammatica di valenza (per es. in H.-J. Heringer o recentemente in P. Koch) si trovano tentativi di rappresentare congiuntamente sia le relazioni di dipendenza che la «profondità sintattica». A p. 214, avremmo volentieri visto un cenno tipologico alle relazioni fra l'ordine degli elementi nel sintagma e quello dei costituenti maggiori nella frase: in turco, per es., la «disposizione rigorosamente regressiva» è certamente connessa col carattere tipicamente SOV di tale lingua. A p. 215 e 216, è vero che *ciò* funzioni solamente come anaforico (e in, per es., *sento che ciò che dirai non mi farà piacere?*), e che in *che sappia fare questo lavoro, c'è solo Luigi* il *che* sia pronome relativo? A p. 228, nella discussione sulla definizione di «clausola» (termine che Simone preferisce a «proposizione»), valeva forse la pena di accennare alla sua possibile definizione come «rappresentazione (o predicazione) di uno stato o evento o processo». A p. 271–272, a me sembra che gli esempi riportati (suffissi latini *-sc-* e *-it-* nei verbi, *-c(u)l-* nei diminutivi) non siano affatto casi di lessicalizzazione, ma al contrario di definitiva grammaticalizzazione (nel senso in cui i termini vengono per lo più adoperati), dato che, come dice giustamente Simone, nei derivati italiani hanno perso qualunque apporto semantico e sono completamente integrati nella forma della parola, senza aver più signifi-

cato. Ma probabilmente non c'è accordo terminologico, su questo punto, tra recensore e autore.

A quanto pare, non si usa mai esplicitamente la nozione di «prototipo», che pure avrebbe potuto utilmente completare la trattazione di certe categorie complesse e plurifattoriali, come per es. quando si discute la nozione di soggetto, a p. 358–359. Una semplicissima svista sarà, a p. 370, l'incornguenza dell'esempio (...) *Luigi ha fatto riparare* (...) rispetto a *Luigi ha riparato* dei vari schemi. Nel capitolo sulla struttura tematica, convince a volte poco l'identificazione del tema in alcuni degli esempi citati: per es., a p. 384, in *si che lo voglio, il panino che mi hai promesso*, a mio parere *si che lo voglio* sarebbe rema piuttosto che tema; così, *non crederai*, in *non crederai che siamo d'accordo, spero e sono io in sono io che non la penso così* (p. 385), o *non in non lo bevo, il latte* (p. 386; analizzare *non* come tema è fra l'altro in contraddizione con l'analisi che si fornisce, a p. 387, dell'analogia frase francese *je n'arrive pas à le trouver, ce livre*, dove come tema viene, giustamente, identificato *ce livre*). A p. 438, a voler essere proprio pignoli, *zanne* non pare appropriato nella gerarchia lessicale delle parti del corpo del cavallo; e a p. 501 *omosessuale* non sembra in realtà mettere in crisi la complementarità semantica di *uomo* e *donna* (il suo significato non è, infatti, «né uomo né donna»).

Ma non vorremmo che questi appunti di lettura su dettagli marginali finissero per dare l'errata impressione che si tratti di un'opera, tutto sommato, criticabile! Tutt'altro. Essi vorrebbero invece dar conto dell'interesse del volume anche nei particolari, e sono unicamente testimonianza dell'attenzione simpatetica con cui si è letto, e cercato di meditare, il lavoro di Simone. Non è costume, in una recensione, enfatizzare ciò in cui si è d'accordo con l'autore, tanto più quando, come in questo caso, l'accordo è pressoché generale. Vorremmo invece chiudere con qualche nota di commento globale. Dal punto di vista del contenuto, questi *Fondamenti* innovano rispetto ai manuali correntemente in uso (quelli più diffusi in Italia sono, com'è noto, soprattutto traduzioni di autori anglosassoni), dove non è affatto consueto trovare ampi capitoli (nel caso, poi, assai ben fatti) sulla struttura tematica e informativa (cap. 11) e sul «testo» (cap. 12). La discussione della materia presentata è sempre ampia e pacata, oltreché sostenuta da un vigile senso critico verso i limiti e i punti deboli della disciplina; e le formulazioni e i giudizi sono per lo più molto centrati. Per ogni punto trattato c'è sempre un'abbondante esemplificazione, sull'italiano ma anche su molte altre lingue (quelle più utilizzate sono l'arabo, il turco, il latino, il giapponese, il russo; e poi il cinese, il somalo, l'ungherese, il greco, lingue amerindiane, *pidgin* e creoli, ecc.).

Nella concezione teorica di Simone — il cui filo conduttore è fondamentalmente dato dalla considerazione che «le lingue sono anzitutto «macchine per scambiarsi significati»» (p. 463) e dalla conseguente attenzione, che percorre sotterraneamente tutta la trattazione, e spesso e volentieri emerge esplicitamente, per l'accennata «traccia dell'utente» sulle lingue: «il modo in cui le lingue sono fatte e il modo in cui cambiano nel tempo (...) sono profondamente influenzati dalle capacità di elaborazione del linguaggio proprie dell'utente», p. 94 — confluiscono e si fondono diverse ispirazioni, dalla semiologia di matrice saussuriana allo strutturalismo post-bloomfieldiano al funzionalismo-«naturalismo» dell'ultimo quindicennio. Ne risulta un impasto coerente e originale, di cui è difficile trovare paralleli precisi nella linguistica contemporanea (i riferimenti più immediati che verrebbero in mente sono soprattutto a Halliday — che del resto è uno fra i pochi autori più volte citati nel testo —; e poi, più latamente, ad autori un po' *a latere* rispetto al *main stream* della linguistica formale negli anni Ottanta come un Givón, a un Lyons, e anche, per alcuni aspetti, a un Pike e alla tagmemica). Anche la terminologia di Simone è in più d'un caso piuttosto personale: v. per es. *circuiteria* sintattica (p. 188), *pausabilità* nella parola (p. 148), *regionalità* di molte aree della grammatica (*passim*), *meronimi* e *meronimia* per il rapporto semantico di relazione della parte al tutto (p. 437), l'indovinata nozione di morfemi, unità ecc. *dedicati* per indicare forme o costrutti specializzati nel veicolare un certo valore (*passim*), eccetera. Come già si è accennato, qua e là l'esposizione (certamente in vista delle finalità didattiche che l'autore tiene costantemente in primo piano; ma da questo punto di vista si può trattare di un'arma a doppio taglio, almeno a nostro parere, considerato che lo studente medio all'inizio degli studi tende ad avere difficoltà nel selezionare in un testo le cose veramente centrali da quelle sussidiarie, nel gerarchizzare l'informa-

zione) rischia di apparire un po' ridondante e iperesplicitiva (tale impressione può essere accentuata da alcune ripetizioni contenutistiche, del resto ineliminabili in un'opera di questa densità), ma il linguaggio di Simone è in genere di cristallina chiarezza.

Nel complesso, questi *Fondamenti* sono un trattato di forte personalità, che rende la linguistica teorica interessante e tutt'altro che arida, e a cui non resta che augurare la massima utilizzabilità anche come manuale istituzionale, se non proprio introduttivo, per la linguistica generale.

Gaetano Berruto



MARIA-ELISABETH CONTE, ANNA GIACALONE RAMAT, PAOLO RAMAT (Hrsg.), *Dimensioni della linguistica*, Milano (Franco Angeli) 1990, 240 p. (*Materiali linguistici* 1).

Degli otto contributi di questo volume miscelaneo, che inaugura una nuova collana del Dipartimento di Lingue e letterature moderne, sezione Scienze del linguaggio, dell'Università di Pavia, interessano il romanista sia lavori specifici su fatti che coinvolgono le lingue romanze, sia scritti su problemi generali del linguaggio. Nella parte prima, dedicata alla linguistica storica, Anna Giacalone Ramat, «Clitici latini e romanzi» (p. 11–30), discute la formazione dei clitici romanzi partendo dalla convinzione che «non siano una creazione *ex nihilo*: i fenomeni che li caratterizzano (...) si trovano già nel latino, o almeno nel latino tardo, in un insieme di testi di carattere popolare» (p. 11); ne risulta, nelle linee generali, una precisazione delle ipotesi di D. Wanner (abbandono della legge di Wackernagel e progressiva cliticizzazione dei pronomi atoni sul verbo, dipendente da vari fattori che conducono a una «rianalisi»), nel quadro di un ampio mutamento tipologico che porta il verbo ad «avanzare» verso sinistra.

Nella seconda parte, dedicata alla linguistica tipologica, G. Bernini, «Per una tipologia delle repliche brevi» (p. 119–149), propone una documentatissima rassegna delle forme utilizzate per le risposte brevi a enunciati interrogativi nelle lingue d'Europa, che ha fra l'altro il grande merito di essere la prima fondamentale trattazione in chiave tipologica di un settore di solito *a latere* nei lavori di tipologia linguistica, che implica anche delicate questioni pragmatiche, testuali e conversazionali (fra innumerevoli altre riflessioni, osservazioni e discussioni di problemi di ricerca futura, Bernini mostra anche come «l'uso di profrasi del tipo italiano possa essere considerato un tratto areale europeo», p. 146, come già proposto, senza il conforto di una documentazione così sistematica, da Meillet e altri dopo di lui).

Di alto livello è anche il contributo di P. Ramat, «Nessuno, Ulisse e Polifemo» (p. 151–166), che, nel quadro di un progetto di ricerca tipologica sulle strategie di negazione nelle lingue europee, fornisce una prima accurata impostazione all'analisi del comportamento del quantificatore negativo «nessuno», da cui emerge che le lingue europee, rispetto al parametro della «permeabilità di NEG, cioè l'obbligo o meno di avere un morfo negativo davanti a Vb, anche in presenza di un quantificatore negativo come «nessuno», «niente»» (p. 163), si dispongono in tre gruppi: quelle che conoscono tale obbligo (per es., francese, rumeno, russo, ecc.), quelle che non lo conoscono (per es., tedesco, inglese, provenzale, ecc.), e quelle che, come l'italiano, lo spagnolo, il portoghese e altre varietà romanze (più l'albanese) fanno dipendere la presenza di un morfo di negazione dall'ordine dei costituenti della frase.

Nella terza parte, infine, dedicata alla linguistica testuale, Maria-Elisabeth Conte, «Pronomi anaforici non-coreferenziali» (p. 201–215), perviene a contraddire con argomenti puntuali e stringenti (anche se non tutti gli esempi forniti convincono completamente: in *se sali, accendila sul primo*, è vero che è il *predicato*, in senso stretto, che permette di individuare il referente, senza che vi sia un antecedente?) le tesi correnti che a) l'antecedente sia sempre determinante per l'individua-



zatione del referente di un pronome anaforico, b) il pronome anaforico sia sempre un mero segnale di continuità, c) l'antecedente sia sempre dato.

Anche gli altri saggi del volume, non direttamente rilevanti per il romanista (Silvia Luraghi sulla posizione del verbo indoeuropeo in relazione alla legge Wackernagel, G. Manzelli sul plurale cappatico in armeno e ungherese, Claudia Caffi su litote e altre forme di mitigazione retorico-testuale, M. Prandi sulla figura retorica della reticenza), documentano egregiamente i lavori e le direzioni di ricerca della sezione di linguistica dell'Università pavese (salvo la sociolinguistica e la linguistica applicata, che vi sono altrettanto ben rappresentate: ma è chiaro che nel volume non si poteva mettere altra carne al fuoco) in tutta la loro poliedricità.

Gaetano Berruto



*Parallela 4. Morfologia/Morphologie*, Akten des V. österreichisch-italienischen Linguistentreffens in Bergamo, 2.–4. Oktober 1989, hrsg. von MONICA BERRETTA, PIERA MOLINELLI, ADA VALENTINI, Tübingen (Narr) 1990, p. 349 (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 350).

Die in unregelmäßigen Abständen von der *Società di Linguistica Italiana* organisierten österreichisch-italienischen Linguistentreffen haben sich in den letzten zehn Jahren bereits zu einer Tradition entwickelt, ebenso wie die erneut nach einem lobenswert kurzen Zeitraum erfolgte Veröffentlichung der Kongreßakten bei Gunter Narr. Die Reihe *Parallela* weist auch thematisch eine gewisse Kontinuität auf: der erste Band (1983, rezensiert von G. Berruto in *VRom* 43) ist der Wortbildung, dem Lexikon sowie der kontrastiven Linguistik gewidmet, *Parallela 2* der Syntax des modernen Italienisch; *Parallela 3* befaßt sich neben generativer Syntax und Fachsprachen wiederum mit der kontrastiven Linguistik. Das nun vorliegende Buch ist einer einzigen Analyseebene gewidmet, der Morphologie, was insofern symptomatisch ist, als sowohl der Systemlinguistik allgemein als auch im speziellen der Morphologie als eigenständiger Komponente des Sprachsystems in jüngster Zeit wieder vermehrt Beachtung geschenkt wurde.

Der Kongreß in Bergamo wurde mit zwei Vorträgen eröffnet, die zwei Grundeinheiten der morphologischen Analyse, das Wort und das Morphem, zum Gegenstand haben. P. Ramat schlägt in seinem Beitrag eine prototypische Definition des Wortes vor, die auf den Kriterien der Autonomie, der Mobilität sowie der Kohäsion beruht. Es ist bekanntlich nicht sehr einfach, einen vorwissenschaftlichen Begriff wie denjenigen des Wortes genauer zu definieren, v.a. wenn man dafür nur zehn Seiten zur Verfügung hat (so nimmt Ramat z.B. keinen Bezug auf die klassische Formulierung Bloomfields «a minimum free form»). Als kleine Randbemerkung wäre hier zu erwähnen, daß Eigennamen in der Regel eher als indexikalische Zeichen betrachtet werden (und nicht als symbolische wie auf p. 12).

G. Berruto diskutiert anschließend vier in der Literatur verbreitete Morphemdefinitionen und plädiert anhand einer «Morphematizitätsskala» mit 13 Kriterien ebenfalls für einen prototypischen Morphembegriff. Er betont dabei den biplanaren Charakter des Morphems, im Gegensatz zur immer mehr auch in grundlegenden Werken (so z.B. in L. Bauers Einführung in die Morphologie oder in R. Simones *Fondamenti di linguistica*) verbreiteten Auffassung, dieses sei eine rein semantische Einheit, der als *signans* das «Morph» entspreche. Eine solche terminologische Regelung, die zu seltsamen Wortschöpfungen wie *portmanteau morph* führt, verunmöglicht aber nicht nur die wesentliche Unterscheidung zwischen *type* und *token*, sondern zerstört auch die einleuchtende Analogie zum Begriffspaar *Phonem/Phon*.

*Parallela 4* enthält insgesamt 28 Aufsätze, von denen 21 auf italienisch und 7 auf deutsch geschrieben sind; aus offensichtlichen Gründen kann an dieser Stelle nur eine Auswahl besprochen werden. Das Buch ist in fünf Teile gegliedert: «Theorie und Typologie», «Morphologische Er-



scheinungen in der Diachronie», «Zusammenhänge zwischen Morphologie und anderen Ebenen der Sprache». «Subsysteme und Kategorien» sowie «Spracherwerb und Sprachverlust». Zwischen diesen Sektionen bestehen allerdings verschiedene inhaltliche Querverbindungen, indem einerseits etliche Beiträge gewissen Modellen der theoretischen Linguistik verpflichtet sind und andererseits viele Autoren auf die Interdependenz zwischen morphologischen und anderen sprachlichen Phänomenen hinweisen.

Letzteres ist z.B. im programmatischen Artikel von W. U. Dressler und L. Merlini Barbaresi der Fall, in welchem mit der «Morphopragmatik» die Einführung einer neuen linguistischen Teildisziplin vorgeschlagen wird, um die pragmatischen Effekte morphologischer Regeln (exemplarisch dargestellt an italienischen Diminutivsuffixen) zu analysieren. M. Dardano und sein Schüler C. Giovanardi zeigen wiederum, wie die Wortbildung in altitalienischen Texten als Mittel zur Verdeutlichung der textuellen Kohärenz verwendet wurde, während C. Bazzanella und C. Calleri nachzuweisen vermögen, daß Kinder bei der Nacherzählung von Märchen z.T. abweichende aspektuelle und modale Bedeutungen der Verbalmorphologie benutzen, um die narrative Struktur kontrastreicher zu gestalten; A. Christofidou schließlich befaßt sich mit der Funktion der Neubildungen im Werk des griechischen Dichters O. Elytis.

Die Erklärung morphologischer Strukturen innerhalb eines weiter gefaßten kommunikativen Zusammenhangs läßt einen großen Teil der in *Parallela 4* erschienenen Aufsätze der funktionell orientierten Linguistik zuordnen; ein explizites Bekenntnis in diesem Sinne legt M. Berretta auf p. 188 ab. Insbesondere werden die Parameter der «Natürlichen Morphologie» (NM) von mehreren Autoren herangezogen, und zwar nicht nur von W. U. Dressler (einem ihrer bekanntesten Exponenten) und seinen Schülerinnen, sondern auch von einer Reihe italienischer Linguisten.

Eine Weiterentwicklung des theoretischen Modells der NM versucht G. Crocco-Galeas, indem sie die «Unnatürlichkeit» schwach suppletiver Formen durch den Begriff des «Schemas» (als einem Bündel prototypischer phonologischer, morphologischer und lexikalischer Merkmale) relativiert: zwar können die von Crocco-Galeas untersuchten *etnici italiani* vom Typus *Vicenza* → *Vicentino* nicht durch Regeln gebildet werden (im Gegensatz etwa zu Allomorphen), trotzdem erleichtert die Gruppierung um eine «Leitform» ihre Repräsentation im mentalen Lexikon. Eine interessante Anwendung der Prinzipien der NM (wie konstruktionseller Ikonismus, morphotaktische und morphosemantische Transparenz, «Eineindeutigkeit») nimmt U. Doleschal in ihrer Abhandlung über «Probleme der Movierung im Deutschen und Italienischen» vor, wobei sie zunächst zum kontraintuitiven Ergebnis kommt, daß die Genuskonversion im Italienischen (vom Typus *notai-o* → *notai-a*) unnatürlicher sei als die Suffigierung mit *-essa*. Hier muß allerdings mit dem Parameter der Systemadäquatheit operiert werden: die «Movierungsbedeutung» wird in diesem Fall durch die Flexionssuffixe signalisiert, d.h. die weibliche Form stellt eine unabhängige Ableitung von der gleichen Basis dar, was den berechtigten Schluß nahelegt, daß Genuskonversion ikonischer ist als andere Konversionen (p. 252).

In geringerem Maße ist in *Parallela 4* die im Rahmen des Generativismus entstandene «lexikalische Morphologie» vertreten, obwohl an einem Kongreß in Italien S. Scalise als einer ihrer Hauptvertreter natürlich nicht fehlen konnte; sein gemeinsam mit A. Bisetto und R. Mutarello verfaßter Beitrag trägt den Titel «Präfixe und morphologische Theorie». Weitere Arbeiten, die sich bis zu einem gewissen Grad an diesem Forschungsparadigma orientieren, sind diejenigen von A. M. Thornton zur italienischen *vocale tematica*, von I. Stefanescu über Nominalkomposita im Rumänischen sowie diejenige von F. Rainer über Blockierungen für die italienischen Diminutive *-etto* und *-ino*. Gerade dieser letzte, sehr vielseitige Aufsatz könnte einen in Versuchung führen, den von Rainer als «apparente caos» (p. 217) bezeichneten Sachverhalt als tatsächliches Chaos zu betrachten und davon auszugehen, daß der *Output* von zwei Derivationsregeln – ein Paradigma mit vier möglichen Distributionen – von einer grundsätzlich infiniten Zahl von phonologischen, semantischen und pragmatischen Faktoren bestimmt werden kann.

Abgesehen vom eminenten theoretischen Interesse, das die meisten der in *Parallela 4* abgedruckten Aufsätze kennzeichnet, wird mit dem vorliegenden Band auch ein nicht unwesentlicher

Beitrag zur Erforschung und Beschreibung der Morphologie des Italienischen geleistet, und zwar sowohl in diachroner als auch in synchroner Perspektive. Mit Problemen der Geschichte des Italienischen befassen sich, neben den bereits erwähnten M. Dardano und C. Giovanardi, u.a. R. Rindler-Schjerve und A. Kratschmer (mit einer Analyse der Auxiliarselektion in einem altitalienischen Korpus) sowie A. Zamboni, der in seinem typologischen *tour d'horizon* durch die Romania an den exozentrischen Komposita des Typus *pettiroso* ein Relikt des protoromanischen *casus obliquus* ausfindig macht; bemerkenswert ist auch Zambonis Hinweis auf gewisse Parallelismen zwischen Wortbildung und Wortstellung auf der Ebene der Syntagmen, wonach man auf die Existenz einer solchen morphologischen Subkomponente schließen könnte.

Von den Arbeiten zum modernen Italienisch sind diejenigen zum Diminutiv von Rainer und Dressler/Merlini bereits erwähnt worden. P. Manili befaßt sich mit den auf Verbformen beruhenden Gliederungspartikeln vom Typ *sai, vedi*, deren morphologische Markierung sich als ein wesentliches Merkmal erweist, wichtiger noch als die z.T. desemantisierten lexikalischen Morpheme. Von besonderer Bedeutung ist dabei die zweite Person, die eine Reihe pragmatischer und textueller Funktionen erfüllt, innerhalb eines Kontinuums bezüglich der syntagmatischen Fixierung, das vom gewöhnlichen *«tu allocutivo»* über das *«tu generico»* bis zum *«tu universale e gnomico»* reicht. A. Mioni beschäftigt sich mit einer wenig beachteten Wortklasse, den Ideophonen. Diese Kategorie ist eher als Eigenheit gewisser afrikanischer Sprachen bekannt, obwohl sie auch im Italienischen existiert, wie dem Titel *«Fece splash e, glu glu, affondò»* entnommen werden kann. Mioni stellt eine erste aufgrund der Auswertung italienischer *comics* gewonnene Liste vor, nachdem er zuerst anhand einer Reihe phonologischer, morphosyntaktischer und semantischer Kriterien die Ideophone von den ihnen verwandten Interjektionen unterschieden hat.

M. Beretta setzt sich im Rahmen ihrer Erforschung des sog. *«Italiano tendenziale»* mit dem präpositionalen Akkusativ auseinander, einer Erscheinung, welche wie z.B. die Ansätze zu einer Objektkonjugation zu den typologischen Neuerungen des modernen Italienischen zählt (eine erweiterte Fassung dieses äußerst interessanten Aufsatzes ist in *VRom* 48 (1989) erschienen). Strukturen wie *a lei la pagano* können im Munde eines Norditalieners nicht mit dialektalem Substrat erklärt werden; vielmehr handelt es sich um eine Form von differentieller Objektmarkierung, die für die besondere Kennzeichnung belebter und definiter/spezifischer Objekte in *topic*-Position verwendet wird.

Die Tatsache, daß sich die meisten Beiträge in irgendeiner Form mit dem Italienischen befassen, ist wohl nicht nur als ein Tribut an das Gastgeberland zu werten, sondern kann nicht zuletzt darauf zurückgeführt werden, daß diese Sprache eine reiche Flexions- und Derivationsmorphologie aufweist. Aufgrund dieser Eigenschaft eignet sie sich auch vortrefflich für psycholinguistische Untersuchungen verschiedenster Art, sei es zum Erstspracherwerb (M. Lo Duca über Neubildungen vom Typus *tagliacapelli* bei Kindern) oder zum Zweitspracherwerb (B. Moretti über den Gebrauch der Wortbildung bei nichtitalophonen Sprechern in der deutschen Schweiz und A. Valentini über den Erwerb von Genus und Numerus durch Chinesen) u.a.m.

Abschließend kann gesagt werden, daß *Parallela 4* einen ausgezeichneten Überblick über die Vielfältigkeit und den aktuellen Stand der Forschung in der linguistischen Morphologie vermittelt. Die meisten Beiträge berichten über laufende oder soeben abgeschlossene Forschungsobjekte und sind deshalb bestrebt, ihre theoretischen Positionen durch empirische Befunde zu untermauern. Nachdem die Morphologie lange Zeit wegen des vorherrschenden Interesses für die Syntax vernachlässigt wurde, zeigt der vorliegende Band nun deutlich, daß auch in diesem *«klassischen»* Gebiet der Linguistik noch viele Fragen offen sind, die mindestens z.T. durch die Anwendung neuerer theoretischer Modelle und der Erkenntnisse aus anderen Bereichen der Linguistik geklärt werden können.

Stephan Schmid

KARL-HERMANN KÖRNER, *Korrelative Sprachtypologie. Die zwei Typen romanischer Syntax*, Stuttgart (Franz Steiner) 1987.

El trabajo de Körner constituye una aportación sumamente interesante en el dominio de los métodos y objetivos de una tipología lingüística. Aunque las bases empíricas son fundamentalmente aportadas por las lenguas romances, no falta una posible proyección sobre otros ámbitos lingüísticos de las conclusiones aquí obtenidas. En el libro que reseñamos se recogen una serie de estudios (la mayor parte reformulación o nueva presentación de artículos previamente aparecidos) que contienen todos ellos una precisa valoración del dato lingüístico presidida por presupuestos teóricos comunes de los que el lector va cobrando conciencia de forma progresiva, sin que llegue a echarse en falta, ni a ser, por otra parte, necesaria, una exposición formalizada y unitaria de los mismos. Trataremos de presentar en forma sucinta las líneas maestras que subyacen al conjunto.

Una tipología correlativa, u orientada hacia el descubrimiento y posterior explicación de correlaciones entre rasgos característicos de dos tipos generales de lengua, asume, antes de nada, el presupuesto de que un rasgo tipológico no se comprende aislado, sino en función de otros que guardan con él una relación funcional. La tipología correlativa orienta primeramente su labor empírica a la observación de la copresencia de rasgos representativos de determinado tipo lingüístico. Cuando la copresencia de dos rasgos  $x$ ,  $y$  se le ofrece con regularidad al investigador, es posible formular una hipótesis según la cual la conexión entre los mismos llega a ser evento en general esperable. La hipótesis se obtiene a partir del dato empírico ofrecido para un conjunto limitado de lenguas, pero resulta luego criterio de trabajo aplicable en principio a cualquier lengua natural, esto es, criterio que hace a la tipología correlativa un tipo de ciencia de alguna forma predictiva.

El carácter sistemático con que la copresencia de determinada pareja de rasgos se observa en una serie de lenguas suscita de forma natural en el investigador la pregunta acerca de la posible relación de dependencia o interdependencia entre los mismos, acerca de los fundamentos de dicha relación. De esta forma debemos decir que la tipología correlativa es no ya solo predictiva, sino también explicativa de los fenómenos observados.

A la hipótesis por la que se supone conexión entre dos rasgos  $x$ ,  $y$ , característicos de determinado tipo lingüístico, debe acompañar en principio una hipótesis complementaria por la que se supone conexión entre dos rasgos  $x'$ ,  $y'$ , característicos de otro tipo lingüístico. Una hipótesis y su alternativa guardan entre sí una relación tal que de la validación de una de ellas resulta también naturalmente esperable la validación de la otra. Como los miembros de las parejas  $x, x'$  e  $y, y'$  pertenecen o son característicos de tipos lingüísticos diferentes resulta posible decir que el examen de un tipo de lengua puede considerarse ilustrativo para el estudio de otro. La copresencia de rasgos en determinada lengua nos permite confirmar directamente la hipótesis que supone relación entre los mismos para el tipo lingüístico al que dicha lengua pertenece, pero también, al mismo tiempo, confirmar indirectamente la hipótesis complementaria.

La relación de complementariedad que consecuentemente media también entre los tipos lingüísticos sometidos a contraste presupone definir el universo respecto al cual estos tipos son complementarios entre sí. Esta operación, que permite fijar con claridad los límites del discurso científico en tipología, contribuye también a la orientación nomotética de la disciplina, en el sentido ahora de que toda descripción de un tipo lingüístico pasa a estar estructural o funcionalmente justificada, es correlativa de la descripción correspondiente al tipo lingüístico complementario. El estudio se hace naturalmente tanto más complejo cuantos más son los rasgos cuya copresencia trata de explicarse, cuando no se trata ya de parejas, sino de series de rasgos. Pero se incrementa de esta forma también la fuerza con que se puede argumentar a favor de una orientación «correlativa» de los estudios tipológicos.

Expuesto en líneas generales el marco teórico asumido por el autor, vayamos sobre los resultados más interesantes de su estudio en lo que se refiere al dominio empírico por él atendido. El análisis de determinadas características sintácticas y de la forma en que correlacionan entre sí permite distinguir dos tipos fundamentales de lengua romance, uno de ellos vendría representado



por el francés, el italiano central y el catalán, otro por el portugués, el español y el rumano. Al primer tipo corresponderían, en general, los rasgos que aparecen consignados a la izquierda en la siguiente tabla, al segundo tipo, los rasgos consignados a la derecha:

-artículo partitivo	-acusativo preposicional
-concordancia del participio de pasado	-no concordancia
-frase relativa predicativa	-acusativo con infinitivo carácter sustantivado del inf. inf. flexionado
-marca de sujeto obligatoria	-marca de sujeto no obligatoria
-orden SVO	-orden VS
-pasiva con ser	-pasiva refleja
-sujeto impersonal	-impersonal refleja
-pasiva con ser	-acusativo preposicional
-nominativus pendens	-conjugación objetiva
-ausencia de reduplicación pronominal	-reduplicación pronominal

Cada par de rasgos enfrentados en estas dos columnas pueden considerarse resoluciones complementarias operadas sobre determinado dominio sintáctico. Así, por ejemplo, mientras el acusativo preposicional en lenguas como el español impone una marca sobre objetos capacitados para desempeñar la función de sujeto, el francés opta por marcar objetos que carecen de dicha capacidad. El francés da paso a la expresión «je le vois qui peint», frase relativa predicativa, que gana terreno a «je le vois peindre», acusativo con infinitivo (p. 55); en español, por el contrario, el acusativo con infinitivo conserva toda su vigencia. Los rasgos que aparecen en la misma columna muestran entre sí relaciones de dependencia o interdependencia. Existe, por ejemplo, una estrecha relación entre la existencia de un orden fijo SVO, que no permite la tematización de O, y la necesidad de una pasiva con *ser*, que transforma sencillamente objetos gramaticales en sujetos.

La tipología correlativa no puede pretender clasificaciones dicotómicas estrictas. Enfrentada a la realidad empírica de las lenguas y a su variabilidad, encuentra soluciones polarmente enfrentadas para tipos lingüísticos relativamente puros, pero también un conjunto de situaciones intermedias tipológicamente inconsistentes o menos consistentes. En cualquier caso llega a ser posible el comparar dos variedades lingüísticas en función de su orientación relativa hacia uno u otro tipo puro. El autor se refiere, en este sentido, al italiano central como variedad lingüística que, si bien orientada hacia el modelo o tipo puro que representaría entre las lenguas romances el francés, contiene, sin embargo, un alto grado de inconsistencia. La particular situación del italiano central se explicaría, según Körner por su retraso (respecto a otras lenguas romances como el francés o el español) en el dominio del uso. «Nur Sprachen, die verwendet werden, verändern sich zielgerichtet und erreichen so einen natürlichen Grad an typologischer Konsistenz» (p. 165). Esto es, la orientación teleológica del cambio lingüístico, que contribuye a dar consistencia tipológica a una lengua es función del uso. En la economía de la práctica verbal habría, debe entenderse, una natural tendencia a evitar la copresencia de rasgos tipológicamente complementarios como, por ejemplo, orden VS y presencia obligatoria de sujeto, marca preposicional del acusativo y ausencia de reduplicación pronominal. Aunque los rasgos complementarios no se excluyan entre sí en términos absolutos, pronto uno de ellos impondría su dominancia sobre el otro y le iría ganando terreno progresivamente. Esta situación pensamos nos permitiría considerar las parejas de rasgos com-

plementarios como universos perceptuales que se resuelven, más pronto o más tarde, al realizarse en términos de figura uno de ellos sobre el otro, que adquiriría consecuentemente la condición perceptual de fondo. Aunque las soluciones ambiguas pueden darse, serían en general perceptualmente poco estables y exigirían en último término una clara resolución categorial.

El trabajo de Körner diremos para resumir no sólo constituye una pieza clave en la fundamentación de una tipología lingüística que se pretenda explicativa de los fenómenos observados, sino que arroja también con toda seguridad luz sobre la estrategia que la investigación sintáctica de una lengua dada debe asumir. Al comparar tipos sintácticos utilizando el criterio asumido por este autor se está inevitablemente aportando también mucho a la comprensión y correcta valoración de la naturaleza misma de los hechos sintácticos.

Carlos Hernández Sacristán



GEORGES KLEIBER, *Relatives restrictives et relatives appositives: une opposition «introuvable»?* Tübingen 1987, 166 p. (*Beih. ZRPh* 216)

Die Unterscheidung von restriktivem (determinativem) und appositivem (explikativem) Relativsatz scheint eine Bastion der Grammatikographie zu sein, denn sie findet sich praktisch in allen Handbüchern und ist bis vor kurzem kaum je in Frage gestellt worden. Vor allem in Arbeiten, die sich am Paradigma der generativen Transformationsgrammatik orientieren, sind in den letzten fünfzehn Jahren aber zunehmend Zweifel aufgekommen, ob sich die traditionelle, in erster Linie semantisch begründete Unterscheidung aufrecht erhalten läßt. Es fehlt heute nicht an Versuchen, die eine Neufundierung anstreben oder die Berechtigung dieser oder ähnlich gearteter Unterscheidungen schlicht leugnen<sup>1</sup>. Georges Kleiber hat sich diesem ganzen Fragenkomplex zwischen 1980 und 1987 in einer Reihe von Aufsätzen gewidmet<sup>2</sup>, die hier nun in überarbeiteter Form zu einer Buchpublikation zusammengefaßt vorliegen.

Der Band beginnt mit einer knappen Einleitung (p. 7–9), in der die Forschungslage kurz umrissen, die Zielsetzung definiert und überdies einige terminologische Vorentscheidungen dargelegt werden. Es folgen dann die vier Hauptkapitel der Studie, die in eine nur rund eine Seite umfassende *Conclusion* (p. 153 s.) einmündet. Die Arbeit schließt mit einer Bibliographie, die alle wesentlichen Arbeiten zum Thema enthält; ein Index fehlt.

Das erste Hauptkapitel (p. 13–32) ist der traditionellen Behandlung des Gegensatzes zwischen restriktivem und explikativem Relativsatz gewidmet. Obwohl die Argumentation in aller Regel semantischer Natur ist, ist die Interpretation der Unterscheidung alles andere als einheitlich; es sind mindestens drei Typen zu unterscheiden: ein konzeptuell-extensionaler, ein mengentheoretischer und ein identifikatorisch-referentieller. Im ersten Fall wird dahingehend argumentiert, daß der determinative Relativsatz die Extension des durch das Antezedens repräsentierten Konzepts einschränke, der appositive Relativsatz dagegen nicht. Die zweite Argumentation läuft darauf hinaus, daß der determinative Relativsatz in der durch das Antezedens repräsentierten Klasse eine Subklasse ausgrenze, was beim appositiven Relativsatz nicht der Fall sei. Der dritte Ansatz schließlich argumentiert dahingehend, daß ein determinativer Relativsatz für die Identifikation des Referenten entscheidend (oder an dieser zumindest maßgeblich beteiligt) sei, während bei ei-

<sup>1</sup> Cf. z.B. P. LE GOFFIC, «Propositions relatives, identification et ambiguïté, ou: Pour en finir avec les deux types de relatives», *DRLAV* 21 (1979), 135–45.

<sup>2</sup> Für die genauen Angaben cf. KLEIBER 1987: 10 s. N 7.

nem appositiven Relativsatz die referentielle Identifikation anderweitig geleistet werde. Kleiber weist schon an dieser Stelle zu Recht darauf hin, daß diese drei Ansätze keineswegs als gleichwertig angesehen werden können. – In einem zweiten Unterkapitel stellt Kleiber dann zwölf formale Kriterien zusammen, die zur Unterscheidung der beiden Relativsatztypen dienen (oder zumindest dienen können): sie reichen von der Intonation/Interpunktion bis hin zur Verwendung bestimmter Quantifikatoren (*tous* – appositiv; *seuls, ceux* – determinativ). Kleiber hat sicher recht, wenn er diese Kriterien als eine Art Faktorenbüschel darstellt, von denen keineswegs immer alle realisiert sein müssen, damit der eine oder andere Typus identifiziert werden kann. Etwas überraschen muß, daß er bei diesem Ansatz übersieht, daß das intonative Kriterium selbst auch wieder Büschelcharakter hat, daß die Pause alles andere als obligatorisch ist und die Kommasetzung kaum als solides linguistisches Kriterium gelten darf<sup>3</sup>. Für ihn ergibt sich aus dieser Analyse, daß der appositive Relativsatz offensichtlich eine größere Autonomie genießt, wobei deren Charakter noch zu präzisieren sein wird. – In einem dritten Unterkapitel wird dann noch die stemmatische Darstellung im Rahmen der generativen Transformationsgrammatik diskutiert, die als (fakultative) syntaktische Umsetzung des eingangs präsentierten semantischen Befundes gelten kann.

Im zweiten Hauptkapitel (*Une opposition traditionnelle «dépassée»*; p. 33 ss.) geht es Kleiber darum zu zeigen, daß es keine Relativsätze gibt, die *a priori* restriktiv oder appositiv wären, daß aber eine andere – keineswegs deckungsgleiche – Unterscheidung existiert, die offensichtlich kontextunabhängig funktioniert: die Unterscheidung in spezifizierende und nicht spezifizierende Relativsätze. Der Relativsatz in *Les filles que j'ai rencontrées sont travailleuses* wäre obligatorisch spezifizierend (+ *spécifiant*), der Relativsatz in *Les filles qui parlent le basque sont travailleuses* wäre hinsichtlich seines spezifizierenden oder appositiven Charakters nicht festgelegt (Ø *spécifiant*). Ob der eine oder andere Typ vorliegt, könnte mittels eines einfachen Tests ermittelt werden: Bei einem spezifizierenden Relativsatz kann unter Verwendung des Artikels *un* aus dem Antezedens und der im Relativsatz enthaltenen Proposition eine akzeptable Aussage gebildet werden, bei einem nicht-spezifizierenden Relativsatz dagegen nicht, z.B.:

Les singes qui ont été attrapés hier sont amusants. – Un singe a été attrapé hier.  
Les singes qui sont gros sont amusants. – \*un singe est gros.

Der Ø/+ spezifizierende Charakter wäre nicht im Relativprogramm begründet, sondern vielmehr im Prädikat (des Relativsatzes bzw. der daraus abgeleiteten einfachen Aussage): Bei einem «indefiniten» Nominalsyntaxma wären nur externe, räumlich-zeitlich spezifizierte Prädikate möglich, nicht aber sogenannte interne Prädikate ohne räumlich-zeitlichen Bezugspunkt. Ich möchte allerdings hinzufügen, daß dies nur bei partikulärer Lektüre von *un singe* etc., nicht aber bei generischer Verwendung gilt (cf. *un singe est gros, un homme est grand* [z.B. aus der Sicht einer Ameise]).

Nach einer Skizze des Manifestationsspektrums von spezifizierenden und nicht-spezifizierenden Relativsätzen (p. 41 ss.) wendet sich Kleiber dann der Frage zu, ob die drei eingangs gegebenen Definitionen für den restriktiven und den appositiven Relativsatz adäquat sind (p. 44 ss.). Die Analyse wird in zwei Hauptblöcken durchgeführt, die einerseits das «definite» (p. 44 ss.), andererseits das «indefinite» Nominalsyntaxma (p. 54 ss.) ins Zentrum stellen. Im Bereich der definiten Konstruktionen wird mit Oppositionen wie Singular/Plural des bestimmten Artikels, generisches/spezifisches Nominalsyntaxma und Ø/+ spezifizierender Relativsatz (bzw. Kombinationen dieser Kriterien) gearbeitet und dann jeweils überprüft, welche der drei Definitionen am angemessensten ist. Es ergibt sich dabei, daß keine wirklich vollkommen falsch ist, aber auch keine sich auf alle Fälle anwenden läßt. Sie sind somit für die Unterscheidung von restriktivem und appositivem Relativsatz letzten Endes ineffizient. Ähnliche Ergebnisse drängen sich auch im Be-

<sup>3</sup> Cf. P. WUNDERLI, «L'intonation des relatives explicatives et déterminatives», *ITL* 60 (1983), 43–75, jetzt auch in id., *L'intonation des séquences extrapostées en français*, Tübingen 1987, p. 190 ss.



reich der indefiniten Nominalsyntaxmen auf, wobei hier noch dazukommt, daß der Gegensatz zwischen restriktivem und appositivem Relativsatz in der Regel rein pragmatischer Natur ist und sich nicht an der Satzstruktur festmachen läßt. Auch die traditionellen (formalen) Differenzierungskriterien greifen in der Regel nicht oder nur schlecht (p. 75 ss.). Kleiber kommt deshalb zu dem kaum anfechtbaren Schluß, daß Definition und Charakterisierung des Gegensatzes zwischen restriktivem und appositivem Relativsatz in ihrer traditionellen Form nicht haltbar sind (p. 77).

Das 3. Hauptkapitel (*Relatives restrictives/relatives appositives: Dépassement(s) autorisé(s)*, p. 83–118) ist der kritischen Analyse von sechs neueren Versuchen, den Gegensatz von restriktivem und appositivem Relativsatz neu zu fundieren, gewidmet. M. Lavecy (p. 84 s.) arbeitet mit einer Unterscheidung von «qualificative» und «déterminative»; beide Typen situieren sich jedoch im Rahmen des traditionell als *déterminatif* bezeichneten Relativsatzes: im ersten Fall haben wir es mit einer referentiellen Identifikation, im zweiten mit einer eigentlichen Qualifikation zu tun, d.h. es liegt in etwa das vor, was Kleiber selbst als nicht-spezifizierende und spezifizierende Relativsätze bezeichnet hat. Da die Unterscheidung von Lavecy sich aber nicht nur im Bereich des traditionell als *déterminatif* bezeichneten Relativsatzes, sondern auch in dem des appositionellen nachweisen läßt, bleibt das Problem letztlich ungelöst, kann doch Lavecy sogar von einer *relative déterminative apposée* und einer *relative qualificative apposée* sprechen! — J. van der Broeck (p. 85 ss.) gibt die dichtotomische Unterscheidung von restriktivem und appositivem Relativsatz auf und setzt an ihre Stelle eine achtstufige Skala, die vom absolut restriktiven bis zum absolut nicht-restriktiven Relativsatz reicht. Obwohl sehr oft (v.a. in der guillaumistischen Linguistik) ein derartiges graduelles Verfahren sich als nützlich erwiesen hat, fällt es Kleiber leicht zu zeigen, daß hier Definition und Erkennungskriterien miteinander verwechselt werden und somit die Problemlösung ebenfalls nicht vorankommt. — P. Henry (p. 87 ss.) vertritt die Auffassung, daß restriktiver und appositiver Relativsatz in der *langue* die gleiche Struktur haben, was auch von Kleiber akzeptiert wird; nicht mehr einverstanden ist er dagegen mit Henry, wenn dieser den Unterschied *restriktiv/appositiv* als reines Diskursphänomen verstanden wissen will (intersequentielle Beziehung beim restriktiven, nur intrasequentielle Beziehung beim appositiven Relativsatz). Für Kleiber liegt eindeutig ein «fonctionnement formel différent» (p. 89) vor, denn das Bündel von Identifikationsmerkmalen der beiden Typen kann in seinen wesentlichen Aspekten nur auf funktionellen bzw. systemgegebenen Fakten beruhen. Da überdies Henrys Verfahren das Problem auf den Bereich des Antezedens mit bestimmtem Artikel beschränkt, wird auch hier wiederum das Problem nicht in seiner ganzen Ausdehnung erfaßt. — S. A. Thompson (p. 90 ss.) schließlich geht davon aus, daß restriktiver und appositiver Relativsatz in der Tiefenstruktur identisch seien; in dieser Hinsicht nimmt er eine ähnliche Position wie Henry ein. Allerdings führt er dann die Unterscheidung der beiden Typen nicht auf sequentielle Unterschiede, sondern vielmehr auf unterschiedliche Annahmen des Sprechers in bezug auf das Wissen des Empfängers zurück, muß sich aber deswegen trotzdem die gleiche Kritik von Kleiber gefallen lassen — S. Y. Kuroda und B. du Castel (p. 94 ss.) schlagen einen geradezu entgegengesetzten Weg ein und nehmen für den restriktiven und den appositiven Relativsatz unterschiedliche Determinantentypen in der Tiefenstruktur an, die sie durch Paraphrasentests greifbar zu machen versuchen. Dies funktioniert über große Strecken auch recht gut, scheitert aber in all den Fällen, wo als Antezedens ein generisches Nominalsyntaxma fungiert. Letztlich kommt Kleiber zum Schluß, daß der Paraphrasentest nur dort funktioniert, wo Nominalsyntaxmen mit einem (nicht-generischen) bestimmten Artikel vorliegen. — Schließlich wird noch der Ansatz von N. Furukawa diskutiert (p. 100 ss.), in dem versucht wird, den Unterschied an eine referentielle bzw. attributive Funktion des Relativsatzes zurückzubinden. Kleiber kann jedoch leicht zeigen, daß hier eigentlich nur eine Wiederaufnahme der «klassischen» Konzeption von identifizierenden und nicht-identifizierenden Relativsätzen vorliegt, die sich bereits als für die Beschreibung des Gesamtphänomens nicht ausreichend erwiesen hat.

Neben diesen gewissermaßen «reduktionistischen» Ansätzen gibt es auch solche, die versuchen, ein breiteres Spektrum von Relativsatz-Typen einzuführen. Hierher gehören v.a. die Unter-



suchungen von P. Larreya und P. Le Goffic (p. 102 ss.). Larreya versucht den präsuppositionellen Ansatz von Thompson semantisch umzusetzen und gelangt so zu einer Vielzahl von Arten. Das Gleiche gilt auch für Le Goffic, für den jeder Relativsatz eine Identifikation im Sinne einer prädikativen Operation repräsentiert, in deren Rahmen zwei Terme als äquivalent gesetzt werden. Sein Inventar umfaßt dann (mindestens) die folgenden fünf Typen: *relative descriptive (ou appositive)*, *relative restrictive*, *relative non contrastive*, *relative «qualificative»*, *relative «sélective»*. Sowohl bei Larreya als auch bei Le Goffic bleibt aber die alte Grunddichotomie zwischen restriktivem und appositivem Relativsatz bestehen, denn die neu eingeführten Typen stellen nur Auffächerungen des «klassischen» Bereichs des restriktiven Relativsatzes dar — die Lösung des Problems kommt also nicht weiter voran.

Schließlich geht Kleiber auch noch auf die Versuche ein, den Gegensatz zwischen restriktivem und appositivem Relativsatz auf Nominalsyntaxmen mit dem bestimmten Artikel einzuschränken (p. 108 ss.) Er diskutiert nacheinander folgende Versuche: Chr. Rohrer mit Hilfe des Jota-Operators und J. D. Mc Cawley im Rahmen der *predicate-conjunct analysis*; semantisch-logische Präsuppositionstheorien (L. Karttunen/S. Peters etc.); C. Fuchs/J. Milner im Rahmen einer auf A. Culioli zurückgreifenden Äußerungstheorie. Viele dieser Versuche sind durchaus in der Lage, zumindest im Bereich der von einem Nominalsyntaxma mit bestimmtem Artikel abhängigen Relativsätze zu einer besseren Erfassung und Umschreibung der Opposition *restriktiv/appositiv* beizutragen; sie kranken aber alle daran, daß sie so nur einen Teilbereich des Gesamtphänomens in den Blick treten lassen und auch nicht einfach auf die ausgeblendeten Sektoren übertragbar sind.

Im vierten und letzten Hauptkapitel (*Une «dualité de fonctionnement»*, p. 119 ss.) präsentiert Kleiber dann seine eigene Konzeption. Nach seiner Auffassung ist es unbestreitbar, daß beim restriktiven und appositiven Relativsatz zwei unterschiedliche Oberflächenstrukturen vorliegen, die nicht ambig sind; aus diesem Grunde muß der Gegensatz auch zuerst auf syntaktischer Ebene beschrieben werden. Primäres Merkmal der beiden Typen wäre die unterschiedliche Intonation (in geschriebenen Texten [im Idealfall]: die Interpunktion): der restriktive Relativsatz wäre durch eine in den Matrixsatz integrierte Intonation gekennzeichnet, der appositive Relativsatz durch eine parenthetische Intonation. Nur schon aus diesem Grunde ließe sich Kleibers terminologische Neufestlegung *construction intégrée/construction détachée* (> *restrictive/appositive*) rechtfertigen. Dazu kommt noch als weiteres Identifikationsmerkmal, daß auf einen restriktiven Relativsatz zwar ein appositiver folgen kann, nicht aber umgekehrt. Diese Ergebnisse entsprechen im wesentlichen meinen eigenen Resultaten im Rahmen der Intonationsforschung<sup>4</sup>; allerdings versäumt es Kleiber darauf hinzuweisen, daß die spezifische Kennzeichnung der *construction détachée* nur potentieller Natur ist und appositive Relativsätze sehr oft mit gleicher Intonationsstruktur wie die restriktiven auftreten, was damit zusammenhängt, daß die beiden Intonationsmuster eine partizipative Opposition mit der *construction intégrée* als unmarkiertem Term bilden. Die Nutzung der unmarkierten Konstruktion ist v.a. dann die Regel, wenn es andere Indikatoren für den Status des Relativsatzes innerhalb des Satzes oder im näheren Kontext gibt<sup>5</sup>.

Nach einem kurzen Vergleich des (nur teilweise identischen) Verhaltens von Relativsätzen und Adjektiven (*adjectif épithète/en apposition*) wendet sich Kleiber dem semantischen Aspekt des Gegensatzes *construction intégrée/détachée* zu. Er zeigt, daß bei syntaktischer Grundlegung des Gegensatzes und beim Verzicht auf die Verallgemeinerung eines privilegierten semantischen Typs aus dem Bereich des Nominalsyntaxmas mit bestimmtem Artikel die traditionellen Probleme nicht auftreten und die Opposition auch mit unbestimmtem Artikel und in ausgesprochenen Problemfällen funktioniert. — Entscheidendes semantisches Merkmal des Gegensatzes zwischen integrierter und «abgesetzter» Konstruktion wäre die Tatsache, daß im ersten Fall Nomen bzw.

<sup>4</sup> Cf. oben, N 3, bes. p. 209 ss.

<sup>5</sup> Cf. WUNDERLI, *loc. cit.*

Nominalsyntaxema und Relativsatz eine Einheit bilden, im zweiten dagegen nicht: der appositive Relativsatz bleibt außerhalb des Prädikationsfeldes des Matrixsatzes. Dies wird an einer Reihe von Beispielen aufgrund des Wahrheitswertes nachgewiesen. Überdies zeigt sich, daß im Relativsatz enthaltene Oppositionsmarken wie *cependant*, *pourtant*, *néanmoins*, *d'ailleurs*, *en outre* usw. in aller Regel auf einen appositiven Relativsatz schließen lassen, markieren sie doch einen Gegensatz zum Prädikat des Matrixsatzes, der eine Integration in dessen Prädikationsfeld verbietet. Ein weiteres Merkmal für den Gegensatz zwischen den beiden Typen wäre die Tatsache, daß bei isolierender Konstruktion das Relativpronomen referentiellen Charakter, bei integrierter Konstruktion dagegen (in der Regel ana-) phorischen Charakter hätte. Hier sind nun allerdings Zweifel an Kleibers Darstellung anzumelden. Referentiellen bzw. deiktischen Charakter haben die (personalen) Proformen für die dialogalen Personen (Sprecher, Angesprochener). Bei der nicht-dialogalen Person (Besprochener) dürfte dies aber die Ausnahme sein, die zudem in der Regel eine begleitende Zeigegeste erfordert. Relativpronomina gehören nun aber zwingend zum Bereich der nicht-dialogalen Person. Überdies ist die Annahme einer pronominalen Koreferenz schon vor Jahren von Kallmeyer et al. zu Recht als unhaltbar erwiesen und durch die Theorie der «vermittelten Referenz» ersetzt worden<sup>6</sup>; ich sehe keinen Anlaß, von dieser Position abzuweichen. Da Proformen im allgemeinen sowohl intra- als auch interphrastisch funktionieren können, dürfte die Annahme einer phorischen (nicht-referentiellen) Funktion des Relativpronomens bei einer *construction détachée* nicht die geringsten Schwierigkeiten bereiten.

In den abschließenden Unterkapiteln versucht Kleiber dann, neue Perspektiven zu eröffnen, ohne allerdings die andiskutierten Probleme auszuführen. So weist er in bezug auf den appositiven Relativsatz darauf hin, daß Matrix und Parenthese wohl zwei unterschiedliche illokutionäre Akte darstellen und deshalb keinen einheitlichen Wahrheitswert haben, daß Satzadverbien wie *franchement*, *sérieusement* zwar nicht in Nebensätze, wohl aber in parenthetische Konstruktionen eingefügt werden können, und daß dort, wo der Matrixsatz den Status einer indirekten Rede hat, die Parenthese nicht dem Protagonisten, sondern immer dem Sprecher zuzuordnen ist – alles Aspekte, die für den autonomen Status des appositiven Relativsatzes sprechen (p. 141 ss.). Daran schließen einige Überlegungen zu den nicht-spezifizierenden Relativsätzen bzw. zum *adjectif épithète* an, in denen versucht wird zu zeigen, daß diese in Verbindung mit dem nominalen Antezedens keineswegs die Existenz von neuen, einer Subklasse entsprechenden «Konzepten» **präsupponieren**, sondern diese nur (pragmatisch) **implizieren** (p. 143 ss.). Schließlich folgen noch einige knappe Bemerkungen zu den spezifizierenden Relativsätzen, die aufgrund ihrer räumlich-zeitlichen Fixierung keine Parallelisierung mit dem *adjectif épithète* mehr zulassen; trotz einiger Hinweise auf aus den 70er Jahren stammende Arbeiten aus dem Bereich der gTG bleibt die Frage der Behandlung dieses Typs offen (p. 149 s.).

Kleibers Darstellung ist ohne jeden Zweifel kenntnisreich und scharfsinnig, und seine Behandlung des Gegensatzes zwischen restriktivem und appositivem Relativsatz scheint mir im wesentlichen annehmbar zu sein<sup>7</sup>. Die Entwicklung des eigenen Ansatzes nimmt aber nur einen geringen Anteil des ganzen Bandes (ca. ein Achtel) ein. Die ausgedehnte Diskussion früherer und abweichender Ansätze ist über weite Strecken außerordentlich ermüdend und trägt oft höchstens indirekt zur Abstützung der eigenen Sicht bei. Entsprechendes gilt auch für die langen Exkurse über das *adjectif épithète*. Der Band macht so einen wenig ausgewogenen, oft eklektischen Eindruck, und man fragt sich, ob ein gedrängter Syntheseaufsatz dem Anliegen des Verfassers nicht viel besser gerecht geworden wäre.

Peter Wunderli

<sup>6</sup> Cf. W. KALLMEYER et al., *Lektürekolleg zur Textlinguistik*, vol. 1, Frankfurt/M. 1974, p. 213 ss.

<sup>7</sup> Für einige Einschränkungen cf. oben.

*Actes du XVIII<sup>e</sup> Congrès International de Linguistique et de Philologie Romanes*, Université de Trèves (Trier) 1986, publiés par DIETER KREMER, tome IV, Tübingue (Max Niemeyer Verlag) 1989, XII + 682 pages.

Le quatrième volume des *Actes* du Congrès de Trèves, superbement édités par D. Kremer<sup>1</sup>, regroupe les travaux de la section VI, «Lexicologie et lexicographie» [1–486], et de la section VII, «Onomastique» [477–682]. Décision éditoriale non tout à fait dénuée de portée théorique, puisqu'on pourra lire à l'intérieur même du volume, sous la plume de G. Taverdet [480], une prise de position très nette en faveur, au contraire, de l'*afraiment* de l'onomastique et de la dialectologie. Selon une heureuse formule, les travaux des sections sont introduits par leurs responsables [3–10; 479], ce qui atténue quelque peu la sensation de dispersion, voire d'éclatement, que procure inévitablement la lecture de ce type d'actes. On trouvera en outre dans la présentation de F. J. Hausmann de justes mais inquiétantes remarques sur le fonctionnement langagier de nos congrès [9].

C'est sous l'aimable et ferme direction de F. J. Hausmann qu'étaient placées les activités de la section de lexicologie et de lexicographie; l'entrain de la présidence nous vaut même quelques «discussions hors communications» [467–476] destinées à meubler les temps morts en palliant la défaillance de certains inscrits... C'est encore l'infatigable animateur qui introduit [11–12] l'intéressante table ronde «Points noirs dans la lexicographie des langues romanes» [11–43] (intervenants: A. G. da Cunha, L. F. Lara, P. Rézeau, P. Zolli, Fr. Möhren, F. J. Hausmann). Points noirs d'ordre technique (cf. l'intervention du regretté Paolo Zolli sur la lexicographie italienne [28–32] et celle de Fr. Möhren sur la lexicographie historique [33–38], mais pas seulement<sup>2</sup>: voir l'incisif bilan présenté par L. F. Lara sous forme de thèses vigoureuses («Lagunas y debilidades de la lexicografía hispánica» [20–22])<sup>3</sup>, et, dans un contexte différent et d'un point de vue moins radical, l'intervention de P. Rézeau («Points noirs de la lexicographie française» [23–27]) qui souligne d'entrée le caractère «franco-français» des dictionnaires, «trop souvent chauvins, nombrilistes ou tout simplement timides» [23].

Il est naturellement impossible de présenter ici chacune des trente-sept communications de la section, qui sont en général de bon niveau et témoignent du dynamisme actuel des disciplines du mot et du lexique. Bornons-nous à dire que les centres d'intérêts les mieux représentés nous ont semblé être la métalexigraphie historique, principalement du domaine français (communications de Mechtild Bierbach, Barbara von Gemmingen, R. A. Verdonck, R. Verbraecken, P. Rézeau), et ce qui touche à l'articulation de la lexicographie et de la théorie sémantique (communications de L. F. Lara sur le signifié stéréotypique, de R. Landheer sur les relations hyponymiques, de H. Geckeler sur les relations de synonymie et d'antonymie, de Kl. Hartenstein et de H. Kleineidam sur le modèle de Mel'čuk).

Pour la première fois un congrès de la Société de linguistique romane accueillait, à Trèves, une section d'onomastique de plein exercice (présidée par P. Sporre). Les auteurs des vingt communications, en général fort sectorielles, n'ont que rarement consenti à l'effort de généralisation souhaitable. Il convient donc de détacher la contribution de P.-H. Billy, «Identification et localisa-

<sup>1</sup> Quelques minuties: — p. V: rétablir le titre de la communication de Fr. Möhren; — p. 28: le titre de la communication (en italien) de P. Zolli est curieusement bilingue; — p. 30, 1.–13: *Il antri* ] *In altri*; — p. 40, 1. 17: *chiede* ] *chiedo*; — p. 164, 1.–3: *sinthèse* ] *synthèse*; — p. 543, 1.3: *aver* ] *avec*; — p. 598: *sociedade* ] *sociedad*; — p. 624, 1.–6: *Johannes Hubschmied* ] *Johannes Hubschmid*; — p. 656, 1.–18: *latinas* ] *latines*.

<sup>2</sup> À noter que dans la table ronde elle-même, les langues romanes marginales (?) ou minoritaires n'étaient pas représentées. Sans doute un autre «point noir» de la lexicographie romane.

<sup>3</sup> Cf., en écho, l'intervention de Cl. Poirier: «on doit reconnaître que la lexicographie française est impérialiste non seulement pour les Québécois, mais aussi pour les communautés régionales de France» [199].



tion. Linguistique et histoire» [531–535], qui interroge et tente de clarifier un acte technique central de la pratique du toponymiste (et du philologue), et celle d'Olga Mori, «El apodo: procedimientos de creación» [598–607]. Relevons encore trois rapides vues d'ensemble régionales ou locale dues à M. Ariza «Aproximación a los estudios onomásticos de Extremadura» [507–512]), W. Müller, «La stratification toponymique dans le canton de Neuchâtel» [617–625]) et H. J. Wolf («L'originalité du Sarde à la lumière des lieux-dits d'Ollolai» [665–682]), ainsi que la communication très nourrie de R. Sindou («VITRINA ou VETERINA» [653–664]) qui rattache le type toponymique *Védrine/Veyrines* à lat. VETERINAE «bêtes de somme»<sup>4</sup>.

Mettons à part, enfin, à l'intersection de l'onomastique et de la lexicologie/lexicographie, les communications de Ch. Bernet [520–530] et d'A. Lapiere [588–597] qui, dans la section VII, sont consacrées à la déonomastique et auraient peut-être gagné à être groupées avec celle de W. Schweickard [242–253] figurant dans la section précédente.

Jean-Pierre Chambon



AUGUST DAUSES, *Grundbegriffe der Lexematik. Methoden und Probleme der Wortschatzbetrachtung in Synchronie und Diachronie*. Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 1989, 103 p.

Diese Einführung in die Lexematik geht auf eine im Sommersemester 1988 in Erlangen gehaltene Vorlesung zurück, deren Zielsetzung vom Vf. mit der methodenkritischen Präsentation zentraler Termini der Wortschatzbetrachtung in synchroner, diachroner und sprachvergleichender Perspektive sowie in der Hinterfragung philologischer Beschreibungen und strukturalistischer Modelle umrissen wurde. Dabei plädiert er für elastischere Modelle, die «den komplexen und sensiblen lexematischen Verhältnissen gerecht (. . .) werden» (7).

Im ersten Hauptteil (Synchrone Betrachtung des lexematischen Zeichens, 9–58) setzt sich Vf. zunächst mit der Problematik des Zeichenbegriffs und der Abbildtheorie auseinander. Nach Dauses erfaßt die Bedeutung eines Zeichens unterschiedliche Denotate unter verschiedenen Gesichtspunkten. Sie stelle eine einzelsprachliche, historisch fixierte Klassifizierung und Interpretation der außersprachlichen Welt dar, die prinzipiell denotatsfrei sei, «da sie sich weder auf ein bestimmtes Denotat noch auf alle mit ihr erfaßbaren Denotate gleichzeitig bezieht» (12). Neben der abstrakten Bedeutung mit ihrer Klammerfunktion für verschiedene Denotate unterscheidet er noch die kontextuelle Denotatsbestimmung und den situativ und kontextuell bestimmten Sinn. Dabei wäre die Denotatsbestimmung die Konkretisierung der abstrakten Bedeutung im Kontext, in der Kommunikationssituation unter Berücksichtigung von Normvorstellungen und -erwartungen.

Nach Dauses können Lexeme abstraktbegrifflich oder mit den impliziten Assoziationen, Gefühlen und Wertungen erfaßt werden. Da nun die Bedeutung eines Zeichens auch Interpretation und Wertung inkludiert, werden die integralen, überindividuellen und übersituativen Bedeutungsbestandteile von den bloß okkasionellen, situationsabhängigen Konnotationen und Assoziationen differenziert. Dabei warnt er vor Verwechslungen der außersprachlichen Wirklichkeit mit der Bedeutung sprachlicher Zeichen.

Wiederholt wendet sich Vf. gegen die grobschlächtigen Vereinfachungen der onomasiologischen Betrachtungsweise vor allem in der strukturellen Semantik Coseriuscher Prägung. Hier stößt er sich u.a. an der unterstellten «Fixiertheit» von Kollokationen der Intensitätsbezeichnung und an der Interpretation derselben als Allomorphe oder Alloxeme eines Archimorphems, da sich diese genauso als «normfixierte Varianten eines Begriffes» (26) auffassen ließen.

<sup>4</sup> Cf. déjà, dans ce sens, *Via Domitia* 24, 1980/2, 54–55.

Im Hinblick auf die Frage der Synonymie plädiert Dausés eher für eine pragmatische Behandlung, wobei er die generelle Auffassung von der Unmöglichkeit der absoluten Synonymie zwar teilt, aber diese Fragestellung selbst für problematisch hält, da er bei Synonymie im weiteren Sinne die Existenz synonyme r Gebrauchsverwendungen etwa im Bereich der Alltagssprache, der Register- und Sprachmischung für möglich hält.

Im Versuch einer inhaltlichen Einteilung der sprachlichen Zeichen werden grammatikalische Pro-Formen von lexematischen Zeichen getrennt. Diese Abgrenzung zwischen Lexik und Grammatik erlaubt (auch diachronisch) nur fließende Übergänge. Daher verzichtet Vf. auf eine strenge Dichotomie und spricht von «eher denotativen und eher interpretativen lexematischen Zeichen» (45).

Dausés übt wiederholt Kritik an der Methode der am Objekt orientierten Merkmalsbestimmung der strukturellen Semantik, die kaum mehr als zwei Merkmale bei der Deskription der lexematischen Bedeutung erfaßt und sich weitgehend mit Paraphrasen begnügt. Diese außersprachlichen Merkmale der Objekte kontrastieren mit dem interpretativen Charakter der sprachlichen Zeichen.

Vf. verwarft sich gegen die einfache Übertragung der phonologischen Methode auf die wesentlich komplexere und differenziertere Sprachwirklichkeit der lexematischen Zeichen auf der Inhaltsebene. Dieser Transfer führe zu problematischen Gebrauchsverwendungen bestimmter Termini, wie der «Neutralisation», die mit dem Oberbegriff verwechselt werde, oder bei der Ausgrenzung kleinerer semantischer bzw. stilistischer Unterschiede aus dem Sprachsystem. Außerdem wendet sich Vf. gegen die zu reduktionistische Wortfeldkonzeption (der strukturellen Semantik) mit ihren Beschränkungen im Wortschatz und auf grammatische Kategorien, die in onomasiologischen und sprachvergleichenden Arbeiten zu nicht zufriedenstellenden Resultaten führen. Denn die Erfassung des Sprachsystems ist eben nur möglich, wenn alle onomasiologisch erfassbaren Zeichen Berücksichtigung finden, auch wenn sich dann keine leicht überschaubaren Strukturen mehr finden lassen. So hält Vf. konsequenterweise alle Vorstellungen eines rigoros durchstrukturierten lexematischen Systems für eine Fiktion. Auch habe die Saussuresche Annahme der Systemhaftigkeit der *langue* nichts zu tun mit der «Hypostasierung der Struktur zur selbständigen Größe» (56).

Bei der diachronen Betrachtung des Wortschatzes im zweiten Hauptteil (II. Diachronische Betrachtung des Wortschatzes, 59–88) unterscheidet Dausés den *lexematischen Ersatz* (Wortersetzung) durch allmähliche Bedeutungsentwicklung (59) vom *Bezeichnungswechsel* als «abrupte Ersetzung oder Austausch eines lexematischen Zeichens» (z.B. unter dem Druck starker gesellschaftlicher oder technisch-wirtschaftlicher Zwänge). Als Gründe für den lexematischen Ersatz werden vorwiegend sprachimmanente Faktoren oder Deskriptionen gesellschaftlich und kulturhistorisch bedingter Sprachentwicklungsprozesse angeführt. In diesem Zusammenhang warnt Vf. allerdings vor der Gefahr der Verwechslung der (philologischen) Beschreibung des Phänomens mit seiner Erklärung.

Dausés steht auch vielen Deutungen grammatikalischer und lexematischer Ersetzungen als Reaktionen der Sprache auf kommunikationsgefährdende Homophonien, geringe Lautfülle (also lautphysiologische Gründe), Motivation und Expressivität, formale Nachteile skeptisch gegenüber, da sie ihm zu «mechanistisch und wirklichkeitsfremd» (61) scheinen, können doch mögliche Verwechslungen durch Semantik, grammatische Kategorien und Kollokationen desambiguiert werden. Gleiches gelte auch für Polysemien und semantische Überladung. Als Beispiele für Bedeutungswandel im Sinne von allmählichen Verschiebungen werden u.a. bei Veränderungen der Objektwelt, durch den Wandel der Gebrauchskontexte Bedeutungsverengung und -erweiterung angeführt. Da die Bedeutung durch ihre Vagheit nicht einfach in Komponenten zerlegt werden kann, lassen sich solche Entwicklungen nur mit Methoden der Wortgeschichte und der Wortfeldgeschichte, aber nicht mit denen der strukturellen Semantik rekonstruieren und beschreiben. Im Zusammenhang mit der Bedeutungsentwicklung werden allzu schematische Darstellungen sowie zu mechanistische Argumentationsmuster abgelehnt, so die Annahme einer Leerstelle im System oder die einer semantisch-lexematischen Reaktion des Sprachsystems.

Im dritten Hauptteil (Möglichkeiten einer vergleichenden Charakterisierung des Wortschatzes, 89–95) werden vergleichende Charakterisierungen des Wortschatzes unter typologischen und etymologischen Gesichtspunkten diskutiert. In inhaltlicher Hinsicht erweisen sich bei Sprachen mit vergleichbarem kulturgeschichtlichen Hintergrund vor allem die Grobstrukturen als nicht wesensmäßig verschieden, was auch ihre Übersetzbarkeit erklärt. Die eigentlichen Differenzen liegen in den typologisch nicht mehr erfaßbaren Feinstrukturen, zu denen Synonymdifferenzierung und Stilphänomene gehören. Aus diesem Grund konzentriert sich die strukturelle Semantik auf die Deskription begrenzter, überschaubarer Wortfelder oder begnügt sich bloß mit Einzelbeispielen.

Im «Schlußwort» (97–99) vertritt Vf. die Ansicht, die Übersetzbarkeit von Sprachen bzw. sprachlichen Zeichen und Texten hänge unmittelbar mit der Frage der Bedeutungsähnlichkeit von Zeichen unterschiedlicher Sprachen, also mit der «zwischen sprachlichen Synonymie», zusammen. Deren Bedeutung könne allerdings nur dann als homogen erfaßt und adäquat beschrieben werden, wenn sie im Kontrast mit der anderer verwandter Zeichen betrachtet wird (ansonsten ließen sich nur Einzelverwendungen dieser Zeichen als gleichbedeutend darstellen).

Diese elementare, gut didaktisch aufbereitete Einführung weist die Vor- und Nachteile der Textsorte «Vorlesung» auf. Zum ersteren zählen sicherlich die Klarheit und Verständlichkeit der Formulierungen, die Veranschaulichung der Definitionen, der eigenen Argumentationslinie und der fundierten Kritik anhand von (zum Teil bekannten) Beispielen sowie die Wiederholungen des Vorgetragenen in Form von Kurzzusammenfassungen am Ende jedes Kapitels. Die Textsorte bedingt auch Verkürzungen bei der Diskussion und Problematisierung der linguistischen Fragestellungen, die dazu führen, daß einseitige Forschungspositionen mit ihren methodologischen Reduktionen zwar radikal kritisiert werden und wiederholt der Raum für kritisch nuancierendere, differenzierendere, eingehendere diskursive Auseinandersetzung fehlt. Die mehrfachen exkursartigen Einschübe aus Phonologie und Grammatik, die aus den Forschungsschwerpunkten des Vfs. resultieren, bereichern die Darstellung. Durch die Schärfe der Fragestellung, die Radikalität der Kritik, die strenge Kontrastierung der Auffassungen und die bedingungslose Respektlosigkeit vor wissenschaftlich etablierten Positionen, ausgehend von den in der Kritik sichtbar gewordenen Schwachstellen, liefert Vf. Denkanstöße und weist neue Wege für wissenschaftliche Erkenntnis und Forschung. In seinem erkenntnistheoretischen Zweifel begnügt sich Dausen vielfach mit der zum Teil berechtigten Kritik, ohne allerdings selbst plausiblere Lösungsvorschläge oder überzeugendere Erklärungen zu liefern; dennoch kann dieses zweifellos anregende Buch zur Lektüre empfohlen werden, auch wenn nicht alle kritisierten Aspekte auf ungeteilte Zustimmung stoßen werden.

Robert Tanzmeister



GÜNTER HOLTUS, EDGAR RADTKE (Hg.), *Sprachlicher Substandard II*. Standard und Substandard in der Sprachgeschichte und in der Grammatik, Tübingen (Niemeyer) 1989, VIII–246 p.; *Sprachlicher Substandard III*. Standard, Substandard und Varietätenlinguistik, Tübingen (Niemeyer) 1990, XXII–278 p. (*Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 44, 45).

I due volumi, usciti a breve distanza l'uno dall'altro, completano un trittico sul *Substandard* il cui primo volume era uscito nel 1986 (cf. *Vox Rom* 46, p. 283–285). *Substandard II* contiene principalmente applicazioni specifiche a singoli problemi e situazioni, mentre *Substandard III* affronta aspetti teorici e metodologici generali, assieme a spunti di analisi di casi. Troviamo nel primo, dopo una breve prefazione dei curatori, saggi di G. Holtus («Das «volgare illustre» als Modell einer italienischen Kunstsprache: Standard, Substandard und Varietät in Dante Alighieris Traktat «De



vulgari eloquentia» (1305)», p. 1–13, un interessante *Überblick* su quella che si può considerare la prima trattazione di *Varietätenlinguistik*; Holtus osserva fra l'altro che «letzten Endes haben weniger Dantes Überlegungen (...) zur Herausbildung eines sprachlichen Standards beigetragen als seine in der Volkssprache geschriebenen schriftstellerischen Werke», p. 13); K. Faiss, su fenomeni non standard della sintassi inglese in relazione alla storia della lingua; K. Bochmann («Substandard und rumänische Sprachgeschichte. Ein Forschungsbericht», p. 41–54, da cui risulta che solo Jordan si è occupato sinora con sistematicità di fenomeni non standard del romeno e che la ricerca nel campo del substandard è ancora in pratica tutta da fare); J. Kramer, su lingua classica e substandard nella storia del greco; L. Johanson, sulle relazioni fra substandard e mutamento linguistico in turco; N. Cyffer, su mutamento linguistico e variazione idioletale in kanuri, una lingua sahariana parlata attorno al lago Ciad (si tratta di uno dei rari contributi esistenti di varietistica applicata a queste lingue); H. Kleineidam e W. Schlör («Standard und Non-Standard in der spanischen Grammatikographie», p. 131–168, che analizza ampiamente la presentazione di tratti non standard nelle grammatiche, anche sulla base di casi concreti come il *léismo*, gli allocutivi, ecc.; la conclusione è che «allerdings wird in keiner der untersuchten spanischen Grammatiken das Problem der Variation grundsätzlich reflektiert», p. 165); B. Henn-Memmesheimer, con una lunga analisi delle varianti standard e non standard dei sintagmi avverbiali tedeschi con avverbi deittici; H. Kroll («Substantivierungs- und Adjektivierungstendenzen von Satzteilen und Sätzen im heutigen Portugiesisch», p. 229–246, con una vasta casistica esemplificativa di «fixierte Wortgefüge»).

*Substandard III* contiene invece scritti di: G. Holtus e E. Radtke («Substandardbeschreibung in der Sprachwissenschaft: Aktuelle Skizzierung und offene Fragen», p. VII–XXI, con un'utilissima panoramica sullo *state of the art*); K.J. Mattheier, con riflessioni sul substandard come area intermedia fra dialetto e lingua standard; chi scrive, su semplificazione linguistica e varietà substandard; J. Albrecht («Substandard» und «Subnorm». Die nicht-exemplarischen Ausprägungen der «Historischen Sprache» aus varietätenlinguistischer Sicht», p. 44–127, che è la continuazione del saggio comparso nel primo volume della serie e che tratta a fondo le questioni concettuali e teoriche della *Substandardlinguistik*, non senza molti esempi e un esercizio di applicazione alla tipologia di vocaboli substandard); E. Radtke («Substandardsprachliche Entwicklungstendenzen im Sprachverhalten von Jugendlichen im heutigen Italien», p. 128–171, che costituisce il primo tentativo di un certo respiro di sistematizzazione della ricerca sul linguaggio giovanile in Italia); Th. Stehl («Ansätze einer strukturalistischen Beschreibung der Variation im Französischen und Italienischen», p. 172–210, dedicato alla fondazione metodologica, secondo categorie in genere co-seriane, della variazione sociolinguistica interna al francese e all'italiano); E. Blasco Ferrer («Italiano popolare a confronto con altri registri informali: verso una tipologia del substandard», p. 211–243, che, confrontando una serie di tratti dell'italiano popolare – ritenuto dall'autore un registro informale, cosa su cui non sarei affatto d'accordo – con varietà substandard di altre lingue – francese avanzato/popolare, catalano colloquiale, latino volgare e altre ancora, compreso il sardo – e sulla base di considerazioni a volte assai personali, giunge alla conclusione che «la norma standard (...) rappresenta una anomalia, un costrutto destinato a mutare o a estinguersi a beneficio della norma (...) informale» e che «l'italiano popolare è destinato a diventare l'italiano del 2000», p. 237); Th. Krefeld («Substandard als Mittel literarischer Stilbildung. Der Roman *La vie devant soi* von Emile Ajar», p. 244–267). Chiude il volume un pregevole indice analitico dell'intero tritico.

Ben stampati e quasi immuni da *Druckfehler*, i due volumi, assieme a quello che li ha preceduti, costituiscono nell'insieme il più ampio e sistematico corpo di dati, riflessioni, idee e conoscenze sinora a disposizione degli studiosi su un'entità a volte misconosciuta e spesso trascurata dagli studi linguistici, appunto le varietà di lingua substandard; e aprono e allargano (con un occhio particolare per la romanistica, che fa la parte del leone nei tre volumi) molteplici prospettive su un campo di indagine affascinante e spesso sfuggente.

Gaetano Berruto



WOLFGANG DAHMEN, GÜNTER HOLTUS, JOHANNES KRAMER, MICHAEL METZELTIN (Hg.), *Technische Sprache und Technolekte in der Romania*. Romanistisches Kolloquium II, Tübingen (Gunter Narr) 1989, p. XIV-396 (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 326).

Im Wintersemester 1985–86 fand an fünf bundesdeutschen Universitäten (Bamberg, Heidelberg, Mainz, Paderborn, Siegen) ein «Romanistisches Kolloquium» statt, das eine Reihe Vorträge zum Thema «Technische Sprache und Technolekte in der Romania» umfaßte. Die Texte dieser Vorträge, zusammen mit zusätzlichen Beiträgen der Herausgeber, sind im vorliegenden umfangreichen Buch enthalten, das uns ein lebendiges Bild der Fachsprachenforschung in der deutschsprachigen Romanistik – von den Problemen der Bibelübersetzung bis zu *la fabrication des allumettes* usw. – gibt.

Nach einer Einleitung der Herausgeber sind die siebzehn Beiträge in fünf Teile gegliedert. Der erste Teil lautet «Merkmale fachsprachlichen Diskurses» und besteht aus Aufsätzen von B. Spillner über Stilzüge im fachsprachlichen Diskurs, von W. Forner über adverbiale Relationen in französischen Fachtexten, und von G. Holtus, der über das Französische im Kursbuch der Deutschen Bundesbahnen schreibt – G. Holtus muß man nebenbei zu seiner außerordentlichen und unermüdlichen Herausgeberebertätigkeit gratulieren. Zum Thema «Fachsprachliche Textkonstitution» schreiben im zweiten Teil die Autoren H. Berschin (eine empirische Übung in der Beschreibung des Wirtschaftsfranzösischen), Th. Krefeld (über «Form-Formel-Formula» in französischen Rechtstexten), W. Settekorn (über die französischen «Jeux radiophoniques») und M. Metzeltin (eine Textanalyse eines populärwissenschaftlichen Artikels über die Herstellung von Zündhölzern, aus *Le Monde Moderne*, 1897).

Der dritte Teil trägt den Titel «Zum Entstehen von Fachterminologien» und enthält Beiträge von L. Wolf zur Ausgliederung und Verbreitung der französischen Druckersprache, von M.V. Machado Rego zur Entstehung des Wortschatzes der bildenden Künste im Portugiesischen und von Ch. Schmitt zur Ausbildung technischer Terminologien im heutigen Französischen am Beispiel zweier Fallstudien: die Kompaktdisketten sowie die Bildschirm- und Videotexte (diejenige von Schmitt ist eine der anspruchsvolleren Arbeiten des ganzen Buches). Über Fragen im Zusammenhang mit «Fachsprache und Sprachvergleich» (4. Teil) findet man Aufsätze von W. Th. Elwert zu spanisch-italienischen Divergenzen in der Terminologie der modernen Technik, von W. Dahmen und J. Kramer zur heutigen romanischen Eisenbahnterminologie, von J. Albrecht zu Problemen der übersetzungsbezogenen Terminologearbeit und nochmals von J. Kramer zu antiken und (alt)französischen Übersetzungen eines Bibelstückes (*Templum Salomonis*). Der fünfte Teil ist der Problematik «Fachdiskurs und Automatisierung» gewidmet, mit Beiträgen von U.L. Figge über Fachsprache und maschinelle Übersetzung, von D. Seelbach über Fachtexteverstehen (französische Wetterberichte) mit Hilfe des Computers im Rahmen einer «Definite Clause Grammar» und schließlich von J. Rolshoven mit Daten über einen Parser für «fachsprachliche romanische Nominalphrasen». Am Ende des Bandes folgt ein sehr nützliches Wort- und Sachregister.

Die Aufsätze dieses Sammelbandes sind allgemein sehr stark praxisbezogen und empirisch orientiert; das Französische ist dabei aus durchaus verständlichen praktischen Gründen übervertreten. Die Autoren sind tendenziell darüber einig, daß in der Fachsprachenforschung eine ungenügende Bestimmung des eigenen Forschungsgegenstandes vorherrscht (cf. u.a. Forner, p. 20: «Der Begriff *Fachsprache* ist nicht eindeutig»; Berschin, p. 52: «Der Terminus *Fachsprache* – so (. . .) ein (. . .) Werk zur Fachsprachenforschung – ist (. . .) bis heute nicht gültig definiert (. . .) denn zur Fachsprachenforschung bedarf es keiner vorgängigen und gültigen Definition des Begriffes»; usw.). Nichtsdestoweniger ist das Buch sowohl wegen der Breite der in Betracht gezogenen Fälle und Textbeispiele als auch dank der angewandten Methoden und der vielen Anregungen der Analysen sehr interessant.

Gaetano Berruto

W. DAHMEN, G. HOLTUS, J. KRAMER, M. METZELTIN, Hgg., *Die romanischen Sprachen und die Kirchen*. Romanistisches Kolloquium 3, Tübingen (Gunter Narr) 1990, XIII + 213 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 343).

Das dritte romanistische Kolloquium, das im Wintersemester 1986–1987 an den Universitäten Bamberg, Bonn, Paderborn und Siegen stattfand, sollte, gemäß Einleitung, die Stille um die «Einwirkung kirchlicher Verhältnisse auf die romanischen Sprachen» brechen und die «Ergiebigkeit einer durch äußere Umstände . . . (darunter auch die Abnahme der Zahl glaubensfester Sprachwissenschaftler, p. IX.) . . . in den Hintergrund gerückte Forschungsrichtung auch für die Interessenlagen der gegenwärtigen Romanistik zeigen». Als Beispiel von Traditionssträngen, die zur Wiederaufnahme empfohlen werden, erwähnen die Herausgeber Juds *Zur Geschichte der bündnerromanischen Kirchensprache*, Rheinfelders *Kultsprache und Profansprache in den romanischen Ländern*, Tagliavinis *Storia di parole pagane e cristiane attraverso i tempi* und Aebischers *Linguistique romane et histoire religieuse*. So bewundernswert diese Studien auch sind, so bilden sie doch nicht eine theoretische Grundlage für ein Forschungsgebiet «Religionslinguistik», und die hier abgedruckten Vorträge sind wohl weniger als Wiederaufnahme einer alten Forschungstradition zu verstehen, denn als Beispiele, wie das weite Gebiet von Kirche und Religion auch heutigen Linguisten jeglicher Richtung reiche Materialien bieten kann.

Auch aller kürzeste Inhaltsangaben aller elf Vorträge würden den Umfang einer Kurzbesprechung sprengen. Johannes Kramer, *Zu den Hebraismen christlicher Tradition in den romanischen Sprachen*, p. 3–22, bespricht fünf hebräische Wörter, die außerhalb des Judentums Eingang in die romanischen Sprachen fanden (via lat. *abba, amen, alleluia, pascha, sabbatum*), fünf Wörter, deren Semantik sich unter hebräischem Einfluß verändert hat (*jubilare, benedicere, gentilis, parabola, peccare*), und drei syntaktische Phänomene, die vielleicht mit dem Hebräischen zusammenhängen (*canticum canticorum*, obereng. *lavurer lavura* «er arbeitet viel», *invenire gratiam in oculis alicui*).

Christian Schmitt, *Intertextualität und Äquivalenz: Zum Übersetzungsproblem biblischer Redensarten im Sprachenpaar Deutsch – Französisch*, p. 47–61, geht mit vielen Beispielen der Frage nach, weshalb das Deutsche reicher an geflügelten Worten aus der Heiligen Schrift zu sein scheint, als das Französische. (z.B.: Was entspricht im Fr. «Auf keinen grünen Zweig kommen»?)

Andrea Schuster untersucht in ihrer Arbeit über *Religion als Bildspender in politischen Texten*, p. 65–89, wie häufig französische Journalisten biblische Metaphern gebrauchen. Erstaunlich oft, nach ihrer Meinung, obwohl sie sich mit Recht fragen muß, wieviele Leser der Schlagzeile «Politiker NN in der Löwengrube» an Daniel – und an seine Rettung – denken. Günter Holtus, *Formen und Funktion des Gebets in der franko-italienischen «Entrée d'Espagne»*, p. 91–108, ist von literaturwissenschaftlichem Interesse.

Otto Gsells Referat *Die Kirchen und die romanischen Minderheiten von Graubünden bis Friaul*, p. 125–143, war wohl der eindrucklichste Beitrag an diesem Kolloquium. In objektiver Weise resümiert Gsell – weder Battistianer noch Gartnerianer – die Geschichte des Bündnerromanischen, Dolomitenladinischen und Friaulischen. Die sprachlichen Folgen der Wechsel des Bistums Säbens im Eisacktal aus der Kirchenprovinz Aquileia in die von Salzburg in 798, und des Bistums Chur aus der Provinz Mailand in die von Mainz in 806, lassen sich erahnen. Als Folge der Reformation des 16. Jht. finden wir in Ladinien eine vermehrte Anzahl italienisch-sprechender Priester, während im protestantischen Bünden einheimische Prediger dominieren, die ihre Amtspflichten sowohl in romanischer als auch in deutscher Sprache ausüben können. Gsell schließt mit der Frage, ob die Ideologie des Protestantismus zu sozialem Aufstieg und sprachlicher Kompromißbereitschaft verleitet.

Zu ähnlichen Überlegungen führt der Vortrag von Brigitte Schlieben-Lange, *Das Okzitanische zwischen Katholizismus und Reformation*, p. 173–185. Sie beobachtet zunächst, daß es die städtische handwerkliche, schulorientierte Elite Südfrankreichs war, die die Reformation annahm. Während der Calvinismus die fr. Staatssprache vorzog, hatte die katholische Gegenreformation

weniger Vorbehalte gegen Regionalsprachen. Die Bedeutung reformierter Intellektueller in der Regionalbewegung seit der 60er Jahre führt zur Frage, ob sich «das protestantische Bewußtsein in ein protestierendes Selbstbewußtsein gewandelt [hat], das sich auch gegen die zentralstaatliche Bevormundung richtet».

Zwei Arbeiten zeigen die konfessionellen und politisch-sozialen Kräfte hinter Orthographiediskussionen in Graubünden und auf Haiti. Wolfgang Dahmen, «*Romontsch sursilvan da messa – Romontsch sursilvan da priedi*»: Zur Herausbildung und Entwicklung zweier Orthographiesysteme im Surselvischen, p. 145–156, und Annegret Bollée, *Kreolsprachen und Kirchen*, p. 187–199. Dahmen führt folgende Kontraste zwischen protestantischer und katholischer Schreibgewohnheiten an: prot. *ch-, -it/Vorsilbe an-, am-/lg/ng/di-*: kath. *tg-, -tg/Vorsilbe en-, em-/gl/gn/gi-*. Die wichtigsten Argumente in der Orthographiediskussion waren, und bleiben: das Dilemma zwischen etymologischer Durchsichtigkeit und morphologischer Kohärenz einerseits, und andererseits Aussprachetreue (vergleiche engad. *gron-gronds* mit *grond-gronds*), typographische Fähigkeiten billiger Schreibmaschinen (vergleiche Kreol *grā* mit *grand*), Herkunft der Orthographieschöpfer oder -reformer (Laubach war als Amerikaner auf Haiti suspekt) und der Texte, die ihnen als Modelle dienten (z.B. die engad. Schreibtradition), Vorurteile der Bevölkerung (das zur Ablehnung des *k* auf den Seychellen führte) und andere mehr.

Curt Wittlin



*Oratio dominica romanice*. Das Vaterunser in den romanischen Sprachen von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert, mit den griechischen und lateinischen Vorlagen, herausgegeben und eingeleitet von Siegfried Heinimann, Tübingen (Niemeyer) 1988 (*Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie* 219).

Ce livre ne se veut pas simplement une collection polyglotte d'oraisons dominicales, comme il en existe déjà. Le choix des textes, ainsi que l'introduction et les commentaires sont conçus plutôt pour représenter une tranche d'histoire, «einen Ausschnitt aus der romanischen Sprach- und Literaturgeschichte von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit» (p. XI). Vu son expérience scientifique et ses publications antérieures, S. Heinimann est certainement l'homme qu'il faut pour accomplir cette tâche.

L'introduction (p. 1–21) répond à la plupart des questions générales que tout romaniste est amené à se poser au sujet des deux passages des Evangiles où l'oraison dominicale est citée: Matthieu 6.9 et Luc 11.2. Elle souligne pour commencer le rôle et l'importance de l'oraison dominicale depuis l'antiquité et signale que les versions écrites anciennes ne reproduisent probablement pas toujours la langue du texte tel qu'il était mémorisé et récité. Heinimann estime d'ailleurs que l'oraison dominicale était récitée, en langue vulgaire, déjà avant l'apparition, vers 1100, des premières versions écrites connues. L'auteur parle ensuite de la diffusion de l'oraison dominicale et du public auquel elle s'adresse: certains textes du début, celui de Maurice de Sully, par exemple, munis d'exégèses, s'adressaient aux prêtres, pour les aider à expliquer l'oraison dominicale à leurs ouailles; par la suite, l'oraison dominicale écrite paraît avoir été destinée à un public lettré plus étendu et laïque; avec l'imprimerie, enfin, sa diffusion se généralise et, l'Humanisme et la Réforme aidant, le texte pénètre, par les traductions de la Bible, dans des parlers restés jusque là en dehors du mouvement: le rhéto-roman, le roumain et le sarde. Dans les dernières pages de son introduction, l'auteur touche un mot du délicat problème des rapports entre l'exigence d'une traduction fidèle et la nécessité d'offrir un texte d'un abord aisé.

La collection de textes (p. 71–224) consiste en 74 versions, réparties entre le latin et les neuf langues romanes. Pour chacune de ces langues, les versions sont ordonnées chronologiquement, ce



qui permet d'en suivre la transmission et l'évolution. Les commentaires des textes ainsi réunis, mis bout à bout, fournissent un complément bienvenu, spécifique de chaque langue et de chaque texte, au cadre culturel, littéraire et linguistique présenté dans l'introduction. Ainsi, le chapitre sur le latin (p. 73–88) retrace les grandes lignes de l'évolution de Tertullien à Castellion, avec notamment l'introduction de la doxologie par Erasme. Le texte de la version retenue s'appuie en principe sur les manuscrits ou sur les impressions de l'époque; il est accompagné des principales variantes, sans que toutefois soit recherchée une approche critique.

Evidemment, les faits culturels qui, plus ou moins directement, ont conditionné la transmission et la diffusion de l'oraison dominicale dépassent largement le monde roman d'une part, la littérature et la linguistique *stricto sensu* d'autre part. Les courants religieux et philosophiques, les humanistes d'un peu partout et les imprimeurs, par exemple, en sont inséparables. Mais, fort de son érudition, S. Heinimann ne craint pas de nous entraîner même vers ces avenues plus lointaines.

Par un système de références internes (numérotation continue des versions), l'auteur renvoie fréquemment d'un de ses textes à un autre et fait apparaître entre eux des dépendances de toute sorte.

Ce que l'auteur avance est soigneusement étayé de références, et, pour ce qu'il n'a pas la place de dire, des renvois bibliographiques permettent au lecteur curieux de pousser l'enquête plus avant. Une ample bibliographie (p. 22–52) et une liste des sources, manuscrites et imprimées (p. 53–70), complètent l'ouvrage.

En somme, cette édition commentée, que nous propose S. Heinimann, offre – ce qui est une combinaison plutôt rare – la rigueur qu'on attend du romaniste et le plaisir d'une lecture dépassant le domaine de notre spécialité.

Robert de Dardel



SIEGFRIED HEINIMANN, *Romanische Literatur- und Fachsprachen in Mittelalter und Renaissance*. Beiträge zur Frühgeschichte des Provenzalischen, Französischen, Italienischen und Rätomanischen, herausgegeben von RUDOLF ENGLER und RICARDA LIVER, Wiesbaden (L. Reichert) 1987, XVI + 229 p.

Dieser Band ist ein ebenso sinnvolles wie schönes Geburtstagsgeschenk. Die beiden Nachfolger von S. Heinimann auf dem – verdoppelten – Lehrstuhl für Romanische Philologie an der Universität Bern, Rudolf Engler und Ricarda Liver, haben den 70. Geburtstag ihres Lehrers zum Anlaß genommen, «den Jubilar zu bitten, aus seinen zahlreichen Arbeiten (. . .) diejenigen auszuwählen, die er für geeignet hielt, in Buchform unter einem Gesamtthema vereinigt zu werden» (p. VII). So entstand ein Sammelband, dessen Gewicht größer ist als sein Umfang von gut 200 Seiten.

Der Band enthält vier Teile: I. Grammatische und rhetorische Begriffsbildung<sup>1</sup>. II. Biblische und liturgische Sprache<sup>2</sup>. III. Stilgeschichtliche Probleme der weltlichen Dichtung<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> «Zur Geschichte der grammatischen Terminologie im Mittelalter» (p. 1–15). «Die Lehre vom Artikel in den romanischen Sprachen vom Mittelalter zum Humanismus» (p. 16–50). «L'*Ars minor* de Donat traduit en ancien français» (p. 51–59). «Zum Wortschatz von Brunetto Latinis *Treisor*» (p. 60–69). «Umprägung antiker Begriffe in Brunetto Latinis *Rettorica*» (p. 70–78).

<sup>2</sup> «Das altengadinische Vaterunser» (p. 79–85). «Bifrun, Erasmus und die vorreformatorische Predigtsprache im Engadin» (p. 86–101).

<sup>3</sup> «*Dulcis*. Ein Beitrag zur lateinisch-romanischen Stilgeschichte des Mittelalters» (p. 103–119). «Nominale Ausdrucksformen in der provenzalischen und sizilianischen Lyrik. Zur stilgeschichtlichen Bedeutung der mittelalterlichen Dichtungssprache» (p. 120–142). «Tradition parémiologique et tradition littéraire. A propos du proverbe «Au premier coup ne chiet pas li chaisnes»» (p. 143–154).

IV. Dante<sup>4</sup>. Wie ein Blick auf die ebenfalls in dem Band enthaltene Bibliographie der Veröffentlichungen von Siegfried Heinimann zeigt (p. XI–XIV), sind mit diesen vier Bereichen wirklich die Forschungsschwerpunkte des Berner Romanisten genannt, abgesehen von seiner Dissertation über *Wort- und Bedeutungsentlehnung durch die italienische Tagespresse im ersten Weltkrieg (1914–1919)* sowie seinen frühen Studien zu Wortbildungsproblemen im Italienischen und im Französischen und zur *gorgia fiorentina*.

Auch die größeren Werke von S. Heinimann fügen sich in den Raster des Sammelbandes ein: Das Buch über *Das Abstraktum in der französischen Literatursprache des Mittelalters*, das im zentralen Teil «Die Leistung des Abstraktums in der Literatursprache des 12. Jahrhunderts, insbesondere bei Chrestien de Troyes» untersucht<sup>5</sup>, gehört ganz in den Zusammenhang der Entstehung von literarischsprachlichen romanischen Möglichkeiten, welcher die Studien der Teile 3 und 4 des vorliegenden Bandes gewidmet sind<sup>6</sup>, und ein Jahr nach dem Erscheinen dieses Bandes hat Siegfried Heinimann die in Teil 2 behandelte Problematik umfassend erweitert durch sein Buch über das Vaterunser in den romanischen Sprachen von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert<sup>7</sup>. Auch S. Heinimanns Beitrag zu meiner Festschrift gehört in den Bereich «Biblische und liturgische Sprache»<sup>8</sup>.

Andere Studien der letzten Jahre haben das Oeuvre von S. Heinimann im Bereich der Geschichte der Grammatik und der Sprachwissenschaft (Teil I) ergänzt und über die Renaissance hinaus erweitert, nachdem sich ein entsprechendes Interesse – wie man der Bibliographie leicht entnehmen kann – schon früher im Hinblick auf Ferdinand de Saussure oder die historische Grammatik des 19. Jahrhunderts angekündigt hatte: In der Festschrift für Rudolf Engler hat S. Heinimann über «Synchronie und Diachronie in der Grammatik von Friedrich Diez» gehandelt<sup>9</sup>, und in drei Folgen hat er die Entstehungsgeschichte des *AIS* unter verschiedenen Gesichtswinkeln beschrieben<sup>10</sup>.

So spiegelt der vorliegende Band wichtige Teile des Lebenswerks eines Gelehrten wider, der in den Schwerpunktsbereichen seiner Forschung über Jahrzehnte hinweg gewichtige und origi-

<sup>4</sup> «Die Muttersprache im Denken und Wirken Dantes» (p. 155–174). «Dante als Bibelübersetzer» (p. 175–192). «*Poesis und musica* in Dantes Schrift *De vulgari eloquentia*» (p. 193–207). «Probleme der Dante-Übersetzung» (p. 208–219).

<sup>5</sup> Cf. meine Besprechung in dieser Zeitschrift Band 24 (1965), 143–147.

<sup>6</sup> Eine dieser Studien zeigt einen ganz besonderen Aspekt der Herausbildung von volkssprachlichen literarischen Möglichkeiten, nämlich die Bedeutung der Verwendung von Sprichwörtern. In diesem Zusammenhang sei auf die Verdienste hingewiesen, welche S. Heinimann sich als langjähriger Betreuer des von Samuel Singer begründeten *Thesaurus proverbiorum medii aevi* erworben hat. Die Publikation dieses großen Werkes ist nun in greifbare Nähe gerückt.

<sup>7</sup> *Oratio Dominica Romanice*. Das Vaterunser in den romanischen Sprachen von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert mit den griechischen und lateinischen Vorlagen herausgegeben und eingeleitet von S. HEINIMANN, Tübingen (Niemeyer) 1988 (*ZRPh.Beih.* 219).

<sup>8</sup> «Ein unbeachtetes Dokument der französischen Sprachgeschichte», in: *Romania ingeniosa*. Festschrift für Prof. Dr. Gerold Hilty zum 60. Geburtstag, hg. von G. LÜDI, H. STRICKER, J. WÜEST, Bern (Peter Lang) 1987, p. 147–152.

<sup>9</sup> *Sprachtheorie und Theorie der Sprachwissenschaft*. Geschichte und Perspektiven. Festschrift für Rudolf Engler zum 60. Geburtstag, hg. von RICARDA LIVER, I. WERLEN und P. WUNDERLI, Tübingen (Narr) 1990, p. 134–143.

<sup>10</sup> Der erste Teil ist publiziert in der *Festschrift für Johannes Hubschmid zum 65. Geburtstag*. Beiträge zur allgemeinen, indogermanischen und romanischen Sprachwissenschaft, hg. von O. WINKELMANN und MARIA BRAISCH, Bern und München (Francke) 1982, p. 451–466. Die Teile II und III sind in dieser Zeitschrift erschienen: 47 (1988), 28–58; 49/50 (1990/91), 73–98. In diesem Zusammenhang sind auch die großen Verdienste zu erwähnen, die sich S. Heinimann bei der Entstehung des *AIS*-Index erworben hat.

nelle Beiträge publiziert hat. All seine Studien sind geprägt von Exaktheit und Akribie, einem klaren Denken und einem ebenso gepflegten wie unpräntiösen Stil.

Es scheint mir nicht angezeigt, hier zu einzelnen Studien Stellung zu nehmen. Zum Teil hat sich die Forschung nach der Erstpublikation auf sie bezogen, und S. Heinemann hat selbst zu jeder Studie 1986 ein Postscriptum verfaßt, in dem er Hinweise auf neuere Forschung zu den behandelten Problemen gibt. Auch in den Fußnoten hat er – mit entsprechender Kennzeichnung – Veränderungen und Ergänzungen vorgenommen.

Gerade weil alle Studien auf einer soliden Materialbasis beruhen und wohl feinsinnige persönliche Interpretationen, nicht aber gewagte oder gar verstiegene Theorien enthalten, sind sie aktuell geblieben. Man freut sich, sie in thematisch einleuchtender Zusammenstellung und erschlossen durch einen sorgfältig hergestellten Wortindex in diesem auch drucktechnisch sehr gepflegten Band lesen oder wiederlesen zu können.

G.H.



KURT BALDINGER, *Die Faszination der Sprachwissenschaft*. Ausgewählte Aufsätze zum 70. Geburtstag mit einer Bibliographie. Hrsg. v. GEORGES STRAKA und MAX PFISTER, Tübingen (Max Niemeyer) 1990, 1034 p.

Zum 60. Geburtstag Baldingers ist eine zweibändige Festschrift erschienen<sup>1</sup>; zum 70. haben es seine Freunde vorgezogen, eine Auswahl seiner kleinen Schriften herauszugeben, statt ihm eine neue Festschrift zu widmen.

Die wiedergedruckten Aufsätze erscheinen unter den folgenden Überschriften: I. Von Sprache und Mensch; II. Gefahren der Lexikographie; III. Urkundensprache: Latein und Französisch; IV. Studien zur Etymologie und Wortgeschichte; V. Studien zu Substraten, Adstraten und Lehnwörtern; VI. Studien zu Dialekten und regionalen Fachterminologien; VII. Studien zu Suffixen im Französischen. P. 817ss. findet sich eine vollständige Bibliographie Baldingers, die K. Brademann und N. Hörsch zusammengestellt haben. Von geringem Interesse ist das Verzeichnis der «titres scientifiques de Baldinger» (d.h. Ehrendokorate, Kongreßbesuche u. dgl.), das G. Straka dem von solcher *vanitas vanitatum* bald ermüdeten Leser p. XIVs. bietet.

Die ausgewählten Aufsätze sind ohne Änderungen photographisch wiedergedruckt, aber Baldinger selbst hat jeweils Nachträge hinzugefügt; nur bei dem Aufsatz «Die Entwicklung der Suffixe *-aud* (und *-ard*) im Französischen (im Hinblick auf die Methodologie der Wortbildungslehre» p. 687ss. handelt es sich um eine Neuveröffentlichung, und zwar eines 30 Jahre alten Vortrags, der von Inge Popelar-Schwinzert umgearbeitet wurde.

Trotz der Nachträge wirken mehrere Aufsätze etwas anachronistisch; besonders stören die abgedruckten, nicht mehr aktuellen Zeitangaben (z.B. p. 57 «Récemment M. von Wartburg nous a parlé . . .»; das war 1957; p. 71 «M. Rheinfelder, il y a deux ans, a fait des conférences à la Sorbonne»; auch 1957; p. 572: «Il y a douze ans, Dauzat data *moyen âge* de la fin du XVIII<sup>e</sup> siècle»: 1949)<sup>2</sup>.

In Anbetracht der großen Zahl von Baldingers Publikationen hätte man wohl eine Auswahl machen können, in der Wiederholungen nicht so zahlreich sind wie in der vorliegenden. P. 79 und 184s. wird *St-Ouen* gegen Taubheit angerufen; der Ausdruck *malin comme un singe* wird p. 101, 151 und 160 behandelt; das mundartliche *mouron* «Salamander» 151 und 160; usw.

Einige Einzelnotizen! Zu frz. *ruche* «Bienenkorb» p. 18s. könnte man hinzufügen, daß dieses Wort in germanische Sprachen entlehnt wurde: dt. *Reuse*, schwed. *ryssja* (cf. I. Modéer, *Den nor-*

<sup>1</sup> *Festschrift Kurt Baldinger zum 60. Geburtstag, 17. Nov. 1979*, hrsg. v. M HÖFLER, H. VERNAY und L. WOLF, Tübingen 1979.

<sup>2</sup> Diese Kritik trifft natürlich nicht diesen Band an sich, sondern das ganze jetzt übliche Nachdruckverfahren.



diska ryssjans ursprung och ålder, Uppsala 1939). — P. 37 ist *medium aetas* ein Fehler für *media aetas*. — P. 39. Bezüglich Lerchs Theorien über den Einfluß der Vulgata auf den Wortschatz der romanischen Sprachen könnte man an D. Fehlings Aufsatz «The origins of European Syntax» (*Folia Linguistica Historica* 1/2, 1980, 353ss.) erinnern, der die — m.E. allerdings verfehlte — These vertritt, daß sehr viele Ausdrücke und Konstruktionen in europäischen Sprachen auf die Bibel zurückgehen. — P. 44ss und 74ss. Zum Begriff der Volksetymologie cf. Rez., *Studien über die Sprache der langobardischen Gesetze* (Uppsala 1961), p. 184ss. — P. 74ss. Der in diesem Aufsatz über «l'influence de la langue sur la pensée» zitierten Literatur ist E. Tegnér, *Språkets makt öfver tanken* (1880)<sup>3</sup> hinzuzufügen. — P. 80. Zur sog. Verblümung vom Typus *faire un voyage en Suède* für *suere* cf. auch H. Meier, *Die Onomasiologie der Dummheit* (Heidelberg 1972), p. 38ss. — P. 90 vermutet Baldinger — nach v. Wartburg —, daß das frz. *perce-oreille* seinen Namen erhalten habe nach dem «instrument avec lequel les orfèvres perçaient le lobe de l'oreille où devrait être introduite la boucle d'oreille . . . C'est plus tard que ces noms ont fait l'objet de contresens et ont été interprétés faussement comme si l'animal se glissait dans l'intérieur de l'organe . . . d'où, p.ex., en wallon *mousse-è-l'oreille* . . . et le suisse all. *Ohregrübler* . . .». Aber der Glaube, daß der Ohrwurm (merkwürdigerweise wird der dt. Name von B. nicht erwähnt) in die Ohren kriecht und sie zerstört, ist in fast allen germanischen und romanischen Sprachen reflektiert, cf. *Handbuch des deutschen Aberglaubens* Bd. 6, p. 1219; meine Großmutter glaubte es auch, obgleich das von ihr verwendete Wort mit «Ohr» nichts zu tun hat (schwed. *tvestjårt*, eig. «mit zwei Hinteren»); die russischen, kroatischen, tschechischen und ungarischen Wörter für «Ohrwurm» enthalten die entsprechenden Wörter für «Ohr». Dr. F. Tally, Archiv für amerikanische Volksmedizin an UCLA, teilt mir mit, daß der Glaube, daß der Ohrwurm (engl. *earwig*) in die Ohren von Leuten kriecht (und auch daß er gegen Taubheit helfen kann) in den Vereinigten Staaten verbreitet ist<sup>4</sup>; das gehört in der Tat zu den sog. modernen Legenden, cf. Jan H. Brunvand, *Curses! Broiled Again* (New York 1989), p. 40ss.; andererseits wird diese Vorstellung vom *Oxford English Dictionary* s. *earwig* (Bd. 5, p. 32 Nr. 1) bis zum Jahre 1000 zurückverfolgt. Es ist äußerst unwahrscheinlich, daß ein so alter und weitverbreiteter Aberglaube<sup>5</sup> durch die falsche Auffassung eines französischen Wortes verursacht wurde. — P. 298ss. wird ein Aufsatz «Zum Übergang von der lateinischen zur französischen Fachterminologie im 14. Jh.» abgedruckt. Die darin verfochtene These, daß mfrz. Abteilungen und Ausdrücke oft der mlat. Fachprosa entlehnt sind, ist richtig und wichtig. Aber m.E. ist es zwecklos und verfehlt, nur das Vorhandensein eines ins Frz. weitergeführte Terminus in einem späten mlat. Text festzustellen, ohne zu fragen, ob dieser Terminus in älteren lat. Texten belegt ist: meistens ist es sehr schwierig zu entscheiden, auf welchen Wegen die Entlehnung ins Frz. vor sich gegangen ist; je vollständiger die lateinische Information ist, desto besser. So wird das Doppelkompositum *pertransire* p. 298 in der lat. Fachliteratur des 14. Jhs. belegt; es begegnet aber schon bei Plinius maior, in der Vulgata und bei den alten Kirchenvätern. Das p. 299 i. J. 1350 belegte *improbatio* findet sich schon bei Cicero, ferner bei Augustin, in den Digesten u.a. (cf. *ThLL* s.v.). Cicero, Martianus Capella und Boethius (um nur einige der im *ThLL* 6:2, 1909, 73ss. genannten Autoren zu zitieren), die alle im Mittelalter viel gelesen wurden, verwenden das Wort *geometricus* (von B. p. 301 i. J. 1350 belegt); usw. — P. 351 zitiert B. nach DuCange die folgende Hieronymus-Stelle: *Denique etiam Iosephum . . . asserere illo tempore, quo crucifixus est Dominus, ex adytis templi virtutum caelestium erupisse voces*, bemerkt aber in der Anm. 7 p. 354, daß er die Stelle in der kritischen Ausgabe

<sup>3</sup> Wieder abgedruckt in E. TEGNÉR, *Ur språkens värld*, Bd. I (Stockholm 1922). — Die Arbeit T. SEGERSTEDTS *Ordens makt* (Stockholm 1944) ist dagegen wertlos, cf. z.B. STERN, *Studia Neophilologica* 18 (1946), 155ss.

<sup>4</sup> Cf. auch MARIA LEACH, Funk & Wagnalls *Standard Dictionary of Folklore, Mythology and Legend* (1972), p. 334.

<sup>5</sup> Ich schreibe «Aberglaube», denn nach dem Entomologen Franz Engelmann an der UCLA befallen die lichtscheuen Ohrwürmer nie Menschen oder Tiere.

nicht finden kann; sie steht bei Hier. epist. Nr. 46, 4, 2. Übrigens ist es m.E. B. nicht gelungen zu erweisen, daß v. Wartburg, *FEW* 14, 518 a ss. zu Unrecht *virtus* im Sinne von ‚Wunder‘ aus dem erbwörtlichen und im mlat. sehr häufigen *virtus* ‚Kraft‘ (als Ersatz des ausgestorbenen *vis* ‚Kraft‘) herleitete und frz. *vertus* «un des ordres de la hiérarchie céleste» als eine Entlehnung aus dem Kirchenlatein betrachtete: die von B. p. 353 erwähnte «wundertätige Wirkung der *virtutes* der Engels-hierarchie» ist spät und spärlich belegt und eher durch die alte Bedeutung *virtus* ‚Wunder‘ zu erklären, als daß mit B. *virtus* ‚Wunder‘ aus der biblischen Lehnübersetzung *virtutes* ‚englische Heerscharen‘ herzuleiten wäre. — P. 512ss. wird afrz. *estor* mit dt. (*Fenster*)*sturz* zusammengestellt. P. 513 heißt es: «Bei der Diskussion . . . (des Wortes *estor*) in meinem Oberseminar hatte mein Assistent Karl Brademann die sich als zutreffend erweisende Assoziation mit deutsch *Fenstersturz*». Da die richtige Etymologie auf Brademann zurückgeht, ist es etwas auffallend, daß er weder in der Erstveröffentlichung noch hier als Mitverfasser des Aufsatzes erscheint.

Bengt Löfstedt



MANFRED BAMBECK, *Wiesel und Werwolf. Typologische Streifzüge durch das romanische Mittelalter und die Renaissance*, hgg. von FRIEDRICH WOLFFZETTEL und HANS-JOACHIM LOTZ, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 1990, XXI + 301 p.

Der vorliegende Band enthält neben einem Nachruf der Herausgeber und dem Schriftenverzeichnis Manfred Bambecks 21, in verschiedenen, manchmal schwer zugänglichen, Zeitschriften erschienene (1967–85) Aufsätze des 1985 verstorbenen Romanisten. Wie schon der Untertitel des Werkes erkennen läßt, spannt sich der Bogen der behandelten Themen weit: Die Beiträge stammen sowohl aus dem Bereich der Sprach- wie auch der Literaturwissenschaft, reichen zeitlich von der Spätantike bis in die Renaissance und handeln über Gegenstände der lateinischen, französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Philologie. Ein Beitrag («Die Devise «je he ce que mord» auf dem Bildnis des Guillaume Fillastre von Rogier van der Weyden» p. 162–73) streift sogar die Ikonologie.

Zusammengehalten werden die einzelnen Aufsätze durch die Methode: die Frage nach dem Sinn einer Text-Passage beginnt in der Regel mit einer präzisen sprachlichen Untersuchung und deutet dann die Stelle, sozusagen als *topos*, mit dem Instrumentarium der metaphorisch-allegorischen Biblexegese. Die Beispiele belegen deutlich die Verflechtung von volkssprachlicher Literatur und patristisch-exegetischer Tradition, deren Kenntnis sich für mittelalterliche und neuzeitliche Autoren als Denkhorizont zweifelsohne voraussetzen läßt, wie es natürlich besonders im Bereiche der Predigt- und Exempelliteratur zum Ausdruck kommt. Dieses bildhaft-figurale Denkmuster, das sich aus der kirchlich-theologischen Tradition herleitet, kann bisweilen seinerseits folkloristische Elemente in sich integrieren. Die beiden Aufsätze, die sich mit Marie de France befassen («Die Wieselepisode im «Eliduc» der Marie de France» p. 41–56 und «Das Werwolfmotiv im «Bisclavret» p. 57–81) und die dem Band auch den etwas irreführenden Titel *Wiesel und Werwolf* geben, illustrieren diese Tatsache. Die anderen Beiträge befassen sich u.a. mit Dante («Dantes Waschung mit dem Tau und Gürtung mit dem Schilf» p. 8–25, «Ein Ovidianum bei Dante und Camoes» p. 26–40 [die Verwandlung der lykischen Bauern in Frösche], «Zur Polemik des Cecco d’Ascoli gegen Dante» p. 131–137 und «Paradiso XXV, 91 ss. «dice Isaia . . .»»), mit Redensarten und stehenden Wendungen («Die großen Fische fressen die kleinen» p. 155–161, «Zur Geschichte vom die Farbe wechselnden «Chamäleon»» p. 254–63) mit einzelnen Ausdrücken und Motiven («Weidenbaum und Welt» p. 113–130, «Cire vierge» *Rosenroman* V. 19490» p. 173–186, «Die Stadt Paris als «Haus des Brotes»» p. 187–200, «Zu einer mißdeuteten Stelle bei Julian von

Vézelay oder der Hahn als Symbol für den Prediger» p. 245–53, «Puits de science: Gautier de Coinci und Eustache Deschamps» p. 264–77 u.a.m.) und *loci desperati* («Zu einer strittigen Passage im *Vergiers d'Amor* des Guillem de Saint-Didier» p. 137–54, «element und *virginitet* in der altfranzösischen Eulaliasequenz» p. 201–22).

Die Sammlung als ganze ist in ihrer Vielfalt für das Werk M. Bambecks sicher repräsentativ, und auch die älteren der immer von großer Belesenheit und Sorgfalt zeugenden Beiträge sind von ungemindertem Interesse. Den Herausgebern kann bei der Auswahl eine glückliche Hand attestiert werden, da sich der Band in seinem Abwechslungsreichtum auch noch angenehm liest.

Richard Trachsler



*Hommage à Bernard Pottier*, ed. J.L. BENEZECH, P. CHARAUDEAU B. DARBORD J. ROUDIL y J. SCHMIDELY, Paris 1988 (*Annexes des Cahiers de Linguistique Hispanique Médiévale*, 7–1 y 7–2) 2 vols.

Resultan escasas las figuras intelectuales que con su labor de investigación han sido capaces de transformar la disciplina científica a la que han dedicado su vida. Bernard Pottier es una de ellas o, mejor dicho, varias de ellas, si se tiene en cuenta la amplitud de áreas de trabajo que ha sido capaz de desarrollar y a las que ha marcado un nuevo sentido: iniciado en el hispanismo, se especializará en «Gramática y filología francesa» y en «Gramática comparada de lenguas románicas»; imparte cursos en diversas universidades, aunque su principal aportación a la docencia la constituirán sus diversos viajes a España y a América; se le ha denominado «un ambassadeur de la sémantique» y explicando tal disciplina ha recorrido medio mundo. Todas estas consideraciones empalidecen ante las veinticinco páginas que cubre la dilatada bibliografía de B. Pottier; su índice permite descubrir la extensión de los múltiples propósitos de investigación a que ha sido capaz de entregarse este profesor: así, de la Lingüística general ha abordado los problemas generales del análisis y ha establecido los límites de la teoría semántica, de la semántica léxica, de la semántica gramatical y de la relación entre semántica y sintaxis; en el dominio amerindio se ha especializado en estudios de etno-lingüística; y, ya en el ámbito románico, se han beneficiado de su visión crítica las lenguas francesa, portuguesa y española (donde hay que incluir sus conocimientos del aragonés, junto a sus planteamientos gramaticales y léxicos).

No ha sido mi propósito presentar a B. Pottier (su obra le basta) ni justificar el *Hommage* del que voy a dar cuenta; simplemente las líneas anteriores pueden servir para introducir las diferentes contribuciones que aquí se hallan reunidas: en la disparidad y dispersión de las mismas es donde mayor puede comprenderse el inmenso magisterio que ha ejercido B. Pottier y su capacidad de abrir diversas vías de acercamiento a múltiples problemas de la lingüística y de sus dominios particulares.

Suman sesenta y cuatro las colaboraciones reunidas en estos dos volúmenes. Tarea utópica sería la de intentar reflejar, siquiera, las aportaciones principales de cada una de ellas; tal labor daría lugar a un nuevo volumen, que, sin duda alguna, merecería B. Pottier, pero que como reseña no estaría justificado. Por ello la mejor manera de acometer esta reseña consistirá en la delimitación de bloques temáticos (reflejo de la bibliografía de Pottier), a fin de insertar en ellos los trabajos que se publican en estos dos libros, quebrando, como es lógico, la clasificación alfabética con que han aparecido ordenados los colaboradores. Diferenciaré dos grandes ámbitos, Lingüística y Literatura (éste último más reducido y siempre bajo el dominio del primero); dentro de cada una de estas estructuras, cabrá la inclusión de epígrafes que agrupen, de modo particular, trabajos referidos a mismas finalidades. Compréndase, por estas razones, que no haya lugar para comentarios críticos, sino sólo para presentaciones descriptivas.



## 1. LINGÜÍSTICA

### 1.1.: *Problemas generales*

Nueve aportaciones cabe incluir en este apartado. Merece destacar (por la ocasión en que aparece) la de Huguette Pottier Navarro, «Quelques aspects de l'évolution de la théorie linguistique de Bernard Pottier» (II, 631–647), destacando, de entre sus principales contribuciones, el sistema causal, los conceptos de módulos, diatexis y voz, el sistema de los elementos de relación, las ideas de tiempo y de espacio y su inserción en lo nocional y las modalidades.

En esta línea, la teoría del signo lingüístico de B. Pottier es revisada y analizada por Michel Desaint, en «De signifianti natura» (I, 261–272), desarrollando el concepto pottieriano de que «la forme du signifié est caractérisée par des traits classificatoires qui sont les bases des catégories» (272). Alexandre Lorian se ocupa de «Symétries de langue et asymétries de discours» (II, 499–508), trazando un acercamiento a la *retórica*, sobre la base que ésta desvela al proceso lingüístico de «binarismo» y de su continua renovación. Roch Valin modela las conexiones entre «Langage, imaginaire et réalité» (II, 787–797) mostrando la manera en que la teoría de la relatividad ha ayudado a superar los conceptos de Espacio y de Tiempo. Estas ideas se complementan con el estudio de Patrick Charaudeau sobre «Langue, métalangue et discours» (I, 157–164), que delimita «la valeur d'une marque (indice) et les instructions fournies par le contexte» (163). También sobre el discurso, versa «Le bien des mots» de Jean-Claude Chevalier (I, 165–171) quien configura la forma de transmisión de una experiencia como una doble acción: «des mots les uns sur les autres, et de ce premier effet sur le milieu où il se produit et que l'on vient d'indiquer» (170).

Danica Seleskovitch se interesa por «Quelques phénomènes vus à travers l'interprétation simultanée» (II, 709–717), tales como «lenguaje espontáneo y lenguaje obligado», «desverbalización», «polisemia externa e interna», «univocidad del discurso» y «transcódigos». Dentro de este ámbito de la comunicología, destaca el estudio de Robert Tilby, «L'influence de la situation-type de communication sur la relation support-apport dans les titres d'actualité» (II, 763–773), que demuestra cómo el factor de inmediatez comunicativa implica la aparición de «la valeur référentielle des significations spécifiques et génériques» (772).

Haim Vidal Séphiha propone un modelo de «Étude dialinguistique» (II, 719–730), centrado sobre los valores verbales de «voir», «parler», «dire» y «raconter» en diversas lenguas.

### 1.2: *Teoría semántica*

Partiendo de las cuestiones más generales, François Rastier analiza diversas «Problématiques sémantiques» (II, 671–686) a fin de revisar diferentes modelos de signo que posibiliten una semántica lingüística; ésta sólo puede entenderse desde el dominio noémico: «les noèmes sont des unités langagières et non plus seulement linguistiques» (684), recordándose la afirmación de Pottier de que constituyen las categorías metalingüísticas elementales de la teoría semántica. Estas mismas unidades ocupan a Klaus Heger en «Noèmes métalinguistiques-réflexifs et la distinction entre syntaxe et sémantique» (I, 351–359) reclamando la necesidad de una «semántica sintagmática», que estudiara las relaciones entre «signemas», sus componentes definitorios en sememas, con una visión pragma-lingüística final, que debería centrarse en los componentes deícticos.

Otros senderos trazados por Pottier son seguidos por Claudio Wagner en «Test semántico y análisis sémico» (II, 821–832), a fin de revisar el método de recopilación de datos, mediante un nuevo sistema de enumeración de semas.

Cidmar Teodoro Pais, en «Conditions sémiotiques et sémantico-syntaxiques de la productivité lexicale et discursive» (II, 599–614), reflexiona sobre el proceso de producción de unidades léxicas y como «constituent un instrument très important de la construction et de la permanente reconstruction de la «vision du monde»» (599). En esta línea, Marc Wilmet relaciona los conceptos de «Arbitraire du signe et nom propre» (II, 833–842), volviendo a definir el nombre propio como un «asemantema», cargado de sentido gracias a una «operación de denominación»; en su relación

con la arbitrariedad analiza cuatro componentes: «(1) contingence, (2) congruence, (3) conventionalité, (4) contrainte» (839).

Procesos más particulares de análisis son los mostrados por M.E. Malheiros-Poulet acerca de «La relativité de la valeur sémantique des expressions d'intensité» (II, 527–537), quien comprueba cómo lo intensivo se convierte en un revelador de la sensibilidad y de la creatividad del lenguaje, y por Rafael Lapesa en sus tres «Notas etimológicas y semánticas» (II, 469–476) en torno a las voces «CABILLO CAPILLO, «cabildo»» (que ya interesó a B. Pottier), «COMPANA «avenencia», «compañía», COMPANE «compango» y sus derivados» y «ENCOBARSE «concebir, empreñarse»» (desde un ejemplo del *Libro de Buen Amor*).

### 1.3: Semántica y lexicografía

Por entre diversos análisis léxicos emerge un estudio de Eulogio Losada Badía sobre «Biogénétique suffixale dans les langues indo-européennes» (II, 509–514) en el que ofrece, como razón por la que un adjetivo se antepone al sustantivo, la estructura de creación de sufijos en las lenguas indoeuropeas, ya que todo sufijo proviene «d'un ancien mot indépendant ayant jadis figuré, en fonction de support, comme dernier élément d'un composé» (513), caso del español «-mente».

Sobre diccionarios han escrito Ariane Desporte, quien en «Dictionnaire et énonciation» (I, 249–260) compara definiciones de diversos lexicógrafos (por ejemplo, M<sup>a</sup> Moliner y J. Casares, a fin de observar si «le texte d'un dictionnaire assure-t-il une totale opacité énonciative» (250), y Robert Galisson, que en «Cultures et lexicultures pour une approche dictionnaire de la culture partagée» (I, 325–341) reflexiona sobre conceptos como identidad colectiva, culturas compartidas, adquiridas y aprendidas, junto a la incorporación de sus signos a un proyecto de lexicografía.

Se incluyen cinco análisis léxicos: 1) Algirdas Julien Greimas, en «De la nostalgie» (I, 343–349), aplicando componentes hjelmslevianos, revisa los tres segmentos enunciativos con que la definición de «nostalgie» figura en el *Petit Robert*. 2) Lucien Clara se ocupa de «Une curiosité lexicale du vocabulaire tauromachique espagnol: *toricantano* (XVIIe siècle)» (I, 181–191), término que, entre otros testimonios, aparece en un soneto («Tori cantano Fernandina abra» [1658]), en *No hay burlas con el amor* de Calderón y en poemas satíricos de Quevedo; tal palabra, siendo un neologismo, se incorpora a la lengua hablada y se emplea en un discurso poético burlesco. 3) Louise Dabène, en «Aller et venir. De la linguistique à la didactique» (I, 217–224) diferencia esta pareja de la española «Ir a / Venir de», resultando que el francoparlante puede «inclure les cordonnées énonciatives de son interlocuteur dans l'espace de référence du déplacement», mientras que el español puede «étendre le trait de focalisation exclusive sur l'énonciateur aux domaines du temps et à celui de la notion» (222). 4) Marie-France Delport estudia los campos semánticos de «Miradas y miramientos. L'égard et le regard» (I, 233–240), a fin de mostrar los modelos metafóricos que surgen de ellos y las regulaciones de lexemas que provocan. 5) D. Neyrod y Y. Weller intentan algo similar en «Une étude du contenu sémantique des prépositions POR et PARA. Emplois et polysémie» (II, 563–598), con la diferencia de que su análisis cubre 153 testimonios (desde el s. XVI a la literatura hispanoamericana) desde los que se persigue la frecuencia de utilización de las dos preposiciones, sus transformaciones polisémicas y sus intercambios significativos.

### 1.4: Morfosintaxis

Cabe establecer diversos epígrafes en este apartado:

#### 1.4.1: Planteamientos generales

André Joly reflexiona sobre la «Expérience, représentation, expression du temps» (I, 395–408), mostrando las principales dificultades en su aprendizaje y utilización, reservadas no sólo para los niños, sino también para los adultos, como lo demuestra el uso del condicional en frases hipotéticas. Indica que aprender la representación temporal supone «acquérir les moyens de sortir de

l'immanence au temps conçu comme une durée subjective (immanence du présent de parole, immanence de l'événement) pour passer à sa transcendance et pouvoir ainsi le contempler en tant que réalité objectivée dans la pensée» (407).

Abdelkader Fassi Fehri, en «À propos du conceptuel et du grammatical» (I, 287–311), analiza la manera en que el árabe percibe y organiza la experiencia o el mundo real, proceso del que destaca el continuo cambio de las relaciones gramaticales.

#### 1.4.2: Análisis gramatical

David Gaatone, en «Arbres. Considérations sur l'analyse de la phrase» (I, 313–323), muestra cómo no existe un único tipo de árbol y reclama la necesidad de distinguir entre relaciones sintácticas en la descripción lingüística y los procedimientos formales, con los que tales relaciones suelen confundirse.

Jean-Marie Zemb, en «Sujet, y es-tu?» (II, 851–860), desarrolla el proceso de formación de la pasiva impersonal en alemán.

Vidal Lamíquiz, en «Configuraciones discursivas en textos orales» (II, 457–467), demuestra el carácter de simetría de tales procedimientos discursivos y cómo «se sitúan en todos los niveles diastráticos, socioculturales, generacionales y de sexo: son comunes a todos los hablantes en comunicación oral» (467).

#### 1.4.3: Verbos

Yimin Shen, estudia los «Verbes casuatifs et verbes non-causatifs» (II, 731–747) clasificándolos según los cambios de estado producidos por diferentes acciones significativas; los cambios son de existencia, de transformación y de situación.

Robert Martin diferencia los verbos de opinión «CROIRE QUE p / PENSER QUE p» (II, 545–554) mediante la oposición conocimiento / juicio y según el universo que evoca la proposición que los utiliza: «elle tend au faux pour le verbe *croire*; elle est indéterminée pour le verbe *penser*» (550).

#### 1.4.4: Unidades lingüísticas de interrogación

Anne-Marie Vanderlyden, en «Sur l'interrogative indirecte au subjonctif en espagnol moderne» (II, 799–807), a través de diversos ejemplos literarios da cuenta de las imposibilidades significativas del subjuntivo, por ejemplo después de un predicado con SABER o con DECIR.

Francis Tollis plantea un «Approche psychomécanique du *CUANT*-interrogatif espagnol» (II, 775–785), pronombre que «permet au locuteur de demander, sur cet être qu'il croit parfaitement connu de son public, une précision qui est de l'ordre de la quantité» (775); según su estudio *QUIÉN*-es pron. óntico portador el rasgo +humano, *QUÉ* igual, pero -humano, *CUAL*-es pron. no. óntico de cualificación, mientras que *CUANT*- lo será de cuantificación.

#### 1.4.5: Adverbios

Resulta éste el concepto más estudiado. Denis Creissels establece «Quelques propositions pour une clarification de la notion d'adverbe» (I, 207–216), distinguiendo entre términos de contenido puramente funcional, que designan cierto tipo de relación en el predicado, en el nombre o en la frase (*adjoint*) y entre términos de contenido categorial, con los que poder caracterizar unidades según su aptitud (*adjontif*).

Existen cuatro análisis particulares de adverbios: 1) Jean-Louis Benezech, en «*AHI* dans *POR AHI*» (I, 99–114) marca la diferencia entre estas dos formas, debida a la utilización de la preposición *POR*, cuyos semas informarían diversos contenidos. 2) Luis Jaime Cisneros, en «Adverbios en el Lunarejo» (I, 173–180), se ocupa del uso adverbial en el escritor peruano del s. XVII Juan de Espinosa Medrano. 3) Jean-Luc Descamps, en «Du fil fugace à la table sagace: représentation d'un énoncé complexe régi par l'adverbe *INVERSEMENT*» (I, 241–247), plantea un análisis de



secuencias periódicas para sorprender facetas importantes del discurso escrito y, sobre todo, del discurso pedagógico de las ciencias; para ello, utiliza una noción pottieriana, de la «*schéma d'entendement*» con la que un texto obtiene una representación semántica tabular. 4) Paolo Ramat, en «Pour une typologie de la négation» (II, 659–669), partiendo de un anterior estudio sobre la negación en los sistemas lingüísticos germánico y románico, establece una escala de unidades negativas que van de 1 a  $n$  elementos; demuestra, por ejemplo, «la tendance très répandue à placer NEG avant V et à formaliser cette position comme la plus correcte du point de vue grammatical, avec V dans la portée de NEG» (667–668).

#### 1.4.6: Preposiciones

Michel Camprubi investiga «La référence temporelle dans les syntagmes prépositionnels en espagnol, catalan et français» (I, 143–155) a fin de delimitar unos *paradigmas temporales*, formados sobre la base de clases (o sub-clases) nominales, en un cierto tipo de determinación; ello permite distinguir, entre otros resultados, el empleo de *a* (*à*) en catalán y francés frente al de *en* en español.

Jack Schmidely se interesa por «*PARA* et *POR*» (II, 699–708 [debe compararse con el estudio, ya reseñado en 1.3, de Neyrod-Weller]) y sus diferentes empleos: espaciales, temporales y nocionales; resulta que «de *por* à *para*, il y a distension de la zone à parcourir (...) On aperçoit mieux les mérites de la création romane que constitue le *para* espagnol: *para* > *póra* > *porta*» (707). Tomás Buesa Oliver analiza «Algunos usos preposicionales en textos peruanos del siglo XIII» (I, 115–126), mostrando cómo alguno de ellos aún persisten hoy en Hispanoamérica.

#### 1.5: Dialectología

Kurt Baldinger, en «Substrat quechua dans l'espagnol du Pérou? La variation de *E/I, O/U*» (I, 85–98), compara la situación lingüística de la *Crónica del Perú* de Pedro de Cieza con la de una carta española escrita por un quechua bilingüe en 1650, un siglo más tarde. En este contexto hispanoamericano, Antonio Quilis muestra el «Resultado de algunas encuestas lingüísticas recientes en El Ecuador» (II, 649–658), realizadas por él en 1985, y que revelan cómo en ese país cabe diferenciar dos zonas: la Costa, por una parte, y la Sierra y el Oriente, por otra, caracterizadas más por fenómenos fónicos y léxicos que por rasgos morfosintácticos.

Maurice Coyaud, en «Sur deux familles de langues austronésiennes» (I, 193–205), de sus cuatro ramas (polinesias, malasias, del noroeste y melanesias), estudia el sistema fonológico y morfosintáctico de las dos últimas.

Juan M. Lope Blanch delimita las «Duplicaciones pronominales en el habla culta de Madrid» (II, 493–498), que afectan, sobre todo, a los relativos, de los que destaca *su función*, por lo general, como objeto; se indica, también, que la duplicación es un fenómeno extendido entre la generación más joven.

#### 1.6: Fonética

Marcelle Kawa realiza una «Tentative d'analyse mathématique des oppositions phonologiques de l'espagnol» (I, 409–420), mostrando que son proporcionales, si bien no lo son privativas; se comprueba su condición binaria, ya que si no presenta uno de los dos rasgos, presenta automáticamente el otro; por último, se constata que la mayor parte de las oposiciones son homogéneas o multilaterales: sólo *b/d*, *m/n*, *X/s*, *g/j*, *f/X*, *b/g*,  $\emptyset/s$ , y *d/j* son singulares.

Maria do Socorro Silva de Aragão, en «O significante lingüístico – As formas de expressão na língua portuguesa: os meios fonêmicos» (I, 67–79), clasifica 33 fonemas, analizándolos en cuanto a diferentes aspectos como su calidad, la posición que ocupan, la incidencia del acento, su realización y distribución y, por último, su combinatoria.

Por último, Junji Kawaguchi, en «À propos du rapporté en -TO-IU déterminant le nom en japonais» (I, 421–445), revisa la multiplicidad de estas formas en el empleo del sujeto, en los sistemas enunciativos, en el estilo directo e indirecto, en la clase de nombres, en la cuantificación, etc.

### 1.7: *Historia de la lengua*

Antoni M. Badia i Margarit, en «Un cas de confusió de sufixos: *-ITZAR/-ITAR* en català» (I, 81–84), revela que este fenómeno proviene del hecho de que el catalán posea estos dos sufijos para la formación de verbos que parten de adjetivos.

Philippe Cahuzac, en «Approche méthodologique de l'étude des gallicismes en espagnol d'Amérique» (I, 127–141), pretende rellenar este vacío lexicográfico, persiguiendo tales préstamos a lo largo de veinte zonas geográficas; el lugar en que más predominan es Argentina y donde menos, El Salvador; diversos inventarios complementan este estudio.

Francesco d'Introno se interroga «Where do Spanish pronouns and anaphors come from?» (I, 273–285), sosteniendo «the hypothesis that pronouns and anaphors are spelled out during the derivation if they are Case marked, and that this process can be constrained by a Spelling-out Condition that replaces the Case Filter» (285).

Pierre Lerat examina «Les internationalismes dans les langues romanes» (II, 483–491), haciendo hincapié en la necesidad de una «neología razonada» y en la tendencia existente hoy en Francia de ir sustituyendo tantos anglicismos; indica, por último, lo importante que resultaría «une sensibilisation du public aux fonctionnements et aux enjeux linguistiques» (490).

Krassimir Mantchev, en «le système des phases en français contemporain» (II, 539–546), especula con los sintagmas verbales de tipo léxico y gramatical, distinguiendo tres fases: incoativa, progresiva y terminativa.

Monir Yazdi, en «Note sur le progressif en persan. Étude contrastive Persan/Anglais» (II, 843–850), presenta la similitud en la realización formal de este carácter en las dos lenguas, si bien las formas inglesas suelen traducirse al persa por el presente de indicativo o por el imperfecto.

## 2. LITERATURA

Si bien todas estas colaboraciones pretenden la descripción de procesos y de fenómenos lingüísticos, el hecho de que constituyan, a su vez, análisis de textos literarios las hace merecedoras de una clasificación independiente, de carácter diacrónico (ya que el factor temporal es determinante en cada uno de estos estudios).

### 2.1: *Edad Media*

Georges Straka, en «Pour une révision de la date des gloses de Silos?» (II, 749–761), revisa esta modalidad genérica de escritura, junto a las últimas opiniones críticas que repiten un argumento de hace más de cien años por el que se sitúa la composición del texto en los últimos años del s. XI, basándose en la aparición en el texto de un obispo de Nîmes, llamado Pedro. Parece, de todos modos, que «le manuscrit aurait été copié bien antérieurement à la fin du XI<sup>e</sup> siècle et l'authentification» de la lettre apocryphe par un évêque nîmois dénommé au hasard Petrus aurait été ajoutée par le copiste» (752). Se adopta, pues, la postura de M. C. Díaz y Díaz que establece, como posible fecha de composición, los primeros decenios del s. XI o los últimos del s. X, rechazando en medio siglo la atribución de don Ramón Menéndez Pidal. En unos «Apéndices» finales se ofrece una reproducción fotográfica y su correspondiente transcripción del ms. Brit. Mus. Add. 30853.

Jean Roudil, en «Tradition manuscrite et redite nouvelle au Moyen Âge» (II, 687–698), prosigue sus reflexiones sobre la forma en que la textualidad medieval se reproduce y se conserva y sobre cuál ha de ser el mejor medio crítico para dar cuenta de tales estados de evolución y de transformación lingüística. J. Roudil establece diversas maneras de «redite» o reproducción de un texto: desde el simple elemento de coordinación de las unidades léxicas hasta las prosificaciones de obras versificadas; en esta ocasión, y como ejemplo de la metodología ecdótica que ya ha aplicado a la *Summa de los nueve tiempos* de Jacobo de Junta, edita un capítulo de tres códigos (*Leyes Nuevas de Alfonso X, Espéculo y Siete Partidas*), mediante el procedimiento «yuxtalinear», por el que, línea encima de línea, se ofrecen simultáneamente las tres obras; ello permite, por ejemplo, una

nueva consideración de las variantes, divididas en cuatro tipos: 1) de uso gráfico, 2) lexicales, 3) de formación y 4) morfo-sintácticas. No hay que olvidar que el propósito de J. Roudil no es otro que el de presenciar las condiciones de creación y de escritura de los textos y de sus copias.

Maurice Molho, en «À propos de l'Auto de los Reyes Magos» (II, 555–561), estudia el posible estado de evolución y de conservación de grafías que tal texto ofrece, original por el sistema de regularidad que presenta: «Tout se passe, en effet, comme s'il était interdit qu'aucune syllabe pût inclure plus d'un élément vocalique écrit» (559), lo que se denomina difonía fonológica; también, para M. Molho, la identificación bajo un mismo signo de las vocales altas y de los diptongos [*i=i, ie/u=u, ue*] significa que tales formas tienen en común la propiedad de ser extensiones de vocales básicas que corresponden a *e* y a *o*. Su nota más destacada es que bajo los signos *i, u* se ocultan las unidades diptongales *ie, ue*, con lo que el sistema gráfico binario se convierte, en realidad, en ternario.

Bernard Darbord se interesa por «La définition de la mort dans les Coplas de Jorge Manrique» (I, 225–232) en una perspectiva semántica y partiendo del concepto de *definición* como una *operación del espíritu*, que reúne progresivamente un conjunto de caracteres (o semas) que muestran la aprehensión de la cosa significada. Para ello, B. Darbord re-crea la imagen contextual de la muerte en una tradición textual que pudo haber conocido J. Manrique y muestra después el tratamiento que el poeta concede a tal representación (resulta curiosa, por ejemplo, la simetría inversa entre las coplas XXIII y XXXIII). «L'unicité spirituelle se conçoit non dans l'immobilité mais dans le dynamisme: chaque passage, chaque métaphore doivent être tenus pour élément d'un ensemble en formation» (232).

René Pellen, en «Les textes, ces archives qui dorment . . . Quelques notes sur le vocabulaire de la *Cárcel de Amor* (1492)» (II, 615–629), estudia veinticinco vocablos de este texto desde su primera aparición. Se demuestra la importancia de D. de San Pedro para la reconstrucción de la lexicografía medieval, en parte por su capacidad de utilización de antiguos vocablos y en parte también por su originalidad creativa (trece de estas formas léxicas se atestiguan en la *Cárcel de Amor*).

## 2.2: Siglo XVI

Manuel Alvar estudia «La palabra trascendida de San Juan de la Cruz» (I, 41–66) desde la perspectiva de los cruces semánticos que se producen entre significante y significado en la configuración de un símbolo, cuya representación no es otra que ese concepto de «valor trascendido». Importa que el santo llega a elaborar una teoría poética que tiene mucho que ver con la teoría religiosa; de ahí, la delimitación entre *palabras sucesivas, formales y sustanciales*. Las primeras permiten al espíritu ir razonando y descubriendo; las segundas son las que se hacen al espíritu por vía sobrenatural (la inspiración); y las terceras son las que obran directamente en el alma, que se relacionan con la doctrina religiosa o mística y que nada tienen que ver con la creación literaria. San Juan trasciende el signo lingüístico para convertirlo en poético y éste, a su vez, en doctrinal, ya que debe incluirse una connotación religiosa. Tales elementos teóricos son comprobados por Manuel Alvar a través del *Cántico espiritual*; analiza el concepto de «los cuatro elementos», incluyéndolo en la vía contextual del *Canticum Canticorum* y de la tradición poética elaborada por Boscán y por un Garcilaso a lo divino, que son transformados, como la filosofía natural, por el poder de la lengua poética del carmelita. M. Alvar, tras estas reflexiones, llega a la siguiente conclusión: «¿la poesía sirve a San Juan como fin de su experiencia mística o es un instrumento para escribir los relatos en prosa? Dicho con otras palabras: ¿existieron antes los poemas o los comentarios? ( . . . ) ¿creó como poeta y comentó? ¿O tuvo las experiencias y las redujo a poesía? Prefiero la segunda explicación, que creo fundamentada.» (63).

## 2.3: Siglo XVII

V. Huynh-Armanet y C. Pineira-Tresmontant, en «Les fluctuations des déterminants dans trois intermèdes de Cervantes» (I, 361–394), analiza tales formas en *El juez de los divorcios, El rufián*



*viudo y El viejo celoso*, mediante la aplicación de métodos informáticos para delimitar la homografía y su influencia en los contextos sintácticos.

Nadine Ly se interesa por «La permission métaphorique ou le navirelivre du *Criticón*» (II, 515–526) encuadrando este texto en el ámbito general de los análisis del significado lingüístico; se estudia, en este caso, la relación que las metáforas – y sus redes de estrategias textuales – mantienen con el lector, imponiéndole un determinado orden de comprensión, basado en comparaciones, analogías y similitudes.

#### 2.4: Siglo XIX

Jean Lemartinel, en «Leopoldo Alas lexicologue» (II, 477–481), estudia tal labor de «Clarín» en su cuento *Palique* (1894), donde se contienen diversas opiniones sobre el valor de los neologismos (sobre todo de los galicismos), ante los que evidenciaba una postura de humor y de ironía, no exenta de preocupaciones pedagógicas: diversas citas así lo demuestran.

#### 2.5: Siglo XX

Paul Verdevoye, en «La langue des argentins», dans *Sobre héroes y tumbas*, d'Ernesto Sábato» (II, 809–819), comprueba cómo las prácticas lexicales y fonéticas se conforman a la lengua que hoy se puede oír hablar en Buenos Aires; E. Sábato no es un inventor, sino un excelente testigo lingüístico, dominio desde el que construye el carácter de sus personajes y sus tratamientos en la ficción. Estas particularidades léxicas se ofrecen en un Apéndice en pp. 814–819.

Fernando Gómez Redondo



*Variatio Linguarum*. Beiträge zu Sprachvergleich und Sprachentwicklung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Gustav Ineichen. Hrsg. von URSULA KLENK, KARL-HERMANN KOERNER, WOLF THÜMMEL, Stuttgart (Franz Steiner) 1989, XVIII-332 p.

Come e più di altre *Festschriften*, questo bel volume dedicato a G. Ineichen per i suoi sessant'anni è estremamente interessante, sia per la varietà dei temi che per la qualità dei contributi. Anche se, come inevitabilmente tende a succedere nelle miscellanee di ampie dimensioni, accanto a saggi impegnativi e di notevole livello se ne trova anche qualcuno chiaramente «d'occasione», il volume (che contiene lavori di ventisette autori, preceduti da un *Vorwort* dei curatori e da una bibliografia degli scritti di Ineichen) rappresenta molto bene i campi di interesse prediletti del festeggiato (romanistica, slavistica, semitistica, linguistica storica, tipologia) e meriterebbe una recensione più ampia di quella che si possa fare qui, dove dobbiamo soffermarci solo su alcuni dei contributi, quelli che dal nostro punto di vista settoriale paiono più rilevanti.

H. Geckeler, continuando la serie delle sue indovinate applicazioni del modello tipologico di Skalička alle lingue romanze, ci offre finalmente uno schizzo tipologico dell'italiano, da cui risulta che l'italiano è tuttora una lingua eminentemente flessiva, anche se con tendenze verso altri tipi, in particolare quello isolante; ed è in questo più vicina allo spagnolo che al francese («Zur Typologie des Italienischen (im Anschluß an V. Skalička)», p. 74–84). Sulla base di brani da dodici testi diversi, G. Holtus («Nochmals zur Charakteristik des Franko-Italienischen und franko-italienischer Texte», p. 103–114) ritorna sul problema dei testi franco-italiani per mostrare come si possano ricondurre a diversi tipi di lingua, da uno a netta base francese antica a uno con forte influsso italiano a uno (il franco-italiano vero e proprio, per così dire) caratterizzato da «hybride Mischformen» (come in Gui de Nanteuil). Osservazioni empiriche molto interessanti presenta B. Kielhö-

fer, «Die Entwicklung des Wortschatzes bei französischen Kindern im Grundschulalter. Eine empirische Untersuchung am Beispiel der Tiernamen», p. 115–134, da cui fra l'altro si ricava che «die kindlichen Verfahren, die Tiere bei unserer Befragung «richtig» zu benennen, sind gewissermaßen die Antwort auf die inhärenten Schwierigkeiten des Wortfeldes» (p. 125) e che il salto qualitativo fra il modello infantile di procedimenti di denominazione e il modello adulto, grosso modo conforme a quello normativo, si ha fra 8 e 9 anni.

G. Lüdi, «Polyglossie und Schreibtraditionen: Das Beispiel der Handfeste von Fribourg/Freiburg i. Ue. von 1249 und ihrer Übersetzungen», p. 171–189, contiene numerose documentate osservazioni sulla coesistenza e interferenza di norme scritte in testi antichi di area in vario modo pentaglottica (latino, franco-provenzale, francese, alemannico, tedesco), come parte di un più ampio progetto di ricerca di sociolinguistica storica sui processi di standardizzazione e la coesistenza di lingue. Un rapido ma denso esercizio di confronto tra le varie lingue romanze in tema di frasi scisse e simili ci è offerto da M. Metzeltin, «Zur Typologie der romanischen Spaltsätze», p. 191–203, che, aggiornatissimo fra l'altro nella bibliografia, può concludere che «dabei neigen das Französische, das Italienische und das Portugiesische zu einer gewissen Starrheit, das Spanische dagegen weist eine große Formtransparenz auf» (p. 201). L. Renzi, «The Rumanian Article as a Balkanism», p. 217–225, sostiene la tesi che le caratteristiche posposizionali dell'articolo definito rumeno siano da ricondurre, al pari che in bulgaro e in macedone, ai principi della legge di Wackernagel sul comportamento dei clitici. Le diverse scuole e correnti di tipologia linguistica sono passate in rassegna da P. Wunderli, «Typologie – nichts als Probleme?», p. 299–317, con molto acume critico, non al fine nichilista di negare dignità scientifica (ci mancherebbe . . .) alla *Sprachtypologie*, ma per mostrare l'utilità di una visione non assolutistica e settoriale, bensì complementare e flessibile, delle diverse posizioni teoriche e delle loro categorie esplicative.

Gli altri contributi del volume si devono a: P. Bachmann, Ch. Bierbach, H. Birnbaum, W. Börner, B. Comrie, Th. Gardner, G. Hentschel, U. Klenk, K.-H. Körner, G. Kremnitz, W. Mańczak, A. Pohl, E. Roegiest, Ch. Rohrer, B. Schäfer, W.P. Schmid, W. Thümmel, A. De Vincenz, S. Widlak, R. Zimmer.

Gaetano Berruto



*Text-Etymologie. Untersuchungen zu Textkörper und Textinhalt.* Festschrift für Heinrich Lausberg zum 75. Geburtstag. Herausgegeben von ARNOLD ARENS. Stuttgart (Steiner) 1987, XLII + 434 p.

Die vorliegende Festschrift zum 75. Geburtstag von Heinrich Lausberg wird durch die Vielfalt ihrer Beiträge dem Jubilaren voll und ganz gerecht. In Heinrich Lausberg wird eine der herausragendsten Forscherpersönlichkeiten auf dem Gebiete der romanischen Philologie im deutschen Sprachraum gewürdigt. Romanist, klassischer Philologe und Indogermanist, hat sich der Geehrte vor allem der nachklassisch-lateinischen und der romanischen Philologie zugewandt. «Seine» Philologie bildet noch eine Einheit, sie ist umfassend; entsprechend facettenreich und weitgespannt ist auch seine Forschung. Seine Interessen galten und gelten der Antike, dem Mittelalter und der Moderne; der Linguistik und der literarischen Textlinguistik, wo er die Interpretationsmethode der «Text-Etymologie» entwickelte; der Rhetorik und der Poetik; der altfranzösischen Metrik; der Hymnologie, Hagiographie und Mariologie, der Hl. Schrift.

Der Band ist nach dem Rahmenthema *Text-Etymologie* benannt. Dem ausführlichen Schriftenverzeichnis folgen 42 Einzelbeiträge, eingeteilt in vier Kapitel. Sie alle eingehend zu würdigen ist hier nicht möglich. Im folgenden sollen einige Beiträge aus den Gebieten 1.1. *Text/Gattung und Sprachsystem*, 1.2. *Text und Rhetorik*, 1.3. *Text und Musik*, 2. *Der Text und seine intertextuellen Bezüge* und 4. *Varia Linguistica: Probleme der Sprache und Sprachwissenschaft* herausgegriffen werden.

G. Ineichen, *Zwischen Latein und frühem Romanisch: Die Schwelle um 800 n. Chr.* (14–18), geht von der Theorie der doppelten Norm in der Schrifttradition aus und schließt zwingend auf eine Diglossie-Situation. Das volkssprachliche Sprechen läßt sich umgekehrt auch aufs Lesen in der Volkssprache übertragen: Mit der Normierung der Leseweise unter dem Einfluß der Karolingischen Renaissance, d.h. mit der Aussprache nach den «litterae», ergibt sich auch in den romanischen Sprachen das Bedürfnis nach einer adäquaten Verschriftlichung. Eine französische Schrifttradition wird faßbar im 9. Jh. (*Eulaliasequenz*), in Spanien erfolgt der Vorgang erst im 13. Jh., die Situation in Italien ist noch zuwenig erforscht.

W. Dietrich beschäftigt sich mit der *Sprachhistorischen Bedeutung der Clermonter Passion* (28–39). Der kurz vor 1000 verfaßte poitevinische Text wird aus der Sicht der historischen Grammatik und Lexikologie untersucht. Dabei legt der Autor das Augenmerk einerseits auf sprachliche Archaismen gegenüber dem klassischen Altfranzösischen, andererseits auf romanische Neuerungen, die in den *Strassburger Eiden* und in der *Eulaliasequenz* noch nicht ausgeprägt sind.

Der Artikel von H. G. Coenen, *Der Aristotelische Topos aus dem Mehr und Weniger: Rhetorik 2,23,4f.* (74–89), setzt sich mit der Aristotelischen Argumentationslehre als Ableger der Dialektik auseinander. Es wird der Versuch unternommen, die rhetorische Argumentation von der Logik her zu erklären und dementsprechend kalkülgerecht – mittels Explikationsschemata – darzustellen. Das vorgeschlagene Verfahren beruht auf dem Aristotelischen Topos aus dem Mehr oder Weniger.

Um das Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat in surrealistischer Literatur geht es in B. Coenen-Mennemeiers Aufsatz *«Rose Sélavy»: Homonymie als literarisches Verfahren* (94–104). Rose Sélavy, Pseudonym des Malers Marcel Duchamp, ist der Ausgangspunkt einer Reihe von Beispielen für die literar-ästhetische Nutzung, den spielerischen Umgang und das Funktionieren der Homonymie.

H. Weinrich, *Zur Definition der Metonymie und zu ihrer Stellung in der rhetorischen Kunst* (105–110), distanziert sich von der Jakobson'schen Zwei-Achsen-Theorie, um die Metonymie von der antiken Rhetorik her nicht nur aus dem Zusammenhang mit der Elocutio, sondern auch mit der Inventio und der Memoria zu definieren. Es ergibt sich, daß zwischen den beiden Gliedern einer Metonymie keine reale Bedeutungsbeziehung besteht, sondern daß der Zusammenhang «topisch» sein muß und daß die Metonymie – zumindest für die Mnemotechnik – wichtiger ist als die Metapher.

In seinem Beitrag *Rhetorik und Historiographie in Ev. Joh. 6,1 – 7,13* (111–123) stellt K. H. Rengstorf den Autor des 4. Evangeliums als meisterlichen Geschichtsschreiber den drei Synoptikern mit ihrer ganz anderen Zielsetzung der Niederschrift gegenüber. Es wird gezeigt, daß und wie der Autor die schriftstellerischen Methoden der griechischen und hellenistischen Historiker übernimmt.

W. Mönch, *Vergils «Aeneis» und Berlioz' «Trojaner»: Ein Kapitel antiker Dichtung auf der Opernbühne Frankreichs* (124–133), zeichnet Hector Berlioz' Weg von der jugendlichen Aeneislektüre bis hin zur musikalischen Bewältigung des epischen Stoffes in den *Trojanern* – als Gegenstück zum *Nibelungenlied* konzipiert – nach.

F. J. Oroz, *Melodie provenzali nelle «Cantigas de Santa Maria»* (134–147). *Virgen, Madre gloriosa*, N° 340 der Alfons X. zugeschriebenen *Cantigas de Santa Maria*, erweist sich als Kontrafaktum der *Canço S'anc fui belha ni prezada* von Cadenet. Die *Cantiga Maravillosos* (N° 139) ist ebenfalls ein Kontrafaktum: die Melodie entspricht derjenigen von *Novel'amor que tant m'agreia*.

Davon ausgehend, daß der Jubilar 1968 ein Gedicht von Maeterlinck vertont hat, gibt St. Gross, *Ergänzende Literaturhinweise zur Wirkung Maeterlincks* (148–156), eine Bibliographie der Vertonungen von Maeterlinck-Texten; eine ergänzende, allgemeine Bibliographie, geordnet nach Nationalliteraturen, schließt sich an.

Mit dem Problem der Intertextualität als Text-Übernahme und als Sich-Absetzen von anderen Texten mit dem Ziel der Textkonstitution setzt sich H. Junker im ersten Teil ihres Artikels *Die Mauerschau* (157–162) auseinander. Der zweite Teil befaßt sich «teichoskopisch» mit dem Um-



schwung in der Interdisziplinarität von der primären Objektivierung zur heute geltenden Methodenorientierung.

W. Mettmann, *Die Quellen der ältesten Fassung der «Cantigas de Santa Maria» (177–182)*. Die 356 Marienwunder lassen sich nach dem Schauplatz der berichteten Ereignisse in «nationale» und «internationale» Mirakel gruppieren. Die 89 + 14 der im Kodex *Toledo* enthaltenen Mirakel werden auf ihre Quellen hin untersucht.

Der Beitrag von H. Lüdtke, *Überlegungen zur Methodologie der lateinisch-romanischen Sprachgeschichtsforschung* (382–391), macht klar, wie irreführend die traditionelle Zweiteilung Latein vs. Romanisch ist. Der Autor stellt unter anderem die Frage nach der Einheitlichkeit der lateinischen Umgangssprache («Vulgärlatein») und vertritt die These, daß neben dem *code écrit* und neben dem erschlossenen Koine-Sprechlatein auch die regionalen Mundarten weiterlebten, die später von der zunächst römisch, dann mehr galloromanisch bestimmten Koine überlagert wurden.

Ein Personenregister beschließt die anregende und wertvolle Festschrift.

Regula Meyenberg



YAKOV MALKIEL, *Die sechs Synthesen im Werke Wilhelm Meyer-Lübkes*, Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 1989, 65 p. (*Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte* 537).

Das vorliegende schmale Bändchen von Yakov Malkiel setzt sich zum Ziel, Leben und Werk Wilhelm Meyer-Lübkes einer zusammenfassenden, z. T. auch kritischen Würdigung zu unterziehen und so einen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Romanistik in ihrer «glorreichen» Zeit zu liefern. Dies ist dem Verfasser im wesentlichen gelungen, doch kann nicht verschwiegen werden, daß der sachkundige Leser die Broschüre mit einem gewissen Mißbehagen aus der Hand legt.

Dem biographischen Aspekt ist im wesentlichen Kapitel I gewidmet, doch wird dieser Strang dann in Kapitel VIII wieder aufgenommen, auf das nur noch eine kurze Zusammenfassung folgt (IX). In diesen Rahmen eingebettet sind die 6 Hauptkapitel (II–VII), die den schon im Titel angekündigten «Synthesen» gewidmet sind. Es handelt sich hierbei um eine Art Ideologem Malkiels, über dessen Bedeutung der Leser allerdings erst auf Seite 64 Näheres erfährt, denn erst dort wird der Begriff definiert als «... Neigung zu einer kraftvollen Zusammenfassung, durch Hervorhebung des prinzipiell Wichtigen und Unterordnung des Details», wobei diese Haltung nicht als pragmatisch oder didaktisch bedingt, sondern als eine Art geistige Grundstruktur gesehen wird. Zum prinzipiell Wichtigen gehören für den Junggrammatiker Meyer-Lübke u. a. die Lautgesetze, denen sich widerspenstig erweisende Fakten nur allzu oft einfach geopfert werden ...

Die 6 wesentlichen Synthesen im Lebenswerk Meyer-Lübkes sind nach Malkiel die folgenden: 1. Der Beitrag *Die lateinische Sprache in den romanischen Ländern* in Gustav Gröbers *Grundriss der romanischen Philologie* (1. Auflage Strassburg 1888; in der 2. Auflage [1904–06] in erheblich überarbeiteter und erweiterter Form); 2. Die drei-, unter Berücksichtigung des Index vierbändige *Grammatik der romanischen Sprachen* (Leipzig 1890–1902); 3. Die *Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft*, die letztlich alles andere als ein Handbuch für den Studienanfänger, sondern eher eine «Ausführung» für den am Ende seines Studiums Stehenden ist (Heidelberg <sup>1</sup>1901, <sup>2</sup>1909, <sup>3</sup>1920); 4. Die beim Amtsantritt als Rektor der Universität Wien (1906/07) gehaltene Inaugurationsrede *Die Ziele der romanischen Sprachwissenschaft*; 5. Der Beitrag *Die romanischen Sprachen* in dem 1909 in Leipzig erschienenen 11. Band des enzyklopädischen Sammelwerks *Kultur der Gegenwart: ihre Entwicklung und ihre Ziele* von P. Hinneberg; 6. Und schließlich das monumentale *Romanische etymologische Wörterbuch* (REW; <sup>1</sup>1911–20., [<sup>2</sup>1924], <sup>3</sup>1936).

Malkiels Darstellung liest sich flüssig und entbehrt auch nicht der Eleganz. Trotzdem fragt sich der Leser: *Quid boni?* Er erfährt kaum etwas, das dem Kenner von Meyer-Lübkes Lebenswerk und der Literatur über ihn nicht schon bekannt wäre. Reicht der Vorteil, daß man sich jetzt nicht mehr alles mühsam zusammensuchen muß, um eine derartige, immerhin 24.– DM kostende und überdies wohl kräftig subventionierte Publikation zu rechtfertigen? Wenn man bedenkt, daß eine Bibliographie fehlt, daß die Literaturangaben in den Anmerkungen oft unvollständig bzw. verstümmelt und von fragwürdiger Konsequenz sind, und daß die kritischen Anmerkungen des Verfassers meist aus der Sicht des heutigen Forschungsstandes erfolgen und sich kaum bemühen, den Forschungs- und Rezeptionskontext zur Zeit der Publikation der einzelnen Werke zu rekonstruieren, ist man eher geneigt, diese Frage zu verneinen.

Natürlich hat Malkiel recht, wenn er unterstreicht, daß die bedeutenden Werke Meyer-Lübkes unmittelbar vor und dann v.a. in seiner Wiener Zeit entstanden sind; nach der Übernahme des Bonner Lehrstuhls von Friedrich Diez im Jahre 1915 hat er nicht mehr viel Neues produziert, sondern sich weitgehend auf die Überarbeitung früherer Werke beschränkt. Dies gilt zumindest, wenn man sich auf die Buchpublikationen beschränkt. Sieht man sich allerdings die Aufsätze (z.T. auch die Besprechungen an), dann stellt man mit einigem Erstaunen fest, daß der oft als sturer Junggrammatiker verschrieene «farceur d'Outre-Rhin» (Gilliéron) sich methodisch umorientiert: Er öffnet sich der Sprachgeographie, läßt sich auf Brunots Sprachgeschichte ein, setzt sich mit seinem früheren Mitarbeiter Karl Voßler und dessen «idealistischer» Neuphilologie auseinander, engagiert sich für die «Wörter und Sachen»-Bewegung, usw. All dies scheint deutlich zu machen, daß Wilhelm Meyer-Lübke nicht mehr an die Unfehlbarkeit des junggrammatischen Dogmas glaubt, daß er sich vielmehr einem neuen Methodenpluralismus zuwendet. Die ständige Hervorhebung der Tatsache, der Titan der Wiener Romanistik sei bei seinem Weggang aus der Donaumetropole eben erschöpft und ausgebrannt gewesen und habe gar nicht mehr die Kraft besessen, unter den weit weniger günstigen Arbeitsbedingungen in Bonn an seine früheren Leistungen anzuknüpfen, ist vielleicht nicht ganz falsch, aber sicher zu einseitig: Die immense Materialbewältigung in den 25 produktivsten Jahren des Schweizer Romanisten war nur möglich, weil er in dieser Zeit von keinen methodischen Zweifeln geplagt war oder diese einfach (vorläufig) unter den Teppich kehrte. In Bonn dagegen sehen wir uns mit einem ganz anderen, bedeutend differenzierteren Forscher konfrontiert, dem offensichtlich vor seiner eigenen Vergangenheit bange geworden war (und erste Anzeichen für eine derartige Entwicklung lassen sich bereits in den späteren Wiener Jahren erkennen). Kann es da wundern, daß die Zeit der großen «Synthesen» in Bonn vorbei ist?

Neben dieser zu einseitigen Einschätzung der Entwicklung Meyer-Lübkes erweist sich auch die Auswahl der großen «Synthesen» bei Malkiel als befremdlich. Sicher, die *Romanische Grammatik*, die *Einführung* und das *REW* gehören hierher. Aber bereits bei dem Beitrag zum Lateinischen in Gröbers *Grundriss* bin ich mir nicht mehr so sicher, daß wir es wirklich mit einem bedeutenden Werk zu tun haben. Und was soll man zu der Rektoratsrede und dem Enzyklopädiebeitrag *Die romanischen Sprachen* sagen, bei denen es sich eindeutig um vulgarisierende Zusammenfassungen handelt (soweit Meyer-Lübke der Vulgarisierung überhaupt fähig war!). Wenn auch die Dissertation über *Die Schicksale des lateinischen Neutrums im Romanischen* (1883) und die *Italienische Grammatik* (1890) keine Meisterwerke sind – bedeutender als diese beiden Gelegenheitsschriften sind sie allemal. Und wieso wird die *Historische Grammatik der französischen Sprache* (vol. I <sup>1</sup>1908, vol. II <sup>1</sup>1920) nicht zu den bedeutenden Synthesen gezählt? Etwa weil der zweite Band bereits zur Bonner Zeit gehört?

Zu Ungereimtheiten dieser Art gesellt sich die Tatsache, daß man die Schaffung von *Synthesen* wohl kaum als eine besondere methodische Position ansehen kann: Die Berücksichtigung der unterschiedlichsten Quellen, der verschiedensten methodischen Ansätze und der Versuch, sie zu integrieren, sind Dinge, die eigentlich die Basis jeder wissenschaftlichen Arbeit darstellen. Was bei Meyer-Lübke überrascht, ist die Tatsache, daß er diese gewissermaßen «logistische» Phase zum Hauptgegenstand seiner umfangreichen Veröffentlichungstätigkeit macht; er liefert in der

Regel weder neue Materialien noch weiterführende theoretisch-methodische Reflexionen. Gerade dies läßt sein Werk aus heutiger Sicht als wenig autark und in hohem Maße anfällig gegenüber dem Zahn der Zeit erscheinen – wiederum ein Aspekt, der leider bei Malkiel nicht hinreichend deutlich wird.

So verdienstvoll Malkiels «Synthese» in vielerlei Hinsicht sein mag, sie weist doch zu viele Mängel und Schwächen auf, als daß man sie als wesentlichen Beitrag zur Historiographie der Linguistik bezeichnen könnte.

Peter Wunderli



*Omagiu lui Josif Constantin Drăgan*, Volumul 3, Roma (Editrice Nagard) 1980 (308 p.).

Zur Gliederung dieser Festschrift: Die alphabetische Anordnung der Autorennamen umgeht die Frage einer thematischen Zuordnung der inhaltlich recht unterschiedlichen Beiträge. Es handelt sich um *varia* aus den verschiedensten Bereichen, die unter dem Stichwort «Beiträge zur rumänischen Kulturwissenschaft» zusammengefaßt werden könnten. Um es vorweg zu sagen, dem Fremden, dem Nicht-Rumänen, eröffnen die 25, überwiegend Rumänisch geschriebenen Artikel unbekannte Aspekte: Rückbesinnung von Exilrumänen (die Mehrzahl der Beiträge) auf eine noch miterlebte Vergangenheit, Standortbestimmung von Heimatlosen, von denen die meisten Rumänien nach 1945 wohl nicht mehr gesehen haben, vielleicht aus Furcht, oder auch Enttäuschung über die heutige politische Wirklichkeit, die schöne Erinnerungen nur verdüstern könnte.

Obwohl im Grundtenor nicht von melancholischem Patriotismus geprägt, verraten einzelne Rückblicke in die verklarte Vergangenheit doch auch Resignation, von außen her keine Änderung der politischen Lage bewirken zu können. Von daher auch die «Flucht» in «unpolitische» Themen? Einige Beiträge erlauben diese Vermutung, wie z.B. der von Eugen Barbu (p. 13–33): «G. Călinescu», oder von Victor Stoleriu (p. 225–231): «Scriitor român de expresie franceză». Manches, was geschildert wird, mag nur noch für wenige, als persönliche Erinnerung, von Interesse sein, z.B. Ion Isaiu (p. 111–120): «Un român, generalul Gh. Pomuț, luptător pentru consolidarea democrației în U.S.A.», oder Ecaterina Săndulescu (p. 199–210): «File de Jurnal». Beiträge zur heutigen politischen Situation sind ausgeklammert: Nichterwähnen als strafende Verachtung? Wer aber unter den Außenstehenden möchte diese Haltung den Exil-Rumänen vorrechnen? Rückblick als Trost, verbunden mit der leisen Hoffnung auf eine Wende? Eine schwache Hoffnung, wohl auch nach dem Dezember 1989! Wer die Geschichte dieses Volkes kennt, das sich selbst als politisch-kulturellen Mittler zwischen (West-) Europa und dem Osten, dem «Orient» versteht, weiß, daß diese Geschichte selten zu seinen Gunsten verlief. Noch einmal: romantischer Rückblick und damit Verkennung des Gebots der Stunde? Was lernen wir aus der Geschichte, genauer, aus den historischen Beiträgen von Emanoil Munteanu (p. 157–163): «Mărturiile asupra structurii populației din Transilvania, la mijlocul secolului al XIX-lea», Dan Popescu (p. 187–195): «Pavel Chinezul – comite de Timiș», oder Horia Stanca (p. 213–222): «Pagini din lupta Ardealului pentru desrobire»?

Die politisch wertfreien sprachwissenschaftlichen, folkloristischen, literaturhistorischen und geschichtlichen Beiträge werden wissenschaftsgeschichtlichen Anforderungen gerecht, vermeiden dadurch aber die Auseinandersetzung mit dem, was heute ist. Ist es aber *unsere* Angelegenheit, dies zu beurteilen? So werden wichtige, auch weniger wichtige Detailfragen der rumänischen Vergangenheit wieder aufgegriffen, z.B. ein sprachgeschichtliches Problem bei Gabriel Țepelea (p. 279–290): «Premise lingvistice și literare în interpretarea vechilor texte românești», oder auch in der Folklore, durch Ghizela Sulițeanu (p. 235–264): «Premise pentru studiarea folclorului muzical românesc din secolul al XIII-lea» (!) oder der Rückblick in die Tiefe der Volksdichtung,



so bei Marin Mincu (p. 149–153): «Mioriza» (ital. geschrieben), oder Dan Tărchilă (p. 267–275): «Zidarul», mit 5 Essays über die Volkslegende des «Meşterul Manole».

Daneben findet man aber doch – wenigstens in zarten Ansätzen – die Abrechnung mit ehemaligen Fachkollegen (z.B. mit B.T. Cămpina und dessen Schülern) über die kontroverse Bewertung marxistisch-sozialistischer Geschichtsschreibung, z.B. bei Manole Neagoe (p. 165–177): «Sămînța răului» («Die Saat des Bösen»). Zu einem ebenso schönen, wie politisch unverfänglichen Kapitel läßt sich eine Reihe rumänischer Nachdichtungen zusammenstellen, so von Neculai Chirică (p. 35), Florica Dumitrescu (p. 37/38) und Valeriu Gorunescu (p. 95–101). Eine Abhandlung zu Leitmotiven der rumänischen Volksballade bietet Felicia Marinca (p. 133–146): «Poveste adevărată, Leana (motivul Lenore)», weiter eine historisierende Darstellung der Helden des siebenbürgischen Volksaufstandes (Horia, Cloşca, Crişan) in Form eines theatralischen Dialogs von Mircea Filip (p. 41–74): «Horia – Vulturul răzbunării» (wobei Horia und seine Mitstreiter – dies nur nebenbei – in dem spannenden Roman *Reisigfeuer* (Bukarest 1960) des großen rumänien-deutschen Romanciers O. W. Czisek längst ihre literarische Würdigung aus nicht-rumänischer Feder gefunden haben).

Neu dagegen, als Motiv, und im Exil selbst wohl auch nicht so bekannt, der Vermittlungsversuch von Luminița Beiu-Paladi (p. 27–29) über «L'universo poetico di Teresa Maria Moriglioni-Drăgan». Zu erwähnen wäre dann, außerhalb der bisher genannten Themen, der eher belehrend-kuriose Versuch von Caius Franțescu (p. 77–82): «De arte propriorum nominum classicae antiquitatis recte scribendorum», und – thematisch ebenso isoliert – die sehr gedrängte und deshalb nur schwer verständliche «Ontologia valorilor» von Victor Isac (p. 105–108). Thematisch am Rande bleibt schließlich auch der Beitrag von M. Malița und A. M. Sandi (p. 121–129): «Invățarea și conducerea» (etwa «Lehren und Führen»), wo nicht deutlich wird, wieweit es sich um ein publizistisches Zugeständnis an politisch motivierte «Erziehungsvorstellungen» in Rumänien handelt, die heute, 1991, vielleicht als überholt betrachtet werden dürfen. Die Insider werden sich besser auskennen.

Thematische Exklusivität steht endlich – und dies ohne jeden Zweifel – dem Herausgeber Edgar Papu zu. Papu – weit über Rumänien hinaus als kompetenter Interpret rumänischer Literatur geschätzt, widmet seine Einleitung dem Jubilar Drăgan. Hier hebt Papu vor allem auf Drăgans Sicht ab, die dieser in seinem Buch «Noi, Tracii» (also: «Wir (scil. die Rumänen), die Thraker») als vieltausendjährige Geschichte seines Volkes «Istoria multimilenară a neamului românesc») so vor unseren Augen ablaufen läßt: Unter Berufung auf die antiken Quellen, vor allem Herodot, seien die Thraker (*qua* Vorfahren der Rumänen), nach den Indern das größte Volk der antiken Welt; darin liege seine Kraft, die sich die Römer bei der späten territorialen Ausdehnung ihres Imperiums zunutze gemacht hätten – gemeint ist die 107 n. Chr. eroberte thrakisch-dakische «Provincia Dacia Felix». Mag sein. Die Thrakologie kennt nur wenige sprachliche Zeugnisse, die zudem keine derart weitreichenden Schlüsse erlauben (cf. I. I. Russu, H. Daicoviciu, C. Poghir, VI. Georgiev u.a.). Unklar bleibt bei dieser Sicht auch die *sprachgeschichtliche* Filiation Thrakisch/Dakisch/Illyrisch vs. Rumänisch/Albanisch! So wird man die «Wiege» der Rumänen («locul de obârşie») nicht so sehr geographisch bestimmen wollen, sondern in jenem vorwiegend kulturell-mythologisch geprägten «spațiul mioritic» suchen, wie dies einer der ihren so schön formuliert hat, jener Raum, wo sich das Volksepos *Miorița* auch heute noch abspielt.

Territoriale Ansprüche können von diesem imaginären Reich allerdings nicht abgeleitet werden, lassen wir den Rumänen ihren norddanubischen Raum, die alte Dacia, der zuerst von den Dakerfürsten Burebista und Decebal, dann schließlich von Trajan, ein historisch und sprachgeschichtlich überprüfbares Leben eingehaucht wurde. Uns steht es nicht an, jene mystisch-mythologische Vergangenheit in Frage zu stellen, die uns Drăgan mit Leidenschaft nahezubringen versucht. Die beiden letzten Beiträge, die den Thesen des umfassend orientierten Historikers, Soziologen, Wirtschaftswissenschaftlers und Kunstmäzens Drăgan gewidmet sind (Vasile Vetişanu, p. 293–300, «Premise la o filosofie a istoriei și a culturii în opera lui J. Constantin Drăgan» und Romulus Vulcanescu, p. 303–309, «J. C. Drăgan și mitologia tracă»), mögen nachträglich die Be-

rechtiung für einen solchen ‚Rückblick‘, die historische Vision der Rumänen über ihre eigene Herkunft, liefern.

Geboten wird in dieser Festschrift vieles; aber nicht alles, was dem Fremden Zugang zum Rumänischen bietet, bringt auch dem Spezialisten Neues. So bleibt dieser Band in jedem Fall ein informativer Rechenschaftsbericht, eine Synopse dessen, was nach rumänischem Selbstverständnis die eigene Geschichte und Kultur ausmacht. In jeder Hinsicht kein einfacher Zugang.

Rudolf Windisch



*Forschungsstand und Perspektiven der Italianistik.* Ein deutsch-italienischer Dialog. Hrsg. von PETER BLUMENTHAL und VOLKER KAPP. – Erlangen (Univ.-Bibliothek Erlangen-Nürnberg) 1988, 170 p. (*Erlanger Forschungen*: Reihe A, Geisteswissenschaften 45).

Wie Umberto Rinaldi als Vertreter des Italienischen Kulturinstitutes in München in seiner einleitenden Bandpräsentation festhält, versammelt die vorgelegte Publikation teils abgeänderte Beiträge des Ende 1987 als Gemeinschaftsproduktion des genannten Kulturinstitutes mit dem Institut für Romanistik der Universität Erlangen-Nürnberg veranstalteten Kolloquiums «Aspetti della cultura italiana odierna». Dieses Kolloquium selbst war der schwungvolle internationale Auftakt eines inzwischen fruchtbar fortgesetzten Dialogs von italianistisch orientierten Wissenschaftler/innen des deutsch- wie italienischsprachigen Raumes, die die Leistungen ihrer Disziplin sowie ausgewählte Aspekte deutsch-italienischer Kulturbeziehungen in einer gemeinsamen Diskussion darzustellen versuchten. Die für die Publikation ausgewählten Beiträge umfassen konsequenter Weise auch beide angesprochenen Bereiche: an der Seite wissenschaftsgeschichtlicher Beiträge zur Arbeit italianistischer Literatur- und Sprachwissenschaften sowie zur Semiotik finden sich hierin auch Arbeiten zur Übersetzungs- wie Rezeptionsgeschichte italienischer Literatur im deutschsprachigen Raum. Eine literaturwissenschaftliche Interpretation neuester italienischer Texte ergänzt die Sammlung insofern sinnvoll, als ihr innovativer Ansatz zugleich auch neue wissenschaftsgeschichtliche Perspektiven aufzeigt.

Frank-Rutger Hausmann eröffnet die Aufsatzpalette mit einem wichtigen Beitrag zur Geschichte deutschsprachiger Übersetzungen italienischer Klassiker. Wie seine exemplarische Darstellung der Übersetzungstätigkeit gut zeigen kann, hat das im historischen Kontext erklärte Interesse des deutschsprachigen Raums an dieser Literatur nach seinen Höhepunkten in der humanistischen, barocken und klassischen Epoche erst im 19. Jahrhundert einen merklichen Einbruch erlitten. Der Aufsatz kann als gelungene Anregung gewertet werden, die zahlreich vorliegenden italienisch-deutschen Übersetzungen computergestützt systematisch und möglichst vollständig darzustellen. Hausmann plädiert für eine bio-bibliographische Erfassung dieser Daten mit dem weiteren Ziel der Gewinnung eines «soliden Basismaterial(s) für die Geschichte der Rezeption der italienischen Literatur in Deutschland im Lauf der Jahrhunderte» (p. 9). Eine solche umfassende Wirkungsgeschichte müßte vordem freilich noch die Rezeption der Originaltexte exakter nachzeichnen und neben den deutschsprachigen auch die Rezeption anderssprachiger Übersetzungen dieser Texte im genannten Sprachraum mitberücksichtigen. Der Autor hat seine hier formulierte anspruchsvolle Anregung selbst aufgegriffen und mit Volker Kapp die Realisierung dieser wissenschaftlichen Großunternehmung begonnen. Volker Kapp selbst beliefert den vorliegenden Band als Mitherausgeber mit einer kritischen Bewertung der literaturwissenschaftlichen italianistischen Leistungen der deutschsprachigen Romanistik seit 1945. Kapp betont in seiner Darstellung wiederholt den spezifischen wissenschaftstraditionellen Umstand des deutschsprachigen Raums, daß die Italianistik hier meist nur als Teilmenge der Romanistik verstanden wurde. Sein explizites Eintreten für die Bewahrung dieser Wissenschaftstradition begründet er un-

konventioneller Weise weniger mit wissenschaftstheoretischen denn mit ökonomischen Argumenten, die im Rasonieren über die Unkosten im Falle der Einrichtung von Italianistik-Professuren an allen Seminaren gipfeln. Hier eröffnen sich freilich mehrere Möglichkeiten eines kritischen Einspruchs. Zu Recht weist Kapp darauf hin, daß die in Italien vehement geführte Methodendiskussion im deutschsprachigen Raum nur in sehr abgeschwächter Form geführt wurde und dies die hiesige Romanistik auch nachteilig geprägt hat. Eine verdiente Wertschätzung erfahren hingegen letzte italianistische Initiativen, so etwa einschlägige Zeitschriftengründungen, wobei das niveauvolle Hinaustreten von «Zibaldone» aus dem Kreis eines spezialisierten Italianistenpublikums eigens begrüßt wird. Kapp schließt seinem Beitrag ein auf der Auswertung des «Romanistischen Jahrbuchs» beruhendes Verzeichnis deutschsprachiger italianistischer Habilitationsschriften seit 1942 an, deren weitgehende Nichtrezeption im italienischen Raum er vordem bedauert hatte. Der Vorname der als «Edith Kanduth» (p. 55) angegebenen Autorin der dort angeführten Habilitationsschrift über «Cesare Pavese» wäre mit «Erika» zu korrigieren. Der folgende Beitrag von Helene Harth versucht die Rezeption italienischer Literatur in der Bundesrepublik Deutschland nach 1945 nachzuzeichnen. Die wohlwollende Aufnahme des sozial wie politisch engagierten Neorealismus, die von einem weitergehenden Interesse für die hermetische Lyrik Italiens begleitet war, wird zutreffend im ideologischen Kontext Nachkriegsdeutschlands erklärt. Nach der Rezeptionskrise bis Ende der 70er Jahre hat sich in Deutschland ein neues Interesse an einer authentisch-neoregionalistischen Literatur herausgebildet, zu deren Dokumentation Harth die Rezeption der Schriftsteller Pasolini und Ledda anführt. Den neuesten Boom italienischer Literatur in Deutschland, für den die Autorin exemplarisch De Carlo, Del Giudice und Tabucchi nennt, erklärt sie im interkulturellen Horizont der Ästhetik der Postmoderne. Eine schärfere Analyse der ästhetischen Aspekte dieser neuesten italienischen Literatur liefert der kommunikationstheoretisch wie semiotisch orientierte Aufsatz von Robert Benatti. Obwohl aus dem großzügig formulierten Titel seines Beitrags «Forme estetiche della comunicazione letteraria in Italia» nicht erschließbar, konzentriert sich der Autor im wesentlichen auf Werke, die in dem knappen Zeitraum von 1984 bis 1988 erschienen sind. Der Autor ergänzt das von Harth vorgestellte Autorentrio um Literaten wie Busi, Tondelli, Benni, Manfredi, Pazzi oder Celati. Die Beschreibung ihrer Texte im Rahmen allgemeiner massenkommunikativer Prozesse ermöglichen Benatti die überzeugende Begründung seiner Thesen, die wie jene von einer «estetica della serialità» (p. 89) oder jener einer «estetica dell'eclettismo» (p. 90) neue Textzugänge ermöglichen. Maria Corti bemüht sich im nächsten Beitrag um eine Typologie der italienischen «critica semiotica» der letzten 20 Jahre, die die literaturwissenschaftliche Arbeit dieses Landes deutlich bereichert hat. Wie die Autorin zeigen kann, war die Rezeption der russischen Semiotik sowie die Kritik am französischen Strukturalismus für die Herausbildung auch der italienischen Literatursemiotik prägend. Corti referiert deren aktuelles terminologisches Angebot in klarer und zugänglicher Weise und greift zur Erläuterung gelegentlich auf mediävistische Beispiele zurück. Leider besitzt der Aufsatz keinen bibliographischen Anhang, dessen Fehlen sich gerade durch die Referenzdichte der Arbeit nachteilig auswirkt.

D'Arco Silvio Avalle eröffnet mit seinem Projektbericht über die computergestützte Erfassung des Lexikons der frühesten italienischen Literatursprache bis zum Ende des 13. Jahrhunderts den explizit linguistischen Teil des Bandes. Die Schwierigkeiten dieser Unternehmung begannen bereits bei der Korpuserstellung, für die eine oft problematische Prosa-Poesie-Zuordnung sowie eine zeitliche Zuordnung der Texte unerlässlich war. Angesichts der Probleme des Computers mit Homographen und grammatischen Paradigmen sah sich der Autor auf Fragen der Grundlagenforschung zurückverwiesen. Die notwendige kotextuelle Verankerung der lexikalischen Einheiten hat auch das Desiderat der rechnergestützten Erfassung modellhafter syntaktischer Muster freigelegt. Mit Hilfe eines erst zu erstellenden Programms will der Autor später zwischen einer «iniziativa dell'autore stesso» und dem «patrimonio linguistico della sua età o di una certa scuola» (p. 125) unterscheiden können. Dies dürfte aber schon deswegen eine mythische Wunschvorstellung sein, weil die rechnerische Erfassung dieses «patrimonio linguistico» sowohl für das Mittel-



alter als auch für seine nachfolgenden Epochen auf das Überlieferte beschränkt bleibt und daher niemals wirklich vollständig sein kann. Dem Aufsatz folgend referiert Ulrich Wandruszka einige ausgewählte Beiträge der italianistischen Sprachwissenschaft des deutschsprachigen Raumes. Er konzentriert sich hierbei auf die Darstellung von Arbeiten zum «italiano parlato», hier insbesondere auf die Erforschung von Gliederungs- und Abtönungsphänomenen, sowie von einigen Beiträgen zur von Schwarze herausgegebenen italienischen Nachschlagegrammatik. Wandruszka läßt in seine Präsentation seine eigenen theoretischen Vorstellungen sehr deutlich einfließen, was die Lektüre auch dann spannender macht, wenn man sich diesen nicht anschließen möchte. Daß die Darstellung aufgrund ihres selektiven Charakters nicht als Leistungsbilanz mißverstanden werden darf, wird vom Autor selbst eingeräumt. Sinnvoll ergänzt der letzte Beitrag von Gaetano Berruto die italienischen Leistungen derselben Disziplin. Neben den auch von Wandruszka ausgewählten Bereichen bezieht sich Berruto vor allem auf diatopische, diastratische und diasituative Forschungen samt Normdiskussion, Lexikologie und Lexikographie, Sprachgeschichte und Sprachpolitik. Besonders interessant sind auch seine ergänzenden Ausführungen zur vermeintlichen oder tatsächlichen Krise seines Forschungsschwerpunkts, nämlich der Soziolinguistik, die er auch als Rezeptionskrise zu beschreiben versucht.

Alles in allem stellt der Band eine wertvolle forschungsgeschichtliche Bereicherung des bisher vorliegenden Materials dar, die ein außerordentlich dichtes Aufgebot von Forschungsanregungen enthält. Die Herausgeber haben die Beiträge der vorliegenden Publikation mit merklicher wissenschaftlicher Sensibilität ausgewählt und gereiht. Nicht zuletzt die im Band selbst dokumentierten Lücken gegenseitiger Rezeption und Kenntnisnahme zeigen, wie wichtig die Fortsetzung des interkulturellen italianistischen Forschungsdialogs tatsächlich ist.

Karl Ille



GAETANO BERRUTO, *Sociolinguistica dell'italiano contemporaneo*, Roma (NIS) 1987, 218 p. (*Studi superiori NIS 33*).

Die Arbeiten von Gaetano Berruto zur Soziolinguistik im allgemeinen und zur italienischen Soziolinguistik im besonderen haben die Entwicklung dieser Disziplin in den letzten zwei Jahrzehnten in hohem Maße mitgeprägt und sind aus ihrer Geschichte kaum mehr wegzudenken. Dies gilt bereits für *La sociolinguistica* (1974) und *La variabilità sociale della lingua* (1980)<sup>1</sup> ebenso wie für seine zahlreichen Aufsätze<sup>2</sup>, und dies wird mit Sicherheit auch für das hier zu besprechende neue Buch gelten, das sich v.a. dadurch auszeichnet, daß es Berrutos eigenen Ansatz viel deutlicher als bisher hervortreten läßt. Dieser kann approximativ dahingehend zusammengefaßt werden, daß die Variation im Rahmen der Architektur der Sprache auf verschiedenen Achsen abläuft, daß es auf diesen in aller Regel jedoch keine wohlausgegrenzten Entitäten gibt; vielmehr bildet das Variationsspektrum ein Kontinuum, in dem sich aber gewisse Kern- bzw. Schwerpunktbildungen ermitteln lassen. Berruto überträgt somit eine aus der Dialektologie bzw. Sprachgeographie (diatopische Variation) längst bekannte Erkenntnis auf die übrigen Variationsdimensionen und bekommt so das leidige Ausgrenzungsproblem vom Tisch.

<sup>1</sup> Cf. G. BERRUTO, *La sociolinguistica*, Bologna 1974; id., *La variabilità sociale della lingua*, Torino 1980 (von beiden Darstellungen gibt es auch weitere Auflagen).

<sup>2</sup> Für eine Auswahl cf. z.B. die Bibliographie dieses Bandes, p. 198s.

Der vorliegende Band besteht aus fünf Hauptkapiteln: 1. *L'italiano come gamma di varietà* (p. 13ss.); 2. *Tendenze di ristandardizzazione* (p. 55ss.); 3. *L'italiano popolare* (p. 105ss.); 4. *La dimensione diafasica* (p. 139ss.); 5. *Ai margini dell'italiano* (169 ss.). Dabei liefert das erste Kapitel die theoretische Grundlage für die in den anschließenden vier Kapiteln behandelten Probleme, wobei auffällt, daß Berruto nicht weiter auf die diatopische Differenzierung eingeht. Dies bedeutet allerdings nicht, daß er ihre Bedeutung leugnen oder sie nicht berücksichtigen würde: Sie ist in dem Band durchaus präsent, wird aber nirgends schwerpunktmäßig behandelt, da die Dialektologie hier schon längst brauchbare Resultate vorgelegt hat. – An die fünf Hauptkapitel schließt eine kleine Anthologie von knapp kommentierten Texten an, die Illustrationsmaterial für die besprochenen Varietäten liefern sollen (p. 187ss.). Der Band schließt mit einer reichhaltigen Bibliographie (p. 197ss.) sowie einem Namens- und Sachindex (p. 211ss. bzw. 215ss.).

In einem ersten Hauptkapitel analysiert Berruto die Ansätze und Ergebnisse der letzten 20 Jahre und entwickelt sein eigenes Modell (p. 13–53). Nach ihm krankt die bisherige Forschung v.a. daran, daß die einzelnen Varietäten nicht sauber genug geschieden und oft ganze Varietätenkomplexe als eine einzige Varietät angesehen werden, daß diatopische, diastratische und diaphasische Achse oft nicht hinreichend auseinandergelassen werden, daß die eine oder andere Achse zu sehr privilegiert und insbesondere die Bindung einzelner Varietäten an bestimmte soziale Schichten überbetont wird. Überhaupt scheint eine strenge Klassifikation der Varietäten illusorisch zu sein: Berruto betont zu Recht, daß das ganze Spektrum letztlich ein Kontinuum darstelle, in dem es keine faßbaren Grenzen gebe. Dies ist allerdings kein Hinderungsgrund, um nicht doch eine vierdimensionale «Architektur» der Sprache zu entwerfen, in der es aber eben keine festen Identifikationen mit bestimmten Positionen gibt; vielmehr ist jede Zwischenposition und jede Kombination von Positionen bzw. Zwischenpositionen möglich. Grundlegend für das ganze Erfassungsraster ist die diatopische Dimension (*italiani regionali standard*), die dann aufgrund der diastratischen, diaphasischen und diamesischen Achsen weiter verfeinert werden kann. Während die ersten beiden Achsen auf den ersten Blick einleuchten, erfordert die letzte eine kurze Erklärung. Berruto versteht darunter das Spannungsfeld zwischen Varietäten, die man als *scritto scritto* und *parlato parlato* bezeichnen kann: Wir haben es also mit einer Dimension zu tun, die an den *mode of discourse* von Halliday erinnert, gleichzeitig aber auch Verwandtschaft mit den Überlegungen von Koch und Oesterreicher zur *konzeptionellen Mündlichkeit/Schriftlichkeit*<sup>3</sup> zeigt. – In einem Schaubild (p. 21) wird dann versucht, exemplarisch 9 verschiedene Varietäten in bezug auf das Achsenbüschel *diastratisch – diaphasisch – diamesisch* zu positionieren: 1. *italiano standard letterario*, 2. *italiano neostandard (italiano regionale colto medio)*, 3. *italiano parlato colloquiale*, 4. *italiano regionale popolare*, 5. *italiano informale trascurato*, 6. *italiano gergale*, 7. *italiano formale aulico*, 8. *italiano tecnico-scientifico*, 9. *italiano burocratico*<sup>4</sup>. Berruto betont, daß es sich hierbei nicht um sauber ausgrenzbare Entitäten handle, sondern vielmehr um Fokussierungen bzw. Schwerpunktbildungen (*addensamenti*) bezüglich einer Reihe von charakteristischen Zügen. Dies gibt ihm dann Gelegenheit, im Rest des Kapitels den Kontinuumcharakter des ganzen Spektrums nochmals herauszustellen und zu zeigen, daß einerseits die verschiedenen Varietäten in sehr unterschiedlichem Maße an die postulierten Achsen gebunden sind, andererseits bezüglich zahlrei-

<sup>3</sup> Cf. z.B. M.A.K. HALLIDAY/A. MCINTOSH/P. STREVEN, *The Linguistic Sciences and Language Teaching*, London 1964, p. 87ss.; P. KOCH/W. OESTERREICHER, *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*, *RoJb.* 36 (1985), 15–43.

<sup>4</sup> Eine richtige Würfeldarstellung wäre hier sicher anschaulicher gewesen. V.a. krankt die Darstellung aber daran, daß die diatopische Achse gewissermaßen ausgeblendet wird, ja ausgeblendet werden muß. Sollte die Unmöglichkeit, eine 4. Dimension in einer zweidimensionalen Darstellung zu realisieren, der Grund dafür sein, daß Berruto diesen Aspekt als «überprivilegiert» ausschließt, ihn gewissermaßen nach oben weglobt?

cher Charakteristika auch in erheblichem Maße überlappen können. Dazu kommt noch, daß die einzelnen Sprecher in diesem ganzen Spektrum jeweils eine (probabilistisch definierte) eigene Präferenzposition haben, die innerhalb einer gegebenen sozialen Gruppe erheblich variieren kann. Alle diese Überlegungen erlauben es Verf. dann auch noch, auf marginale Varietäten einzugehen wie die *varietà di apprendimento* und die *varietà in via di decadenza*, die durch mehr oder weniger starke Vereinfachungen gegenüber dem Regelinventar des Standarditalienischen und/oder durch fremdsprachliche Einflüsse gekennzeichnet sind. Vereinfachte Varietäten gibt es allerdings auch im inneritalienischen Bereich: *foreigner talk*, *baby talk*, *Telegraphenstil* usw. gehören hierher.

Berrutos Erfassungs- und Zuordnungsinstrumentarium erweist sich so als außerordentlich flexibel und offen; erkaufte wird diese Anpassungsfähigkeit allerdings mit einer Art Auflösung der einzelnen Varietäten und ihrer Grammatik, ja selbst die idiolektale Grammatik verliert letztlich ihre klare Konturierung. Der Systematiker wird dies sicher beklagen und darauf hinweisen, daß trotz aller Variation Sprache irgendwie regelhaft verwendet werde und ohne diese Regeln auch die Kommunikation scheitern müßte; der Deskriptivist dagegen wird betonen, daß die sprachliche Realität eben so beschaffen sei. Beide müssen sich aber fragen lassen, ob ihre Position für sich allein genommen bestehen kann. Liegen hier nicht einfach zwei Aspekte ein und desselben Phänomens vor, die es zueinander in Beziehung zu setzen gilt? Müssen wir nicht davon ausgehen, daß Rede nie rein eine bestimmte Varietät repräsentiert, sondern ein Konglomerat von aus den verschiedensten Varietäten stammenden Elementen darstellt. Dies würde bedeuten, daß jeder Sprecher über eine Vielzahl von Grammatiken verfügt, und wir hätten zu klären, inwieweit diese kompatibel sind und welche Faktoren den jeweiligen Rekurs auf die eine oder andere steuern. Diese Probleme verkennt Berruto keineswegs; er diskutiert sie immer wieder an, kann aber (verständlicherweise) noch keine Lösung liefern.

Nach der ausführlichen Darstellung von Berrutos theoretischer Position sollen die folgenden Kapitel nun etwas kürzer präsentiert werden. Kap. 2 (*Tendenze di ristandardizzazione*, p. 53–103) befaßt sich mit den im Gang befindlichen Veränderungen der Norm des Italienischen und seiner Varietäten. Die Tendenz dieser Entwicklung könnte dahingehend zusammengefaßt werden, daß geschriebene und gesprochene Sprache, Standard und Substandard sich immer mehr annähern und überdies der reine Dialekt immer mehr zurückgedrängt wird<sup>5</sup>.

Das Kapitel beginnt mit theoretischen Überlegungen zum Standard (p. 55ss.), wobei zwischen einer funktionellen und einer (auf sprachlichen Merkmalen basierenden) deskriptiven Definition unterschieden wird (p. 56). Entscheidend bleibt für den Standard aber nach Berruto letztlich das Kriterium der expliziten Kodifikation; damit wird an eine Tradition angeknüpft, die sich in Italien bis zu Dante (*De Vulgari Eloquentia*) zurückverfolgen läßt mit dem einzigen Unterschied, daß die Existenz einer *grammatica* dort Voraussetzung für die Literaturwürdigkeit einer Sprache ist<sup>6</sup>. Unbeschadet dieses frühen Anknüpfungspunktes ist Berrutos Feststellung, die Kodifizierung des Italienischen habe im 16. Jh. begonnen<sup>7</sup>. In der Folge hätte sich dann der Standard (v.a. in der jüngeren und jüngsten Vergangenheit) immer mehr vom Florentinischen wegentwickelt, so daß man ihn heute nicht einmal mehr als «epuriertes» Florentinisch bezeichnen könne: Der heutige

<sup>5</sup> Die Formulierung «l'italiano [ha] conquistato nuove classi di impieghi in cui precedentemente era usato il dialetto» (p. 55) scheint mit allerdings wenig glücklich, suggeriert sie doch, die Dialekte würden außerhalb des Italienischen *qua* historischer Varietätenkomplex stehen; man kann höchstens sagen, daß transdialektale Varietäten im Begriffe sind, die ursprünglich den Dialekten vorbehaltenen Bereiche zu erobern.

<sup>6</sup> Natürlich läßt sich diese Sehweise über Dante hinaus in die lateinische Grammatiktradition zurückverfolgen.

<sup>7</sup> Man könnte allerdings auch für das 15. Jh. plädieren, wenn man die *Regole della lingua fiorentina* zum Ausgangspunkt nimmt.



Standard ist aufgrund sozialer Veränderungen zu einem Neostandard geworden, der kaum mehr mit der *lingua letteraria classica* vergleichbar ist (p. 55ss.).

Nach diesen Überlegungen vorwiegend historischer Art geht Berruto dann ausführlicher auf den Neostandard ein (p. 62ss.), der v.a. dadurch charakterisiert ist, daß in ihm Lexien, Formen und Konstruktionen geläufig sind, die früher als populär, familiär oder vulgär stigmatisiert wurden<sup>8</sup>. Was sie deskriptive Erfassung des Neostandard angeht, so ist sie bis heute nur bedingt möglich, fehlen doch deskriptive und statistische Untersuchungen noch weitgehend. Berruto stützt sich für seinen Charakterisierungsversuch deshalb v.a. auf die 1985 von Sabatini<sup>9</sup> erarbeitete Liste von phonologischen, morphologischen und syntaktischen Merkmalen, wobei er besonderes Gewicht auf den morphosyntaktischen Bereich legt. In diesem Bereich (p. 65ss.) werden nacheinander die Topikalisierung bzw. Segmentierung des Satzes (sowohl Links- als auch Rechtsverschiebung; p. 65ss.), das «*che* polyvalente» (68s.), der Gebrauch der temporalen, modalen und aspektualen Verbformen (69ss.) sowie Struktur und Verwendung der Pronomina (74ss.) diskutiert. Dabei erheischen vielleicht die letzten beiden Bereiche einige Bemerkungen.

Was den verbalen Bereich angeht, so kann man in einem gewissen Sinne natürlich von einem «Verlust des *trapassato remoto*», einer «Ausbreitung» des Imperfekts auf Kosten des Konditionals, einem «Rückzug» des *passato remoto* vor dem *passato prossimo*, einem «Ersatz» des Futurs durch das Präsens, einer «Verdrängung» des Konjunktivs durch den Indikativ usw. sprechen. Es muß dabei aber deutlich gemacht werden, daß es sich hier keineswegs um spezifisch italienische Erscheinungen handelt; analoge Verschiebungen werden in der französischen Linguistik und Grammatik schon seit Jahrzehnten beklagt. Überdies handelt es sich nicht um Veränderungen der «Sprache» bzw. des Systems, sondern vielmehr um Verschiebungen auf der Gebrauchs- bzw. Normebene, die durch eine verstärkte Orientierung an der gesprochenen Sprache bedingt sind.

Was den pronominalen Bereich angeht, so sind Phänomene wie der Rückzug von *egli/ella* bzw. *esso/essa/essi/esse* als Subjektspronomina vor *lui/lei/loro*, die Ausdehnung des «dativischen» Objektspronomens *gli* auf das Femininum (anstelle von *le*), der Rückzug des neutralen *ciò* vor *questo/quello* usw. unbestritten. Hier wäre allerdings die Frage nach den Vorbedingungen oder auch Konsequenzen auf der System- bzw. Strukturebene zu stellen. Weit problematischer ist jedoch die Feststellung (78s.), das Demonstrativum (*questo/quello*) neige dazu, sich zu einem reinen Artikel abzuschwächen, und ganz besonders häufig sei dies bei *quello* der Fall. Dies würde eigentlich den Schluß nahelegen, *quello* sei der unmarkierte Term dieser binären (privativen) Opposition — und historisch war dem sicher auch einmal so<sup>10</sup>. Andererseits mußte ich kürzlich feststellen, daß in den letzten Jahrzehnten offensichtlich eine Umstrukturierung stattgefunden hat und heute in der Standardsprache *questo* als unmarkierter Term fungiert<sup>11</sup>. Da es sich bei der Umorganisation des Demonstrativsystems in der Standardsprache um eine Erscheinung jüngsten Datums handelt, könnte es durchaus sein, daß die von Berruto festgestellte «Artikularisierung» auf Varietäten zurückgeht, für die noch das ältere Strukturmodell gilt.

In den folgenden Unterkapiteln wird auf Veränderungen im lexikalischen Bereich (84ss.), in den pragmatischen Regeln (91ss.) und in der Phonologie (96ss.) eingegangen. Im lexikalischen Bereich sind v.a. die Entlehnungen sowie Wortbildungen nach weitgehend internationalen Mu-

<sup>8</sup> Dies bedeutet keineswegs, daß der Neostandard immer avantgardistisch sei. Wie wir aus den Untersuchungen zum *français avancé* wissen, sind die «Neuerungen» aus der Sicht der normativen Grammatik historisch gesehen sehr oft Archaismen.

<sup>9</sup> Cf. F. SABATINI, «L'italiano dell'uso medio»: una realtà tra le varietà linguistiche italiane», in: G. HOLTUS/E. RADTKE (ed.), *Gesprochenes Italienisch in Geschichte und Gegenwart*, Tübingen 1985, p. 154–84.

<sup>10</sup> Cf. P. WUNDERLI: \*HERMANN HALLER, *Der deiktische Gebrauch des Demonstrativums im Altitalienischen*, Bern/Frankfurt 1973; *VRom.* 36 (1977), 277–86, bes. 283, 286.

<sup>11</sup> Cf. P. WUNDERLI, *La deixis personnelle dans les langues romanes*, *VRom.* 49/50 (1990/91).

stern auffällig. In pragmatischer Hinsicht sind eine Neigung zur Redundanz, der häufige Einsatz von Füllwörtern, ein Wechsel in den Anredeformen und die Enttabuisierung gewisser Wortfelder besonders auffällig — alles Erscheinungen, die letztlich spezifisch für die gesprochene Sprache (v.a. niedrigerer Schichten) sind. Im phonologischen Bereich schließlich läßt sich feststellen, daß sich bisher keine der verschiedenen regionalen Varianten ein deutliches Übergewicht verschaffen konnte; sie stehen vielmehr alle mehr oder weniger gleichberechtigt nebeneinander. Gemeinsam scheint ihnen zu sein, daß man überall eine verstärkte Orientierung der Aussprache an der Verschriftlichung feststellen kann. Allerdings frage ich mich, ob dies nicht ein verspäteter Effekt der Entwicklung bis hin zu den 60er Jahren ist, und ob mit dem zunehmenden Fernsehkonsum (und dem damit verbundenen Rückgang der Lesefähigkeit) nicht demnächst ein gegenläufiger Effekt feststellbar sein wird. — Als Fazit dieses Kapitels läßt sich festhalten, daß die neueste Entwicklung dazu geführt hat, daß man heute kaum mehr von einem Graben zwischen Standard und Substandard sprechen kann; die beiden Varietäten (bzw. Varietäteninventare) überlappen bereits in erheblichem Maße, und es ist davon auszugehen, daß in der künftigen Entwicklung die noch bestehenden Unterschiede weiter abgebaut werden.

Das dritte Hauptkapitel ist dem *italiano popolare* (p. 105ss.) gewidmet, dessen Existenz schon verschiedentlich bestritten worden ist. Auch Berruto nimmt in dieser Hinsicht eine vorsichtige und differenzierte Haltung ein: Es gibt nach ihm kein einheitliches *italiano popolare*, sondern allerhöchstens eine Vielzahl von *italiani popolari regionali*. Negativ läßt sich das Phänomen dahingehend ausgrenzen, daß die *italiani popolari* nicht den Status eines Registers haben, weitgehend unabhängig von der Opposition *scritto/parlato* sind und auch nicht als Übergangsvarietäten zwischen Dialekt und Standard gelten können. Positiv definiert Berruto das *italiano popolare* vielmehr als «varietà sociale dell'italiano situabile in diastratia, usata da/tipica di strati sociali bassi, incolti e semicolti» (108). Bei seiner Beschreibung wäre sowohl dem Fehlen als auch dem Vorhandensein bestimmter Merkmale Rechnung zu tragen, und weiter sei auch ihre Frequenz relevant. Überdies müsse versucht werden, die Interferenzen mit dem jeweiligen Dialekt sowie die Vereinfachungen gegenüber dem Standard zu erfassen. — An die prinzipiellen Überlegungen schließt dann eine Darstellung von morphosyntaktischen Besonderheiten der *italiani popolari* an, wobei v.a. dem Relativsatz besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Ferner wird auf den Gebrauch des Adjektivs als Adverb, den (archaisierenden) Ersatz von *loro* durch *suo* und die Häufigkeit des präpositionalen Adjektivs eingegangen. Dazu kommen dann noch Hinweise auf lexikalische und phonologische Besonderheiten. Das Kapitel schließt mit der Feststellung, daß es sich beim *italiano popolare* keineswegs um ein *italiano avanzato* handle; es sei vielmehr überwiegend durch archaisierende Züge geprägt — eine Feststellung, die mit den neueren Untersuchungen zum sogenannten *français avenacé* übereinstimmt.

Kapitel 4 (p. 139ss.) ist der diaphasischen Dimension, d.h. der Variation in Abhängigkeit von der Gebrauchssituation gewidmet; dieser Aspekt entspricht in etwa dem *field* und dem *tenor (style) of discourse* bei Halliday. Dabei legt Berruto besonderes Gewicht auf das sog. *italiano colloquiale*, das im Gegensatz zum *italiano popolare* als von der sozialen Schicht, der die Sprecher angehören, unabhängig gesehen wird. Vielmehr wechselt es mit anderen Varietäten beim selben Sprecher je nach Gesprächspartner und Gesprächsthema. Als weitgehend nicht stilisiertes Kommunikationsinstrument ist das *italiano colloquiale* durch ein hohes Maß an Generizität und einen relativ hohen Affektgehalt gekennzeichnet. Spezifische Züge des *italiano colloquiale* finden sich v.a. im Bereich des Lexikons, was dann meist zu «Synonymen» mit dem Standard führt<sup>12</sup>. Nach einer Liste von lexikalischen Colloquialismen (p. 143ss.) geht Berruto auch noch auf eine Reihe

<sup>12</sup> Der Begriff der Synonymie wird bei Berruto in traditioneller Weise verwendet und nicht weiter hinterfragt. Zu seiner Problematik cf. v.a. R. MARTIN, *Inférence, antonymie et paraphrase*, Paris 1976, p. 113ss.; H.M. GAUGER, *Zum Problem der Synonymie*, Tübingen 1972.

von morphosyntaktischen Merkmalen dieses Registers ein wie: Dominanz der Parataxe, Vermeidung des Passivs, Häufigkeit der Diminutive, usw. (p. 145ss.).

Dem *italiano colloquiale* als einer Art mittlerem Register stehen extreme Varietäten gegenüber. Das *parlare improvvisato (disattento, emotivo)* berührt sich oft mit dem *italiano popolare* und verschärft so die vom Standard abweichenden Eigenheiten des *italiano colloquiale*; auf der anderen Seite stehen die sog. «gehobenen Register». Die beiden Extreme unterscheiden sich durch ein reduziertes bzw. reiches Lexikon, ein Vorherrschen von generischen bzw. spezifischen Ausdrücken, eine reduzierte bzw. elaborierte Syntax, schnelles bzw. langsames Sprechen, usw. (p. 150ss.).

Neben den verschiedenen Registern gehören auch die *lingue speciali* bzw. *sottocodici* zum diaphasischen Bereich. Unter Subkodices versteht Berruto in erster Linie «Fachsprachen»<sup>13</sup>, wobei er noch zwischen drei Subtypen unterscheidet: Subkodices im engen Sinne (z.B. Fachterminologie der Chemie), Subkodices im weiten Sinne (ohne spezifisches oder nur mit bedingt spezifischem Lexikon; z.B. Literaturkritik) und schließlich die *gerghi* (die [berufsgebundenen] Geheim- oder Antisprachen). Alle diese Varietäten sind ebenfalls Teil des Gesamtkontinuums und lassen sich jeweils im gesamten Bezugsrahmen situieren. Ausführlicher eingegangen wird nur auf das *italiano burocratico* (p. 164ss.) und das *italiano tecnico-scientifico* (p. 166ss.).

Mit Kapitel 4 hat Berruto die Darstellung der nach seiner Auffassung zur Architektur des Italienischen gehörenden Varietäten abgeschlossen. Kapitel 5 (p. 169ss.) ist nun denjenigen Varietäten gewidmet, die hinsichtlich des Italienischen marginalen Charakter hätten. Ein erstes Unterkapitel befaßt sich mit den Kontakten zwischen Italienisch und Dialekt, die sich v.a. bei Sprechern aus unteren Schichten fänden und oft zu einer Hybridisierung auf Redeebene führten; eine eigentliche Vermischung der Systeme fände dagegen nicht statt. Dieser Punkt scheint mir (wie schon oben angedeutet) außerordentlich problematisch, denn es scheint mir keinen Grund zu geben, die (italienischen) Dialekte nicht auch als (vierte) Dimension des italienischen Kontinuums zu behandeln; zudem zeigen auch Berrutos eigene Ergebnisse bezüglich der diastratischen, diamesischen und selbst bezüglich der diaphasischen Achse, daß wir es auch hier immer mit mehr oder weniger starken Hybridisierungen auf Redeebene zu tun haben. Wenn er dann bezüglich der Beziehungen Italienisch-Dialekt auch noch feststellen muß, daß es im Lexikon nur wenige Wörter gibt, die eindeutig dem einen oder anderen Bereich zugeordnet werden können (p. 171), dann läßt sich kaum mehr nachvollziehen, warum die Dialekte eine Sonderbehandlung erfordern sollten.

Sicher marginalen Status haben dagegen die sog. *varietà di apprendimento* (p. 173ss.). Darunter versteht Berruto Lernergrammatiken, die in einem italienischen Milieu lebende fremdsprachliche Sprecher sich selbst zurechtlegen. Auch hier sieht man sich wieder mit einem Kontinuum konfrontiert, das von extremer Vereinfachung bis zur annähernden Übereinstimmung mit der einen oder anderen italienischen Varietät reicht. Häufigste Merkmale von auf solchen Lernergrammatiken beruhenden Äußerungen bzw. Texten sind: das Fehlen des Artikels, fehlende oder falsch eingesetzte Präpositionen, Reduktion des Spektrums der Verbformen, Dominanz der Parataxe und ein stark reduzierter Wortschatz, der oft zum Rekurs auf Paraphrasen zwingt. Das Kapitel schließt mit Überlegungen zur Frage, ob das *simplified Italian* in einigen Ländern Ostafrikas ein Pidgin sei oder nicht. Berrutos Antwort ist eher negativ, und zwar aufgrund der Tatsache, daß diese «Sprache» für Italiener ohne größere Probleme verständlich ist, was bei echten Pidgins normalerweise nicht zutrifft.

<sup>13</sup> Korrekter wäre es, statt von «Fachsprachen» von Fachterminologien zu sprechen, denn wie aus Berrutos eigener Definition (p. 154) hervorgeht, beschränken sich die jeweiligen Eigenheiten auf den lexikalischen Bereich und auch in diesem nur auf diejenigen Sektoren, die für das jeweilige Fachgebiet von besonderer Relevanz sind.



Das letzte Unterkapitel (5.3) schließlich befaßt sich mit der Sprache der italienischen Emigranten, zu der es ja bereits eine umfangreiche Literatur gibt. Wichtigstes Merkmal ist sicher die Tatsache, daß der Gebrauch des Dialekts bei Emigranten stark zugunsten von Varietäten des «Italienischen» (im Sinne Berrutos) eingeschränkt wird<sup>14</sup>; zudem scheinen sie sich in diesem Bereich meist auf einer etwas tieferen Ebene zu bewegen als sie dies in der Heimat tun würden, was sich sehr oft in einer deutlichen Annäherung an das *italiano popolare* niederschlägt. Bezüglich der Rezeption von Neuerungen in Italien (im italienischen Italienisch) zeigen die Emigranten meist einen deutlichen Rückstand. Dazu kommen dann noch mit zunehmender Dauer des Auslandsaufenthaltes verstärkt Interferenzen mit der Sprache des Gastgeberlandes, die in der zweiten oder dritten Generation leicht zu einem partiellen oder gar vollständigen Verlust der Muttersprache (zumindest im aktiven Bereich) führen. Illustriert wird der ganze Fragenkomplex mit Beispielen aus der Schweiz, den USA, Kanada, Argentinien usw.

Der Band schließt mit einem Anhang von Textbeispielen für jede der behandelten Varietäten, wobei in einem Kommentar immer noch einmal die wesentlichen Merkmale zusammengestellt werden (p. 187–95). Es folgt dann noch eine reichhaltige Bibliographie (p. 197–209) sowie ein Namens- und Sachindex (p. 211–18).

Berrutos Versuch eines Überblicks über die Probleme der italienischen Soziolinguistik ist ohne jeden Zweifel ein gelungenes und außerordentlich anregendes Buch, das manchmal allerdings auch zum Widerspruch reizt. Die Grundidee, das Spektrum der italienischen Varietäten als ein Kontinuum anzufassen, ist sicher glücklich und erfolversprechend, wenn auch die Ausblendung der Dialekte aus diesem Kontinuum schwer verständlich bleibt. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß Argumentation und Ergebnisse sich im wesentlichen auf die Rede- und die Normebene beschränken und das Problem der Beziehungen zur Ebene des Systems (der Systeme) noch weitgehend einer Lösung harret. Hier (und in einigen anderen Bereichen) bleiben noch Lücken zu schließen. All dies ändert aber nichts daran, daß Berrutos Buch einen wichtigen Fortschritt im Bereich der Soziolinguistik (und insbesondere der italienischen Soziolinguistik) markiert.

Peter Wunderli



MAX PFISTER, *Lessico etimologico italiano (LEI)*, Wiesbaden (Reichert Verlag) 1985–1990, fasc. 11–29 (vol. 2, p. 385–1752, vol. 3, p. 1–2304).

Il vocabolario continua ad accendere la rara felicità dello stupore e della scoperta. Attraverso un inesauribile gioco d'incastri, le parole svelano immagini, profumi, colori, fantasmi, costanti e innovazioni della vita delle comunità. Su un piano soggettivo non si può escludere l'idea del vocabolario come lettura avvincente, come sterminato racconto che ad ogni pagina garantisce sorprese ed agnizioni, sospetti e conferme. In una intervista concessa da Leonardo Sciascia al critico francese Claude Ambroise, figura questa risposta: «Al Vittoriale, la cosa che mi è parsa più vera, tra le tante false e a livello di rigatteria, è stata la disposizione dei vocabolari: tanti, in una disposizione agevole, che permetteva la massima economia di gesto per colui che sedeva alla scrivania». Il vocabolario insomma come fedele sentinella del nostro lavoro, come soccorrevole guaritore dei nostri dubbi e delle nostre lacune: sensazioni, queste, che si ripropongono, rinnovate ad ogni utiliz-

<sup>14</sup> Dies gilt übrigens nicht nur für die Auslandsemigration, sondern auch für die sog. *migrazione interna*, die von Berruto weitgehend vernachlässigt wird.

zo, a chi percorre i fascicoli del *LEI* che una vigile solerzia ci regala con una profondità e una regolarità che suscita sensi di incondizionata ammirazione. Uno dopo l'altro essi ripropongono temi, suscitano riflessioni, forniscono lumi. Attraverso le nitide pagine pfisteriane e dei suoi collaboratori il lettore si vede ricostruiti altrettanti tasselli del mondo, come quando percorre gli sviluppi semantici di *arcus* (3.929ss.) o legge l'iter di *ars*, mestiere, attrezzo, artificio, attività, e poi anche necessità, esplicazione della forza estetica e creativa dell'uomo, modo di esibizione scenica (3.1413–1437). Altrettanto notevoli sistemazioni lessicali come *uccello* (volatile, nome di altri animali, organi genitali, persona sciocca, denominazioni vegetali, oggetti, manufatti e altre metafore: 3–2162ss.) o come «aspro» che si articola in ruvido, acre, impervio, spiacevole e anche nel significato di stridulo detto della voce: 3.1700–1721.

L'attenzione che il *LEI* riserva agli aspetti semantici è ben più spiccata di quanto avvenisse nel *FEW* wartburghiano: ne scaturiscono indicazioni di carattere e validità generale. E sulla scia di questa sensibilità del *LEI* ai valori semantici che il lettore non può rimaner persuaso — ma è un solo caso — da una proposta come quella (3.1913) di ricondurre al lat. *astellare*, scheggiare, spezzare, forme come l'antico veneto *sterleca*, manrovescio, percossa (Lio Mazon, anno 1312–1319), valsuganotto *zdrleca*, randellata, padovano *stralèca*, bussa e poi tempesta, temporale. La cosa non sembra reggersi molto bene. Su un piano di congruenze anche geografiche le forme vanno, a nostro parere, con il tipo emiliano *s(i)laccch*, colpo, urto, impronta lasciata da una percossa, parmigiano *silacch dil boti*, segni di un colpo, moden. *silach*, traccia lasciata da un colpo di verga, lucchese *salacca*, *slacca*, colpo, botta; inoltre *slacch*, colpo, lomb. *ciapà na lèca*, prendere un colpo, cadere, battere il sedere scivolando: l'idea di fondo è quella del colpo e la base è il germanico *slag*, colpo, battitura, quella stessa voce che dura tuttora nel ted. *Schlag*. Altre forme toscane (*scilacca*, *scilecca*, *cilecca*, botta, poi buffetto di scherzo) si rifanno a questa base, per cui vedi quanto si dice nella rivista *Cenobio* dell'aprile–giugno 1989, p. 117ss. A questo gruppo pertiene anche il padovano, veneziano, valsuganotto *stralèca*, bussa, botta, che non congiungeremmo a *leccare* come propongono alcuni. Da «colpo» si aveva agevolmente il senso di temporale improvviso, cambiamento improvviso di tempo, che compare nel trevigiano e nel veneziano.

L'attenzione semantica del *LEI* analizza voci quali *Antonius*, che costituisce una vivida rassegna di come la creatività linguistica e l'immaginario popolare abbiano operato attorno ad una figura di santo che ebbe un ruolo notevole nei modi di comportamento e nel sistema di attese della gente non solo italiana. Il motivo del fuoco di Sant'Antonio divenne tra l'altro uno dei mezzi di sfruttamento della gente operati da vagabondi e falsi frati, che almeno in parte ne dovettero diffondere la fama tra il popolo minuto; cf. P. Camporesi, *il libro dei vagabondi*, Torino 1973, p. CCXVI e 33, 34, 44, 140. *Tonellus*, sciocco, poi, è già nel Folengo, Egl. P. I 91.

Recensire un vocabolario è un'impresa complicata: le tessere preziose si susseguono e la tentazione è forte di fermarsi su ogni voce: ma diremo solo di mirabili articoli come quelli sulla terminologia botanica così come del godimento che infonde la scheda di storia culturale sull'ammoniacca, il gas incolore, irritante, che in acqua ha reazione alcalina, il cui nome continua il lat. *ammoniacus*, derivato dalla divinità egiziana Ammon (quella raffigurata come ariete): l'aggettivo venne sostantivato già in epoca latina per designare una gommamesina che si estraeva da alcune ombrellate, specialmente dalla *Dorema ammoniacum* L. proveniente dalla Persia (2.838). La lettura del *LEI* avvia ad avventure mentali poco frequenti in altri spazi, che si tratti dell'idea dell'*America* (2.762–772) o della storia del napoletano *masaute*, importante, principale (si chiarisce come ispanismo: *mas alto*) o che scaturiscano dalla gestualità di scherno del *marameo*, da leggere come *amaro me*, povero me (2.524ss. dove si cita tra l'altro il marchigiano meridionale *marameu*, povero me, ahimè, misero me). Piace poi aggiungere che il nome di *Zampanò* che Fellini assegna nella Strada al personaggio del guitto ambulante (*è arrivato Zampanò, è arrivato Zampanò*, deve esercitarsi a dire in una indimenticabile scena, la giovane Giulietta Masina) va con il tipo *Anzampamber*, capocomico, guitto miserabile (1950) studiato da *LEI* 2.1702. Notevole poi la capacità di dominare una bibliografia amplissima, come avviene per *ambulare*, che si inarca su oltre 250 colonne.

Gli articoli del vocabolario del Pfister si qualificano anche per una vigile attenzione ai fatti di lingua moderna: dalla *carta d'argento* che permette una riduzione sul biglietto dei treni agli anziani fino ai cruciali *anni di piombo*: quanto a questo nesso si può aggiungere che si tratta di un calco dal titolo tedesco del film «die bleierne Zeit», Leone d'oro alla mostra cinematografica di Venezia del 1981, a sua volta una citazione di Hölderlin usata metaforicamente dalla regista von Trotta per indicare gli anni Cinquanta della RFT; in proposito si rinvia al nostro volume su *Tremila parole nuove. La neologia negli anni 1980–1990*, Bologna, Zanichelli, p. 8–9, dove è pure detto che cosa siano gli *anni di plastica*. Resta che *anni di piombo* sono un segno palmare dell'influsso dei mass-media, che riescono oggi anche a definire e plasmare il nome di periodi determinanti nella storia di una comunità.

Nella ricostruzione della vita di una parola o, meglio, di un concetto, è interessante cogliere l'addensarsi, in un determinato momento storico, di tale voce in un nucleo frequenziale significativo. Ciò avvenne per il ricorrere insistente della nozione di *Apocalisse* nel discorso di gruppo del movimento giurisdavidico che sul Monte Amiata (Toscana) faceva capo tra il 1868 e il 1878 a quella singolare figura di «profeta» moderno che fu David Lazzaretti. La radicalizzazione del conflitto politico-religioso nell'Italia postunitaria scuote molte persone dall'apatia e dalla routine devozionali prive di passioni, per immerterle in una dimensione di inquieta attesa apocalittica. Vi è il dilagare di una mentalità apocalittica nella cultura italiana del secondo Ottocento: cf. da ultimo Enrica Tedeschi, *Per una sociologia del millennio. David Lazzaretti: carisma e mutamento sociale*, Venezia, Marsilio, 1989, p. 103ss., 119, 217 che cita più casi di proiezione di attese sull'Apocalisse. Utili indicazioni fornisce poi A. Di Nola, «Alcune note sulla semantica e sulla storia dell'apocalisse», in *Le culture dell'apocalisse, Metaphorein* 3 (1980–1983), 9, 17–24. Né era possibile esimersi dal citare e registrare gli *apocalittici* (e gli *integrati*) ricorrenti nella testualità di Umberto Eco, autore cui si deve il nesso (un ideologema?) di *venditore di Apocalisse* e di *tecnico dell'Apocalisse*, colui che, spaventato dalle innovazioni e dai cambiamenti culturali ostenta un conservatorismo pessimista. Bella pure l'attenzione alle vicende societarie: ed ecco il *LEI* fermarsi (3.1997) su quella grande conquista che fu *l'asilo infantile*, iniziativa per altro scaturita già nel 1829 dalla mente e dalla sensibilità di Ferrante Aporti (1791–1858) che operò a Cremona, dove fece sorgere appunto nel 1829 il primo asilo infantile italiano, ben presto imitato in molti altri stati della Penisola.

Nei decenni passati la dimensione del «prelatino» divenne quasi un luogo comune, in cui ci si rifugiava nei momenti di impaccio e di difficoltà. Il *LEI* è ben lontano da queste posizioni che divenivano talora sotterfugi di comodo. Pure qualche caduta c'è talora, come quando viene postulato un prelatino \*arone «grillotalpa» (3.1352) per spiegare il valmaggese *aróm*, idem. Il procedimento non faceva che spostare il problema: infatti come si spiegava a sua volta il supposto prelatino \*arone? Forse la soluzione è più semplice e certo più vicina ai dati dell'esperienza del contadino: egli chiamava il grillotalpa *aróm* cioè «aratore», «animale che ara» proprio perchè conosceva fin troppo la tecnica di questo parassita, che scavava solchi tra i coltivi, rovinando le radici di pianticelle e di ortaggi; un'immagine di «arone, colui che ara», che con il suff-*one* è normale in queste parlate. Parimenti ci sembra un'eccessiva propensione al preromanzo postulare un prelatino \*arna, tignola, tarma (3.1339–1340) solo sulla scorta di una forma ligure, che ha tutta l'aria di risolversi come una variante fonetica. Rimane incertezza poi se sia funzionale costruire un \*apinare (3.376) per spiegare un solo e unico *tanár*, martellare la falce. La voce è istriana. Se si trattasse di una pratica specifica, settoriale, gestita magari solo da pochi artigiani sarebbe pensabile il conservarsi di una terminologia specifica: insomma una sorta di equazione per cui ad un *hapax* ergologico rispondeva un *hapax* linguistico. Ma trattandosi di operazione tanto diffusa, inserita in un flusso di contatti, di scambi, di acculturazioni, una simile specificità riesce un poco sospetta. Possibile che questa voce si sia mantenuta solo nella latinità istriana? Forse occorre un approccio non tanto nel quadro di tendenziali compartimenti stagni culturali quanto in dimensioni ampie, di comunicazioni intense tra zona e zona anche nel passato. Non sappiamo addurre una spiegazione plausibile per *tanár*. Non potrebbe trattarsi dell'abbreviazione di *martellare*? Da *martellare* divenuto *martalár* si poteva giungere a *martanár*, donde *tanár*. Certo, la nostra è domanda posta da chi sta a 400 chilometri da



questa parlata. Ma pure va detto che anche in altre zone *martellare* è esposto a contrazioni e diviene per es. *martellare* > *martlà* > *marlà* (così in val Verzasca). Quanto all'oscillazione *l/n*, essa non è rara. Basti percorrere le grammatiche storiche esistenti. Accludiamo l'ultimo esempio che ci si sia offerto, quello del veronese e roveredano *malteca* che alterna con il veneziano ed istriano *manteca*, pomata, poltiglia, dallo spagnolo *manteca*. Quale poi la storia del trentino occidentale *arzarir*, rincalzare il granoturco, che *LEI* 3.1100 connette alla voce latina *arger*? La voce ci è nota anche dai colloqui con la nostra gente ticinese e lombarda che ci parlava spesso delle giornate di solleone passate chini con la zappa o il sarchiello a *rasari*, appunto a sarchiare il granoturco, a rincalzarlo. Nella nostra coscienza etimologica avevamo sempre connesso questa voce al lat. *sarire*, sarchiare, rincalzare (*REW* 7606), che è voce attestata. Il tipo dialettale *sari* compare anche nel piemontese *sari*, nel bellunese e friulano *sari*, nel lucchese *sartoio*, zappa. Il volume di Pellegrini-Marcato sulla terminologia agricola friulana (Udine 1988, p. 85) cita il friulano *sari* nel senso di sarchiare, zappare il terreno fra le piante coltivate diradandole e purgandole delle male erbe. Per ragioni varie siamo inclini a rimaner fedeli alla base *sarire*, tanto più che la forma *arzirir* ci sembra non un primum, ma una variante secondaria. Del resto anche *FEW* 11.229 opta per *sarire*, citando il piemontese *sari*, sarchiare e il versiliese *risalire*, sarchiare, rincalzare il granoturco.

Notevoli le acquisizioni e presentazioni di materiali relative alla vita delle parole dotte sulla bocca popolare: vedi la pregevole trattazione di *arithmetic* e di *arismetica* cui si deve anche quell'esito di *smètiga*, pratica, capacità particolare, abilità, che aveva travagliato non poche curiosità: ora è risolta in *LEI* 3.1192, che si accosta a *FEW* 1.140 e al portoghese *arismetica* per cui *Romania* 40.78. Altre forme di questo tipo, cioè termini dotti giunti sulla bocca del popolo, sono voci come *ingürì*, arguire (*u riüssì a ingürì che quella dona li la nava . . .*, sono riuscito ad arguire, ad indovinare che quella donna andava . . .: Ticino, Castel San Pietro 1974) e come il genovese *Asmodeo*, caso, accidente (su cui informa il Giornale storico e letterario della Liguria 13.1937, 37).

Il gergo è segnato da una notevole inclinazione al calembour geografico (essere cornuto diventa *andare a Corneto* o *in Cornovaglia*) così come lo caratterizza certa tendenza alla personificazione scherzosa. In questa luce si ristrutturava l'articolo *Apollonia* (3.101) dove è citata *apollonia* nel valore di ruffiana. La base di partenza è *essere una porta polli*, essere una ruffiana. Non vi è alcuna relazione prima con la santa protettrice dal mal di denti, bensì si tratta di un accostamento secondario. La base primaria è quella di *pullus*, pollo, la ruffiana approfittando del suo andare di casa in casa a portar e vendere polli per trasmettere dei messaggi amorosi tra un giovane e la sua innamorata. Della cosa si parla anche in un lemma su *portar polli*, fare la mezzana, che abbiamo steso per una ricerca sui modi di dire. *Portar polli*, far l'intermediaria d'amore, è ben più densamente attestato di *apollonia*. Su questa connessione con i polli i gerganti ricamavano poi, d'un lato inventando argutamente una *sora Apollonia*, dall'altro parlando di *fare il polacco*, andare in giro di casa in casa a portar messaggi e poi anche a chieder l'elemosina, forma in cui gli abitanti della Polonia, i polacchi non entrano che in un secondo e direi terzo tempo: cfr. i gerganti bergamaschi dire ancora nel 1967 *i franch ol polacch*, essere esperto nel mendicare. Per *polacco*, pollo, vedi pure a Chioggia il verbo *polacarse*, appollaiarsi. Come mai poi, chiederà qualcuno, *Apollonia* compare poi come luna? Anche qui l'idea di fondo è quella dei polli e della mezzana: nell'immaginazione e, anzi, della metaforizzazione operata dai gerganti, la luna appariva come la mezzana degli amanti, come colei che nella notte fa loro luce, gli regge il lume: cf. *portare il moccolo agli innamorati* o *reggere loro il lume*, che vale far da mezzana, sostenere i loro amori.

Altra propensione del linguaggio gergaleggiante è la costruzione di forme apparentemente onomatopeiche, in realtà forme reduplicative che partono dall'iterazione di un elemento ben determinato. Per *comperare questo ben di Dio ci vogliono i zan-zan*, si spiega spesso davanti alle vetrine vedendo esposti degli oggetti che pur si acquisterebbero se si avesse del denaro: *i zan-zan* sono, nella parlata informale, i denari, i soldi. Si tratta di una reduplicazione scherzosa di *argiánt*, *arzá*, *argent*, denaro: la seconda parte di *arzá* è stata reduplicata: cf. *LEI* 3.1093. E' poi scarsa la congruenza di voler dedurre da *avica*, *auca*, *oca*, il gergale *ucón*, ladro di campagna, come si vorrebbe a p. 3.2154. Non si tratta di un *ocone*, bensì di un derivato semantico di *ocón*, mendicante, da

*avocón* (donde: *aocón, ocón*), da *avocá*, chiedere aiuto, chiedere l'elemosina (cf. Lurati-Pinana 1983, 106). Il valore del bustocco *ucón*, ladro di campagna, si spiega semplicemente tenendo presente che i mendicanti erano spesso dei vagabondi che la fame costringeva a darsi a piccoli furti nelle campagne che battevano nel loro errare. Il gergo o, piuttosto, i gerganti si compiacevano della citazione dotta, della voce insolita. Anche per definire la porta ricorrevano ad una parola straniera, non troppo solita. Il romagnolo *vartena*, porta, uscio (Morri) che vien messo sotto *aper-tus/aperire* (2.1731) è invece in origine da mandare con lo spagnolo *ventana* finestra, apertura della casa, a sua volta da *ventus* (vedi la discussione in Corominas, DCELC 4.728 a.v. *viento*); la forma spagnola è ben viva nel gergo parmigiano *vintana*, finestra (Peschieri 2.1160, anche *ventosa*, finestra in Malaspina 4.436) così come compare nel gergo francese del 1800 *vanterne* finestra, registrato anche da FEW 14.264 (a.v. *ventus*). A riprova della ricercatezza gergale persino nella denominazione della porta indicheremo che i gerganti la chiamavano anche *introibo*: il gergo mil. *introibo*, porta (Cherubini) continua un *introibo*, porta, che è già nel Nuovo Modo. Altra voce dotta che il gergo esibisce è, ad esempio, *lantacröt, Dio ecc.*, da *antichristus*, evocato appunto da LEI 2.1602.

Il LEI risulterà domani interessante anche per i suoi usi terminologici. Vedi ad esempio il suo recare un *relittariamente* che ci sembra di dover annoverare tra le forme nuove («relittariamente si conserva il caso nominativo Ascensio» scrivono Calò e Lupis in 3.1552). Ad *armeniacus*, albicocca (3.1293) aggiungi il verzaschese *mognaga*, polenta: il traslato è ben comprensibile, dall'idea di cosa molle ed attaccaticcia come una gialla albicocca matura; donde il senso di polenta, di massa gialla e arancio (e anche l'applicazione scherzosa di persona lenta). Ad acqua aggiungi *cadolca*, bevanda di acqua e un po' di giunta nobile (latte o vino) usata per dissetarsi dai poschiavini impegnati nella calura della fienagione, letteralm. «acqua dolce». *Sturligant*, compagnia dei giovani che organizzavano ed organizzano il carnevale di Mesocco, va con *astrologus* (3.1968), mentre *armoriale*, armista, libro in cui sono registrate le insegne di famiglie e città, compare, come francesismo, già nel 1940 nell'italiano regionale ticinese (il che ci dice assai dell'isolazionismo di quella ricerca in Ticino, che invece di guardare all'Italia si volgeva ai modelli svizzero-francesi). Una aggiunta riguarda infine tanto le parlate del mio paese quanto il lemma di *aquilone* nel senso di vento. Parlando dell'inverno e dei suoi ultimi sprazzi, gli anziani di Lodrino (Riviera) evocano oggi ancora i *gügliói* o *güiúi da marz*, le ventate gelide di marzo. E' un continuatore di *aquilonem*, vento settentrionale (3.669-670), anzi di un derivato in *i*, quasi un *aquilionem*: da *aquilionem* si aveva *güglión* e poi *güiún*. Né questa voce è limitata a Lodrino. Con *qui-* divenuto *vi-*, essa è successivamente presente in Verzasca, nei *vigliói da marz*, i venti di marzo che portano malattie (Vogorno) e quale *vegliói, vigliói* nel senso di rovesci di neve, bufere di pioggia gelata e poi anche quale denominazione degli ultimi tre giorni di marzo (Gerra); inoltre *vióm*, bufera di neve, vento gelido e *vionaa*, iniziare, detto della tormenta di neve (Sonogno).

Minuzie, tutte queste, citate per dire degli stimoli e chiarimenti che vengono dalla monumentalità di quest'opera: anche nella lessicografia occorre distinguere tra monumento, strumento e documento, il LEI rientrando autorevolmente nella prima dimensione, la maggiore. Semestre dopo semestre, con ammirevole regolarità, i suoi fascicoli si allungano sugli scaffali. Il LEI è un lavoro senza fine. Tutto quello che possiamo fare ora è meravigliarci della sua chiarezza e stupirci della scienza (e della fatica) che vi stanno dietro. Qualcuno, in Francia, lanciò anni fa un paradosso: «non si fa un dizionario, si rifanno quelli degli altri». Non vi è nulla di men vero, di più sbagliato di fronte allo stupendo, originale monumento all'italiano e all'etimologia che sta nascendo in questi anni.

Ottavio Lurati



OTTAVIO LURATI, *3000 parole nuove. La neologia negli anni 1980–1990*, Bologna (Zanichelli) 1990, X + 214 p.

I dizionari di neologismi sono evidentemente un genere di moda, nella pubblicistica italiana. Nel giro di pochi anni ne sono approdati sul nostro tavolo almeno cinque: il capostipite della serie, M. Cortelazzo e U. Cardinale, *Dizionario di parole nuove 1964–1984*, Torino (Loescher) 1986 (seconda edizione aggiornata al 1987, *ib.* 1989); C. Quarantotto, *Dizionario del nuovo italiano*, Roma (Newton Compton) 1987; S. Vassalli, *Il neoitaliano. Le parole degli anni Ottanta*, Bologna (Zanichelli) 1989; Augusta Forconi, *Dizionario delle nuove parole italiane*, Milano (Sugarco) 1990; e questo di O. Lurati (senza contare l'ottimo lavoro di F. Marri, «Riflessioni sul lessico contemporaneo», apparso a puntate in *Lingua nostra* 49 (1988), 57–84 e 109–126, 50 (1989), 15–31, 65–77 e 121–124, e 51 (1990), 19–24; e senza contare i numerosi dizionari di anglicismi e forestierismi, di G. Rando, di G. Mini, di A. Amato e altri). Nel caso presente, il guaio è che proprio solo la moda può essere addotta a giustificazione del perché l'editore Zanichelli (le cui più recenti novità nel campo dei dizionari e manuali sono peraltro di una faciloneria commerciale un po' sconcertante, per una casa di tal tradizione) abbia dato alle stampe queste *3000 parole nuove*.

Fa sempre dispiacere dover recensire un libro mal riuscito, specie quando, come in questo caso, si tratti dell'opera di un autore avvezzo a lavori di ben altra solidità: ma la raccolta di più di tremila termini ed espressioni nuove (o presunte tali) o comunque in auge nell'ultimo decennio che ci viene presentata è purtroppo davvero infelice da molti punti di vista. Anzitutto, lasciano perplessi i criteri che l'autore espone nella *Presentazione* e applica nella scelta, lemmatizzazione e trattazione del materiale. Vediamoli uno per uno.

Il periodo cronologico di riferimento, dai dieci anni del sottotitolo, si amplia a venti anni (p. III) e arriva volentieri fino agli anni Trenta e anche più indietro nella scelta effettiva dei termini: compaiono per es. *cinemelografia* (Pirandello, 1929), *parrozzo* (D'Annunzio), *camionale* (1930), *scangèo* (Palazzeschi, 1967), ecc., nonostante l'autore parli di «taglio sincronico» (p. VII). L'intento di recuperare parole non registrate nei vocabolari sarà senz'altro lodevole, ma può essere in contraddizione con l'attualità dei termini, e soprattutto ha poco a che vedere con la «neologia negli anni 1980–1990».

Il criterio delle tre menzioni («sono state riportate, di regola, voci attestate almeno tre volte, in fonti diverse», p. VI) sembra essere stato violato molto più di quanto espresso nelle intenzioni. Quante saranno le menzioni di diversa fonte di *bottizzazione* (da *BOT*), di *salame da corsa*, di *arbasinismo*? Troppo spesso, inoltre, non è indicata alcuna fonte: di dove sarà stato ricavato, per es., *bollo erinofilo*? (dallo Zingarelli?) e *benevolato*? e *equilinguismo*?

Più grave appare però un altro problema. Tutt'altro che soddisfacentemente tenuta presente è la necessaria distinzione fra lessemi, unità lessicali singole, e sintagmi o combinazioni di lessemi (o «nomi composti o paralessimi di natura affine alle locuzioni», p. III). Qualunque combinazione di lessemi usata una volta per caso diventerebbe a questa stregua degna di essere repertoriata in un dizionario; ogni uso metaforico, figurato, o anche solo estensivo viene elevato al rango di «neologismo». Così, troviamo fra le nostre tremila parole: *matrimonio di comodo*, *esagono irregolare*, (nuova forma assunta dal *triangolo industriale* del periodo del «miracolo economico»), *visto da vicino*, *doppio maestro*, *mago delle diottrie*, *ragion di partito*, *giornalista intermediario*, *filosofia della buccia*, *talento del pizzicotto*, *intimità a distanza*, *killer delle carceri*, *illuminismo padano*, *linguaggio verosimile*, *moduli fissi di attività*, *televisione dei mutandoni*, *ad alto dislivello*, *lingua implosiva*, *élites di massa*, e via citando. Non si tratta certo di unità polillesematiche, e nemmeno di locuzioni!

Un dizionario così concepito si avvicina pericolosamente, e assurdamente, a quella che sul piano della cartografia U. Eco ha ironicamente teorizzato come «mappa a scala uno-a-uno»: tutte le combinazioni, poniamo, nome + aggettivo, o nome + genitivo, in quanto veicolino informazione nuova e siano applicate a un nuovo contesto, dovrebbero comparire nel dizionario. Se si lemmatizza come neologismo qualunque *hapax ad hoc* o accostamento estemporaneo di giornalisti in vena di prosa brillante, o semplicemente di spiritosaggini (*treno-jet*, *turismo abortivo*, *San Bernar-*



do del mare — cioè, foche ammaestrate per intervenire in caso di incidenti . . . —, *glottoneria*, *gattile* — cioè, canile . . . per gatti —, *Rambo-mucca*, *vu' turnà* — e la stucchevole serie di *vu'*, ecc. ecc.) che cosa induce a tralasciare (cito a casaccio da un numero qualunque de *L'Espresso*, fonte precipuamente cara a Lurati, e precisamente dal num. 51, anno 34, 25 dicembre 1988 — vale a dire, del periodo che l'autore dice di aver spogliato, «percorso», fra il 1984 e il 1989) per es. *mecca degli appalti* (a proposito di scandali connessi alla ricostruzione dopo il terremoto in Irpinia), *dopo-terremoto*, *sindrome laica* («quella che affligge repubblicani e liberali», da aggiungere alla già nutrita serie di sindromi repertoriate), *magie acherontiche* (quelle messe in opera dalla nuova compagna del primo ministro greco), *secondo futurismo*, *top art* (da aggiungere ai vari *top* repertoriati), *pluscolore*, o, tra le sigle (si veda più avanti), *IBI* (Ufficio Intergovernativo per l'Informatica; e non, nel contesto, Istituto Bancario Italiano), eccetera? E perché non compaiono le scoppiettanti coniazioni linguistiche dei commenti sportivi di G. Brera su *La Repubblica* (altra fonte prediletta del lavoro), come, tanto per dire, *bergorusso* (detto di un noto calciatore di supposte origini russo-bergamasche), *stradivialli* (nomignolo affibbiato a un noto calciatore di Cremona), *zonagro* (detto di allenatori che praticano la «difesa a zona»), ecc.?

Non sono poi tenuti sufficientemente distinti i confini tra italiano d'Italia e italiano di Svizzera (un «altro» italiano, in parte, con i suoi bravi «statalismi» lessicali); le peculiarità di oltre Chiasso andavano forse tenute separate anche nella cernita delle fonti, dato che termini presumibilmente familiari, o comunque non stranissimi, ad orecchio svizzero italiano (come *huckepack*, o *iniziativista*, o la famiglia di *compostare*, o *ricicletta*, e così via) suonano peregrini per un parlante italiano.

Se quello appena accennato è peraltro un problema piuttosto marginale, di maggior peso è invece la questione seguente. Se si insiste, opportunamente, sul carattere di testimonianza di costume, «un modo di lettura della quotidianità» (p. III), che vorrebbe o dovrebbe avere il volume, appare poi incongruo enfatizzare il mutamento della lingua («la società cambia, rapida, e la lingua con essa», p. IV) di cui sarebbero spia le varie innovazioni lessicali e locuzionali (spesso, del resto, riconosciute dall'autore stesso, giustamente, come del tutto effimere): ci vuol ben altro, e ad altri livelli di analisi, per poter parlare di «cambiamento della lingua» (sia pure sorpreso «in statu nascendi», p. VII); il lessico non è, per molti versi, che la buccia esteriore del sistema linguistico. Comunque, in quest'ottica volta a cogliere il mutamento linguistico sarebbe stata opportuna un'attenzione molto più calibrata ai moduli di formazione delle parole: invece di lemmi singoli casuali, come *facilistico*, *alternativistico*, *modernarista*, *nanista*, *celentanismo*, *citazionismo*, *lookismo*, *giapponismo*, *etnismo* sarebbe valsa la pena di porre a lemma suffissi altamente produttivi nell'italiano d'oggi come *-ità* e per *-ese* (ma perché *esternalità*, *genitorialità*, *artigianalità* -?-, *artificialità* -?-, *troppità* da un lato, o *vocalese* dall'altro, sono messi a lemmi autonomi, e non sotto il rispettivo suffisso?). Discorso analogo vale per altri moduli particolarmente produttivi, come i suffissati in *-ale*, *-bile*, *-zione*, *-izzare*, ecc.

Un discorso particolare, a proposito di scelte che paiono poco fondate, riguarda certa terminologia delle scienze del linguaggio, che l'autore registra fra i suoi neologismi, quali *analisi conversazionale*, *comunicazione non verbale* (?), *grammaticografia*, *oralità*, *francofonia* (? — e perché allora non anche *italofonia*, *dialettologia* e via discorrendo?), *lingua di (SIC) elaborazione*, *educazione semantica*, eccetera. Qual è il criterio per escludere l'armamentario terminologico più o meno recente (non particolarmente specialistico) della linguistica e delle scienze della comunicazione, come, che so, *etnometodologia*, *apprendimento spontaneo delle seconde lingue*, *parametri*, *grammatica dei casi*, *semantica generativa*, *evento linguistico*, *etnotesto*, e chi più ne ha più ne metta?

L'accogliere sigle, spesso assai peregrine (*AISICO*, *CAI*, *BIT* — che fra l'altro corrisponde anche più sovente a Bureau International du Travail, oltre che a Borsa Internazionale del Turismo dato da Lurati —, *INSAI*, *POS*, *SUAM*, *NFTA*, *VIDAS*, *SIVELP*, *TIR* — che non è, qui, Transports Internationaux Routiers, ma Testata per l'Informazione Regionale —, ecc.) si giustifica solo con la natura di «strumento» per «rapida consultazione» e «delucidazioni spicciole» che l'autore intende attribuire al suo repertorio (p. IV). Stessa giustificazione sarà da vedere per la presenza di nomi propri,

come *Cinq*, *Enimont*, *Foro Bonaparte*, *Ghino di Tacco*, ecc.: ma qui la scelta appare ancor più problematica e meno condivisibile, giacché a questo punto non v'è più confine tra lessico e enciclopedia, o meglio annuario di cronaca.

La labilità e la discutibilità dei criteri di fondo che abbiamo sin qui discusso sono tali da offuscare anche lati potenzialmente positivi dell'impostazione del volume, quali il programmatico anti-purismo e «anti-catastrofismo» in fatto di giudizi sullo stato della lingua («una valutazione nell'ottica frequenziale (*SIC*) mostra come l'italiano non sia per nulla quella lingua selvaggia o in rivoluzione che i puristi continuano pervicaci a sostenere», p. VII), e l'attenzione prestata al parlato (per altro, a giudicare dal materiale effettivo, alquanto parsimoniosa: utile per questo settore sarebbe stato per es. il lavoro di R. Giacomelli, *Lingua Rock*, Napoli (Morano) 1988).

Purtroppo, l'opera di Lurati è imprecisa anche nei dettagli. Sotto *adrenalinico* leggiamo: «dall'*adrenalina*, il prodotto chimico usato come cardiostimolante»; ora l'*adrenalina* non è propriamente un prodotto chimico, bensì un ormone. *Baffo* «antenna per la televisione» non è certo solo del 1980, ma risale sicuramente agli anni Sessanta (così, non sono certo neologismi recenti *formula uno*, *occhio magico*, ecc.). E' lemmatizzato *carnevalizzare*, ma nell'esempio da fonte riportato c'è *carnevalizzazione*, e non il verbo. L'entrata in uso dell'espressione *casalinga di Voghera* si deve inizialmente a un'inchiesta degli anni Sessanta fatta dal Servizio Opinioni della RAI-TV (pubblicata nel relativo *Quaderno*, n. 24, del 1974) sulla comprensione del linguaggio politico, in cui uno dei campioni intervistati era appunto costituito da casalinghe di Voghera (accanto ad agricoltori di Andria, impiegati di Roma, ecc.). *Clone* deve la sua diffusione anzitutto alla biologia e ingegneria genetica, assieme a *clonare*, *clonato*, e di lì è passato poi fra l'altro all'uso computeristico attestato da Lurati.

Dal brano citato sotto *cubo* per «televisore» si ha necessariamente che non *cubo*, ma l'intera perifrasi *il cubo che ormai troneggia nelle case* è ciò che equivale a *televisore*. Non è *curva sud* a designare il settore degli stadi di calcio destinato ai posti «popolari», e quindi anche ai giovani tifosi, ma la *curva* (se *sud* o *nord* o che altro dipende ovviamente dalla collocazione spaziale dello stadio, e dei tifosi stessi...). *Didattica naturale* non è «l'apprendimento di una lingua straniera in un contesto naturale», bensì il comportamento di insegnamento (attraverso la produzione di strutture conversazionali più complesse, correzioni, ecc.) di parlanti nativi nella comunicazione linguistica con stranieri che apprendono una lingua. *Energievole* è tratto dalla radio, quindi dal parlato: perché è scritto con la *-i*? Di *drago fiscale* non si segnala che è, naturalmente, scherzoso. *Fritola* non è dal romanesco, bensì dal veneto: il termine, diffuso nel suo senso traslato da S. Saviane, noto critico televisivo dell'*Espresso*, indica a Venezia delle frittelle dolci di forma tondeggiante oblunga.

E ancora: stupisce vedere fra i neologismi *lemmazione/lemmatizzazione*; e così *maramalderia*. Un caso assai curioso è rappresentato da *neologismo di frequenza*, bravamente lemmatizzato con il rimando a *diavolo*: e in effetti sotto questa voce troviamo «si potrebbe parlare di neologismo di frequenza (. . .)»; un bell'esempio di riferimento intratestuale e metatestuale contemporaneamente: il dizionario dei neologismi crea neologismi e li (auto)registra . . . [benefits], con la *s* finale, non è la pronuncia di *benefit* in *fringe benefit*. *Peter* rimanda a *principio di Peter*, ma questa entrata non c'è. Non ci risulta affatto che *rapidazione* fosse un «termine molto in voga verso il 1976—1983». Perché *segmento* nel senso di «fetta (di mercato)» dovrebbe essere un neologismo, presumiamo semantico? *Segnità* non sarà «tipologia del segno», ma «proprietà dell'essere segno». Troviamo che *ragazza coccodè* si dice così «dall'abbigliamento succinto, con cresta e coda di questo animale»: ma l'antecedente di *questo animale* (si presume *gallina*) nel cotesto non c'è. Eccetera.

Lo stesso stile espositivo del volume si compiace a volte di formulazioni inutilmente pompose, astratte, pretenziose: «L'internazionalizzazione del funzionamento degli stati, le interconnessioni, le intercomunicazioni personali e medialità si fanno sempre più profonde e determinanti» (p. IV), «la carica di valenze antropologiche e comportamentali che percorre e interpreta la morte» (p. 48), eccetera.

In conclusione, le molte mende dell'opera la rendono scarsamente utilizzabile per qualunque scopo. A parziale consolazione dell'autore, si può forse aggiungere che è anche vero che i diziona-

ri di neologismi sono un terreno estremamente infido e sdruciolevole: basti un'occhiata a effetti vagamente surreali che non è rarissimo incontrare in più di una delle opere recentemente uscite. Un solo esempio: nel dizionario di C. Quarantotto, a p. 271, troviamo: *mini-gioup* «così è chiamata la minigonna (v.) in Russia».

Gaetano Berruto



LARS LARSSON, *La sintassi dei pronomi relativi in italiano moderno con particolare riguardo alla concorrenza tra CHE e PREP. + CUI/IL QUALE nella proposizione relativa ad antecedente temporale*, Uppsala 1990 (*Studia Romanica Upsaliensia* 46), p. 320.

La frase relativa comincia a essere uno dei costrutti della grammatica fra i meglio studiati, e anche in italiano abbondano ora i lavori su di essa. Ultima, per adesso, è la presente monografia di un romanista svedese, che, pur concentrandosi su un caso particolare di frase relativa, quello in cui la testa è un'espressione temporale, ne esamina dapprima i caratteri generali. Il lavoro, tesi di dottorato di ricerca all'Università di Uppsala, comprende sette capitoli (contornati da una rapidissima prefazione, da conclusioni generali e da un *résumé* in francese), dedicati rispettivamente a: introduzione al problema indagato e metodologia impiegata; i relativi in italiano moderno; il *che* polivalente; la relativa avverbiale; la relativa temporale; costrutti particolari (del tipo *sono due ore che aspetto, dopo venticinque anni che ci abitava, non passa + SN + che, ecc.*); la concorrenza tra *che* e *prep. + cui/il quale* nelle temporali.

La ricerca si basa su un *corpus* molto ampio (ca. 30.000 p.!) di lingua scritta (narrativa, giornali e periodici), ed è svolta cercando di «individuare i fattori, in primo luogo formali, che determinano l'uso dei relativi nella lingua moderna» (p. 15): «ci occuperemo (...) in primo luogo non di «quello-che-non-si-dice» ma di «quello-che-si-dice», e, nei limiti del possibile, cercheremo di spiegare perché lo si dice» (p. 17). Si tratta dunque di una solida indagine empirica, che non disdegna gli aspetti quantitativi dei fenomeni studiati e mira a dare un quadro completo fin dei dettagli minimi. L'esame di ogni punto parte opportunamente dalla considerazione di quanto dicono le grammatiche disponibili (purtroppo non si è potuto tener conto delle tre grandi grammatiche uscite nel 1988, di Serianni, Schwarze e Renzi — quest'ultima ha un capitolo, di G. Cinque, sulla relativa di importanza fondamentale), e confronta il quadro che se ne ricava con quello che risulta dai dati del *corpus*. Le conclusioni fondamentali sono che, nelle relative a testa temporale, *che, quando* e *in cui/nel quale*, le tre possibilità previste dalla grammatica, non sono sempre intercambiabili, né nelle relative appositive, né nelle relative determinative (termine che l'autore preferisce ai più correnti «restrittive» o «limitative»), e tale non sostituibilità risulta scattare in dipendenza da particolari tratti formali o semantici dell'antecedente (per es., *quando* è la sola forma occorrente quando l'antecedente non contenga in effetti il tratto [+ tempo], p. 297); la forma in generale più frequente è *in cui*, che raggiunge il 76% delle occorrenze nei costrutti determinativi.

Una monografia di tale minuziosità e con un *corpus* così vasto è naturalmente molto benvenuta; e questa in particolare completa in un settore specifico la conoscenza del funzionamento delle frasi relative in italiano. L'autore mostra una informazione ampia e sicura, e, per un non nativo, il lavoro è scritto in ottimo italiano. Forse, è un po' ridondante: nel lodevole intento di dire tutto, si dicono anche molte cose ovvie. Qualche osservazione casuale a margine: in generale, avremmo distinto più sistematicamente di quanto non faccia l'autore i casi in cui l'antecedente è un temporale e l'elemento relativizzato (cioè, rappresentato da *che, quando, in cui/nel quale*) è anch'esso, nella frase relativa, un temporale, dai casi in cui il primo non è un temporale e il secondo lo è e da quelli in cui il primo è un temporale e il secondo non lo è (in genere, gli aspetti tipologici della questione paiono un po' trascurati); a p. 23, al fondo, andrebbe letto, probabilmente, «nominale»



invece di «pronominale»; a p. 58, nota 132, non ci sembra che in *cosa hai fatto che stai così bene il che valga poiché*; a p. 70, l'esempio (6) vede *che* con un netto valore consecutivo, e andrebbe spostato sotto; a p. 100 e ss., non siamo poi così sicuri che, nonostante il parere concorde di molti romanisti, il *che* polivalente venga dal *quod* latino; molto interessanti le osservazioni a p. 159 e seguenti sulla rilevanza del tempo verbale per la forma della frase introdotta da *che* del tipo *è/sono X che (. . .)*; a p. 297, nota 477, non è chiaro in che senso sia «facile vedere nel predicato verbale *è* il soggetto psicologico della relativa», in *oggi che è capodanno*.

Gaetano Berruto



GIOVAN BATTISTA PELLEGRINI, *Toponomastica italiana*, Milano (Hoepli) 1990, 560 p.

Sono appena passati due anni da quando l'A. scriveva nel paragrafo conclusivo del suo contributo «Italienisch: Toponomastik/Toponomastica»<sup>1</sup>: «Ciò di cui si sente maggiormente bisogno nello studio della toponomastica italiana è in sostanza rappresentato da opere generali quali sono già pubblicate in altri stati ed in varie versioni. Sarebbe ad es. indispensabile poter disporre di una illustrazione generale per strati linguistici o per argomenti [. . .]. Altrettanto indispensabile sarebbe un Dizionario alfabetico dei principali toponimi italiani per lo meno a livello dei più di 8 000 comuni con le principali frazioni e l'aggiunta degli idronimi ed oronimi più importanti. [. . .] E' augurabile che qualche studioso esperto di studi onomastici, e volenteroso, possa sopperire a codesta grave lacuna della linguistica italiana».

Nel 1990 la risposta ai due *Desiderata* è stata concretizzata: hanno visto la luce il poderoso *Dizionario di toponomastica*<sup>2</sup> e questo preziosissimo manuale sulla toponomastica italiana che comprende «10 000 nomi di città, paesi, frazioni, regioni, contrade, fiumi, monti spiegati nella loro origine e storia» di cui diamo qui di seguito la recensione.

Alle due prefazioni – la prima di Fabio Padoa che ha sollecitato l'A. per la compilazione dell'opera ed in cui si legge una sottile disquisizione sul significato della toponomastica e le origini dello studio dei nomi di luogo in Italia e la seconda dell'Autore stesso – seguono la tavola delle «Siglie bibliografiche» e quella delle abbreviazioni che fanno capo alla ricchissima bibliografia (di oltre seicento titoli) delle opere consultate che si trova, preceduta da un «Glossarietto dei termini tecnici» (utile strumento per chi non avesse dimestichezza con la materia), alla fine del volume. Qui si trova pure l'«Indice dei toponimi» in cui sono elencati tutti «i nomi locali citati nel testo ed in particolare nella dizione odierna con alcune attestazioni antiche [. . .] i nomi arcaici testimoniati nelle fonti d'archivio, un'ampia scelta di forme d'epoca classica e preromana [. . .]» L'A. afferma nella sua prefazione di aver privilegiato tra le regioni italiane la Toscana e, in misura minore, l'Italia settentrionale, per cui cercheremo – almeno per quello che riguarda i territori alpinolombardi del Ticino – di sopperire, in nota, con alcuni esempi significativi tratti dall'archivio dati RTT<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> in: G. HOLTUS et alii (hrsg. von), *Lexikon der romanistischen Linguistik*, Tübingen (Niemeyer), Bd. 4: Italienisch, Korsisch, Sardisch, 1988, p. 431 – 445.

<sup>2</sup> G. GASCA QUEIRAZZA, C. MARCATO, G. B. PELLEGRINI, G. PETRACCO SICARDI, A. ROSSEBASTIANO, *Dizionario di toponomastica, Storia e significato dei nomi geografici italiani*, Torino (UTET) 1990.

<sup>3</sup> Banca dati computerizzata del Rilievo Toponomastico Ticinese (RTT) presso il Centro di ricerca per la storia e l'ononastica ticinese (CRT) dell'Università di Zurigo, in cui sono stati raccolti i risultati delle inchieste effettuate sul territorio del Canton Ticino dal 1964 al 1980 (circa 60'000 toponimi).

Il libro apre con un capitolo introduttivo di una trentina di pagine in cui vengono esposti, gli «Scopi e metodi degli studi toponomastici», cui fanno seguito tre paragrafi, tutti corredati da una serie di ottimi esempi: «Toponomastica e storia», in cui viene messa in rilievo l'importanza dello studio dei nomi di luogo per le scienze storiche, «Toponomastica e grammatica storica» dove viene rilevata l'importanza dello stesso per lo studio della storia linguistica, ed infine «Storia delle ricerche toponomastiche», una vasta panoramica che passa in rassegna le singole regioni d'Italia ed in cui viene presentata l'evoluzione degli studi sui nomi locali italiani, in parallelo agli sviluppi della dialettologia, da Graziadio Isaia Ascoli (1829–1907) ai nostri giorni. Una cartina illustra la frequenza degli studi toponomastici in Italia e riassume lo *status quo* degli studi sui nomi locali per cui le regioni italiane si lasciano ripartire in quattro categorie: 1) quelle in cui manca interamente una ricerca generale e scarseggiano buoni studi particolari (Sardegna, Basilicata, Campania, Lazio); 2) quelle esplorate parzialmente con contributi validi, ma saltuari (Sicilia, Puglia, Salento, Abruzzi e Molise, Umbria, Marche, Liguria ed Emilia-Romagna); 3) le regioni che posseggono un lavoro generale che offre un buon orientamento (Calabria, Toscana, Veneto<sup>4</sup>, Friuli-Venezia-Giulia, Lombardia e Piemonte con la Valle d'Aosta ed infine 4) la regione Trentino-Alto Adige che, disponendo di tanti studi capillari, va considerata secondo l'A. come esemplare riguardo alle ricerche toponomastiche.

Questa introduzione rappresenta una sintesi pressoché perfetta delle ricerche effettuate da autori italiani e stranieri sulla toponomastica italiana negli ultimi 150 anni. E' esposta con il dovuto rigore scientifico ma espressa con un linguaggio accessibile anche ai non esperti in materia.

La parte principale dell'opera si articola in due grandi sezioni: tre capitoli (2–4) che si occupano dello studio dei toponimi secondo le varie stratificazioni ( preromana, latina, postlatina, quest'ultima con una suddivisione in stratificato germanico, arabo e slavo) seguiti da altri tre capitoli (5–7) che presentano i toponimi derivati da antroponomi, i fitonimi, gli zoonimi, gli idronimi e gli oronimi, ed infine il capitolo 8, in cui sono presentate varie categorie che trattano gli aspetti della toponomastica urbana, la toponomastica stradale e la topografia, gli antichi culti (e tradizioni) trasmessi dai nomi locali, l'agiotoponomastica, la toponomastica delle zone alloglotte, quella bilingue dell'Alto Adige, gli etnici ed il problema dei mutamenti di nomi di luogo.

Nel capitolo 2 ci troviamo davanti ad una nutrita esposizione sui «Toponimi dalle lingue di sostrato» (in direzione da Sud a Nord) che spazia dalle lingue dell'Italia antica attraverso gli strati mediterranei<sup>5</sup> per passare al fenicio-punico in Sardegna e Sicilia, al paleosardo, al paleosiciliano, al messapico, all'italico (Osco-umbro), al falisco, alla lingua di Roma con il *Latium vetus*, al greco e bizantino, all'etrusco, per approdare infine alla situazione nell'Italia settentrionale. L'Italia superiore prelatina ci offre un numero considerevole di toponimi celtici accanto a nomi

<sup>4</sup> L'A. pecca forse di modestia perché non considera le numerose pubblicazioni da lui realizzate (oltre un centinaio) tanto sulla toponomastica di Belluno, di cui espone nel presente compendio ben 320 nomi locali nella loro derivazione etimologica, quanto sulle zone friulane adiacenti.

<sup>5</sup> Per le cosiddette «basi» preindoeuropee, che interessano anche le zone alpino-lombarde — p.es. le forme *\*barrica* «capanna», *\*bova* «smottamento», *\*cala* «scoscendimento» *\*carra* «sasso», *\*dasia* «cascame delle conifere», *\*drausa* «ontanello», *\*mut-* «rialzo», «sporgenza», *\*rova* «scoscendimento» ecc., — l'A. rimanda alla ricca bibliografia di BATTISTI 1936 (in «Rassegna critica degli studi linguistici sull'Alto Adige nel quinquennio 1931–1936. Lingue Prelatine», Archivio dell'Alto Adige XXXI, 561–611) e per «gli elementi lessicali mediterranei», per cui fra le voci molto frequenti anche in Ticino notiamo *\*balma* «grotta», *\*ganda* «pietraia», *\*grava* «ghiaieto», *\*lama* «piano acquitrinoso», *\*sala* «terreno paludoso», l'A. rinvia a DEVOTO 1939 (in *Storia della lingua di Roma*, Bologna 1983, ristampa a cura di A.L. Prodocimi).

liguri<sup>6</sup>; una posizione particolare nella sezione occidentale presenta invece il Leponzio<sup>7</sup>. Seguono alcune riflessioni sulla capillare situazione della toponomastica del Veneto preromano, sul Gallo-carnico, sul Pregallico, sul Retico e sul Venetico. Nel paragrafo dedicato al Celtico l'A. distingue quattro categorie di toponimi 1) quelli attestati fin dall'epoca antica<sup>8</sup>, 2) quelli attestati in epoca medievale, ma di sicura origine gallica<sup>9</sup>, 3) i toponimi prediali in *-acum* e di origine gallo-latina<sup>10</sup>, 4) quelli derivati da appellativi di origine celtica<sup>11</sup>. Chiudono il capitolo tre cartine che illustrano le fasi della latinizzazione in Italia dal sec. V al 15 a. C.

Nel capitolo 3 «L'elemento latino», che rappresenta il vero nocciolo del quadro toponimico italiano, vengono distinti in ordine quadripartito i derivati dal latino: a) arcaismi latini nella toponomastica<sup>12</sup>,

<sup>6</sup> Per il rapporto tra ligure e celtico l'A. ricorda G. PETRACCO SICARDI, *Toponomastica storica della Liguria*, Genova 1981.

<sup>7</sup> Sul problema concernente il filone toponomastico propriamente gallico nell'Italia superiore l'A. rimanda al LEJEUNE («Le problème de nomenclature: Lépointiens et Lépointique», *Studi etruschi*, 1972, 259–270).

<sup>8</sup> Esempio classico il nome *Mediolanum* 'Milano', che ritroviamo in *RTT* «Melán», Melano (comune del distr. di Lugano) e nei villaggi di Meilen presso Mels nel Canton S. Gallo e Meilen presso Zurigo; cf. il contributo di H. GLÄTTLI: «Der Ortsname Meilen» in G. LÜDI, H. STRICKER, J. WÜEST (hrsg. von), *Romania ingeniosa. Festschrift für Prof. Dr. Gerold Hilty zum 60. Geburtstag*, Bern (Peter Lang) 1987, p. 25-34. Anche il gallico \**rēno-*, \**rīno-*, col valore di appellativo «rivo», è attestato in *RTT* con l'idronimo «Orín» a Malvaglia (distretto di Blenio).

<sup>9</sup> Appartengono a questo gruppo i toponimi derivati di \**brigant-*, «che emerge», «che sovrasta», per cui *RTT*: Breganzona (comune del distretto di Lugano) e da un probabile \**brigo-dūnum* le due località Brione sopra Minusio e Brione-Verzasca («Briói» da un \**brión*», singolare), comuni del distretto di Locarno. Al celtico *brīva* «ponte», si collegano i toponimi *RTT* «briv» di Arogno, Sala Capriasca, Bedigliora e «Brivón» e «Brivét» di Miglieglia, tutti nel distretto di Lugano.

<sup>10</sup> Di questo gruppo le attestazioni di *dūnum*, «fortezza», tipiche e diffuse in area gallica: per cui *RTT*: «Dun», Duno (Claro, frazione, distr. della Riviera), «Dün», Miglieglia e Arosio (distr. di Lugano), «Dünèd», Brione Verzasca e Gordola (distr. di Locarno), «Gordün», Gorduno, (comune del distr. di Bellinzona), «Dünè», Dongio e «Dünèi», Malvaglia (comune del distr. di Blenio) ed il «Castél Dúni» di Ascona (comune del distretto di Locarno). Vale anche ricordare qui la forma documentaria *Interdugno* (a. 1226, Giornico), *Introdugno* (a. 1404, Giornico) e *de Castello de Introdunio* (a. 1408, Giornico) un toponimo oggi scomparso che attesta l'esistenza della radice gallica nella plaga giornichese.

<sup>11</sup> Si tratta innanzitutto di microtoponimi – che non provano per nulla la presenza di Celti – «derivati di appellativi di origine celtica o celtico-latina di facile spiegazione perché originati da appellativi non ancora spenti e spesso assai comuni nei dialetti». Per cui, per citarne solo alcuni, *RTT*: *brogilos*, «cintato, frutteto» «Bröi», Broglio (comune) ed i toponimi identici di Brontallo, Giugmaglio e Campo Valle Maggia (tutti del distr. di Valle Maggia), nonché «Bröi», Airole (distr. di Leventina) e «Bröir», Torre (distr. di Blenio) e Lodrino (distr. di Riviera); *nantu* 'valle' nei top. «Nant» a Airole e Giornico (distr. di Leventina); i numerosi \**lanca* «letto del fiume», «bassura nel fiume» soprattutto nel Sopraceneri.

<sup>12</sup> Fra cui vogliamo ricordare *RTT*: per *amnis* 'fiume, corrente', Intragna < *Inter amnia*, (comune del distr. di Valle Maggia), cf. H. GLÄTTLI «Der Ortsname Intragna», *Vox Romanica* 48, (Bern 1989), 38–40, e «Agn» Agno, < \**amniu*, (comune del distr. di Lugano). Per *bucetum* «pascolo per buoi» «Béit» Bodio, (comune del distr. di Leventina) cf. anche K. HUBER «Sul nome di Bodio» in *Materiali e documenti ticinesi (MDT)* I, 9, 387–389. Per *confluentia* «confluenza», il toponimo «Confién», nome di un alpeggio nel comune di Preonzo (distr. di Riviera) per cui le forme doc. *Confiendro* (sec. XV) e *Confiento* (a. 1507). Per *flexus* «curva, piega, a gomito» «Fiéss» Fiesso, frazione



b) toponimi di origine latina riferentisi alla geonomastica<sup>13</sup>, c) toponimi di varia originazione<sup>14</sup>, e d) derivati toponimici da aggettivi<sup>15</sup>.

Nel capitolo 4 vengono presentati gli «Elementi postlatini (germanici, arabi, slavi)». Ad una precisa esposizione sulle tracce dell'influsso germanico l'A. fa seguire un paragrafo sui Goti<sup>16</sup> e uno sui Longobardi<sup>17</sup>, illustrato da due cartine molto significative (toponimi gotici e longobardi

del comune di Prato (distr. di Leventina). Unica attestazione di *nemus, nemore* «bosco», in Ticino, il toponimo «Bochèta da Nembrün», sella boscosa, nel comune di S. Antonio (distr. di Bellinzona). Per *quadrivium* «incrocio», i toponimi «Caróbia» nel comune di Astano e «Caróbio» nel comune di Comano (distr. di Lugano).

<sup>13</sup> Troviamo in *RTT*, e per citarne solo alcuni poco diffusi, per *angùlu* «terreno angolato», «Danc», Dangio fraz. di Aquila (distr. di Blenio) e «Danc», Comano (distr. di Lugano) < \**ad angulu*, e «Ingé» (Torre, distr. di Blenio) con le forme doc. *de Angero* (a. 1232) e *de Angerio* (a. 1237) < \**angulariu*; per cui si veda M. FRASA, «Un'ipotesi etimologica» in *Repertorio Toponomastico Ticinese (RTT), I nomi di luogo dei comuni del Canton Ticino*. Torre, Zurigo 1983, p. 18–19. Per caput «capo», «Cudelágh» Capolago (comune del distr. di Mendrisio) e numerosi microtoponimi composti con «cò». Per *clivus* «declivio», «Cef» Cevio. (comune del distr. di Valle Maggia). Per *corrigium* «striscia di terra», «Coréch» nei comuni di Bodio e Airolo (distr. di Leventina). Per *cuoro*, «-a» «cotica di terreno fitogeno» (< *corium*), il prealpe «Chér» a Preonzo (distr. di Riviera). Per *vannus* «capiteo» il toponimo «u Vènn», «i Vènn» che si trova concentrato in Alta Leventina, nei comuni di Bedretto, Airolo, Quinto, Prato, Dalpe, Osco, Mairengo (tutti del distr. di Leventina) e nel comune di Lodrino (distr. della Riviera).

<sup>14</sup> Troviamo in *RTT*: per *ara* (utilizzato anche come confine) «Nèra» Bassa di Nara (comune di Rossura, distr. di Leventina). Per *canonica* «Calòni», Calonico, comune del distr. di Leventina. Per l'esempio classico di *planca* (< gr. *phalanx*), «asse piatta di legno» con l'accezione in toponomastica di «spiazzo erboso, ripido, delimitato sui lati da bosco o pietraie anche rocce» il Ticino presenta in 150 punti di rilievo oltre 800 attestazioni di «Piánca» e derivati pari ad una densità del 0,18 %. Rimangono escluse la Valle Leventina e certe zone a lei limitrofe, dove per indicare la stessa configurazione del terreno sopravvive il gallico \**Loke* che ha dato «Löita» (< \**Lok(e)ta*) e derivati, per cui cf. V. F. RASCHÈR, «Un toponimo leventinese: 'löita'», in RASCHÈR V.F., MARTINONI R., *Problemi linguistici nel mondo alpino, Ticino – Grigioni – Italia*, Napoli (Liguori) 1983, p. 90–102.

<sup>15</sup> Per *gemellus* «duplice» troviamo in *RTT* ed unicamente nel Sopraceneri: «Ri gimél» (Rossura), «Piòta sgiümèla» (Anzonico) nel distr. di Leventina, «Sgiümél», prealpe (Ludiano, distr. di Blenio), «Caisgél sgiümél» (Osogna), «Sgiüméll da Vercasca» (Lodrino), «in Sgiümél» (Claro) nel distr. di Riviera, «Mòtt da Sgiümél» (Carasso) distretto di Bellinzona, «Sass sgiüméi» (Piazzogna), «Sgiümèla» (Losone) distr. di Locarno. Per *profundu* «profondo», «depressione nel terreno» ricordiamo il nome del comune rivierasco «Próns» o «Prónz», Preonzo (distr. di Riviera) per cui cf. *RTT*, Preonzo, a cura di M. FRASA, V.F. RASCHÈR e S. VASSERE, Zurigo 1989, p. 13–14.

<sup>16</sup> Fra gli stanziamenti gotici che sopravvivono nelle forme dell'etnico potremmo citare forse «Güt», Gudo (comune del distr. di Bellinzona; doc. a. 1383 Gudio). E' utile ricordare qui anche le forme documentarie *Choso – Gous(s)i – Gausi* del nome personale maschile *Gauto, Gauso* (< *Gauta*) documentato nei docc. leventinesi di Chironico del 200 dove appare come patronimico. Cf. V.F. RASCHÈR «Alghixio – Choso – Candiano – Martellenco», *MDT I*, 9, 389–392.

<sup>17</sup> Fra i *Leitmotive* longobardi in Ticino sarà utile ricordare l'appellativo d'insediamento *sala* «costruzione, casa, residenza padronale» (che esiste però anche nel francone), per cui *RTT*: «Sála», Morbio inferiore (distr. di Mendrisio), le forme rotacizzate «Sára» a Pregassona, Fescoggia, Bedano ed il nome del comune di Sala-Capriasca (distr. di Lugano), ed il «Tecc da Sára» di Aquila e Semione (distr. di Blenio), località in cui si svolgevano le *Placita donnegaria* per la Valle di Blenio e di cui possediamo anche la forma doc. (a. 1199 *Sala*); cf. anche *MDT III* 1, n. 8, 17. Tra gli appellati-

nell'Italia settentrionale e centrale, e toponimi longobardi nell'Italia centrale e meridionale). Preziose informazioni seguono nei paragrafi seguenti: «Tracce di altri etnici germanici» (con cartina della situazione politica dell'Italia all'inizio del secolo XI) cui fanno seguito «Altri etnici medievali», e due importanti esposizioni sull'«Influsso Arabo» e sull'«Elemento slavo» già noti cavalli di battaglia dell'A.

Nel capitolo 5 entriamo nel campo dell'«Antroponomia». Il titolo *tout-court* potrebbe indurre in errore, poiché questo capitolo non tratta effettivamente della storia e dell'evoluzione dei nomi di persona, ma di toponimi che provengono da antroponimi, fra cui la categoria più importante è quella costituita dai cosiddetti toponimi prediali o fondiari. Mediante particolari e indicativi suffissi essi segnalano l'«appartenenza» che sottintende *praedium o fundus*, eventualmente *villa* o casa, se al femminile. La parte del leone la fanno naturalmente i toponimi prediali formati col suffisso *-anum-*, *-a*<sup>18</sup>, seguiti dalle formazioni in *-acum -aca* di origine gallica<sup>19</sup>; poi quelli in *-icus*<sup>20</sup> e *-aticu*<sup>21</sup>.

Nel capitolo 6 «Fitotoponimia e zootoponimia» vengono presentati dapprima i nomi locali che traggono la loro origine da denominazioni di piante<sup>22</sup>, poi quelli derivati da nomi di anima-

vi longobardi, per es. \**auja*, troviamo in Val Bedretto «Val Dóugia», Valdolgia, antico insediamento di un ospizio presso il S. Giacomo, passo che porta in Val Formazza (Pómat) la cui forma doc. più antica è: *in domo de Valdolzia* (a. 1405). Sarà da affiancare, dato che il fondatore dell'ospizio era appunto originario di Domodossola, al toponimo Olgia (Domodossola, NO) citato dall'A. a p. 172. *Gahagi* «bosco», «luogo recintato» si ritrova in «Chisgiögna», Chiggionna (a. 1237 *Caçonia*), comune del distr. di Leventina, oltre che negli innumerevoli «ghéisc», «gáisc», «gasg» e derivati («gagsiétt», «gasgiöö», ecc.), sparsi un po' ovunque nel Sottoceneri e nel Sopraceneri. *Warda* «luogo di osservazione, di guardia» è presente nei toponimi «Mött da varda», Borgnone (distr. di Locarno), «Varda», nei comuni di Giumaglio, Someo, Caveragno, Brontallo, Prato-Sornico, Fusio (distr. di Valle Maggia) e «Cápo d'la Varda», Iragna (distr. della Riviera).

<sup>18</sup> Degli oltre 48 nomi locali ticinesi in *-ANO > -AN* (< *-ānum*) sparsi fra il Sotto- ed il Sopraceneri, ricorderemo: «Madrán» Madrano (1156 m.s.m), frazione di Airolo (distr. di Leventina), doc. (a. 1227 *de Madurano*), dal nome latino MATERIVS. Presso tale località venne scoperta nel 1957 un'importante necropoli romana; cf. M. FRANZIOLI «La Necropoli romana di Madrano» in *Anuario della Società Svizzera di Preistoria* 47, (1958–59), 57–82. L'A. lo localizza «presso Bellinzona in Svizzera» (!). Lo stesso toponimo si ritrova nel comune di Aranno (distr. di Lugano). Così anche «Salvignán» presso Leontica (distr. di Blenio), forma doc. (a. 1273, *de Salvignano*) dal n. proprio SALVIUS; oppure «Volpiégn», Volpiano, nel comune di Peccia (distr. di Valle Maggia) dal nome proprio ULPIUS.

<sup>19</sup> Dei 46 possibili toponimi in *-AGO > AGH* (< *-ācus*) citeremo «Albunágh», frazione del comune di Viganello (distr. di Lugano) dal n. pers. ALBONIUS, oppure «Müsciágh» nel comune di Montecarasso (< MUCIVS) e «Visnágh» (< VISINIUS) a Cadenazzo e Daro (distr. di Bellinzona).

<sup>20</sup> Per *-ICUS > -IGH* (< *īcus*): «Carpígh», Caneggio (distr. di Medrisio) (< CARPIUS), «Salvanígh», Sobrio (distr. di Leventina) (< SILVANUS); *-ICUS > -EGH*: «Sarégh», Sonogno, (distr. di Locarno), «Casnégh», Claro (distr. di Riviera) (< CASINEIVS).

<sup>21</sup> Di origine tardo antica o medievale, per cui unica testimonianza: «Usédi», Osadigo fraz. di Chironico (distr. di Leventina), doc. (a. 1269 *Vesadego*) forse < VISIVS (?).

<sup>22</sup> Molto diffuso nel Sottoceneri e nel Sopraceneri il «corniolo» (CORNUS MAS L.), per cui munito del suffisso — ARJETUM i vari «Curnarée», «Curnaréd» (= cornioleto). Per «Curnaréd» (Lugano) occorre ricordare a questo punto il «caso atipico in cui il contenuto semantico rispetto all'etimo ed il rapporto logico tra nome (o segno linguistico) e il referente (l'oggetto geografico designato) equivale a zero» (cf. «Introduzione» dell'A. p. 3–4). Quale tifoso del FC Lugano vedrebbe nello stadio di Cornaredo ancora il «bosco di cornioli»? Due casi analoghi anche per la «Rèsega» (Luga-

li<sup>23</sup>. Nel capitolo 7 «Idronimi e oronimi» l'A. fornisce una panoramica molto precisa sui nomi delle acque<sup>24</sup> ed accenna al fatto che questi «abbiano ricevuto un nome in poca assai più antica degli oronimi» (nomi di monte<sup>25</sup>). Chiude il capitolo un esauriente paragrafo sull'impiego delle metafore (antroponimiche, zoomorfiche e oggettuali o strumentali) dalle basi latine (*bücca, dens, costa, fūrca, jugum, corōna, canalis, castelli, turris, ecc.*)<sup>26</sup>.

Il presente libro è un compendio utilissimo che rappresenta una pietra miliare nella storia della toponomastica italiana. Un'opera poderosa nel contenuto, discreta nell'aspetto esteriore, e nello stesso tempo di facilissima consultazione. Non poteva scriverla altri che G.B. Pellegrini, uno studioso che vede al suo attivo ben oltre 600 pubblicazioni linguistiche che spaziano dalle lingue preindogermaniche alla dialettologia italiana, dall'archeologia alla sociolinguistica, dalla storia antica e medievale alla toponomastica, opere che lo situano fra gli ultimi veri luminari della glottologia tradizionale sia essa italiana, friulana, slava o araba.

Vittorio Francesco Raschèr



no), ai tempi «segheria», oggi lo stadio del ghiaccio del HC Lugano; oppure «Valascia» (Quinto, Ambri), dal toponimo VALLIS+ — ACEA, «vallaccia», «brutta valle», sede del HC Ambri-Piotta.

<sup>23</sup> Lo zootoponimo segnala spesso la presenza, una volta accertata, di animali oggi scomparsi per via della civilizzazione. La raccolta *RTT* offre a questo proposito nel Sottoceneri e nel Sopraceneri per il lupo le forme: «lüff», «löv», «löö», «lü», «lú», «luf», precedute dal determinato «böcc (dal) →», «pián →», «pass →», «doss → ecc., nonché la classica fossa per catturare i lupi, già menzionata nel toponimo «böcc dal lüff», nella forma «lü(v)èra» (< LUPARIA). Analoga è la situazione per l'orso: «órs», «órz», «orséra» e derivati. Contrariamente a quanto si potrebbe pensare, mancano in Ticino nomi locali in relazione alle denominazioni del cervo e del capriolo, animali introdottisi nel cantone solo nella prima metà di questo secolo. Lo stesso fenomeno pare si incontri, secondo un'informazione di V. Pallabazzer, anche nelle zone dolomitiche del Bellunese. Molti nomi di animali hanno fornito varie metafore, per es. «dragone» = torrente impetuoso (< *draco(ne)*), per cui troviamo nel Sottoceneri e Sopraceneri i toponimi «dragón», «dragói», «draói», «draón», «draóm», ed i derivati «draghonásc», «dragoná» e «dragonétt».

<sup>24</sup> Il latino *flumen* è ben rappresentato nella toponomastica ticinese (oltre 55 toponimi semplici e composti nel *corpus RTT*) fra cui le forme «ora fim», «ara fim», «la fim», «or fim», «el fim» nonché i derivati «fiümèl», «fiümín», «fiümón», «fimasèla», «fimisèla», «fiümisèla», «fiümèta».

<sup>25</sup> Così i nomi delle cime secondo il «quadrante solare» «Mesdi» (pizzo do —, áqua da —, punción da —, sasc da —) < *medius dies*, nei comuni di Brissago, Palagnedra (distr. di Locarno), Campo Valle Maggia (distr. di Valle Maggia), Airolo, Chironico, Sobrio e Giornico (distr. di Leventina), «Punción da Véspru», Airolo (distr. di Leventina) < *vesperu*; «Pizz Téncia» (Prato-Sornico), «Prèda téncia» (Minusio) < *TINCTUS* e «Pizz Péncia», «Pizz Pénc» (Chironico) < *PINCTUS*, nei distretti di Locarno, Valle Maggia e Leventina, per indicarne il colore al tramonto o all'alba.

<sup>26</sup> Ricordiamo qui il toponimo «Lèi Tramórc», Lago di Tremorgio (Prato Leventina, distr. di Leventina) che riporta la tipica configurazione a imbuto della zona (< *trimòdia*, «tramoggia»).



ROSITA RINDLER SCHJERVE, *Sprachkontakt auf Sardinien. Soziolinguistische Untersuchungen des Sprachenwechsels im ländlichen Bereich*, Tübingen (Gunter Narr) 1987, X-405 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 321).

Die vorliegende Habilitationsschrift der Universität Wien berichtet über eine umfassende Untersuchung, die die Verfasserin über das Verhältnis Italienisch-Sardisch auf Sardinien durchgeführt hat. Das zugrundeliegende Material ist in den beiden Ortsgemeinschaften Ottava bei Sassari und Bonorva gesammelt worden mit dem Ziel, den heutigen Zustand der Tendenz zum Sprachwechsel nach der Entstehung einer «regionalistischen Sprachenrenaissance» sowie den Druck der Standardsprache auf das Sardische in einem ländlichen Gebiet zu überprüfen. Die theoretische Perspektive der Arbeit besteht grundsätzlich darin, die mikrosoziolinguistischen Details und das Individualverhalten in verschiedenen Domänen mit den Prozessen im makrostrukturellen Bereich in Beziehung zu bringen.

Die Abhandlung gliedert sich in vier Kapitel. Zuerst wird ein Blick auf die «*Questione della lingua sarda*» geworfen (Kap. I, p. 8–49), auf dessen Basis die Verfasserin betonen kann, daß das Sardische, das als die größte (nicht-erkannte) Minderheitssprache in Italien definiert werden kann, trotz seiner großen Bedeutung für die Identität, Ethnizität und Selbstbehauptung der Sarden «soziologisch und sprachpolitisch zum italienischen Dialekt degradiert» worden ist (p. 49). Das zweite Kapitel («Sprachenwechsel auf Sardinien. Makrosoziologische Perspektiven», p. 50–78) behandelt die allgemeine Lage der sardischen Sprachgemeinschaft, die durch «instabilen Bilinguismus» im Sinne Fishmans gekennzeichnet ist, und umreißt die «sprachökologischen Determinanten», die zur Veränderung der Verhältnisse zwischen Italienisch und Sardisch geführt haben und weiter führen können (wie der Wandel im ökonomischen System, die Beschäftigungsstruktur der Bevölkerung, das Phänomen der Emigration, die Rolle der Schule als «Akkulturationsagentur» und die Medien).

Im dritten, mit vielen Tabellen, Statistiken, *crossstabulations* usw. versehenen Kapitel («Sprachenwechsel am Beispiel von zwei Fallstudien», p. 79–289) beschreibt die Verfasserin ihr Vorgehen bei der Untersuchung und nimmt eine detaillierte Analyse der Ergebnisse in den ausgewählten Ortschaften vor. Anhand teilnehmender Beobachtung und Interviews sind in Ottava, einem Ort in der Nähe der erdölverarbeitenden Industrien in Porto Torres, 19 Familien (insg. 90 Personen) untersucht worden; in Bonorva, einer Gemeinde, die dagegen stark in der ländlichen Kulturtradition Sardinien verankert ist, sind 221 Personen untersucht worden: dort kam neben den Fragebogen (deren Ergebnisse mittels raffinierter statistischer Methoden getestet worden sind) auch die direkte Sammlung sprachlichen Materials (Aufnahme von ca. 30 Stunden spontaner Interaktion) zur Anwendung, wodurch u.a. der Wechsel vom Italienischen zum Sardischen (und umgekehrt) in der alltäglichen Konversation dokumentiert wird. Zwecks eines besseren Verständnisses der sprachsoziologischen Situation ist ferner in Bonorva auch der Begriff des sozialen Netzwerkes angewendet worden.

Das vierte Kapitel («Soziolinguistische Evidenz des Sprachenwechsels», p. 290–345) ist einer umgehenden Untersuchung der Perspektiven des Sprachverfalls mit besonderer Berücksichtigung der Evidenzen des Sprachkontakts im Sardischen bzw. im Italienischen («italiano regionale sardo») gewidmet. Dabei wendet die Verfasserin auch Wortschatz- und Übersetzungsteste an. Unter den Gesamtergebnissen der Arbeit findet man neben schon bekannten Tatsachen (wie z.B. der Feststellung, daß «ein wichtiger Zusammenhang zwischen dem Alter und der Bildung der Sprecher und ihrer Sprachwahl» besteht oder daß «die Situation eine sehr wichtige Variable in Hinblick auf die Wahl der beiden Sprachen» ist, so daß «in formellen Situationen ältere Sprecher immer noch dazu neigten, eher bzw. auch das Sardische zu gebrauchen, während junge Sprecher hier ganz deutlich das Italienische vorzogen», p. 346–347) auch neue interessante Hinweise, z.B. in Bezug auf den Sachverhalt, daß vor allem in Ottava «mit dem Einsetzen der Wirtschaftskrise und der Arbeitsplatzverknappung der soziale Stellenwert des Italienischen (...) in Frage gestellt wurde» (p. 347–348) oder daß die interferenzbedingten Abweichungen im Gebrauch des Italieni-

schen «am häufigsten im Italienischgebrauch der jungen Sprecher zu verzeichnen» sind (p. 344). Weiterhin offen bleibt aber die Frage, ob dem Prozeß des Wechsels zum Italienischen, der innerhalb weniger Generationen vollzogen sein könnte, Einhalt geboten werden kann.

Gaetano Berruto



*III Rëscontr antèrnassional dè studi an sla lenga e la literatura piemontèisa*, Alba 10–11 magg 1986, Alba (Famija Albèisa) 1987, 92 p.; *IV Rëscontr antèrnassional dè studi an sla lenga e la literatura piemontèisa*, Alba 9–10 magg 1987, Alba (Famija Albèisa) 1988, 152 p.; *V Rëscontr antèrnassional dè studi an sla lenga e la literatura piemontèisa*, Alba 7–8 magg 1988, Alba (Famija Albèisa) 1989, 222 p.; *VI Rëscontr antèrnassional dè studi an sla lenga e la literatura piemontèisa*, Alba 6–7 magg 1989 (a cura 'd GIANRENZO P. CLIVIO e CENSIN PICH), Alba (Famija Albèisa) 1990, 198 p.

Coj ch'a j veulo bin al piemontèis a m'ëscusran se i l'aj ël corage d'ëscrive coste nòte an piemontèis, ël mè piemontèis che, i lo saj pro, a l'è pròpi, coma ch'a dis Gianrenzo P. Clivio ant l'ùltim volum dè sti At (p. 175), «un lengage dèrnà e dèslavà, na sòrta d'italian stropià ch'a marcia con le cròsse»; tant pi che 'sta segnalassion a sarà bel e mach na tavanada. Costi quatr volum a son pèr squasi metà scrivù an piemontèis, ma a l'è pa tant pèr loli ch'a mèrito na segnalassion, pitòst, salacad, pèrchè ch'a conten-o ëd ròbe motobin interessante. A son j'at 'd quatr rëscontr antèrnassional dè studi an sël piemontèis, ch'a son tnuse an Alba an magg dal 1986 al 1989, con la partesipassion d'èstudios italian, tedeschi, anglèis e d'àutri pais ancora (compriès dij italian ch'a mostro an dle università dël Canada). Ij contribu, presentà da dle sentie prefassion ëd Censin Pich, a trato pi o meno pèr na metà 'd literatura e pèr n'àutra metà 'd chescion lenghistiche: ambelessi l'oma nen la manera 'd siteje tuti, e dovoma contentese 'd di cheicòs 'd coj ch'a n'èsmijo pi amportant pèr ël nòst mestè, visadi pèr ël lenghista.

Davanti a tuti a venta donca segnalé ël contribu sientifich 'd Giuliano Gasca Queirazza, che ar tuti quatr ij *Rëscontr* an presenta, 'd na manera bin soagnà e con bel deujt, chèich resultà 'd soe arserche ch'a scavo ant coj document dël piemontèis dij secol passà, che ancora gnun a l'a studiate: dal sircondari d'Alba («Documenti di piemontese del circondario di Alba. Un sermone ai coscritti in tempo napoleonico», *III Rëscontr*, p. 39–46), a na poesia mistilingue monfrin-a dël setsènt («Varietà dialettali del piemontese tra Albese e Astigiano. Un componimento poetico a Govone sulla fine del Settecento», *IV Rëscontr*, p. 57–71), a d'àutre poesie sempre del Setsènt («Documenti del piemontese di Mondovì. Un componimento poetico del secondo Settecento», *V*, p. 13–29; «Documenti del piemontese di Asti nel secondo Settecento: sonetti per il Palio», *VI*, p. 85–108); tuti con na presisa anàlisi lenghistica. A la stòria del piemontèis a son 'dcò dedicà ij travaj d'Anna Cornagliotti, ch'a sgavigna diverse chescion etimològiche ëd paròle piemontèise, coma pèr esempi *ferleca*, *rablé* – ma pèrchè ch'as dis nen ch'a l'è fasil ch'a sia ën denominale da *rabèl?* –, *galup* e via fòrt ant ël *V Rëscontr*, p. 31–38; e «Ingiurie in piemontese antico», *VI*, p. 163–174. A venta peuj segnalé i contribu ëd G.P. Clivio, ch'a scriv 'dcò chiel an tuti quatr ij *Rëscontr*, spesimalment col dël *IV* («Dal latin al piemontèis: a l'arserca dla stòria 'd nòsta lenga», p. 125–136; andoa l'autor, che prima a s la pija senza rason con chi ch'a scriv coste nòte, a fa peuj nen d'àutr che chèich considerassion an sël èsvilup stòrich dij contest andoa ch'a s treuva la vocal –ë– dël piemontèis) e col dël *V* (p. 193–215), dedicà al prim «document an vej piemontèis datàbil e localisàbil con sicurèssa» (p. 194), ij *Statuti della Compagnia di San Giorgio di Chieri* (1321); ant ël *VI Rëscontr* (p. 175–184) Clivio a presenta peuj, con na bela esemplificassion ëd neuv o des schede, ël progèt d'ën «Dissionari stòrich-etimològich ëd la lenga piemontèisa», ch'a saria n'amprèisa vremen amportanta e pròpi util, vist ch'ël piemontèis a manca ëd dèscrission sientifiche complete, ancora ancheuj i l'oma nen ni na gramàtica stòrica ni na gramàtica dèscritiva sincrònica.

N'äutr èstudios ch'a colàbora a tuti quatr ij volum a l'è Karl Gebhardt, dont a son pjasune ëd manera particular ij travaj ant ël *III Rëscontr* («L'apport français et occitan au lexique piémontais», p. 47–59) antë che l'autor an fa vëdde che le paròle piemontèise ch'a ven-o dal fransèis e dal ositan a son pro tante (con tut ch'a sio meno ëd lòn ch'a s'eschërdia Levi ant ël sò dissionari etimològich dël 1927), e ant ël *V* («La palatalisation  $\bar{u} > \bar{ü}$  en piémontais et en gallo-roman: mise au point des principales hypothèses», p. 179–192; con tut che serte critiche che Gebhardt a fa a l'ipòtesi fonològica-strutural a n'èsmijo s-centrà). A l'è pjasume pa vaire, anvece, ël contribù ëd Bruno Villata, «Ij Piemontèis ant la Neuva Fransa: lòn che an diso ij nòm dij soldà dël sécol XVII» (*V Rëscontr*, p. 121–134), ch'a l'è motobin antessant për ël sogét ch'a toca, ma ch'a fa chèich vire ëd rasonament ch'a riesso pa a convince (për esempi: «për piemontèis i antendoma ambelessi cò savoiard e svisser ëd cole tère che ant ël period considerà a fasio part dël Ducà 'd Savòja», p. 127, ròba che lenghisticament a cialòca pa mach na frisa; e përchè, p. 128, *frera* a dovria èsse na forma local ëd *Freydena*, da FRIGIDUM? A dovria maniman èsse, second la lenghistica, na forma local ëd *ferrera*).

La lenghistica moderna a l'è bon pro 'dcò an gieugh ant ël bel travaj ëd M. Mair Parry, «Strutture negative nei dialetti piemontesi» (*V Rëscontr*, p. 169–177), ch'a pija an considerassion ij dialèt 'd l'auta Valbormida, andoa ch'a j'è ancora na negassion discontinua, *n' . . . nent*. Èd ròbe lenghistiche a scrivo 'dcò Tavo Burat (për esempi, ansima ën document an sël gieugh dle bije an piemontèis dij primi agn dl'èutsènt, *VI Rëscontr*, p. 73–82) e Guiu Sobiela-Caanitz (con ën confront dël piemontèis con dl'äutre lenghe romanse, *III Rëscontr*, p. 19–29, e con ël ladin, *VI*, p. 155–162). Costi *Rëscontr*, ch'a son 'dcò pròpi bin èstampà, a pòrto an conclusion na gròssa contribussion aj èstudi ëd dialettologia piemontèisa, a ëngrasso pa mal le nòste conosense dla stòria lenghistica dël Piemont, e a s lesu con anteresse sinter; a venta 'dcò armarché ch'a son ëngagià ant la propaganda dla «lenga piemontèisa»: tanti autor a scrivo an piemontèis — e i podrio ambelessi arcordé G.P. Clivio con sò bel piemontèis gorègn —, e a la fin ëd tuti ij volum a j'è na «Mossion për ël piemontèis, lenga d'Europa», an piemontèis, italian e fransèis. I foma tuti j'auguri che costi *Rëscontr* albèis a continuo, e ch'a s continuo a stampèse j'At.

Gaetano Berruto



ALESSIO PETRALLI, *L'italiano in un cantone. Le parole dell'italiano regionale ticinese in prospettiva sociolinguistica*, Milano (Franco Angeli) 1990, 427 p. (*Materiali linguistici — Università di Pavia*)

Nel gruppo delle varietà regionali dell'italiano quella della Svizzera italiana (in pratica quella del canton Ticino, anche se non mancano nella bibliografia riferimenti alle valli italofone del canton Grigioni) può essere collocata senza problemi fra le più studiate dell'intero panorama (a partire dallo studio, in un certo senso pionieristico, di Lurati 1976, continuando con Bianconi 1980, e soprattutto con Berruto 1980). La varietà di italiano parlata e scritta in Ticino rappresenta di fatto un particolare tipo di italiano regionale con caratteristiche del tutto peculiari.

Le particolarità dell'italiano regionale ticinese nei confronti delle omologhe varietà d'Italia possono essere individuate soprattutto nella relativizzazione dell'influenza del sostrato dialettale, nel ruolo determinante svolto dall'interferenza con le altre lingue della Confederazione e nella particolare situazione di contatto trilingue (quadrilingue) del parlante svizzero italiano, con tutti i risvolti sociali e politici che tale condizione implica. Un ulteriore e non meno importante fattore di determinazione della varietà va individuato negli atteggiamenti che il parlante assume nei confronti dell'italiano standard. L'interazione fra questi fattori viene a determinare una costellazione di fenomeni che concorrono a definire una varietà con caratteristiche assolutamente originali nel diasistema degli italiani regionali.



Date queste premesse di fondo va segnalato che il componente linguistico che prevedibilmente risentirà in misura maggiore della particolare situazione svizzera italiana sarà molto probabilmente quello del lessico, oggetto dell'opera che qui presentiamo.

Nella definizione delle particolarità lessicali degli italiani regionali d'Italia il sostrato dialettale ha un ruolo importante se non addirittura quasi esclusivo: anche fenomeni apparentemente indipendenti dall'interferenza (si pensi per esempio a manifestazioni di ipercorrettismo) sono spesso riferibili a conseguenze indirette dell'interferenza linguistica tra i due sistemi. Non è un caso il fatto che le categorie di classificazione dei lessemi dei sistemi studiati (è ormai nota l'applicazione delle categorie di interferenza lessicale weinreichiane all'analisi di repertori regionali, come ad esempio in Sgroi 1979-80 e altri) vengano quasi sempre a definirsi partendo da relazioni fra i termini delle due varietà (italiano e dialetto sottostante), stabilite in base a giudizi spesso introspettivi sulle unità lessicali considerate.

Diverso il discorso per quanto concerne l'italiano regionale del canton Ticino. Qui l'importanza del sostrato dialettale risulta relativizzata a causa della compresenza di fitte interazioni con la realtà nazionale trilingue, realtà che è linguistica, ma soprattutto sociale, politica e culturale e che quindi ha il potere di determinare fenomeni linguistici per nulla diretti e facilmente delineabili *a priori*.

L'opera di Petralli tiene presenti le caratteristiche appena illustrate di questa varietà e si propone appunto di fornire un quadro della realtà linguistica regionale del canton Ticino attraverso l'analisi del lessico e della fraseologia. Il volume è strutturato in due parti: nella prima, *L'italiano regionale ticinese*, trovano posto gli scopi della ricerca, indicazioni di carattere generale sulla particolare realtà sociolinguistica analizzata e la discussione di problemi di metodo. Nella seconda e più consistente sezione, *Le parole dell'italiano regionale ticinese: categorie formali*, è passata in rassegna una ricca serie di lessemi (circa duemila entrate e parecchie migliaia di occorrenze), raccolta attraverso lo spoglio di pubblicazioni, stampa e materiale vario, nonché attraverso l'introspezione e la verifica di voci colte direttamente sulla bocca di parlanti ticinesi. In questa seconda sezione dell'opera il materiale è sottoposto all'analisi attenta e puntuale di una serie di informatori di varie province dell'Italia del Nord (in particolare della Lombardia), cui è chiesto un giudizio sulle singole forme riguardante la loro conoscenza attiva o passiva e le relative modalità d'uso. Per ogni entrata i giudizi sono rigorosamente riportati in schede uniformi, dotate di un ricco apparato contenente la forma peculiare (o presunta tale) inchiestata, una proposta di equivalente italiano, verifiche su svariati strumenti lessicografici, esempi tratti dai mass media ed osservazioni di vario tipo.

Sulla base di questi giudizi e della dualità strutturale delle unità segniche il materiale viene poi ordinato in una interessante tassonomia che rende conto del grado di regionalità dei lemmi analizzati: una serie che va dalle forme sconosciute in Italia (presso gli informatori) sia per significato che per significato (*ticinesismo assoluto*), a quelle caratterizzate unicamente per un significato particolare (*ticinesismo lessicale*), a quelle che pur corrispondendo per significato ad una forma dell'italiano standard presentano sfasature più o meno rilevanti a livello del significato (*ticinesismo semantico*), a quelle la cui marcatezza si situa lungo gli assi classici di variabilità sociolinguistica (*ticinesismo sociolinguistico*). È proprio questa ultima categoria a permettere a Petralli una indagine del lessico regionale nel settore delle lingue speciali e dei sottocodici, cui l'autore dedica una fitta serie di paragrafi: sono qui fornite rassegne di ticinesismi riguardanti il linguaggio della scuola, quello burocratico, quello giuridico, quello della ristorazione, quello giovanile, quello delle tradizioni locali, quello politico, quello medico, quello sportivo, quello delle poste e delle ferrovie, quello dell'edilizia, quello militare, quello dei mass media e della pubblicità, quello dei grandi magazzini e quello dell'automobile.

L'indagine con gli informatori ha poi permesso tra le altre cose di mettere a fuoco un fenomeno non secondario riscontrabile nella varietà regionale ticinese, quello dell'ipercorrettismo, che non è solo del parlante comune, ma che è diffusamente attestato anche presso le persone colte; un numero non indifferente delle forme raccolte e presunte regionali (e spesso contenute nei repertori

di precedenti studi sull'argomento) si sono rivelate in molti casi diffuse in Lombardia e nell'Italia del Nord, se non addirittura facenti parte dell'italiano standard comune.

Stabilita la griglia di analisi dei lemmi raccolti l'autore passa poi all'identificazione e alla trattazione dei fenomeni dell'interferenza all'origine delle forme inchieste; interferenza che come abbiamo visto in precedenza è complessa e multiforme, e coinvolge diversi sistemi linguistici. L'analisi individua nel prestito (adattato e non adattato) e nel calco le due categorie di classificazione significative in questo ambito. La percentuale di prestiti non adattati dal francese e dal tedesco sul totale delle forme inventariate risulta inferiore a un decimo del totale e di questa quantità la maggior parte delle forme risulta riferibile al francese come lingua interferente. Per quanto riguarda invece calchi e prestiti adattati (che l'autore raggruppa per comodità di esposizione e per evidenti difficoltà teoriche nella divisione rigorosa e formale delle due categorie) è il tedesco a rappresentare il sistema interferente quantitativamente più rilevante, mentre è consistente la presenza di parallelismi trilingui, forme esplicitamente o implicitamente uniformate secondo un modello formalmente panelvetico (procedimento questo diffusamente attestato soprattutto in sottocodici particolari quali quello militare e quello burocratico). In tutto l'influenza di francese e tedesco nella determinazione delle effettive particolarità lessicali dell'italiano regionale ticinese può essere riferita a grosso modo la metà dei fenomeni in causa e in generale l'influsso del tedesco rispetto a quello del francese può essere quantificato con un rapporto di 3 a 2.

Interessanti anche le modalità con cui l'inglese influisce sull'italiano regionale ticinese, provocando risultati in molti casi diversi dall'italiano d'Italia, verosimilmente a causa della mediazione di francese e tedesco e di un atteggiamento in un certo senso «periferico» nei confronti degli anglicismi, atteggiamento individuabile per esempio in una minor disponibilità nell'accettare prestiti non adattati.

La parte relativa alle inchieste è conclusa con l'esame dei ticinesismi dal punto di vista di due informatori ticinesi, operazione che permette una verifica dell'effettiva distribuzione delle forme presso la comunità parlante locale.

Le conclusioni generali forniscono all'autore lo spunto per ribadire alcuni punti fermi scaturiti dalle indagini sui materiali e dalle classificazioni tassonomiche conseguenti: come era prevedibile il lessico dell'italiano regionale ticinese «sicuramente si discosta dallo standard in misura maggiore rispetto a qualsiasi altra varietà di italiano regionale» (p. 389); «un buon numero di *items* [regionali] si situa senz'altro nel lessico di base della quotidianità» (p. 390); le peculiarità lessicali ticinesi emergono anche nello scritto (si confrontino le numerose attestazioni dalla stampa contenute nelle schede lessicali); va rilevata una originale tendenza a privilegiare la sintesi nei processi di formazione lessicale; il numero delle forme ritenute regionali da precedenti studi va sicuramente ridimensionato; la «sfasatura sociolinguistica» interessa di fatto tutte le variabili sociolinguistiche ipotizzabili, non ultima quella diacronica: ne sono la prova i numerosi arcaismi qua e là riscontrati nel materiale; non è inoltre da sottovalutare un fenomeno di sfasatura «per anticipazione», la tendenza cioè del sistema ticinese a sviluppare processi di creazione e adeguamento delle forme che, a prescindere dall'influsso della particolare situazione plurilingue della confederazione elvetica, potrebbero essere ritrovati in un futuro non troppo lontano fra i meccanismi di cui si servirà l'italiano a dimensione europea.

Il lavoro di Petralli è di lettura accessibile anche per il non linguista, fatto questo che, lungi dal costituire una manchevolezza a livello di affidabilità scientifica dell'impresa, può però presentare il rischio che il non specialista possa considerare l'opera una sorta di glossario di riferimento, dove rintracciare parole sospettate di origine regionale poco prestigiosa e quindi da evitare in prospettiva puristico-normativa. Ciò soprattutto alla luce dell'importanza non secondaria per la comunità ticinese di un fenomeno come l'ipercorrettismo, più volte messo in rilievo dall'autore.

Data la discutibilità di osservazioni puntuali sui giudizi e sugli inquadramenti relativi alle singole entità lessicali analizzate, e al di là della pericolosa oltre che oziosa e discutibile caccia all'errore e alla «particolarità non rilevata», ci limiteremo a due osservazioni riguardanti la possibilità di sviluppo di aspetti teorici solo implicitamente trattati da Petralli. La prima riguarda lo studio e

l'analisi del materiale alla luce di un particolare tipo di regionalismo che definiremmo «ticinesismo distribuzionale», e cioè un fenomeno riferibile alla comunità nel suo insieme, secondo cui alcune unità lessicali dello standard risulterebbero quantitativamente più o meno diffuse senza che questa diffusione sia riferibile a particolari fattori di variabilità sociolinguistica (se non a quello meramente diatopico): pensiamo a espressioni particolari usate con frequenza da politici e personaggi pubblici locali, che finiscono per diventare quasi dei fenomeni di costume linguistico per poi entrare stabilmente nel repertorio lessicale dei parlanti. Un fattore da non ignorare in una comunità che permane di dimensioni ridotte ed è quindi particolarmente esposta a fenomeni di questo tipo.

Una seconda prospettiva di analisi consiste nell'identificazione e nell'indagine di una supposta e prevedibile diacronia nei processi di formazione lessicale dell'italiano regionale ticinese, attività che non può prescindere dal prendere in considerazione eventuali sviluppi nei fenomeni all'origine dei regionalismi e nelle modalità di formazione delle unità lessicali. Un «dove va il lessico ticinese?» e una verifica puntuale sull'asse temporale di quali siano attualmente, quali siano stati in passato, e quali verosimilmente saranno in futuro i processi più diffusi e attestati che interessano, hanno interessato e interesseranno il repertorio lessicale dell'italiano ticinese.

Stefano Vassere

#### Bibliografia

- BERRUTO, G., *Alcune considerazioni sull'italiano regionale ticinese*, Bellinzona (Dipartimento della pubblica educazione) 1980.
- BIANCONI, S., *Lingua matrigna. Italiano e dialetto nella Svizzera italiana*, Bologna (Il Mulino) 1980.
- LURATI, O., *Dialetto e italiano regionale nella Svizzera italiana*, Lugano (Banca Solari & Blum) 1976.
- SGROI, S. C., «Lingue in contatto, italiano regionale e italiano di Sicilia», *Rassegna Italiana di Linguistica Applicata*, 11.3, 12.1, 173–222 [12.2, 210–211].
- WEINREICH, U., *Languages in contact*, New York and The Hague (Mouton) 1953 (trad. it. a cura di G. R. CARDONA, *Lingue in contatto*, Torino (Boringhieri) 1974).



HANS TYROLLER, *Wortfelder und lexikalische Interferenzen in der Sprachinselmundart von Lusern (Trentino)*, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 1990, XIV + 176 p. (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft* 66).

Il lavoro di H. Tyroller, che è attualmente il principale conoscitore dell'isola linguistica bavarese di Luserna in provincia di Trento, è dedicato principalmente ad un'accurata analisi di campi semantici nella parlata locale, ma interessa anche il romanista per l'attenzione rivolta alle interferenze dell'italiano (e del dialetto trentino), accumulate nel contatto linguistico di lunga durata tra le varietà romanze e la varietà germanica indigena.

Dopo un'introduzione sulla situazione di Luserna e sul metodo dell'analisi (basato, quanto alla teoria semantica, su una versione molto ragionevole dell'analisi componenziale), vengono esaminati, sulla scorta del materiale fornito da ben 43 informatori, i seguenti campi semantici: verbi di acquisizione, di percezione, di richiesta; nomi di superfici agrarie e relativi al legno; aggettivi relativi alla «libertà» o «non libertà» da qualcosa.

E' interessante che, per quanto riguarda il contatto linguistico, i prestiti diretti dall'italiano siano assai rari (un paio di esempi: *pro've: dərn* «vorsehen, einkaufen», *sin'tsɪə:ro* anche nel senso di «nüchtern»), mentre consistente è l'interferenza profonda, che si manifesta nel cambiamento (per lo più, un'estensione) del significato delle unità, con una conseguente articolazione (o ristruttur-



turazione) del campo semantico di appartenenza diversa rispetto al tedesco. Così, *nemv'n* ha assunto quasi l'intero *Bedeutungsumfang* dell'italiano *prendere*, che ha una gamma di impieghi assai più estesa di ted. *nehmen*; e *hoev:rn* sul modello dell'ital. *sentire* è diventato polisemico, e si applica anche al gusto e all'odorato, ecc. Nel complesso, risulta che «der lus. (ernische) Wortschatz zwar starken it. Interferenzen unterworfen ist, aber dennoch eine eigene semantische Struktur bewahrt (. . .), die zwischen der des Dt. und des It. angesiedelt ist» (p. 163).

Gaetano Berruto



HEIDI SILLER-RUNGGALDIER, *Grödnerische Wortbildung*, Innsbruck (Universitätsverlag Wagner) 1989. 208 p. (*Romanica Aenipontana* XV).

Heft 15 der verdienstvollen Reihe «Romanica Aenipontana» (begründet von A. Kuhn und herausgegeben von G. A. Plangg), die vorrangig kleineren romanischen Sprachvarietäten gewidmet ist, ist der Versuch einer synchronen Darstellung der Grundzüge der Wortbildung des Grödnerischen. Das Hauptgewicht liegt dabei auf der detaillierten Klassifizierung und materialintensiven Analyse der Wortbildungsverfahren und Wortbildungsmodelle/-muster der genannten Sprachvarietät unter Heranziehung der wichtigsten in der modernen Wortbildungsforschung vorgeschlagenen operationellen Begriffe. Verfn. sieht in der Analyse nach den unmittelbaren Konstituenten die adäquate Methode der Beschreibung und ist um die Modellierung der grödnerischen Wortbildung nach den Prinzipien der Konstituentenanalyse bemüht. Unterstützt wird diese Vorgehensweise durch Paraphrasierung. Verfn. begreift die Paraphrase als größere syntaktische Einheit, die auf ziemlich direkte Weise die komponentielle Zerlegbarkeit des Semems des betreffenden Derivats bzw. Kompositums reflektiert. Die Transformationen werden damit nicht als vollkommene Äquivalente verstanden. In Gestalt der Wortbildungsbedeutung berücksichtigt sie nur die im Wortschatz gängige Bedeutung und nicht alle vom System her möglichen Bedeutungen einer Wortbildung, d.h. eine Unterscheidung zwischen Wortbildungsbedeutung und Wortschatzbedeutung (Coseriu, Laca) entsprechend einer Gegenüberstellung von System und Norm im Rahmen eines strukturellen Funktionalismus als Teil einer strukturellen Semantik ist nicht beabsichtigt. Desgleichen werden generative, prospektiv-synthetische Kriterien wie auch onomasiologische Kriterien im Sinne Dokulils ausgeschlossen. Die Arbeit geht somit in methodischer Hinsicht traditionelle Wege, was ihrem Ziel, einen Überblick über die Wortschatzerweiterung einer Varietät mittels Wortbildung zu bieten, durchaus angemessen erscheint.

Trotz der synchronen Grundlinie der Untersuchung werden von Verfn. diachronische Erläuterungen und historische Gesichtspunkte bisweilen dort einbezogen, wo verschiedene Entwicklungsvarianten desselben lateinischen Ausgangssuffixes zu besprechen sind (cf. z.B. It. -arius -é/ë, -er, -ër, -ier, -ír). Darüber hinaus erfolgt die Erörterung der Herkunft der Suffixe und Präfixe natürlich unter historischem Blickwinkel.

Die behandelte Sprachvarietät (Gröden/Gherdëina) ist aus moderner romanistischer Sicht ein Teil des Zentralladinischen/Dolomitenladinischen (i.e.S. auch Ladinisch genannt), eines kleinen Restgebietes rund um das Sellamassiv, das im Gadertal, in Gröden, Fassa (mit Moena), Buchenstein und Ampezzo von etwa 30.000 durchgehend mehrsprachigen Sprechern verwendet wird und das Tiroler Romanisch fortsetzt, das durch die Eroberung der Zentralalpen von Drusus und Tiberius 15 v. Chr. begründet worden war. (cf. Plangg, *LRL* III, 720 ss.)

Nach einer Einleitung, die Zielstellung und Methode erörtert, und einer sich anschließenden Übersicht über grödnerische Grapheme folgt in 6 mehr oder weniger umfangreichen Kapiteln die Untersuchung der einzelnen Wortbildungsverfahren und Wortbildungstypen. Als Gliederungsprinzip wählt Verfn. die Aufteilung nach Wortbildungsverfahren. Hintereinander werden Kom-

position, explizite Derivation, implizite (regressive) Derivation, Präfigierung, Konversion und Motion (= Wechsel des grammatischen Geschlechts) und ihnen nachgeordnet jeweils die drei Hauptwortarten Substantiv, Adjektiv und Verb abgehandelt.

Es versteht sich von selbst, daß aus sachlichen Gründen die Ordnung bei der Analyse der Konstrukte der impliziten Derivation, der Konversion und der Motion eine von diesem Schema abweichende sein muß. Die übrigen Wortarten finden keine Berücksichtigung. Adverbien sind zwar, wie die Autorin feststellt, als deadjektivische Ableitungen auf -mänter erweiterbar, halten sich jedoch als Neubildungen in Grenzen; die übrigen Wortarten sind geschlossene Systeme und werden daher nicht behandelt.

Zusammenfassungen nach jedem Kapitel erleichtern dem Leser das Verständnis und ermöglichen ihm einen schnellen Überblick über die betreffenden Wortbildungsprozesse. Für die Gründlichkeit der Analyse sprechen auch die am Ende der Arbeit befindlichen Tabellen, die die im Grödnerischen noch mehr oder weniger produktiven Präfixe, Suffixe und Infixe erfassen und damit dem Interessenten den «synthetischen» Blick auf das Affixinventar erlauben.

Die Arbeit ist synchron ausgerichtet und verfolgt ein rein deskriptives Ziel.

Die Untersuchung von Siller-Runggaldier fußt auf zwei Corpora. Sie resultiert auf der Gegenüberstellung von Sondierungen aus dem 1933 erschienenen Wörterbuch von Lardschneider und aus dem dolomitenladinischen Informationsblatt «Usc di Ladins» des Zeitraumes August 1984 bis Juli 1985. Der zeitliche Abstand zwischen diesen beiden Quellen ist eine gute Vergleichsbasis, auf der Entwicklungen im grödnerischen Wortschatz verfolgt werden können. Im Einzelfall wird zur Ergänzung auch auf Gartners Studie «Ladinische Wörter aus den Dolomitentälern» zurückgegriffen.

Was die Beschreibung der einzelnen Modelle betrifft, so wird hingewiesen auf die Morphemcharakteristik der den Bildungen zugrunde liegenden Konstituenten (Basismorphem, Affix, Wortart der Basis, evt. weitere Angaben zur morphologischen und morphophonologischen Struktur der Konstituenten), bei den Komposita auf die Reihenfolge der Konstituenten und die Verteilung von Determinans und Determinatum, auf Wortbildungsbedeutung, auf die suprasegmentale Charakteristik u.a.m. Die Darstellung all dieser Merkmale gestattet im allgemeinen die Postulierung von Wortbildungsregeln, die auf morphologischer/morphophonologischer sowie auf syntaktischer und semantischer Ebene faßbar sind. Berücksichtigt werden in der Untersuchung hauptsächlich motivierte Bildungen und solche, für die der Bezug auf Merkmale des bezeichneten Denotats auf metaphorischem Wege hergestellt ist, insofern metaphorisch zu verstehende Bildungen zu ihrem Verständnis ein wörtliches voraussetzen.

Besonderes Augenmerk wird auf die Produktivität der Modelle gelegt. Disponibilität eines Modells meint dessen prinzipielle Verfügbarkeit und Anwendbarkeit auf die Bildung neuer Wörter. Für jedes Modell werden Frequenzzahlen angegeben.

Die Arbeit kann sehr gut zeigen, daß es zwar eine recht beachtliche Fülle von Wortbildungsmustern bei den Komposita gibt, aber nur die wenigsten davon sind produktiv. Nicht wesentlich anders sieht es bei der Suffigierung aus. Das Grödnerische verfügt über eine relativ hohe Anzahl von Suffixen und Mustern, doch nur wenige erweisen sich als produktiv. Produktiv sind -éda/-éda, -mänt, -dëur, -änza, -dóia, -ëza und in geringem Maße -íst, -adúra/-ura und -òz.

Demgegenüber verdeutlichen die sachbezogenen geordneten Tabellen (im Text werden die Wortbildungsmittel alphabetisch abgehandelt) – rein quantitativ betrachtet – den Reichtum der grödnerischen Affixe, man vgl. z.B. die Suffixe für nomina agentis (-àc, -àn, -dëur, -dói, -drëssa, -é/-ë, -éd/-éd/-ídl, -ënt, -er, -ër, -ët, -étl, -ëus, -ier, -íst, -òch, -òn); für Geräte-/Maschinenbezeichnungen (-dói/-a, -é/-ë, -ier, -ín, -ón). Bei den Präfixen kann eigentlich nur im Falle von des-/dej-/de-, n-/m- und s-/j- gesprochen werden, die vorrangig im Zusammenhang mit parasynthetischen Verbildungen Anwendung finden. Außerhalb der Präfigierung scheint beim Verb lediglich der Typus der suffixlosen denominativen und deadjektivischen Derivation zur Gewinnung von Verben der ersten Konjugation produktiv zu sein.

Konversionen sind ein durchaus aktueller Wortbildungsmodus. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich substantivische Infinitive und substantivierte mehrgliedrige Lexeme. Unter den Komposita überwiegt der Typus Determinativkomposita. Genetisch gesehen sind die meisten Wortbildungsmuster und Wortbildungselemente ererbt oder entlehnt. Nicht immer eindeutig ist die Bestimmung der Herkunft eines Musters oder Wortbildungselementes. Gültige Schlußfolgerungen in bezug auf authentisch grödnerische Entstehung werden dadurch erschwert, daß ihre Präsenz auch in anderen romanischen Varietäten/Dialekten/Sprachen auf unterschiedlich erfolgte Genese schließen lassen. Es ist hier an parallele, aber unabhängig voneinander entstandene Bildungen zu denken oder aber an die Übernahme eines Lehnwortes (oder einer Lehnbildung).

In diesem Zusammenhang wird der Vergleich von Wörterbüchern herangezogen. Auch die Möglichkeit einer gemeinsamen (räto-)romanischen Innovation ist bisweilen in Erwägung zu ziehen, ein Phänomen, das ganz allgemein für verschiedene Parallelformen verantwortlich sein dürfte, so daß die Gesamtfrequenzzahl der nach einem bestimmten Muster geformten Wörter als Indikator für Produktivität eines Modells nur mit Vorsicht anzusehen ist. Klar ist jedoch auch, daß das Fehlen einer Bildung im Wörterbuch einer Mundart nicht ausschließt, daß sie in Wirklichkeit nicht doch vorhanden ist.

Auffällig ist, daß das Wortbildungsverfahren der Abkürzung in der Arbeit keine Rolle spielt. Heißt das, daß das Grödnerische diesen Prozeß und dessen Produkte gar nicht kennt?

Es ist hier nicht der Platz, noch auf andere wertvolle, die bisherige Forschung bereichernde Beobachtungen und Erkenntnisse einzugehen. Der sehr gut informierenden, sauber und übersichtlich gestalteten Arbeit gelingt es, in einen bislang wenig durchforschten Bereich Licht zu bringen. Nicht zuletzt die verständliche Darstellungsweise machen die Publikation zu einem gut brauchbaren «Arbeitsbuch», das man sich in den Händen vieler Romanistikstudenten wünscht, das aber auch dem Fachmann für seine wissenschaftliche Arbeit eine zuverlässige Basis verschafft.

Johannes Thiele



*Il giuoco della vita bella: Folgore da San Gimignano. Studi e testi*, a cura di M. PICONE, Città di San Gimignano (Tipolitografia Editrice) 1988, 131 p.

Il *Giuoco della vita bella* propone al pubblico una nuova edizione (illustrata da Dino Benucci e commentata da Michelangelo Picone) dei sonetti della *Semana* e dei *Mesi* di Folgore da San Gimignano. L'edizione è preceduta da una serie di saggi suggestivi che presentano il contesto culturale – non solo italiano! – nel quale va letta l'opera del poeta:

- 1) G. Caravaggi, «Il *plazer* di Folgore e il *plazer* degli stilnovisti» (p. 13–23) studia l'uso di schemi compositivi (il *souhait*, il *plazer*) ereditati dai trovatori provenzali nell'opera di Folgore opponendolo all'uso che ne fanno Dante, il Guinizelli e il Cavalcanti;
- 2) M. Picone, «La brigata di Folgore fra Dante e Boccaccio» (p. 25–40) s'interessa alla ripresa polemica o simpatetica del modello di «brigata» da parte di Dante e Boccaccio, modello di cui l'autore analizza le trasformazioni tenendo conto dell'apporto della tradizione francese rappresentata dalle *chansons de geste* e dai romanzi arturiani;
- 3) M. Ciccuto, «Folgore laico» (p. 41–50) parte da un'analisi del sonetto di *Marzo* per dimostrare come, nell'opera del poeta sangimignanese, vengano rovesciati i luoghi comuni dell'isangelismo;
- 4) M. Pont, «Sonetti per l'armamento di un cavaliere» (p. 51–63) propone una lettura di un testo minore di Folgore non pubblicato nel presente libro, riallacciandolo però alle due corone;



5) Alla lettura del saggio di A. Bettarini Bruni, «Osservazioni sulla tradizione manoscritta di Folgore da San Gimignano» (p. 65–78), (ri)scopriamo nei sonetti delle due corone la *variance*<sup>1</sup> caratteristica di un testo medievale. Iscrivendosi nella logica di un'opera in movimento, persino il rovesciamento di Cenne della Chitarra non è altro che il limite estremo delle possibilità di modificazione del testo folgoriano. Le interessanti proposte ecdotiche di A. Bettarini Bruni non si rispecchiano però nell'edizione del testo che segue quella approntata da G. Caravaggi (Folgore da San Gimignano, *Sonetti*, Torino 1965) e non indica le varianti manoscritte.

L'interesse per l'*intertestualità* nell'opera di Folgore è il filo conduttore degli articoli. Questo interesse pervade anche il commento dei sonetti delle due corone a cura di Michelangelo Picone; non ci mancano però spunti per l'interpretazione del testo, osservazioni sul metro e (di rado) sulle difficoltà del vocabolario. Attraverso le note alla *Semana* si delinea una rete di relazioni nella quale figurano non solo i nomi di Dante e di Boccaccio; ci si trovano rinvii alla letteratura provenzale (Bertran de Born, le *vidas* dei trovatori), al genere mediolatino e romanzo dell'*alba* e al mondo dei cavalieri arturiani. A proposito del *Decameron*, più volte citato nelle note al testo e negli articoli, uno si chiederà perché non viene evocato nel commento al *Sabato die* (p. 92–93). Infatti, il quadro della vita cavalleresca all'inizio della quarta novella della sesta giornata (quella di Chichibio) non riprende semplicemente un attributo tradizionale (la caccia alla gru) della vita signorile (si penserà al racconto XC del *Novellino*): fa da pendant al sonetto folgoriano. Ci sono riscontri precisi nella scelta delle parole, e il percorso figurativo nella novella corrisponde a quello nel sonetto (la gru uccisa dal falcone viene poi «acconciata» [stesso verbo in ambedue i testi] dal cuoco).

Nel commento agli ultimi tre sonetti della *Semana* si sarebbe forse potuto approfondire l'opposizione, analizzata nell'articolo di Michelangelo Picone (cf. *supra*) tra la brigata folgoriana e la brigata decameroniana. Nella *Semana* il venerdì e il sabato sono i giorni dedicati alla caccia, e per la domenica il commentatore parla a ragione di «santificazione mondana» (p. 95) del giorno con la danza, l'armeggiata e la cavalcata attraverso la città. Dal Boccaccio invece il rispetto per l'insegnamento della chiesa non sparisce del tutto nel comportamento dei dieci giovani, e questo benché l'allontanamento da Firenze in preda alla peste conceda loro una maggiore libertà. Alla fine della seconda giornata la nuova reina, Elissa, fa rimandare il novellare per rispettare il carattere sacro del venerdì (giorno della morte di Cristo), del sabato (a reverenza della Vergine) e della domenica, giorno dedicato al riposo.

Anche nel commento ai sonetti dei *Mesi* il lettore troverà ampie informazioni sulle intertestualità folgoriane. Benché si tratti di dettagli, ci permettiamo di rilevare due passi nei quali il commento andrebbe completato. Per l'ultimo verso d'*Aprile* – «ch'a 'l Presto Gianni o'l re di Babilonia» – non basta ricordare che sono «figure leggendarie per la loro ricchezza» (p. 107). Perché non dare qualche informazione intorno al «Presto Gianni» (il *Presbyter Johannes* di cui parla la *Cronica* di Ottone da Freising), figura certamente meno nota del Saladino a cui viene identificato il «re di Babilonia»? Un rinvio al lavoro di Martin Gosman<sup>2</sup> permetterebbe a un lettore interessato di scoprire senza grandi ricerche l'importanza di questa leggenda nell'Europa medievale.

L'elogio della pesca nel sonetto di *Marzo* si fonda ovviamente sull'associazione di questo mese col segno dei pesci: mancano però nel commento rinvii allo zodiaco. Non si segnalano neanche i rari riscontri con la rappresentazione dei mesi nell'arte medievale, una tradizione a cui Marcello Ciccuto fa un breve accenno in una nota al suo saggio<sup>3</sup>. Andrebbe per esempio rilevata l'allusione

<sup>1</sup> Il termine è di B. CERQUIGLINI, *Eloge de la variante*, Paris (Seuil) 1989, che vede nel computer il mezzo adatto per cogliere visualmente la *variance* dei testi medievali.

<sup>2</sup> M. GOSMAN, *La Lettre du prêtre Jean: les versions en ancien français et en ancien occitan. Textes et commentaires*, Groningen 1982.

<sup>3</sup> P. 49, N11. Alle indicazioni bibliografiche si aggiungerà: B. BRESCIANI, *Figurazione dei Mesi nell'arte medioevale italiana*, Verona 1968.

ai «porci morti» (v. 6) nel sonetto *Di dicembre*: nell'iconografia si rappresenta sia l'uccisione dei porci, sia la variante nobile di questa attività, vale a dire la caccia al cinghiale<sup>4</sup>, evocata anche da Folgore, ma - in contrasto con la tradizione iconografica - nel sonetto *Di febbraio*.

A pagina 79 Michelangelo Picone elenca le edizioni precedenti e indica i saggi più importanti di cui si è servito per il suo commento ai sonetti di Folgore da San Gimignano. Il lettore potrà completare questa brevissima bibliografia giovandosi del ricco apparato critico che accompagna gli articoli. Abbiamo rilevato i seguenti rinvii che, sparsi nelle note, offrono - secondo un rapido controllo - una bibliografia completa almeno per l'ultimo decennio:

- I. Bertelli, *Un poeta del mondo comunale: appunti su Folgore da San Gimignano*, Milano 1980;
- G. Caravaggi, «Le «souhait» et le «plazer» chez les poètes toscans de la fin du XIII siècle», *Travaux de Linguistique et de Littérature* IX, 2 (1971) 7-35;
- G. Caravaggi, *Folgore da San Gimignano*, Milano 1960;
- M. Ciccuto, «Lo spazio di Folgore», in: *Il restauro de l'«Intelligenza» e altri studi dugenteschi*, Pisa 1985;
- R. Ferreri, «I Sonetti de' Mesi di Folgore da San Gimignano», *Romance Notes* XIX (1979) 395-398;
- P. Mane, *Calendriers et techniques agricoles (France-Italie, XIIe-XIIIe siècles)*, Paris 1983;
- F. Suitner, *La poesia satirica e giocosa nell'età dei Comuni*, Padova 1983.

Col *Giuoco della vita bella* ci viene offerta una *mise au point* su Folgore da San Gimignano. Il libro è ricco di informazioni, e gli studiosi ci troveranno molteplici spunti per future ricerche letterarie; i saggi e il commento marciano una nuova tappa nella critica folgoriana.

Jean-Claude Mühlethaler



*Vita e favole di Esopo*, a cura di S. GENTILE, Napoli (Liguori) 1988, 199 p.

La prima edizione della *Vita e [delle] favole di Esopo* (Bari, 1961) era sfuggita all'attenzione del pubblico. La presente ristampa è un omaggio alla memoria dell'editore, Salvatore Gentile, le cui ricerche vertono tutte sulla lingua dell'Italia meridionale tra Medioevo e Rinascimento: si veda a proposito la bibliografia dei suoi contributi più importanti alle pagine VII-VIII dell'introduzione. Il volgarizzamento anonimo della *Vita* e delle favole di Esopo, dedicato al re Ferrante I (1459-1494), viene pubblicato secondo l'unico codice (il 758 della Biblioteca Universitaria di Valencia) che in origine faceva parte della famosa biblioteca napoletana dei re d'Aragona. Il testo, presentato nei capitoli III e IV dell'introduzione, si articola in tre parti:

- a) il volgarizzamento della pseudoplanudea *Vita d'Esopo* che l'umanista Rinuccio d'Arezzo - legato a Poggio Bracciolini e Lorenzo Valla a cui insegnò il greco - aveva tradotta in latino intorno al 1448;
- b) le 63 favole esopiche costituenti il corpus canonico delle favole di Walterius (Anglicus), diffusissimo nell'Europa medievale;
- c) le favole (i numeri LXIII [1] - CLXII [99]) esplicitamente presentate come «fabule de Esopo traducte da greco in latino da Ranuccio» (= Rinuccio d'Arezzo). Delle cento favole rinucciane solo novantadue si ritrovano nel volgarizzamento: sette favole (CLVI-CLXII) provengono

<sup>4</sup> Cf. Biblioteca Nazionale di Vienna, Codex Vindobonensis 387 (del nono secolo), fol. 90<sup>vo</sup>, o le famose *Très Riches Heures du duc de Berry* illustrate dai fratelli Limbourg nel '400.

dalle trentatré favole tradotte nel 1438 da Lorenzo Valla, cioè nei primi anni del suo soggiorno napoletano (1435–1448). Va notato che nei titoli del volgarizzamento non si conserva la concisione caratteristica dei titoli delle *Facetiae morales* (XVIII, XIX, XXII, X, XXIX, XXXII e XXXIII): nel testo italiano viene solo ripreso il *de* iniziale per introdurre la prima frase (incompleta) del racconto, la quale funge da titolo. Per le favole – purtroppo non indicate nell'introduzione – che figurano sia nella raccolta del Valla sia in quella del Ranucci, sarebbe interessante stabilire (per quanto possibile) a quale modello si rifa il volgarizzamento. Il testo della favola LXVIII [5], *De la vulpe e del leone*, per esempio, è molto vicino al testo della favola XIV di Lorenzo Valla. Ne citiamo i passi corrispondenti seguendo la recente edizione, probabilmente sconosciuta a molti italianisti, delle *Facetiae morales* a cura di Pierre Ruelle che pubblica nello stesso volume la traduzione francese (di poco posteriore al 1498) dovuta all'umanista parigino Guillaume Tardif<sup>1</sup>:

<p>LORENZO VALLA (p. 43):</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>– vulpes nullum antea leonem conspicata (. . .)</li> <li>– exterrita est, sed non ita ut prius</li> <li>– consuetudo et conversatio facit (. . .)</li> </ul>	<p>FAVOLE DI ESOPPO (p. 124):</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>– La vulpe, qual mai havea visto lo leone, (. . .)</li> <li>– hebe timore, ma non como primo</li> <li>– lo uso e la consuetudine fa (. . .)</li> </ul>
---	---

A ragione l'editore sottolinea l'interesse linguistico e letterario della Vita e delle favole di Esopo: il volgarizzamento anonimo, databile del 1480 (p. XVI), precede quello, ben noto, che Francesco Del Tупpo<sup>2</sup> scrisse nel 1485. I due volgarizzamenti non derivano dalla stessa fonte latina (cf. cap. IV dell'introduzione), anche se, accanto alle divergenze, si possono rilevare soluzioni spesso vicinissime. Secondo noi andrebbero anche ricordati i legami tra le due raccolte di favole e il *Novellino* di Masuccio Salertiano<sup>3</sup>, pubblicato dopo la morte dell'autore nel 1475: tutt'e tre i testi testimoniano del tentativo di creare, nella seconda metà del '400, un napoletano «illustre» sfruttando il modello latino e ricorrendo qua e là al toscano. Alcuni anni fa è stato proposto da Pompea Giannantonio<sup>4</sup> un paragone tra il vocabolario del *Novellino* e quello dell'*Aesopus* di Francesco Del Tупpo; in questo articolo manca ogni accenno al volgarizzamento anonimo che ormai appare come un elemento non trascurabile della letteratura napoletana di questi anni. Un'indagine linguistica permetterebbe senza dubbio di stabilire interessanti rapporti tra i tre testi; basta percorrere il glossario pubblicato da Rosa Franzese in appendice (p. 179–199) all'edizione del volgarizzamento anonimo per accorgersi di primi riscontri.

Dal punto di vista letterario – che interessa poco l'editore – la Vita e le favole di Esopo e il volgarizzamento di Del Tупpo sono da vedere non solo in un contesto napoletano, ma italiano e anche europeo. L'interesse per le favole esopiane nella Napoli aragonese è contemporaneo del successo della traduzione in versi di Accio Zucco di Sommacampagna, stampata più volte dal 1479 in poi – epoca in cui si moltiplicano anche le stampe di raccolte francesi<sup>5</sup>. Prima di Napoli i centri più importanti per la traduzione di favole esopiane erano Firenze e Venezia nel '300. Siccome anche questi volgarizzamenti si rifanno al modello di Walterius, confronti coll'anonimo napoletano

<sup>1</sup> P. RUELLE, *Les «Apologues» de Guillaume Tardif et les «Facetiae morales» de Laurent Valla*, Genève/Paris (Slatkine) 1986.

<sup>2</sup> FRANCESCO DEL TUPPO, *Aesopus*, a.c. di C. DE FREDE, Napoli, 1968.

<sup>3</sup> MASUCCIO SALERTINANO, *Il Novellino*, a.c. di A. MAURO, Bari, 1940 (reprint a.c. di S. NIGRO, Bari, 1975).

<sup>4</sup> «Il *Novellino* di Masuccio e l'*Esopo* di Del Tупpo», in: *Masuccio novelliere salertiano dell'età aragonese*, a.c. di P. BARRARO e F. D'EPISCOPO, Galatina, 1978, p. 109ss.

<sup>5</sup> Cf. G. MOMBELLO, *Le raccolte francesi di favole esopiane dal 1480 alla fine del secolo XVI*, Genève/Paris, 1981.



non sono senza interesse. Basterà un esempio per dimostrare fin a che punto la raccolta pubblicata dal Gentile può allontanarsi dal modello latino: la favola XLVIII («Del marito et de la moglie che se amavano») corrisponde alla favola XLVIII («Della moglie che piangeva lo suo marito») del volgarizzamento toscano delle *Favole di Galfredo*<sup>6</sup>. Si tratta del famoso racconto della matrona di Efeso il quale, da Petronio a La Fontaine, attraversa la letteratura europea. Dal punto di vista del contenuto il *Volgarizzamento di Galfredo* segue fedelmente il modello latino: la vedova incostante impicca la salma del marito per salvare il cavaliere di cui s'è innamorata. Da parte sua il testo napoletano si presenta in certi passi – si rilegga la fine del racconto! – come una traduzione parola a parola della fonte latina. Aggiunge però un dettaglio per mettere in rilievo la crudeltà della donna. La vedova non solo impicca il marito, ma: «cercando una pietra, rompe ad lo misero li denti in la propria bocca» (p. 103). In Italia il motivo dei denti rotti si ritrova in più versioni della storia: ricordiamo a proposito la novella LIX del *Novellino* (*Le ciento novelle antike*) e il racconto della *vidua* nel *Libro dei Sette Savi* o nella *Storia di Stefano* (= versione veneziana dei *Sette Savi*). Nella tradizione dei *Sette Savi* (anche fuori dell'Italia) la vedova non solo rompe i denti del defunto, ma lo ferisce con una spada nel capo e, in certe versioni (francesi), commette persino altre crudeltà. Questa serie di crudeltà manca nel volgarizzamento napoletano dove, come nel *Novellino*, si allude solo ai denti rotti. A nostro avviso il problema delle fonti della Vita e delle favole di Esopo è più complesso di quanto si potrebbe pensare leggendo l'introduzione del Gentile. Certi racconti sono un vero e proprio invito ad interrogarsi sul funzionamento dell'intertestualità.

Data l'importanza linguistica e letteraria della Vita e delle favole di Esopo, era da augurarsi un'edizione che rendesse finalmente accessibile quest'opera: la ristampa dell'edizione a cura di Salvatore Gentile colma una lacuna ed apre un fertile campo di ricerche agli studiosi che si chiederanno solo perché gli editori non hanno completato il libro con una bibliografia.

Jean-Claude Mühlethaler



MIRKO TAVONI, *Latino, grammatica, volgare. Storia di una questione umanistica*, Padova (Editrice Antenore) 1984 (*Medioevo e Umanesimo* 53).

Die Quaestio, die die maßgeblichen Humanisten in Italien rund 50 Jahre lang, d. h. rund zwischen 1435 und 1485 beschäftigte, betrifft die Aussprache des gesprochenen Lateins im antiken Rom. Diese Diskussion ist für die Sprachkonzeption der Renaissance und bis in die Vorstellungen der Sprachgeschichte sogar in neuester Zeit grundlegend, auch wenn sie selbstverständlich zu keiner einheitlichen Lehrmeinung führte: grundlegend im Hinblick auf die Ablösung von der traditionellen mittelalterlichen Auffassung des Lateins als *grammatica* wie z. B. bei Dante, auf die Entstehung der noch heute kaum ausrottbaren Korruptionstheorie über den Verschleiß des Lateinischen durch einbrechende Barbaren und schließlich auf den Ciceronianismus (p. 164) im Begriff der humanistischen Latinität bzw. auf denjenigen des *Usus* im *Volgare* (p. 144). Zu diesen gesamteuropäischen Dimensionen kommen inneritalienische: Oberitalien (damals noch z. B. Ferrara), Florenz (Hauptstadt des *Volgare*) und Rom (im Bereich der Curie, mit einer gewissen Präsenz aus Spanien).

Man orientiert sich am leichtesten anhand der involvierten Disputanten. Leonardo Bruni (1369–1444), Biondo Flavio (1392–1463), Leon Battista Alberti (1406–1472), Guarino Guarini (1374–1460), Poggio Bracciolini (1380–1459), Lorenzo Valla (1407–1457), Francesco Filelfo

<sup>6</sup> *Il volgarizzamento delle favole di Galfredo dette di Esopo*, a. c. di G. GHIVIZZANI, Bologna, 1968.

(1397–1481), Paolo Pompilio (ca. 1455–1491). Alle einschlägigen Texte liegen bei Tavoni kommentiert vor (p. 197–306). Wichtig ist dazu der Nachweis der lateinischen Quellen (p. 307s.).

Im Zusammenhang des Ciceronianismus ist auffällig, daß Valla selbst seine Ansprüche relativieren mußte, und zwar im Hinblick auf das Realienvokabular, ohne dies jedoch je zugegeben zu haben (p. 161). Es geht um die Beschreibung der *Gesta Ferdinandi regis Aragonum*, die 1445 oder Anfang 1446 am aragonesischen Hof in Neapel entstand. Den Nachweis dafür verdanken wir O. Besomi («Italia medievale e umanistica» 9, 1966, p. 75–121).

Das hervorragende Buch Tavonis ist so reich an Assoziationen, die es vermittelt, daß man es fast nicht rezensieren kann. Aber Tavoni fordert auch heraus. Es müßte z.B. darum gehen, die Funktion und Wirkung der sich ständig erneuernden Schriften *De orthografia* vom 8. bis zum 15. Jh. klarzustellen. Dazu käme die Rezeption des italienischen Humanismus bzw. dessen Schwierigkeiten im Herrschaftsbereich Kastiliens. Schließlich ist doch wohl auch die ideologieträchtige Formel Nebrijas, *que siempre la lengua fue compañera del imperio*, aus der hier zur Diskussion stehenden Problematik importiert. Das alles hat nichts mehr zu tun mit den mehrsprachigen Übersetzungen z.B. des *Decameron* (Ineichen, Iberoromania 18, 1983, p. 53–63) oder den Reisen des Marco Polo in einem mittelalterlichen Rahmen. Die humanistische Quaestio führt in der Folge zur Unterscheidung zwischen literarisierten Nationalsprachen und dem Latein als einer «toten Sprache».

Gustav Ineichen



JOSÉ RAMÓN FERNÁNDEZ GONZÁLEZ, *Gramática histórica provenzal*, Oviedo (Universidad, Servicio de Publicaciones) 1985, 556 p.

Ein Handbuch zum Altokzitanischen, das die Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte mitberücksichtigt, wäre ein Desideratum. Zwar fehlt es nicht an neueren Einführungen (z.B. von P. Bec, F. R. Hamlin, F. Jensen, A. Roncaglia), für umfassende Auskünfte ist man aber immer noch auf die Werke von J. Anglade, C. Appel, J. Ronjat und O. Schultz-Gora angewiesen, mit Ausnahme der Syntax (F. Jensen) und Morphologie (Q. I. M. Mok). Zu den neueren historischen Grammatiken ist auch das Werk von G. B. Pellegrini zu rechnen. Umso erwartungsvoller konsultiert man nun das hier zur Besprechung vorliegende Handbuch: eine Darstellung der Entwicklung vom Latein bis zum Modernokzitanischen.

Der Autor vermerkt im Vorwort (p. 9). «La necesaria presencia de unas enseñanzas específicas de lengua y literatura provenzales en los planos de estudios universitarios (. . .) me han hecho creer que era oportuna la redacción del presente trabajo . . .». So benützen wir die Gelegenheit, das neue Werk auf seine Brauchbarkeit anlässlich einer linguistisch orientierten, ins Altokzitanische einführenden Lehrveranstaltung zu untersuchen, wobei wir unsere Bemerkungen auf den altokzitanischen Teil beschränken.

Wir haben den Einstieg über den Wortindex vollzogen. Die darin verarbeitete Materialfülle erstaunt (p. 465–539): mit über 16.000 Eintragungen erhält man den Verweis auf die entsprechenden Grammatikkapitel. Erfahrungsgemäß interessiert das Einsteigerpublikum vorerst die Aussprachelehre. So finden wir denn auch die entsprechenden Ausführungen (p. 236–238) zu sieben Versen der Kanzone «*A chantar m'er de so q'ieu no volria*» der Comtesse de Die mit altokzitanischem Text, phonetischer Transkription, etymologischer Rekonstruktion und spanischer Übersetzung. Leider müssen wir feststellen, daß die kleine Textprobe einige Ungereimtheiten, Versehen, Inkohärenzen und Inkonsequenzen enthält: Vers 1: *so (q'ieu)*. Dieses Demonstrativum aus ECCE + HOC wird unter Berücksichtigung der Satzphonetik mit *z̄* transkribiert. In dieser Gra-

phie würden wir es beim Frikativlaut belassen. Vers 2: In der Textprobe steht *sia* statt *sui*, in der phonetischen Transkription finden wir *swj* und in der etymologischen Rekonstruktion das Kuriosum SUM (\*sō)-IBI (so auch in Vers 6, wo aber *sō-* ohne \* steht). Eine Kontrolle der Morphologie dazu (p. 367) zeigt aber, daß es noch andere, meiner Meinung nach plausible Erklärungsmöglichkeiten für das *-i* von *sui* gibt. Vers 4: [lwi] für *lui*, in Zeile 2 hingegen steht [lwi]. Die Etymologie von *val* sei VALI(T). Warum soll altokzit. *yaler* in die -ERE-Konjugation gehören? Vers 7: Die Etymologie von *cum* (span. *como*) wird mit CUM angegeben (statt \*QUOMO(DO)). Zudem wird in der gleichen Zeile zweimal bei Verben zur 3. Person statt zur 1. Person etymologisiert. Man bekommt leider den Eindruck, daß man es hier im Detail an der nötigen Sorgfalt hat mangeln lassen. Ein mit der Materie vertrautes Publikum kann Druckfehler, Verwechslungen von lateinischen Quantitäten, romanischen Qualitäten oder vergessene \* bei rekonstruierten Formen (Erscheinungen, die sich über das ganze Werk hinweg zeigen) noch verkraften, aber welches sind deren Konsequenzen für die Studenten in der propädeutischen Phase? Wir bedauern, eine solche Feststellung gerade zu Beginn einer Besprechung machen zu müssen, umso mehr als der Autor bemüht ist, eine sehr umfangreiche Sekundärliteratur in seinem Werk zu verarbeiten. Davon zeugen eine 194 Titel umfassende Bibliographie (p. 541–545) sowie die Ausführungen in insgesamt 292 *notas* (p. 445–464) mit weiteren Literaturangaben.

Wir geben in der Folge einen systematischen Überblick zum Werk und werden unsere Bemerkungen auf Grundsätzliches beschränken. In der historischen Einleitung (p. 17–24) finden sich drei Karten, wobei die letztere (p. 22) «Mundo provenzal en los s. XII–XIII» über die Gebiete zwischen Gascogne, Limousin, Dauphiné und Provence keine Aufschlüsse gibt. In den Ausführungen zu den modernokzitanischen Dialekten (p. 29–37) fehlen die Phänomene «Verstummen der Schlußkonsonanten» und die «Entwicklungen des vortonigen und Schluß *-a-*». In der alpin-delphinatischen Gruppe entwickelt sich *-T-* nicht nur zu *-d-*, *-ā-* oder mit gänzlichem Ausfall, sondern es gibt auch Fälle mit *-i-* (*-y-*) als Hiatusstilger. Die Ausführungen der spezifischen Ergebnisse der einzelnen Dialekte könnte man übersichtlicher in tabellarischer Form darstellen, und zwar so, daß trennende und gemeinsame Elemente ersichtlich sind. Ein eigenes Kapitel (p. 39–48) ist den «relaciones del provenzal con las lenguas colindantes» gewidmet. Bei der Darstellung der Ausgliederung des galloromanischen Sprachraumes (p. 44) fehlt der Hinweis auf die unterschiedliche Romanisierung, was dann sehr summarisch auf Seite 48 nachgeholt wird. Lat. *Ō* in offener Silbe diphthongiert im Französischen, bleibt als *o* im Okzitanischen. Als Beispiel dafür wird neben anderen frz. *amour* (p. 46) angeführt. In dieser Form ist es ja eben nicht erbwörtlich entwickelt im Französischen. Durch das frz. *h. aspiré* werde Homophonie vermieden, z.B. *les héros* und *le zéro* (p. 47). Ich stelle keine Homophonie fest, wenn das zweite Element im Singular bleibt. Im Kapitel «Origenes y formación del provenzal» (p. 51–113) werden die Grundlagen des Altokzitanischen in bezug auf Substrat, Vulgärlatein und Superstrat dargestellt. Diese Ausführungen geben einen guten Überblick und werden mit großem Beispielmaterial zur Sprachgeschichte belegt. In einem fettgedruckten Titel auf Seite 110 steht «Supestrato árabe» statt «Superestrato árabe». Im Abschnitt «Fonética y fonología diacrónica del provenzal» (p. 115–222) werden folgende spezifische Probleme des Vokalismus ausführlicher behandelt: Ergebnisse von *Ū* (eine gute Zusammenfassung umfangreicher Sekundärliteratur), Diphthongierung und Nasalierung. Im Kapitel zur Diphthongierung (p. 141–156) fehlt ein Hinweis auf die grundlegende Studie von G. Hilty<sup>1</sup>. Methodisch ließen sich die Ergebnisse im Altokzitanischen etwas einfacher in «bedingte» (durch bestimmte Laute) und «spontane» Diphthongierungen einteilen. In einem sekundären Schritt wäre dann die spontane Diphthongierung noch nach ihren ursprünglichen Silben- und Vokalbedingungen zu differenzieren. Falsche Schlußfolgerungen zieht der Autor, weil er von einem Paar

<sup>1</sup> GEROLD HILTY, «Zur Diphthongierung im Galloromanischen und im Iberoromanischen», in: *Philologische Studien für Joseph M. Piel*, Heidelberg 1969, p. 95–107.



VĒNĪ (statt VĒNĪ) und VĒNĪ T (p. 147) ausgeht. Ebenso scheint mir TĒNUĪ > *tinc* (p. 144) nicht zu den bedingten Diphthongierungen zu gehören, sondern ins Kapitel der Metaphonie durch -I bei VĒNĪ und analoger Übertragung auf TĒNUĪ. Fragwürdig scheint mir auch QUAESI (das \* fehlt) > *quis* (über einen Triphthong *iei*, ebenso p. 226). Ich halte mich eher an Analogie von \*PRĒSI > *pris*. In den Nasalierungen (p. 162–163) von einer Diversifikation des Französischen und Provenzalischen erst im 16./17. Jh. zu sprechen, scheint mir nicht haltbar. Intervokalisches -B- in den Imperfektendungen (Typus DĒBĒBAM > *devia* sehe ich nicht einfach als Reduktion von -B-> -Ø- an, sondern als Ergebnis eines dissimilatorischen Vorganges. Die grundlegenden Ausführungen zu den Sibilanten (p. 203–209) basieren auf den Studien von A. Galmés de Fuentes<sup>2</sup>. Nicht gerechtfertigt scheint mir, *pris* von \*PRĒHĒNSI über eine Stufe \*PRESSĪ und *mis* von \*MISSĪ herzuleiten (p. 207). Was spricht denn gegen \*PRĒSI und MĪSĪ? Beim «-n romance» (p. 215) ist eine Unterscheidung zu machen zwischen eigentlichem *n-mobile* (= sekundäres oder romanisches -n, das im Lateinischen intervokalisches war) und romanischem -n (ursprünglich von einem Konsonanten gedeckt, z.B. FONTE > *font* > *fon*). In diesem Bereich vermissen wir den Hinweis auf K. Kutsch<sup>3</sup>. Unter dem Titel «sistema fonológico actual occitano y algunas variantes dialectales» (p. 225–236) werden zur Verwirrung des Lesers zuerst altokzitanische Erscheinungen aufgeführt und Probleme besprochen, die bereits vorher ausführlich behandelt wurden. Am umfangreichsten ist das Kapitel «morfosintaxis diacrónica» (p. 241–443) ausgefallen. Bestimmter Artikel (p. 243) und Personalpronomen (p. 291–292) nehmen sogenannte kontrahierte, elidierte und angelehnte Formen an. Diese sollten getrennt behandelt und auch graphisch unterschieden werden: Elision mit ' und Anlehnung mit ' (oder .). In den Flexionsparadigmen über die ganze Morphologie hinweg vermissen wir Kohärenz und Konsequenz in bezug auf Angabe von Länge und Kürze bei lat. Etyma und romanische Qualitätsangabe bei Vokalen. Ebenso werden Tonstellen sehr inkonsequent bezeichnet. Bei den Ausführungen zur Stellung der Objektspronomina (p. 293) fehlt der Begriff der Mesoklise. Dieses Phänomen wird zwar bei der Futur- und Konditionalbildung (p. 359) erwähnt, doch ließe sich das Problem übersichtlicher gliedern unter den Bezeichnungen Proklise, Enklise und Mesoklise. Daß das vorliegende Handbuch an manchen Stellen eine Kompilation bereits bestehender Nachschlagewerke ist, kommt z.B. sehr deutlich zum Vorschein bei den Endungsparadigmen des Indikativ Präsens (p. 335). So werden für 2. Pl. Klasse II und III das Morph -*étz* angeführt (nach Mok), beim Beispielparadigma (p. 336) jedoch steht -*étz* (nach Hamlin). Ein ähnliches Phänomen stellen wir fest bei den Tabellen zum Subjonctif Imparfait (p. 345–346): Klasse I: -*es*, -*esses* (also mit *ç*, Klasse III: -*es*, -*esses* (mit *ç*), aber in den Paradigmen mit voller Verbalform steht nur -*é*. Zum Morph -*i* der 1. Pers. Präsens Indikativ fehlt der Hinweis auf die Studie von B. Müller<sup>4</sup>. Das schon erwähnte Problem bei TĒNUĪ erfährt eine differenziertere Darstellung (p. 354), stimmt dann aber nicht mehr mit den Aussagen im phonetischen Teil überein.

Trotz der gemachten Einwände hat uns das neue Handbuch als Nachschlagewerk zum Einstieg ins Altokzitanische wertvolle Hilfe geleistet. Das umfangreiche, in einem Index erfaßte Wortmaterial führt zu den entsprechenden Kapiteln der historischen Grammatik. Positiv zu erwähnen ist auch die Tatsache, daß konjugierte Verbalformen indiziert sind (was vor allem für Studienanfänger eine große Hilfe sein kann). In der schon erwähnten ausführlichen Bibliographie sind nicht immer die neuesten Auflagen und Nachdrucke angegeben. Als ein Kuriosum bibliographischer

<sup>2</sup> ALVARO GALMÉS DE FUENTES, *Las sibilantes en la Romania*, Madrid (Gredos) 1962. (*Biblioteca Románica Hispánica* II/56).

<sup>3</sup> KURT KUTSCHA, *Das sogenannte n-mobile im Alt- und Neuprovenzalischen*, Halle a.S. 1934 (*Romanistische Arbeiten* 21).

<sup>4</sup> BODO MUELLER, *Die Herkunft der Endung -i in der 1. Person Singular Präsens Indikativ des provenzalischen Vollverbs*, Erlangen 1955.

Information sehen wir folgende Eintragung (p. 545): «TOBLER-LOMMATZCH, Altfranzösisches Wörterbuch, comenzó en 1925 por fascículos» und «WARTBURG, W. v., Französisches Etymologisches Wörterbuch, Switzaerland, 1946».

Etwas ausführlichere Bemerkungen hätten wir zum Problem der Graphien erwartet (p. 226, wo Grafström erwähnt wird) und auch zum wichtigen Begriff der Koine wird man nicht aufgeklärt. Die schwache Seite des gewichtigen Handbuches liegt eindeutig in der zum Teil fehlenden Genauigkeit und in der auf umfangreicher Sekundärliteratur basierenden amorphen Kompilation. Man darf aber mit gewissen Vorbehalten zum «Fernández González» greifen.

Hans-Rudolf Nüesch



ANGELA HUG-MANDER, *Die okzitanischen Urkunden im Departement Alpes-de-Haute-Provence. Untersuchung einiger graphischer, phonetischer und morphologischer Erscheinungen*, Bern, Frankfurt a.M., New York, Paris (Peter Lang) 1989, 297 p. (*Europäische Hochschulschriften, Reihe XIII: Französische Sprache und Literatur* 148).

Bereits in früheren Besprechungen von Untersuchungen zur mittelalterlichen Urkundensprache habe ich herausgestellt, wie bedeutsam die Analyse nicht-literarischer Texte für die sprachwissenschaftliche Forschung ist<sup>1</sup>. Deshalb kann man es auch grundsätzlich nur begrüßen, daß mit der hier anzuzeigenden Arbeit, die im Wintersemester 1988/89 von der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich als Dissertation angenommen wurde, ein weiterer Beitrag zu diesem Forschungszweig geleistet wird.

Frau Hug-Mander beschränkt ihre Untersuchung – was völlig legitim ist – auf das südfranzösische Departement Alpes-de-Haute-Provence (früher Basses-Alpes benannt). Die von ihr ausgewerteten Urkunden entnimmt sie der von P. Meyer besorgten Dokumentensammlung<sup>2</sup>. Bei diesen Dokumenten handelt es sich um Ratsbeschlüsse, Verordnungen, Rechnungen, Grundbuchauszüge, gelegentlich auch um Briefe etc., die aus der Zeit von 1311 bis 1575 stammen, wobei der größte Teil im 15. und 16. Jahrhundert geschrieben worden ist.

Ziel der Verfasserin ist es, «anhand der Texte eine Anzahl lautgeschichtlicher, graphischer und morphologischer Erscheinungen» (p. 2) in dem genannten Departement zu untersuchen; insgesamt werden dann anschließend 11 sprachliche Phänomene angesprochen. Hier setzt meine erste Kritik ein: Es ist nicht nur legitim, sondern im Rahmen einer Dissertation geradezu notwendig, den Untersuchungsgegenstand auf ausgewählte Probleme zu beschränken. Eine solche Auswahl muß aber begründet werden, was hier leider nicht geschehen ist. Hätte die Verfasserin an den Anfang ihrer Arbeit einen Überblick über den Forschungsstand gestellt, der hier auch leider fehlt, hätte sie z.B. darlegen können, daß sie mit der von ihr so getroffenen Auswahl die Ergebnisse von J. Ronjat, W. Schroeder u.a. erhärten, ergänzen oder auch widerlegen will. Hug-Mander geht jedoch ohne ein methodisch begründetes Konzept an ihre Arbeit und untersucht – man möchte fast sagen – wahllos herausgegriffene Problembereiche, ohne sich um deren Einordnung in einen übergeordneten Zusammenhang zu kümmern.

Bevor ich auf die konkrete Darstellung der von Hug-Mander ausgewählten Problemfelder eingehe, noch eine zweite generelle kritische Bemerkung: Sprachlich ist die Arbeit, um es klar zu sagen, untragbar. Jeder Leser dürfte nach der Lektüre nur einiger Seiten entsetzt sein über den an

<sup>1</sup> Cf. *VRom* 46 (1987), 314–315 und 49/50 (1990/91), 515–517.

<sup>2</sup> P. MEYER, *Documents linguistiques du Midi de la France*, Paris 1909.

einen simplen Besinnungsaufsatz gemahnenden Stil, über die Fülle grammatischer Fehler und über die zahlreichen Wiederholungen. Hier einige Beispiele, deren Zahl sehr erweitert werden könnte: «Für die Untersuchung des Altprovenzalischen stehen uns nur geschriebene Texte zur Verfügung, während für das Neuprovenzalische Aufnahmen der gesprochenen Sprache vorhanden sind. Dank dem ALP und dem ALF kann ein und dasselbe Wort an allen Aufnahmeorten zugleich untersucht werden. Im Altprovenzalischen stehen uns nur die Belege zur Verfügung, die die Texte liefern.» (p. 1–2); «Bevor ich zu den Beispielen übergehe, noch einige Bemerkungen zur Aussprache und zur Notierung (sic!) dieser Laute» (p. 13); «Die Ursache dieses *i*-> für *e*- bleibt noch zu suchen» (p. 46); «Obwohl das Vokabular dieser Rechnungen viele französische Wörter enthält, weisen sie nur wenige auslautende *e* auf» (p. 210). – Störend wirkt auch, daß sehr oft Absätze nach der Schreibung nur eines einzigen Satzes gemacht werden (cf. p. 27, 46, 210 u.a.m.). Und störend ist schließlich auch, daß die Verfasserin wahllos mal in der Ich- und mal in der Wir-Form schreibt.

Die 11 erwähnten sprachlichen Phänomene, die Hug-Mander untersucht, sind: Die Entwicklung von *c* und *g* vor *a*; *s*-impurum; «Die Notierungen» der Laute *l'* und *n'*; das *n*-mobile; die intervokalischen Verschlußlaute *t* und *d*; das auslautende unbetonte *a*; die Verschlußlaute im Wortauslaut; *r* im Auslaut; *l* im Auslaut; der Einfluß des Französischen auf die provenzalische Urkundensprache; die Endung der 1. Person Singular Präsens Indikativ. Hier geht die Verfasserin so vor – und das ist geschickt –, daß sie am Anfang eines jeden Kapitels die Entwicklung eines sprachlichen Phänomens vom Lateinischen bis zum Altprovenzalischen aufzeigt, anschließend die Urkundenbeispiele auflistet und daraus ableitend den spätmittelalterlichen Sprachzustand beschreibt. Sehr schön ist, daß am Ende eines jeden Kapitels anhand von Karten des ALP und des ALF ein Vergleich mit dem heutigen Sprachzustand angefügt wird. Weniger schön ist allerdings, daß es sich an vielen Stellen der Ausführungen nicht um eine wissenschaftliche Beweisführung, sondern vielmehr um bloße Vermutungen der Verfasserin handelt; auf Schritt und Tritt findet man Formulierungen wie «Ich glaube» (p. 37, 87), «glaube ich nicht» (p. 154), «Ich nehme an» (p. 155), «Meiner Meinung nach» (p. 104), «meines Erachtens», (p. 73) u.a.m.

Ich kann hier darauf verzichten, die Ergebnisse der Untersuchung wiederzugeben; diese liegen – das stelle ich ohne negative Wertung fest – im Detail. Ich verweise den Leser auf das Schlußkapitel (p. 275–278), in dem die Resultate zusammengestellt sind. Zwei dieser Resultate möchte ich jedoch hervorheben, da sie von Bedeutung für die sprachwissenschaftliche Untersuchung des gesamten provenzalischen Sprachraumes sind: 1) Die Grenze *ca/cha* und *ga/ja* teilt zur Zeit des Altprovenzalischen das Department in einen nord- und einen mittelokzitanischen Teil; es ist interessant festzustellen, daß sich diese Sprachgrenze heute nur unwesentlich nach Norden verschoben hat (cf. Karte p. 34). 2) Eine fast durchgehende Französisierung der Schriftsprache ist im Department Alpes-de-Haute-Provence erst im 16. Jahrhundert, speziell ab 1539 festzustellen (cf. p. 199–257).

Zusammenfassend ist zu sagen: Hug-Mander hat mit ihrer Dissertation zwar eine von Fleiß zeugende Arbeit vorgelegt, in der sie ein bislang sprachwissenschaftlich kaum berücksichtigtes Departement untersucht. Die von ihr – und das ist positiv hervorzuheben – meist überzeugend ermittelten Ergebnisse können sicherlich für weitere auf diesem Gebiet unternommene Forschungsarbeiten von Nutzen sein. Hug-Manders Arbeit leidet aber unter dem Fehlen eines auf der Basis des leider nicht dargestellten Forschungsstandes entwickelten methodischen Konzeptes und unter ihrer schlechten sprachlichen Gestaltung.

Arnold Arens





MARTIN-DIETRICH GLESSGEN, «*Lo Thesaur del hospital de Sant Spirit*». *Edition eines Marseiller Urkundeninventars (1399–1511) mit sprachlichem und geschichtlichem Kommentar unter besonderer Berücksichtigung des Rechtswortschatzes*, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1989, 596 p. (Beihfte zur ZRPh. 226).

Daß die Urkundensprache wesentlicher Bestandteil sprachwissenschaftlicher Forschung ist und sein muß, kann heute als «*opinio communis*» gelten. Schon 1953 hatte Kurt Baldinger, in dem man einen Wegbereiter dieses Forschungszweiges zu erblicken hat, treffend gesagt: «Die Urkundensprache (überwiegend juristischen Inhalts) führt uns in den Wortschatz des öffentlichen Lebens und damit unmittelbarer als die literarische Sprache in die kulturelle Entwicklung hinein. Sie bildet in gewissem Sinne das Korrelat zur Literatursprache (...)»<sup>1</sup>. Während mit den Arbeiten von Gossen, Goebel, Dees u.a. inzwischen grundlegende Untersuchungen über die Skripta Nordfrankreichs vorliegen, sind jedoch die südfranzösische Skripta in ihrer Gesamtheit und insbesondere die juristische Terminologie in Südfrankreich bis heute noch nicht umfassend bearbeitet worden; eine Ausnahme bildet hier allerdings die Skripta des Languedoc, die zumindest bis etwa zum Jahre 1200 durch die Urkundenveröffentlichung von Brunel und die Untersuchungen von Grafström, Pfister, Kalman u.a. als weitgehend erforscht angesehen werden kann. Angesichts des aufgezeigten Forschungsstandes ist es deshalb mehr als begrüßenswert, daß Glessgen mit seiner Studie einen Beitrag zur Schließung einer großen Forschungslücke leistet.

Gegenstand der hier anzuzeigenden Arbeit ist das Urkundeninventar des 1188 von fünf Marseiller Großbürgervereinigungen gegründete und von diesen auch geleitete Heilig-Geist-Spitals, das mit einer Belegkapazität von 80 Betten das größte und wichtigste Hospital der Stadt war und das im übrigen als einziges der 13 mittelalterlichen Hospitäler Marseilles bis heute noch am Ort seiner Gründung unter dem Namen «Hôtel-Dieu» fortbesteht. Glessgen bezeichnet mit dem von ihm treffend gewählten Begriff Urkundeninventar die von drei Schreibern (Laurens Aycart, 1399/1401; Aventuron Rodet, 1422/23; de Morties, 1511) in provenzalischer Sprache angefertigte Beschreibung von knapp 500 Urkunden aus den Jahren 1188 bis 1503, die für das Heilig-Geist-Spital, seine Tochtergründung in Aubagne sowie das später von ihm beerbte Marseiller Hospital von der Verkündigung erstellt wurden. Da die Rektoren des Hospitals offenbar Schwierigkeiten hatten, im Bedarfsfall (z.B. bei Rechtsstreitigkeiten) das entsprechende Dokument aufzufinden, und da ihnen wohl außerdem das Latein als Sprache der meisten Urkunden Probleme bereitete, ließen sie von den genannten drei Schreibern ein Inventar, d.h. eine Inhaltsübersicht aller vorliegenden Urkunden anlegen. In der Regel wurden von jeder Urkunde folgende Elemente (im allgemeinen auch in dieser Reihenfolge) verzeichnet: Datum; Notar, der die Urkunde in sein Brevheft aufgenommen hat; Notar, der die Urkunde erstellte; Urkundentyp; beteiligte Parteien; Beschreibung der Grundstücke, Eigentums- oder Besitzverhältnisse; Zinssätze, Kaufpreise u.s.w. Nach einem vorher festgelegten Plan wurde das Inventar in mit Buchstaben gekennzeichnete Kapitel gegliedert, so daß die verschiedenen Urkundentypen (z.B. Testamente, Erbpachtverträge, Grundstückskäufe) jeweils kapitelweise zusammengefaßt werden konnten. Die Kapitel sind dann ihrerseits noch durch Paragraphen untergliedert; dabei wurde pro Urkunde eine Paragraphennummer vergeben. Buchstabe und Paragraphenzahl sind dann auf die entsprechenden Urkunden übertragen worden, und alle Urkunden eines Buchstabens wurden anschließend in einem gleichartig gekennzeichneten Sack untergebracht und wahrscheinlich eingenäht (cf. fol. 1, 13–16: «cartas (...) senhadas al dors de cascuna per letra e per nombre, e pausadas en bassacs de tela (...)»; e quascun dels ditz bassacs es senhat per letra»).

<sup>1</sup> K. BALDINGER «Das Institut für Romanische Sprachwissenschaft der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin», *Orbis* 2 (1953), 180.

Das, was Glessgen mit seiner Arbeit geleistet hat, ist – um es vorweg zu sagen – ein philologisches Meisterwerk. Allerdings lassen das Vorwort (p. IX–XI) und der Abschnitt «Zielsetzung» (p. 1–2) zunächst – und dies sei erlaubt zu sagen – ganz anderes erwarten bzw. befürchten. Ich finde es zwar immer äußerst begrüßenswert, wenn ein Wissenschaftler sich mit Freude und Engagement seinem Untersuchungsgegenstand widmet; zu pathetisch und fast lächerlich ist es für meinen Geschmack aber, wenn Glessgen seinen Lehrern, Mentoren, Informanten und der ihn «umsorgenden Mutter» und der «sich ebenfalls sorgenden Patentante» (p. XI) dankend schreibt: «Der THESAUR feierte seine Wiederauferstehung als team work im weitesten Sinne, zu dem jedes einzelne Mitglied eines europäischen Großklans, in dem ich mich bewege und wohlfühle, das Seine beitrug – von Großvaters zynisch-gescheitem Gepolter angefangen bis zum fröhlichen Gequitsche eines Kleinkindes auf irgendeiner Veranda . . .» (p. XI). Und die einleitenden Sätze des Abschnittes «Zielsetzung» (p. 1) sind nicht nur sprachlich fehlerhaft (falscher Bezug, Interpunktionsfehler), sondern auch inhaltlich nahezu unverständlich. Zum Glück ist diese nicht gelungene «Ouvverture» offenbar nur ein Ausrutscher in der ansonsten (von wenigen Details abgesehen) völlig überzeugenden Untersuchung.

In einem ersten Arbeitsschritt (p. 1–40) stellt Glessgen den *Thesaur* als Quellentyp, die Biographie und Arbeitsweise der drei Schreiber, den ersten Kopisten und die Schreiber der Randbemerkungen vor. Insgesamt ist dieses die notwendigen Hintergrundinformationen liefernde Kapitel als gelungen zu bezeichnen. Störend wirken jedoch die zahlreichen Redundanzen; diese hätten vermieden werden können, wenn die Abschnitte «Schreiber des THESAUR» (p. 15–20) und «Die drei Hauptschreiber und der erste Kopist» (p. 20–33) zu einem Abschnitt zusammengefaßt worden wären. Und störend ist es auch, daß Glessgen mehrfach Abkürzungen und Sigla verwendet, ohne diese aufzuschlüsseln (z.B. «SS» und «Ann.» in der Tabelle p. 14; «AH» in den Anmerkungen p. 36–37 u.a.).

p. 41–182 enthalten die Edition des Urkundeninventars, die – soweit ich sie überprüfen konnte – völlig fehlerfrei ist. Glessgen hat hier mit größter Akribie den Text der drei Schreiber des *Thesaur* transkribiert und erfreulicherweise im textkritischen Apparat sowohl die Randbemerkungen späterer Benutzer der Quelle als auch die Varianten der ersten Kopie des Textes verzeichnet.

Der Textedition schließt sich ein mit «Historischer Teil» überschriebenes Kapitel an (p. 183–261), das ein Musterbeispiel sozialgeschichtlicher Forschung bildet. Nach kurzen allgemeinen Ausführungen zur Rolle des Hospitals im späten Mittelalter (p. 183–186) und zu den Marseiller Hospitälern des 12.–15. Jahrhunderts (p. 186–191) werden minuziös Stifter und Stiftungen, Direktoren, Gebäude, Hierarchie und inneres Leben des Heilig-Geist-Spitals dargestellt (p. 191–261). Der Abschnitt «Leitbilder und -faktoren des Hospitals» (p. 191–261) führt allerdings oft recht weit vom Untersuchungsgegenstand weg; so ist etwa die Länge der Untersuchungen zum Heilig-Geist-Orden (p. 193–196), um nur ein Beispiel anzuführen, kaum gerechtfertigt, da – wie Glessgen selbst feststellt – «der Orden ohnehin nie für das Marseiller Hospital (bestimmend war)» (p. 196).

In dem alsdann folgenden sprachwissenschaftlichen Teil der Arbeit untersucht der Verfasser zunächst – hier natürlich selektiv vorgehend – die Skripta des *Thesaur* (p. 263–303) mit der Zielsetzung, die Besonderheiten der drei Schreiber zu ermitteln. Er kann überzeugend nachweisen, daß die «Schreibgewohnheiten von Laurens Aycart (. . .) in vielen Phänomenen einem archaischen Stand der Marseiller Skripta» (p. 300) entsprechen, daß Rodet «den Vorschriften der Kanzlei Aycart, die er als mehrjähriger Gehilfe kennengelernt hatte, fern(steht)» (p. 302) und daß die Schreibgewohnheiten de Morties' die Annahme bestärken, «daß er dem Berufskreis der Direktoren des Heilig-Geist-Spitals entstammte» (p. 303). – Anschließend folgen exhaustive lexikalische Untersuchungen zu einer Auswahl von annähernd 200 Wörtern des *Thesaur*, die den semantischen Gruppen Notariat, Gerichtswesen, Erb- und Familienrecht, Abgabewesen, Verträge und Besitzübertragungen zuzuordnen sind (p. 304–372). Glessgen beschränkt sich hier nicht nur darauf, eine Definition der Termini anhand ihres Kontextes im *Thesaur* zu geben, sondern zieht auch Parallelbelege aus den Wörterbüchern *Raynouard*, *Levi* und *FEW* und aus einer Vielzahl exem-

plarischer Texte der Rechts- und Verwaltungspraxis der Provence sowie der südfranzösischen Rechtstheorie heran. Stupender Fleiß und daraus resultierende weite Sachinformiertheit kennzeichnen diesen wertvollen Teil der Untersuchung.

Den Band schließen eine umfassende, wohlgeordnete Bibliographie (p. 375–395) und ein 200 Seiten (!) zählender Anhang (p. 397–596). Während Appendices normalerweise den ›sanften Ausklang‹ einer Arbeit bilden, kommt Glessgen hier noch einmal zu einem ›fortissimo‹: Der bescheiden als Anhang bezeichnete Abschnitt ist nämlich für sich allein schon eine den Wert mancher Dissertation übertreffende Forschungsleistung. Er enthält neben mehreren anschaulichen Abbildungen (Manuskript, Stiche mit dem Heilig-Geist-Hospital) (p. 397–402) und insgesamt 19 überwiegend für den Sozialhistoriker informative Tabellen über das ›Innenleben‹ des Spitals (p. 404–425) ein 922 Wörter umfassendes Glossar (p. 426–495), dessen Wert nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. 30% der hier verzeichneten Lexeme sind nämlich im *FEW* nicht, nicht hinreichend oder mit falscher Datierung erfaßt. Daß die Erst- und Neubelege im *Thesaur* dann im Anschluß an das Glossar nochmals aufgelistet werden (p. 492–502), ist – allein schon aus Gründen der Übersichtlichkeit – mehr als begrüßenswert. Und der mit größter Sorgfalt erstellte Index der im *Thesaur* erwähnten Personen-, Orts- und Flurnamen (ergänzt durch die lateinischen Formen in den Originalurkunden) muß als große Hilfe für die weitere, insbesondere onomasiologische Forschung angesehen werden.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Glessgen hat mit seiner Untersuchung eine Arbeit von überdurchschnittlich hohem Wert vorgelegt. Gelegentliche Ausrutscher (wo gäbe es diese nicht?) können den Wert der Studie nicht trüben. Man kann nur gespannt auf die Realisierung der weiteren vom Verfasser angekündigten Forschungsvorhaben (cf. p. 40, Anm. 96) warten.

Arnold Arens



PETER T. RICKETTS, Hg., *Le Breviari d'Amor de Matfre Ermengaud*, Bd. V (Zeilen 27252–34597), Leiden (Brill) 1976, XV + 346 p.; Bd. II (1–8880), London (Association Internationale d'Etudes Occitanes, Westfield College) 1989, XII + 440 p.

Peter Ricketts Ausgabe dieser altprov. Enzyklopedie in Versen ersetzt die Ausgabe von Gabriel Azaïs von 1881. Als erster Teil der Neuausgabe wurde 1976 Bd. 5 vorgelegt, der den abschließenden «Perilhos tractat d'amor de donas» und den gereimten Weihnachtsbrief Matfres an seine Schwester enthält. Dieser Schlußteil ist sowohl für die Geschichte des *fin'amor* von großem Interesse, als auch für die Textkritik zu über sechzig Troubadours, da Matfre hunderte von Versen zitiert (aufgelistet im «Index bibliographique», p. 7–32, oder in der Arbeit von Reinhilt Richter, ebenfalls von 1976, *Die Troubadourzitate im Breviari d'Amor: kritische Ausgabe der provenzalischen Überlieferung*, «Subsidia al Corpus des Troubadours» 4, Modena). In Bd. 5 finden sich die – seltenen, da meist textkritischen – Anmerkungen und – sehr häufigen, da äußerst detailliert registrierten – Varianten der zwölf vollständigen Handschriften und zwölf Auszügen oder Fragmenten unten auf jeder Seite; in dem von der AIEO verbürgten Bd. 2 stehen sie oben oder unten auf jeder rechten Seite.

Bd. 2 beginnt mit der Reproduktion aus einer Londoner HS des *Arbre d'Amor*, der mit seinen symbolischen Wurzeln, Ästen, Blättern und Früchten der Enzyklopedie schlecht und recht eine mnemonische Struktur verleihen soll. Matfre beschreibt seine Figur zuerst kurz in Versen und in Prosa (nach Zeile 528) und geht dann ins Detail, beginnend mit Gott, den Engeln und Teufeln, Himmel und Erde, und dem Sündenfall. Der «Baum der Liebe» ist nicht die einzige Illustration dieses Werkes, und es sei deshalb auf K. Laske-Fix, *Der Bildzyklus des Breviari d'Amor* hingewiesen (München/Zürich 1973, «Münster kunsthistorische Abhandlungen» 5).



Bd. 3 wird mit Zeile 8881 beginnen, und Bd. 4 mit Zeile 17268. Ein Glossar, ausführlicher als die kurzen Wortlisten am Ende der Einzelbände, wird als Bd. 6 versprochen, und eine große literarische, sprachwissenschaftliche und überlieferungsgeschichtliche Einführung als Bd. 1. Obwohl ein Gesamturteil dieser Arbeit noch nicht möglich ist, so ist doch vorauszusehen, daß Rickett hier die definitive Ausgabe dieses wichtigen und einflußreichen Buches bietet, das 1288 von einem Franziskanertheologen von Beziers begonnen wurde. Für seine bewundernswerte Arbeit sei Peter Rickett schon jetzt bestens gedankt.

Curt Wittlin



*The Voice of Trobairitz. Perspectives on the Women Troubadours.* Edited by WILLIAM D. PADEN, Philadelphia (University of Pennsylvania Press) 1989, 270 p. (*Middle Ages Series*).

William D. Paden introduit très explicitement les douze contributions, écrites ou traduites en anglais, centrées sur un thème jusqu'ici presque négligé: les compositions des «Trobairitz» (femmes-troubadours), c'est-à-dire la voix féminine dans la lyrique occitane du Moyen Age, plus précisément entre 1170 et 1260. Ces articles, dont les choix méthodologiques sont très divergents, se complètent judicieusement.

Le vie réelle de la femme au Moyen Age, au sud de la France, demeure difficile à saisir, bien que des études régionales approfondies aient vu le jour récemment et permettent de lever quelque peu le voile sur la société qui a produit la poésie des trobairitz. Mais il est évident qu'un aspect et regard plus directs de l'expérience des femmes médiévales reposent sur leurs propres récits, livrés à travers le miroir déformant de la fiction littéraire. Le terme «trobairitz», extrêmement rare en occitan médiéval, n'apparaît ni dans la lyrique, ni dans les traités grammaticaux, ni même dans les *Vidas* des troubadours ou trobairitz: selon W. D. Paden, il ne serait attesté qu'une seule fois, dans le roman du XIII<sup>e</sup> s., *Flamenca* (Ed. U. Gschwind, 1976, vv. 4576–4577) «Margarida, trop ben t'es pres/ e ja iest bona trobairis.». Parmi ces trobairitz, on compte trois comtesses: la comtesse de Dia, appelée peut-être Beatritz, Garsenda, comtesse de Proensa et Maria de Ventadorn, épouse du comte Eble V.

Les deux premières contributions délimitent le corpus des trobairitz. François Zufferey, «Toward a Delimitation of the Trobairitz Corpus» (p. 31–43) répertorie avec prudence et circonspection 34 textes, incluant tous les poèmes dialogués entre homme et femme, même ceux qui relèvent du domaine fictionnel. Il rejette la *canço* attribuée à Bietris de Romans estimant – avec raison – entendre la voix d'un homme. Il inclut 11 *canços*, 3 *sirventes*, 16 *tensos*, 3 *partimens*, 7 échanges de *coblas*, deux ballades et une lettre.

Frank M. Chambers, «Las trobairitz soiseubudas» (p. 45–60) centre son exposé sur le genre dialogué, tentant de distinguer les trobairitz de fiction des personnages réels; il trouve des arguments circonstanciés de douter de la réalité du narrateur féminin dans quinze des textes répertoriés par F. Zufferey et dans un poème que F. Zufferey ne mentionne pas. D'autre part, l'auteur avante l'authenticité des trobairitz identifiées par un nom dans le texte littéraire ou dans la rubrique du manuscrit. Combinant les conclusions de F. M. Chambers avec celles de F. Zufferey, nous avons 27 textes de trobairitz, ou si nous ajoutons Beatritz de Romans, comme le prône Angelica Rieger, 28.

Joan M. Ferrante, «Notes toward the Study of a Female Rhetoric in the Trobairitz» (p. 63–72) s'interroge s'il y a effectivement une rhétorique féminine dans la lyrique des trobairitz; elle constate que ces dernières font un usage beaucoup plus large du discours direct, particulièrement pour l'amant. Les femmes utilisent plus fréquemment des négations et d'une manière plus constante; certaines *tensos* sont plus critiques à l'égard de la rhétorique artificielle des troubadours.

Angelica Rieger, «Was Bieiris de Romans Lesbian? Women's Relations with Each Other in the World of the Troubadours» (p. 73–94) se fonde sur le seul poème conservé de Bieiris de Romans «Na Maria, pretz e fina valors», elle en édite le texte et avance trois hypothèses de travail:

1. Il s'agit d'un poème d'amour de type lesbien, qui se fonde sur deux ou trois passages (vv. 12–16, v. 20, v. 24) pour asseoir son interprétation.

2. Ce n'est pas l'expression d'une relation homosexuelle, mais plutôt celle d'une relation affective plus tendre qu'érotique. Le passage incriminé nous est parvenu dans une forme trop incertaine et nécessite des émendations qui élimineraient toutes allusions érotiques de notre texte.

3. C'est, certes, un poème écrit par une femme à une autre femme mais il n'y a aucune raison d'y déceler une relation lesbienne. Bieiris adresse sa sympathie à Maria dans une forme codifiée conventionnelle qui reflète la tendresse, et c'est à cette dernière hypothèse que se rallie l'auteur de la communication.

Amelia E. Van Vleck, «Tost me trobaretz fenida: Reciprocating Composition in the Songs of Castelloza» (p. 95–111) étudie les implications de la composition dans les poèmes de Castelloza. Au terme d'une analyse précise, l'auteur conclut que le renversement des rôles décelé dans les *cansos* de Castelloza n'est pas un retournement de situation mais un renforcement de l'opposition entre l'homme et la femme, que met en évidence le silence de la femme.

H. Jay Siskin et Julie A. Storme, «Suffering Love: The Reversed Order in the Poetry of Na Castelloza» (p. 113–127) étudient la fonction de l'ordre renversé dans les *cansos* de Castelloza; elles mettent en relation son mal-être et la complexité de sa langue qui privilégie les formes négatives. Souffrances et effacement deviennent des expressions positives et transforment ce monde négatif en une image positive de la trobairitz elle-même.

Katharina Städtler, «The *Sirventes* by Gormonda de Monpeslier» (p. 129–155) met en parallèle les *sirventes* de Guilhem Figueira et de Gromonda de Monpeslier qui blâment les ennemis de Rome. Gormonda attaque l'hérésie sur des bases religieuses et grâce à une analyse historique approfondie, l'auteur soutient que Gormonda de Monpeslier aurait composé pour un public formé de Dominicains.

Sarah Kay, «Derivation, Derived Rhyme, and the Trobairitz» (p. 157–182) étudie la versification et en particulier, les rimes dérivées (*rims derivatus*); elle propose un nouvel ordre des strophes pour «Ab joi et ab joven m'apais» de la Comtessa de Dia et dresse, en appendice, un tableau de 47 poèmes avec des rimes dérivées (p. 174–175).

Tilde Sankovitch, «Lombarda's Reluctant Mirror: Speculum of Another Poet» (p. 183–193) place son analyse dans la perspective de la psychanalyse féministe, s'inspirant de l'ouvrage de Luce Irigaray, *Speculum de l'autre femme*.

Paolo Cherchi, «The Troubled Existence of Three Women Poets» (p. 197–209). Trois femmes, dont l'existence est sérieusement remise en question, auraient écrit des sonnets au XIII<sup>e</sup> siècle en Italie: Gaia da Camino, Nina Siciliana et La Compiuta Donzella; l'auteur soulève la difficulté de différencier la trobairitz réelle de la trobairitz de fiction.

Geneviève Brunel-Lobrichon, «Images of Women and Imagined Trobairitz in the Béziers Chansonnier» (p. 211–225 et 3 planches). Le Chansonnier de Béziers date de la fin du XVII<sup>e</sup> ou du début du XVIII<sup>e</sup> s. et présente une copie abrégée du manuscrit provençal I (Paris, B.N.fr. 845), donné comme «perdu ou égaré», il réapparaît récemment; il contient les «miniatures» de vingt troubadours et de trois trobairitz: Castelloza, Azalais de Porcairagues et la Comtessa de Dia. (A ce propos, la page de couverture de *The Voices of the Trobairitz* reproduit la Comtessa de Dia et non la Castelloza, comme indiqué). Après une description détaillée des «dessins-miniatures», l'auteur nous donne la transcription synoptique des textes du Chansonnier de Béziers et du manuscrit I.

L'ouvrage se termine par une liste des poèmes de trobairitz, avec mention des manuscrits qui les conservent et des principales éditions (p. 227–237) et par une bibliographie fort utile (p. 239–254).

GIACCHINO PLÀ, *Poesie provenzali tradotte in lingua italiana. Edition du manuscrit Vat., Barb. lat. 3965* par VÉRONIQUE RONCORONI-ARLETTAZ, Lausanne (Faculté des Lettres, Section de français médiéval) 1991. XVI p. + 300 p. (*Publications provençales* 1).

Tout médiéviste, tout provençaliste saura gré à la Section de français médiéval de l'Université de Lausanne de lancer en Suisse cette nouvelle série de «*Publications provençales*»; les travaux dans le domaine occitan du directeur de cette nouvelle collection, M. François Zufferey, sont un garant pour la qualité des publications à venir.

Dans ce premier volume, Véronique Roncoroni-Arlettaz publie l'anthologie de Giocchino Plà; l'intérêt de cette publication réside dans le fait que Plà a puisé une partie des textes de son recueil dans un manuscrit aujourd'hui perdu, celui de Miquel de la Tor – dont une copie a été découverte récemment et sera publiée par une élève d'Aurelio Roncaglia, Maria Careri –. Les *Poesie Provenzali* se parent d'une valeur particulière dans la perspective des études occitanes puisqu'elles constituent une des premières anthologies, antérieure à celles de Raynouard et de Rochegude.

Joaquín ou Gioacchino Plà est né en 1745 à Aldover (province de Tarragone), il entre en 1761 chez les Jésuites; expulsé d'Espagne, il trouve refuge en Italie, d'abord à Ferrare, où il occupe le poste de vice-bibliothécaire à la Bibliothèque universitaire, ensuite à Bologne où il est appelé en 1794 à enseigner le chaldéen; après un bref retour en Espagne, il se fixe à Rome et assume la charge de Préfet de la Bibliothèque Barberini, il s'éteint à Rome en 1817.

G. Plà est passionné d'études orientales, principalement l'hébreu, l'arabe et le chaldéen. A l'instigation de Tiraboschi qui fait appel à lui pour éditer le *Libro dell'arte del rimare* de Giovanni Maria Barbieri, qui paraît en 1790 à Modène, Plà veut mettre à disposition du public italophone les meilleurs exemples de la littérature provençale.

L'anthologie de Plà n'est accompagnée d'aucun commentaire, ni sur la langue des troubadours, ni sur les différents genres représentés. Peire Vidal occupe à lui seul près de la moitié du recueil avec trente textes, dix-sept troubadours se partageant le reste. Le manuscrit Barb. lat. 3965 est conservé à la Bibliothèque Apostolique Vaticane à Rome: c'est un *in-quarto* de 20 + 261 pages; les tables ont été vraisemblablement rajoutées plus tard. La traduction italienne se trouve sur la page de droite en regard du texte occitan. Le manuscrit, dont la date précise est difficile à déterminer (le *terminus a quo* de la préface serait juin 1815), aurait été un exemplaire destiné à l'imprimerie. Les sources de Plà sont multiples: les chansonniers *P* et *U* de la Mediceo-Laurenziana, *D* de l'Estense, les 3204, 3205, 3206 et 3207 de la Vaticana (*K*, *g*, *L* et *H*), ainsi que le 1548 de la Bibliothèque Barberini (Vat. Barb. lat 3953), de même que deux autres manuscrits, vraisemblablement le chansonnier de Miquel de la Tor, égaré depuis lors, et une copie partielle de *M*; il faut ajouter sept poésies et quinze fragments provenant de source imprimée, *Le Vite de' più celebri Poeti provenzali* de Crescimbeni (Rome, 1722).

Selon l'éditrice, V. Roncoroni-Arlettaz, les connaissances linguistiques de Plà accusent de graves lacunes: les fautes ou l'absence de traduction semblent l'attester. Ce qui frappe dans cette traduction italienne, c'est le choix délibéré du pastiche justifié «[...] acciocche non solo si scorga ad occhio la conformità di ambedue le lingue, ma eziandio le frasi e l'andamento della loro poetica composizione, massime per quel, che riguarda il Dante da Maiano, e Fr. Guitton d'Arezzo.» (p. 7) De nombreuses citations confirmeraient ces propos, par exemple, de Guillem de Bergadan, les premiers vers:

«Quando veggio 'l tempo cangiar, e imbrunire,  
E non odo canti d'agei, trilli, nè lai,  
Che faccian boschi, e borri risonare,  
Nè foglia verde vi appare, nè fior vi nasce;» (p. 157)

Dans cette publication fort soignée et fort bienvenue, je me contenterai de citer une petite coquille: *en l'Italie pouren Italie* (p. VII); d'autre part, dans l'introduction, les sous-titres *Plà et le proven-*



*caliste* (p. VIII) et *Plà et le provençal* (p. XIII) font pratiquement double emploi; ces brouilles n'enlevant rien aux qualités de ce premier volume de la nouvelle collection de «Publications provençales».

Marie-Claire Gérard-Zai



MARIA CARLA MARINONI, *La versione valdese del Libro di Tobia*, Fasano (Brindisi) (Scheda Editore) 1986, 102 p., 2 Illustr. (*Biblioteca della ricerca. Traduttologia*, 2).

Zu dem um die Mitte des 17. Jhs. durch Samuel Morland in der Universitätsbibliothek Cambridge deponierten waldensischen Textcorpus gehört auch die in ihrem äußeren Format fast winzige Sammelhandschrift (85 x 58 mm), die das alttestamentliche *Buch Tobias* in volkssprachlicher, languedokischer Übersetzung enthält. Nicht allein die hier erstmals vorgelegte, umsichtig und sorgfältig besorgte Textedition des deuterokanonischen *Buches Tobias* (der Erzählung von der keuschen Susanna, von Daniel in der Löwengrube, von Judith und Holofernes sowie dem Ecclesiasticus des Jesus Sirach und dem Weisheitsbuch Salomons vergleichbar) interessiert im weiteren Kontext der mittelalterlichen Bibelübersetzungen, vor allem auch der unmittelbare waldensische Bezug und die individuelle Form der Tradition, welcher mit besonderer Aufmerksamkeit nachgespürt wird, erweist sich aufschlußreich als Zeugnis einer mehr oder weniger steter Bedrängnis und Verfolgung ausgesetzten religiösen Minderheit.

Die aus dem 15. Jh. stammende Papierhandschrift Dd XV 31 der Universitätsbibliothek Cambridge, einstmals zum Gepäck eines waldensischen Wanderpredigers gehörig, setzt sich aus thematisch deutlich zusammenhängenden Textstücken zusammen. Der aus neun Faszikeln von unterschiedlicher Anzahl der Lagen zusammengesetzte Klein-Codex enthält einen Traktat über die Beichte, über die richtige Reue (*contricion*), über die Beichte oder das Bekenntnis (*confession*) und über die Buße (*satisfacion*) also (ff. 1<sup>r</sup>–13<sup>v</sup>), der in der vorliegenden Form zwar ein unicum darstellt, sich jedoch in den weiteren Zusammenhang der volkssprachlichen Beichtliteratur des Mittelalters stellt. Auf den Traktat zum Thema Beichte und Buße folgt eine Predigt (*sermon*) über die Gottesfurcht (ff. 14<sup>r</sup>–24<sup>v</sup>), deren Früchte, Loslösung von weltlichem Besitz, Enthaltung von Sünde, Nächstenliebe und Wohltätigkeit, schmackhaft gemacht werden, worauf ein Aufruf zur Buße erfolgt, der Elemente des vorangehenden Beichttraktats aufnimmt. Der anschließende nicht betitelt *sermon* (ff. 25<sup>r</sup>–32<sup>v</sup>) nimmt das Thema der Beichte und Buße in der Art eines Sünden spiegels auf und steht so in Verwandtschaft mit anderen waldensischen Abhandlungen über die Hauptsünden. Daran schließt sich ein Traktat über die Heilsamkeit des Leidens an (ff. 33<sup>r</sup>–47<sup>v</sup>), heilsam wenn es nach dem Beispiel der Märtyrer und des Erlösers Christus geduldig und standhaft ertragen wird. Erst jetzt folgen quasi als autoritative Illustration zur geforderten Leidenbereitschaft einige in die Volkssprache übertragene Bibelabschnitte (ff. 49<sup>r</sup>–109<sup>v</sup>): ein Fragment aus dem *Buch der Makkabäer*, die Kapitel 1 bis 3 und 42 aus dem *Buch Hiob* und schließlich das *Buch Tobias*. Der erste Abschnitt der Dichtung *La Nobla Leyçon* (ff. 109<sup>r</sup>–109<sup>v</sup>) rundet die Textsammlung ab. Die durchgehend deutliche und lockere Schreibweise läßt darauf schließen, daß das Büchlein, trotz seiner Kleinheit, zum Vorlesen bei größerem Augenabstand, vermutlich also zum Vorlesen in einer größeren Gemeinschaft bestimmt und geeignet war.

Vom Inhalt her gesehen, bekunden die zusammengebundenen Texte durchgehend eine verinnerlichte Spiritualität. Die Beichtanweisung besteht nicht vordringlich in Sündenkasuistik, sie legt ihr ganzes Gewicht auf die Ermahnung zur Reue und die Aufforderung zur Furcht vor der Sünde. Leiden sind im Sinne der Buße willig zu ertragen, sie sind das Mittel, um zur *goy celestial* (p. 23) zu gelangen. Die biblischen Muster, die sieben Makkabäer-Brüder samt ihrer Mutter, Hiob, aber auch Tobias und Sara zeigen, daß heiligmäßiges Leben Prüfungen untersteht. Daß

sich die Waldenserpredigt an ein aus Bauern und Hirten gemischtes Publikum oder aber an eine aus ungebildeten Bürgern bestehende Zuhörerschaft wendet, spiegelt sich im leicht begreifbaren Inhalt wie im einfachen Sprachstil der zusammengestellten volkssprachlichen Texte.

Was speziell das *Buch Tobias* betrifft, so hält sich der anonym gebliebene Übersetzer an den im 13. Jh. von der Pariser Universität revidierten lateinischen Vulgata-Text. Die detaillierte Untersuchung der waldensischen Version des *Buches Tobias* in der Hs. Dd XV 31 der Universitätsbibliothek Cambridge führt zur genauen Feststellung der Textfamilie, die der Waldenser Übersetzung als Vorlage diente: es ist die Hs.  $\Omega^2$  (Parisinus, lat. 15467), die benutzt wurde. Das waldensische *Buch Tobias* entspricht in der Übersetzung möglichst getreu, ja buchstäblich der inspiriert geglaubten lat. Textvorlage, verhält sich allerdings dennoch nicht vollkommen passiv zu ihr. Der Übersetzer bemühte sich offensichtlich, die Volkssprache durch Nachbildungen (*calchi*) an das lat. Original anzugleichen; so werden etwa das Partizip praesens und der Ablativus absolutus beibehalten. Die vom Übersetzer gesuchte und gefundene Nähe zum Textoriginal, das bis in subtile Schattierungen wiedergegeben sein wollte, schafft wohl einen gewissen Abstand zur gesprochenen Alltagssprache der damaligen Waldenser. Dieser Abstand freilich kann wegen fehlender Dokumente nicht genau in einem Vergleich festgestellt werden. Trotz aller Bemühungen um die Exaktheit in der volkssprachlichen Wiedergabe des biblischen Textes wird strikt darauf geachtet, daß das Wort Gottes dem Volk wirklich nahe gebracht werde, weshalb sprachliche Gelehrtenkultur eindeutig vermieden ist.

Ein geraffter Überblick über die Überlieferungsgeschichte des *Buches Tobias* nach den griech., lat. und semit. Textfamilien (p. 33ss.) und ein Hinweis auf die Nachwirkung des *Buches Tobias* in christlicher Zeit von Ambrosius (*De Tobia*) zu den Kommentatoren Walafrid Strabo, Petrus Damiani und Petrus Comestor bis zum *Tobias* des Matthäus von Vendôme (*Liber Thobie elegiaco metro conscriptus*, um 1185 entstanden) ergänzt die ohnehin schon reiche einleitende Studie zur vorbildlichen Textedition des waldensischen *Buches Tobias*.

Louise Gnädinger



«Vertuz» e altri scritti (manoscritto GE 206) a cura di MARIO DAL CORSO e LUCIANA BORGHİ CEDRINI, Torino (Claudiana) 1984, LXXIII + 174 p. (Antichi testi valdesi 2).

Unter der Leitung von Enea Balmas (Milano) und Luciana Borghi Cedrini (Torino) ist eine «*Collana di antichi testi valdesi*» im Entstehen. Der zur Rezension vorliegende Band enthält das Manuskript Ge 206 der *bibliothèque publique et universitaire* in Genf. Neben Cambridge und Dublin ist dies der wichtigste Fundus an altwaldensischen Texten (Bibelhandschriften ausgenommen).

In der Einleitung zur Textausgabe erfahren wir eine summarische Beschreibung des Codex sowie Daten zur externen und internen Textgeschichte, wobei vieles noch im dunkeln liegt (p. XI–XVI). Es scheint, daß die Genfer Zeugnisse selten Textbeispiele in den zahlreichen Abhandlungen (vor allem aus dem 19. Jhd.) zur Geschichte der Waldenser geliefert haben. So sind bis jetzt von den 122 folia des Ms. Ge 206 lediglich deren 8 von Hahn<sup>1</sup> publiziert worden. Zur zeitlichen Entstehung der Handschrift werden verschiedene Lehrmeinungen zitiert, die die Zeitspanne von Beginn des 15. Jhdts. bis ins 16. Jhd. umfassen. Ein umfangreiches Kapitel (p. XVI–XXXVIII) wird der Inhaltsanalyse gewidmet. Der Codex umfaßt insgesamt 21 Texte (5 Traktate und 16 Pre-

<sup>1</sup> CH. U. HAHN, *Geschichte der Waldenser*... Band 2: *Geschichte der Ketzer im Mittelalter, besonders im 11., 12. und 13. Jahrhundert, nach den Quellen bearbeitet*, Stuttgart 1847.

digten). Der Titel *vertuz* stammt vom ersten Text. Da in der Handschrift Seiten fehlen, ist auch dieses Traktat unvollständig überliefert. Obwohl die Ms. von Genf, Cambridge und Dublin vielfach die gleichen *opuscula* enthalten, ist eine kritische Edition der vollständigen Fassung der einzelnen Traktate und Predigten praktisch ausgeschlossen: sie sprengen den Rahmen von Abschriften und überliefern verschiedene *remaniements* und *amplifications*.

Weniger glücklich sind wir ob des zweiten Teils der Einleitung, der aus der Feder von Luciana Borghi Cedrini stammt und unter dem Titel «*indicazioni filologiche e linguistiche per la lettura del Ge 206*» (p. XXXIX–LXXI) dem Leser nicht das bietet, was man sich davon erwartet. Wegen der philologischen und linguistischen Nähe von Ge 206 und Ge 209 (Band 1 der Publikationsreihe) setzt sie einfach die Kenntnis ihrer Ausführungen zum letzteren voraus. Ihrer Meinung nach sind alle Waldensermanuskripte (inkl. Carpentras-Bibel) in zeitlich sehr enger Nähe entstanden (zwischen 1520 und 1530), wobei sie aber Kopien von Werken verschiedenen Alters sein können. Vor allem die Uniformität der sprachlichen Zeugnisse bringt sie zu diesem Schluß. Daß es sich dabei um eine Art Kunstsprache handelt, übergeht sie mit dem Argument der fraglichen Nützlichkeit eines solchen Gebildes für die Evangelisation. Daß eine schriftlich fixierte Sprache retardierender Natur ist und ihr der Hauch von etwas Künstlichem anhaftet, ist ja allgemein feststellbar. Zudem darf man nicht vergessen, daß die Schriften der Waldenser für ein sehr schmales Publikum (vor allem die Barben) bestimmt waren, die daraus ihre geistige Nahrung holten für die Unterweisung ihrer Getreuen in den verschiedenen Regionen der Westalpen (also auch verschiedener Dialektgebiete).

Zwei Illustrationen außerhalb des Textes geben f. 104b und 113a wieder. Das Glossar (p. 165–171) betrachten wir als Kuriosum: es erscheinen all die Wörter (mit folio- und Kolonnenangabe und ital. Übersetzung), die nicht bereits im Ms. Ge 209 belegt sind oder graphisch stark abweichen. Des weiteren gilt als aufnahmewürdig, was sich dem Verständnis des italo- und frankophonen Lesers entziehen könnte. Ich kann mir schwer vorstellen, daß diese Publikationsreihe auch für ein nicht philologisch oder theologisch geschultes Publikum bestimmt ist. Einem «insider» sind viele Lemmata des Glossars *a priori* schon verständlich (z.B. *abaisar, abrayca, anz, casi, cotadian, engraysa, de lung, nuit, reins, ypogrit*) und für eine breitere Leserschaft könnten die Eintragungen bei weitem nicht genügen. Wir sind der Meinung, daß die Glossare zu den einzelnen Texteditionen wohl über ein Rudiment nicht hinauskommen können, wenn sie in einem vernünftigen Verhältnis zum Umfang des Werkes stehen sollen. Wir haben seinerzeit fürs Glossar zur Bibel aus Carpentras<sup>2</sup> das exzerpiert, was nicht im «Petit Levy» enthalten ist. Der ganze Wortschatz des Altwaldensischen wird sicher mit modernen Hilfsmitteln neu zu erfassen sein, wenn das Corpus an zuverlässigen Texteditionen abgeschlossen ist. Auch der vorliegende Band darf sicher zu diesen gezählt werden. Wir haben einige Stellen aufgrund eines Mikrofilms kontrolliert. Es dient dem Lesefluß, wenn Abkürzungen als solche im Text nicht markiert sind. Nur scheint mir, daß das Abbreviationssystem in der Einleitung etwas übersichtlicher dargestellt werden sollte, zumal sich problematische Fälle wie das Phantom *enayma* (= *enaissi coma*) darunter befinden<sup>3</sup>. Als sehr nützlich erweisen sich die Angaben zu den identifizierten Bibelstellen, die in einem Index (p. 153–161) auch zusammengefaßt wurden. Ein Vergleich der Bibelzitate mit der Carpentras-Ausgabe zeigt einmal mehr die sprachliche Nähe der Waldensertexte. In diesem Zusammenhang haben wir festgestellt, daß die Herausgeber sich fast absurd an gewisse Prämissen halten. Auf Seite 5 finden wir Lukas 18, 11 zitiert: «*O Dio, yo fare gracias a tu, car yo no soy enayma*

<sup>2</sup> HANS-RUDOLF NÜESCH *Altwaldensische Bibelübersetzung*. Manuskript Nr. 8 der Bibliothèque municipale Carpentras. Zweiter Teil: Linguistischer Kommentar und Glossar, Bern 1979 (RH 92 A/B).

<sup>3</sup> Cf. unsere Ausführungen im linguistischen Kommentar zur *Altwaldensischen Bibelübersetzung* aus Carpentras, p. 41-43.



*li autre de li home, raubador, no just o avotrador, [ni enayma] aquest plubican.*» Ersteres *enayma* entspricht *enay<sup>a</sup>* im Ms., die zweite Stelle wurde komplettiert, da sie im Ms. fehlt. In der Carpentras-Bibel steht für die erste Stelle auch *enay<sup>a</sup>*, die zweite hingegen lautet: «*enaysi neis coma*». Was spräche dagegen, das Zitat durch einen existierenden Beleg zu ergänzen? Es scheint aber leider so, daß die Herausgeber gewisse Vorarbeiten zum Corpus des Altwaldensischen bewußt ignorieren. Schade im Hinblick auf das sehr willkommene Gesamtunterfangen und seit langem ein Desiderat der Romanistik.

Hans-Rudolf Nüesch



WALTRAUD ROGGE, *Aspekte des Sprachwissens von Jugendlichen im Bereich der französisch-okzitanischen Diglossie*. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung in Albi, Bédarieux, Mende und Montpellier, Trier (Wissenschaftlicher Verlag Trier) 1987, X+333+XX p.

Als ich 1985 mit Andres M. Kristol unsere Untersuchungen zur soziolinguistischen Situation im Haut-Béarn vorstellte<sup>1</sup>, bedauerten wir die geringe Zahl der empirischen Untersuchungen zur französischen Soziolinguistik im allgemeinen und zur französisch-okzitanischen Diglossie im besonderen. Heute darf man feststellen, daß sich die Situation seither erheblich verbessert hat. Es ist insbesondere in kurzer Folge eine Reihe deutscher (und österreichischer) Dissertationen erschienen, welche empirische Forschungen zum Problem der französisch-okzitanischen Diglossie vorstellen<sup>2</sup>. Wie auch andere dieser Untersuchungen geht die vorliegende Dissertation zumindest in ihren Anfängen auf eine Anregung von Georg Kremnitz zurück, wurde aber in der Folge von Wolf Dietrich betreut.

Die Verfasserin hat ihre Untersuchung mit Fragebogen durchgeführt, welche im Jahre 1982 in den Lycées von Albi, Bédarieux, Mende, sowie in zwei Lycées in Montpellier verteilt wurden. Von 1500 Fragebogen kamen 942 zurück, was einer sehr beachtlichen Rücklaufquote von 63% entspricht. Der Fragebogen enthielt dabei sowohl Fragen, welche den tatsächlichen Sprachgebrauch betrafen, wie auch solche, die sich auf die persönliche Einstellung zum Okzitanischen bezogen. Dieser letztere Teil der Enquête darf dabei als der eigentliche Hauptteil betrachtet werden. Das Kapitel 5 des zweiten Teils, welches die entsprechenden Ergebnisse darstellt, nimmt denn auch mehr als die Hälfte des gesamten Buchumfangs ein (p. 134–315).

Was die Umfrage über den tatsächlichen Sprachgebrauch betrifft, so muß man wohl bedauern, daß die Verfasserin mit einer Ausnahme auf ihre Fragen nur die Antworten «oui» und «non» zu-

<sup>1</sup> *Drin de tot*. Travaux de sociolinguistique et de dialectologie béarnaises, Berne 1985.

<sup>2</sup> Zu erwähnen sind neben der vorliegenden Arbeit: TRUDEL MEISENBURG, *Die soziale Rolle des Okzitanischen in einer kleinen Gemeinde im Languedoc* (Lacaune/Tarn), Tübingen 1985, cf. meine Besprechung in *VRom.* 44 (1985), 329–334; WOLFGANG MARKHOF, *Renaissance oder Substitution? Eine soziolinguistische Untersuchung zur Stellung des Okzitanischen im Departement Cantal*, Genève 1987; PETER CICHON, *Spracherziehung in der Diglossiesituation: Zum Sprachbewußtsein von Okzitanischlehrern*, Wien 1988; BARBARA NOWAKOSKI, *Zu Sprache und Sprachideologie bei Vertretern der okzitanischen Renaissance in der Provence*. Ergebnisse einer Befragung, Trier 1988. – Zu andern Diglossiesituationen in Frankreich sind mir im weiteren die folgenden deutschsprachigen Arbeiten bekannt: WOLFGANG LADIN, *Der elsässische Dialekt – museumsreif?* Strasbourg 1982; PETER SCHERFER, *Untersuchungen zum Sprachbewußtsein der Patois-Sprecher in der Franche-Comté*, Tübingen 1983; MARIANNE RENATE BERGER *Sprachkontakt in der Bretagne: Sprachloyalität versus Sprachwandel*, Tübingen 1988.

gelassen hat. Dies führt zu einem wenig differenzierten Bild. Der Rückgang des Okzitanischen mag so weniger dramatisch erscheinen, als er in Wirklichkeit ist: So wäre die aktive Sprachkenntnis von 43,4% in der Generation der Großeltern über 33,4% in der Generation der Eltern auf 19,1% in der jüngsten Generation zurückgegangen. In Wirklichkeit haben aber sicherlich in der Generation der Großeltern noch viele das Okzitanische als ihre Erstsprache gesprochen, während dies heute kaum mehr vorkommt.

Einzig die Frage nach der aktiven Sprachbeherrschung der Jugendlichen wurde zweifach gestellt, wobei das zweite Mal differenzierende Antworten möglich waren. Dabei stellte es sich heraus, daß die Zahl derjenigen, welche das Okzitanische wenigstens noch ein bißchen sprechen, höher ist, als das bei der ersten Frage herausgekommen war: 31,9%. Andererseits aber ist die Zahl der Jüngeren, welche das Okzitanische wirklich fließend sprechen, erschreckend tief: Nur 25 (2,7%) behaupteten dies von sich. Und es waren ganze 7 Informanten, welche angaben, zweisprachig (französisch-okzitanisch) aufgewachsen zu sein.

Deutlich werden in dieser Studie auch die Unterschiede zwischen städtischen und ländlichen Gebieten. Im Gegensatz zu Mende, zu Bédarieux und sogar zu Albi ist die Stellung des Okzitanischen in Montpellier schon bei der älteren und der mittleren Generation prekär.

Was nun jedoch die Fragen über die Einstellung zum Okzitanischen betrifft, so interessiert vor allem, wie weit das Okzitanische bei einer bereits weitgehend desokzitanisierten Generation noch als Symbol einer regionalen Identität verstanden wird. Frau Rogge hatte die entsprechende Frage wie folgt gestellt: «Pour vous, la langue occitane est-elle le symbole d'une civilisation particulière?» Darauf haben genau zwei Drittel der Befragten positiv geantwortet, wobei die positiven Reaktionen bei den Schülerinnen noch etwas zahlreicher waren als bei den Schülern. Diejenigen Informanten, welche dem Okzitanischen eine identitäre Funktion absprechen, tun dies, soweit sie ihre Antworten begründet haben, zum Teil mit den traditionellen nationalistischen Argumenten:

NON – parce qu'il faut une France unie et pour cela tout le monde doit parler français (p. 230).

Zum Teil wird aber das Okzitanische auch dem Englischen gegenübergestellt, mit dem es in der Schulsituation gelegentlich in Konkurrenz tritt, was sich nicht zugunsten des Okzitanischen auswirkt:

Ça se perd de plus en plus, et on utilise maintenant des langues comme l'anglais (p. 306)

Obwohl die Antworten auf die Frage nach der Symbolfunktion des Okzitanischen eine mehrheitlich positive Einstellung erkennen lassen, gelangt die Verfasserin in ihrer detaillierten Auswertung der Antworten aber zu einer recht pessimistischen Bilanz. Nur etwa ein Viertel der Kommentare lassen nämlich so etwas wie ein «okzitanistisches Bewußtsein» bei den Schülern erkennen. Die übrigen Antworten sprechen eher für eine «passeistische» und «folkloristische» Haltung gegenüber der okzitanischen Sprache, wie sie von militanten okzitanistischen Kreisen immer bekämpft wurde. Hier einige Beispiele:

[...] la langue occitane représente des coutumes, des danses, des chansons, des histoires anciennes, donc elle représente la vie de nos ancêtres (p. 208)

C'est le symbole de la civilisation d'autrefois, dans les campagnes, dans les fermes (p. 209)

Je pense qu'il serait bon que l'occitan continue à être parlé, car je trouve que c'est bien d'avoir une langue qui rappelle la jeunesse de nos grands-parents (p. 242)

Tatsächlich gibt es hier ein Problem. Das Okzitanische und andere Minderheitensprachen in Frankreich wurden zuerst vom städtischen Bürgertum aufgegeben und hielten sich am hartnäckigsten auf dem Lande. Daraus ergab sich eine weitgehende Identifikation des Okzitanischen mit der traditionellen Bauernkultur. Es läßt sich zeigen, daß der Niedergang des Okzitanischen seit Beginn dieses Jahrhunderts weitgehend parallel verlaufen ist zum Niedergang dieser traditionellen Bauernkultur, welche durch eine zunehmende technisierte, rationeller arbeitende Landwirt-

schaft verdrängt wurde (cf. Kristol/Wüest, *op. cit.*, p. 39–42). Die Identifikation mit einer dem Untergang geweihten Kultur stellt deshalb eine große Gefahr für das Okzitanische dar. Dieses kann nur eine Überlebenschance haben, wenn es ihm gelingt, sich den veränderten Gegebenheiten anzupassen. Andererseits liegt seine Stärke aber auch gerade darin, daß es die linguistische Tradition seiner Region verkörpert. Das ist der einzige Vorzug, den es einer internationalen Sprache wie dem Englischen oder dem Französischen gegenüber ins Feld führen kann. Das Problem dürfte deshalb um einiges komplexer sein, als es Frau Rogge darstellt.

Das Umfrageergebnis, das mich am meisten beunruhigt, ist in Wirklichkeit die Antwort auf die Frage «Pensez-vous que l'occitan peut avoir une utilité pour votre avenir?», wo weniger als ein Fünftel der Befragten (19,2%) einen solchen Nutzen zu sehen vermochten. Das wirkliche Problem der französisch-okzitanischen «Mikrodiglossie» scheint mir darin zu bestehen, daß es viel zu wenige Kommunikationssituationen gibt, wo man gezwungen ist, das Okzitanische zu beherrschen, wo man sich als Ausgeschlossener vorkommt, wenn man es nicht beherrscht. Dadurch wird die Motivation, diese Sprache zu erwerben, sehr klein.

Auch wenn man gelegentlich versucht ist, die Antworten etwas anders zu deuten als die Verfasserin, so möchte ich meinen, daß es sich bei dieser Dissertation um einen der wichtigsten Beiträge zur okzitanischen Soziolinguistik handelt, über den wir zur Zeit verfügen. Insbesondere ist es Frau Rogge gelungen, zwei Umfrageverfahren geschickt miteinander zu verknüpfen. Auf der einen Seite stellt sie geschlossene Fragen, die sich statistisch auswerten lassen, und auf der anderen Seite gab sie den Befragten auch die Möglichkeit, auf gewisse Fragen offen zu antworten. Diese Antworten werden in der Arbeit reproduziert und bilden ein Korpus, das man mit Interesse konsultiert.

Jakob Wüest



TOBLER-LOMMATZSCH, *Altfranzösisches Wörterbuch*, . . . weitergeführt von HANS HELMUT CHRISTMANN, 88. Lieferung, Erste Lieferung des 11. Bandes, U – *venteler*, Wiesbaden (Franz Steiner) 1989, 192 Spalten.

Dreizehn Jahre nach dem Abschluß des zehnten Bandes (Buchstabe T), der ein Jahr nach dem Tod Erhard Lommatzchs erschienen war, legt nun Hans Helmut Christmann die erste Lieferung des elften Bandes vor. Die Romanistik weiß ihm aufrichtig Dank, die mühevollen Arbeit auf sich genommen zu haben, dieses große und großartige Wörterbuch zu Ende zu führen. Einen ersten Bericht «über die mannigfaltigen Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren» (Vorbemerkung, nicht paginiert) und noch sind, hat Christmann 1983 auf dem Kolloquium «Wörterbücher der deutschen Romanistik» gegeben<sup>1</sup>, ein weiterer, auf den man gespannt sein darf, wird in der Vorbemerkung angekündigt.

Auch wenn Christmann in dieser Vorbemerkung nicht davon spricht, so sind doch deutlich zwei Teile des Faszikels zu unterscheiden, die schon rein typographisch verschieden sind: Sp. 5–162 stellen einen älteren, wohl noch von Lommatzsch redigierten Zustand dar<sup>2</sup>, in den lediglich

<sup>1</sup> H. H. CHRISTMANN, «Altfranzösisches Wörterbuch (Tobler-Lommatzsch)», in: H. STIMM/M. BRIEGEL (Hg.), *Wörterbücher der deutschen Romanistik*, Weinheim 1984, 19–30.

<sup>2</sup> Cf. Christmann in der Vorbemerkung zum 10. Band, zweite Seite (nicht paginiert): «Das vorliegende Manuskript [Lommatzchs] geht bis zum Anfang des Buchstaben V»; ebenfalls in H.H.C. *ZRPh.* 91 (1975) 725.



einige Ergänzungen und Änderungen eingeklebt wurden. Bei diesen handelt es sich z.T. um Korrekturen und Erläuterungen in den Bedeutungsangaben (etwa 13,10; 16,32; 52,31; 64,32; etc.) oder in den Kontexten (etwa 12,3–4; 18,51–52; 22,17; 46,28; etc.), z.T. um aktualisierte bibliographische Verweise (etwa 7,5 [aus Platzgründen hier nur *Möhren Renf.*, im neueren Teil (186,18) dagegen für das gleiche Werk *Möhren Renforcement affectif négation*]; 21,40; 51,24; etc.). Sp. 163–192 – also knapp ein Sechstel der Lieferung – sind offensichtlich neu redigiert und gesetzt. Da Anlage und Aufbau der Lommatzsch'schen Artikel aus den ersten zehn Bänden hinlänglich bekannt sind, beziehen sich die folgenden Bemerkungen, die, obgleich durch Beispiele illustriert, eher grundsätzlicher Art sind, auf den neuen zweiten Teil.

Zu allererst sei dankbar festgestellt, daß es Christmann – über etwaige Mitarbeiter erfährt man in der Vorbemerkung nichts<sup>3</sup> – gelungen ist, die Struktur der Artikel mit dem gewohnten Schwerpunkt auf Ausdifferenzierung syntaktischer Verwendungen und grammatikalischer Besonderheiten – man lese etwa den umfangreichen Artikel VENIR – zum Wohle der Homogenität des Gesamtwerkes beizubehalten. Leider sind die neu eingearbeiteten Materialien auf den ersten Blick als solche nicht zu erkennen, was doch schon allein aus wissenschaftsgeschichtlichen Gründen, denen Christmann selbst sonst mit großer Aufgeschlossenheit begegnet, interessant gewesen wäre. Lommatzsch hatte die von ihm eingebrachten Zusätze stets in eckige Klammern gesetzt; solche finden sich jetzt außer in den Artikeln VENIMOS und VENIN<sup>4</sup> nur noch in den Artikelköpfen bei den Verweisen auf Wörterbücher und Sekundärliteratur. Trotz der «Notwendigkeit, die Arbeitstechnik völlig zu verändern, gerade um die Konzeption des Ganzen und der einzelnen Artikel, soweit irgend möglich, beibehalten zu können» (Christmann in der Vorbemerkung), ist es für den Außenstehenden nur schwer vorstellbar, der Textteil werde nun, ohne Vorhandenes zu verwerten, völlig neu erarbeitet.

Die Auswahl der Lemmata folgt im wesentlichen dem vertrauten Prinzip, nur aus gedruckten Quellen zu schöpfen. So ist nicht aufgenommen etwa *venne* «sumpfiges Land» doc. 1266 nach Gdf 8,173c und FEW 17,422a. Erwarten können hätte man dagegen *venicien* aus Marco Polo, ed. Pauthier (cf. Gdf 8,172b; FEW 14,239a), zumal 98,36 *valenciennois* aufgenommen ist<sup>5</sup>.

<sup>3</sup> Cf. KURT BALDINGER: «Depuis le 1<sup>er</sup> janvier 1985 la DFG [= Deutsche Forschungsgemeinschaft] a mis à la disposition de M. Christmann un demi-poste de collaborateur scientifique et un poste d'aide-assistant de sorte que M. Christmann peut compter enfin sur une accélération des travaux (lettre du 24 avril 1986)», in: K.B., «Lexicologie romane: dictionnaires en cours d'élaboration en R.F.A.», in: *Actes du XVIII<sup>e</sup> Congrès Intern. de Ling. et Philol. romanes*, Université de Trier (Trèves) du 19 au 24 mai 1986, p.p. DIETER KRÉMER, t. VII, Tübingen 1989, 316–326 (Zitat 317). Über die tatsächlichen Verhältnisse wird sicher noch das ausstehende Vorwort Auskunft geben.

<sup>4</sup> 163,43 wird eine eckige Klammer geöffnet, die nicht geschlossen wird; bis 164,1?

<sup>5</sup> Christmann merkte zum Vorgehen noch an: «Die Lemmata aller noch ausstehenden Artikel, einschließlich Varianten und Angaben der Wortart, wurden festgelegt und in einer Liste zusammengefaßt. [...] Diese Liste wurde Herrn Professor Walker (Ottawa) für die Herausgabe eines auf dem Tobler-Lommatzsch basierenden rückläufigen altfranzösischen Wörterbuchs zur Verfügung gestellt.» (H.H.C., *Altfranzösisches Wörterbuch* . . . (cf. N 1), p. 28. Die Rede ist von: D.C. WALKER, *Dictionnaire inverse de l'ancien français*, Ottawa 1982). Diese Liste wurde offensichtlich überarbeitet, denn es fehlen bei Walker etwa VENTAILLE s.m. (134 [jeweils Seitenangabe bei Walker]) mit den Nebenformen *ventaile* (129) und *venteile* (126); VENOISON (434) ebenso wie *veneson* (430), *venison* (433), *venacion* (403) und *venation* (419); VENJANCE (27, dort aber als Verweis zu REVENJANCE) und *vengence* (36); VENIMOSITÉ (253). Die Nebenformen *ventiler* (544) und *ventiller* (505) sind bei Walker ohne Verweis auf VENTELER wie eigenständige Lemmata behandelt (richtig dagegen etwa p. 592 *veneter* mit Verweis auf \*VENOTER [im Faszikel 181,7 allerdings ohne Asterisk]). Man wird demnach künftig für die Anfangsbuchstaben U–Z die Angaben Walkers nicht übernehmen können, ohne sie im Wörterbuch selbst überprüft zu haben.

Die semantische Analyse und ihre entsprechende Darstellung – bei Lommatzsch mitunter nicht unmittelbar im Mittelpunkt des Interesses<sup>6</sup> – sind im allgemeinen gut durchgeführt und überzeugend. Sub VENOISON erscheint die Untergliederung freilich zumindest subtil, wenn für durchaus vergleichbare Belege aus GaceBuigneB, ModusT und GastPhébChasseT (es ist jeweils vom Essen die Rede) einmal «Wild, Wildbret», einmal «Fleisch (des Rot-, Dam-, Rehwildes u.a.)» definiert wird.

Der neuen Arbeitstechnik zum Opfer gefallen ist zum Teil die chronologische Anordnung der Belege innerhalb eines Artikels, wie sie von Lommatzsch im Prinzip praktiziert wurde. Im Artikel VENTAILLE «Teil des *hauberc*» (187ss.) etwa steht als erster Beleg ContPerc<sup>1</sup>tR (vor 1200) unmittelbar vor PercH (ca. 1180) und CourLouisLe (2. Drittel 12. Jh.), danach MarieMilW<sup>2</sup> (ca. 1165) und dann schon BibleMacéV (ca. 1300 [9573 1.9574]). Die ältesten Belege, die aus dem Rolandslied, folgen erst an etwa dreißigster Stelle. Die Gründe für diese Reihung sind nicht recht nachzuvollziehen und auch durch keine semantische oder syntaktische Besonderheit des einen oder anderen Beleges zu erklären. Unverständlich wird es, wenn – immer noch sub VENTAILLE – zwischen ErecF 714 *Et si li lace la vantaille* und ErecF 987 *Et la vantaille li deslace* (es folgen dann zwei weitere Erec-Belege) neun Belege aus unterschiedlichsten Texten gestellt werden. Ähnlich auseinandergerissen sind ohne ersichtlichen Grund die Belege aus ClarisA (188,1 und 189,7), GaydonG (187,47 und 188,32), aus zwei Lais der Marie de France (187,31 und 188,20) sowie die fünf Belege aus ContPerc<sup>1</sup>tR (187,22; 187,44; 188,24; 188,51).

«Erfabt und verzettelt wurde . . . die neuere lexikographische und lexikologische Sekundärliteratur, inklusive der Textbelege, die sie enthält»<sup>7</sup>. So umreißt Christmann einen weiteren Bereich der neu geleisteten Arbeit, einen Bereich, der nur mit sehr hohem Aufwand bewältigt werden kann. Zu den auf diese Weise neu präsentierten Verweisen einige Ergänzungen: T. Hunt, *Early Anglo-Norman Recipes . . .*, *ZFSL* 97 (1987) p. 252, Z. 7 (im *DEAF*: 2. H. 12. Jh. RecMédJuteH) gibt den einzigen altfranzösischen Beleg für *venim(e)us* als Substantiv mit der Bedeutung «giftiges Tier (?)». In der neuen Fabliaux-Ausgabe von Noomen Bd. 1 gibt das Glossar *velimose* adj. f. «pustuleuse» aus ConstHamel Hs.B (Anf. 14. Jh.) mit *FEW*-Verweis (14,236a sub VENENUM). Aus MöhrenLand wurde aus dem Menagier *venir* «kommen, sprießen, wachsen (von Pflanzen)» festgehalten, der einzige ältere Beleg neben einem aus dem Rosenroman. Noch mehr hätte gewonnen werden können durch Berücksichtigung der Besprechung G. Roques' dieser Arbeit, der auf den Beleg *venir* inf. subst. «développement (d'un fruit)» im *Dit du Prunier* 5 hinweist (*RLiR* 51, 1987, 228), durch den diese semantische Entwicklung noch besser gestützt wird. Zu VENIN: T. Hunt *ZRPh.* 96 (1980) 279 korrigiert CantLandP 1264 (ca. 1200) *venims* in *venins*; VogelIntens 149 zitiert aus EvFemesK Version A 103 (Ende 12. Jh.; Hs. ca. 1285) *venins de poivre*; zu *a venir, avenir* «künftig» (171, 15): Bambeck Festschrift Gamillscheg 1980 p. 69 bringt einen Beleg aus einem Dokument 1245 bei, der im Anschluß daran noch in *ZFSL* 79,63 und 84,346 erwähnt wird; weitere Belege in StädtlerGram 296; G. Roques *RLiR* 52,549 zitiert *venir a mervoillie* aus Guill-AnglH 1998 (ca. 1170); zu VENJANCE: MatoréVocMéd 188 gibt neben dem Beleg aus Beaum-CoutS 823 noch den aus MortArtuF<sup>2</sup> p. 84 (1. Vt. 13. Jh.); SandqvistBen 151 gibt die Belege aus VenjAIH 991 (Ende 12. Jh.) und PriseOrabR 1217 (Ende 12. Jh.) und verweist auf die – jetzt im T-L fehlenden! – von Tobler *VermBeitr* 1<sup>3</sup>,242 angeführten EneasS<sup>1</sup> 5216; 9519 (ca. 1160); JerusH 7669 (Ende 12. Jh.); zu VENOISON: McMillan *ZRPh.* 75,364 gibt den Beleg aus FlorebP 1494 (1. Drittel 13. Jh.). Wer die lexikographische Praxis kennt, weiß, daß solche Anmerkungen nur konstruktiv sein und in keiner Weise das Verdienst des Geleisteten schmälern wollen.

<sup>6</sup> Cf. etwa die folgenden Definitionen: UMELIANCE «Demut, Unterwürfigkeit, Freundlichkeit, Verträglichkeit»; UNION «Einheit, Vereinigung»; US «Brauch, Übung»; sub VALOIR (99,48) «kräftig sein, nützen, helfen»; etc.

<sup>7</sup> H.H.C., *Altfranzösisches Wörterbuch . . .* (cf. N1), p. 28.

Einige Einzelanmerkungen zum gesamten Faszikel: 51,13 ergänze *et li un et li autre* CharroiM 176 (Mitte 12. Jh.); 78,4 VAILANCE l. VAILLANCE; 106,37 *culurs* l. *cueurs*, Kontext recte; 117,1 *grarenne* l. *garenne*; 155,20 ergänze Verweis auf T-L 4,554 sub GRANT; 156,23 FEW l. FEW XIV (ebenso 187,2; 189,24); sub VENEMENT ergänze den immerhin namengebenden Beleg aus VengAIE 56 (ca. 1180); sub VENIN fehlt ein Verweis auf TRIACLE T-L 10,641 mit zahlreichen Belegen; sub VENIR kein substantivierter Infinitiv, neben PrunierB 5 (cf. oben) aber etwa noch MorPhilPrH 98,24 *ainz seroient tuit crevanté a lor venir* «bei ihrer Ankunft»; ebenfalls unter VENIR finde ich die Wendung *venir de pain a autre* nicht, die Lommatzsch Bd. 1 p. XIII anführt; sub VENOISON ergänze OgDanB 10366 *venison a la poivre molüe* (cf. T-L, 7,1362 sub POIVRE); 185,40 ist die Angabe «A. Castellani» arg lakonisch und verlangt vom Interessierten einiges Suchen, bis er die betreffende Passage in CN 25 (1965) 169 findet; VENT hätte sehr gut ergänzt werden können durch den für eine Einarbeitung offensichtlich zu spät (Mai 1988) publizierten Aufsatz: G. Roques, «Le vent dans les locutions et expressions médiévales françaises», *TraLiLi* 25 (1987) 181–206, der weitere wertvolle Materialien liefert. So kann z.B. die Wendung *ne vent ne voie* (185,15; zwei Belege), für die durch den Verweis auf VOIE freilich eine Option offengehalten wurde, durch zahlreiche neue Belege besser – auch hinsichtlich des Verlustes der ursprünglichen Motivation aus der Jagdterminologie – dokumentiert werden<sup>8</sup>; zum Sprichwort *a tel marcié tel vente* (191,18) vermißt man einen Hinweis auf die zahlreichen von Tobler gesammelten Belege in ProvVilT p. 169; cf. aus der jüngeren Forschung noch Hassel M 87 und MénardRire p. 609; 191,39 «Lichtung» aus Glossareintrag «clairière», besser «Einschlagstelle»; 191,41 *venre* l. *vente*. Zumindest einen Verweisartikel hätte man erwarten können für *\*vande*, *\*vandelart* «Plünderer» (cf. FEW 17,420a) und *vanne* «Schleuse» (cf. FEW 14,247a).

Hoffen wir, daß Christmann – und das Wohlwollen aller interessierten Romanisten wird ihn dabei begleiten – die Publikation der noch ausstehenden Artikel in absehbarer Zeit realisieren und den Ertrag des gereiften Weinstockes – um den in der Vorbemerkung aufgegriffenen Winzerspruch fortzuführen – einbringen kann.

Thomas Städtler



THOMAS STÄDTLER, *Zu den Anfängen der französischen Grammatiksprache. Textausgaben und Wortschatzstudien*. Tübingen (Niemeyer) 1988, 303 p. (Beihefte zur ZRPh. 223).

Bonne présentation des premières grammaires qui utilisent le français comme métalangue, le livre de M. Städtler constitue un complément important à l'oeuvre de L. Holtz<sup>1</sup>. En fait le français vernaculaire crée et développe sa terminologie grammaticale dans des traités de grammaire latine qui, destinés à l'usage des élèves les plus jeunes, sont inspirés de l'Ars Minor de Donat.

La première adaptation française de l'Ars Minor à survivre jusqu'à nos jours provient de la 2<sup>e</sup> moitié du XIII<sup>e</sup>. Il s'agit du traité conservé dans le ms. 439 de Berne, Bibliothèque des Bourgeois. Ce texte semble remonter à un texte français antérieur; en tout cas, sa traduction est continuée dans le premier traité grammatical conservé dans le ms. 3794 de la Bibl. Mazarine (de l'an 1325 env.). Le traité du ms. BN lat. 14095 (du début du XIV<sup>e</sup>) ainsi que le second texte du ms. 3794 déjà mentionné de la Bibl. Mazarine sont, eux aussi, basés sur l'Ars Minor, mais, indépendants l'un de

<sup>8</sup> Cf. noch *ne douter ne vent ne voie* ca. 1320 *Ovide Moralisé*, ed. DE BOER, IV 3393.

<sup>1</sup> L. HOLTZ, *Donat et la tradition de l'enseignement grammatical. Etude sur l'Ars Donati et sa diffusion (IV<sup>e</sup> – IX<sup>e</sup> siècle) et édition critique*. Paris 1981.



l'autre, ils diffèrent aussi du premier groupe. Un cinquième texte, fragmentaire, dans Salins Bibl. Municipale 44, complète la liste de ces grammaires latines qui donnent les règles en français, à l'aide d'une terminologie française, et qui, parfois, traduisent les exemples latins en français. La première grammaire qui décrit la langue française est le *Donat français* de Johan Barton, *escolier de Paris*, du début du XV<sup>e</sup> s., texte qui est conservé dans le ms. 182 de All Souls College de Oxford.

Les grammaires médiévales d'expression française qui ne sont pas basées sur Donat semblent avoir joué un rôle moins important. Ces grammaires sont toutes conservées dans trois mss. de la Bibl. Municipale de Metz: 640 (trois textes), 643 et 647; elles étudient le français à côté du latin, et, destinées à des élèves avancés, elles s'occupent surtout des problèmes syntaxiques.

Après une présentation soignée, M. Städtler donne l'intégralité des textes.

La seconde moitié du livre, p. 157–300, constitue un dictionnaire des termes grammaticaux du français médiéval, basé sur les matériaux trouvés dans les textes édités. Chaque terme grammatical fait l'objet d'un article approfondi qui donne la signification du terme, les occurrences, un inventaire complet des dictionnaires modernes qui présentent le terme (avec une indication des exemples attestés) et souvent, à la fin de l'article, une discussion concernant les caractéristiques du terme (terme uniquement technique?, etc.). Il s'agit d'un dictionnaire parfait comme peut le faire un membre de la rédaction du DEAF. Le travail minutieux de M. Städtler est couronné de succès: beaucoup de mots jusqu'ici inconnus de nos dictionnaires et beaucoup de premières dates corrigées.

Le livre inclut une description intéressante du traitement qu'a subi le vocabulaire grammatical dans les dictionnaires modernes de l'ancien français; nous en recommandons la lecture à tout médiéviste, p. 8 s.

Malgré l'affirmation, p. 70: «Der Großteil der zitierten (Quellen-)Verweise findet sich in Form von Sigeln des DEAF oder, wo solche fehlen, des FEW», je regrette de ne pas trouver dans cet ouvrage une bibliographie.

Observations de détail:

p. 6 La forme *qu(a)estitum*, même dans l'exemple *vado quesitum librum*, appartient au verbe *quaero*; *Qu(a)estitum* ne saurait donc pas assurer l'existence d'un verbe \**quaesitare* (au sujet de *-itivus* v. M. Leumann, *Lat. Laut- u. Formenlehre*, München (Beck) 1977 § 281).

p. 48 Le passage tiré de SThomGuernW analyse un texte latin tout comme les premiers Donats écrits en français (nous citons l'édition d'E. Walberg, Lund 1922, p. LXXXI, N1: «Et certe virum tantae auctoritatis id non decuit nec oportuit, nec aliquando oportuebat, insuper sui, si saperent, non oportuerunt sibi in talibus praebuisse assensum»).

Au sujet du vocabulaire grammatical trouvé en dehors des grammaires, on aurait pu mentionner (*rime*) *consonant* ou *lionime* du Guillaume d'Angleterre v. 4. En tout cas la terminologie grammaticale française ne semble guère postérieure à la terminologie grammaticale occitane, bien que la description grammaticale du français soit postérieure à la description grammaticale de l'occitan (Uc Faidit).

p. 88 Je trouve charmant, dans ce plus ancien texte, § 42, le patronyme grec formé à partir du nom français (d'un jeune élève?), *ut de Priami fit Priamides, de Guillermi Guillermites* . . .

p. 95 § 55 *haro* est une interjection de l'ancien fr. et devrait être marqué comme telle.

p. 99 § 25 L'usage du *cil*, *iceuls* (et non *il*, *euls*) comme des personnes du pronom (personnel?) à l'instar de *je*, *tu*, *nous*, *vous* devrait être commenté.

p. 128 § 3 *voiel* fait défaut dans le dictionnaire. Le terme signifie «voyelle» ou «lettre désignant une voyelle»; le même terme a un sens différent dans le manuel militaire de Végèce, 3, 5.

p. 231 *madle* représenterait-il vraiment (< masculin) «in einer normierten Schreibung gemäß dem vermuteten Lautstand des Französischen im 12. Jahrhundert», plutôt que *masle*, *malle*?

Leena Löfstedt



GASTON ZINK, *Morphologie du français médiéval*, Paris (Presses Universitaires de France) 1989 (Linguistique nouvelle. Manuel pratique), 261 p.

Ce manuel bien fait et bien documenté s'adresse aux étudiants de l'ancien français; son auteur se propose en même temps de «replacer la morphologie sur son véritable terrain» (p. 7). C'est là un engagement plutôt prétentieux, au moment où les positions méthodologiques sont devenues mouvantes. On sait que la distinction entre la morphologie au sens reçu et la formation des mots au sens large est mise en question<sup>1</sup>. Quant à la variation morphologique qu'on attribue traditionnellement aux répercussions qui existent entre thèmes et désinences, c'est la morphologie qui paraît s'imposer jusqu'à un certain point<sup>2</sup>. Quoi qu'il en soit, il y a actuellement, entre autres, un véritable courant de morphologisme.

La décision fondamentale de M. Zink est celle d'ouvrir les chapitres sur l'état médiéval en tant que tel (p. 7). D'accord pour la collocation: XII<sup>e</sup> et XIII<sup>e</sup> siècle, «en français central». D'accord pour la présentation des matériaux, qui se rangent plus ou moins d'après des opinions qu'on partage, et pour leur explication, qui s'en tient à l'usage des grammairiens traditionnels. Mais l'essentiel, en l'occurrence, c'est qu'on a affaire à une morphologie qui se veut décidément synchronique.

Au point de vue de la méthode, on se demande qu'en est la conséquence. La conséquence en est qu'il y a un conflit permanent entre synchronie et diachronie qui se reflète dans la conception et la disposition des chapitres, soit dans l'architecture du volume.

Au fur et à mesure que la description procède, l'auteur intercale des chapitres «Du latin au français» qui se situe, avec un grand taux de phonologie historique, entre latin et ancien français tout court. Le modèle d'«évolution et structure» – Wartburg en son temps – est en effet difficilement applicable en grammaire historique.

La description du système nominal (p. 9–21), qui, dans le trajet du latin au français, est dépourvue d'explications typologiques et structurelles qui surpassent l'étalage des faits. On pense p. ex. à la répartition des marques: déclinaison bicasuelle ou accusatif prépositionnel; prépositions à gauche ou postpositions (désinences) à droite; causes complexes de la perte de la déclinaison à deux cas.

Le comportement du système verbal s'oppose nettement au comportement du système nominal, dont la «tendance réductrice» paraît être plus forte (p. 27). Or, du latin au français, il n'y a pas que la réorganisation de la morphologie verbale en tant que telle. En ancien français même, cette réorganisation est encore fortement conditionnée par des règles d'ordre phonologique.

Ceci est valable pour les alternances syllabiques (p. 137–44), pour la genèse des formes de l'infinitif (p. 165–67) et à plus forte raison pour le parfait (p. 193–98) et la formation du participe passé (p. 215–18). La perspective historique de M. Zink n'est donc pas cohérente, au moins dans un sens plus profond, surtout en ce qui concerne l'organisation des paradigmes et la fonction des périphrases avec «avoir» (auxiliation du passé composé; regrammaticalisation du futur et du conditionnel).

Laissons de côté les autres catégories. Mais il n'est pas sans intérêt de constater que l'auteur doit avoir recours à un chapitre dédié aux «mots invariables» (p. 235). Parmi ces mots on trouve «le -s dit adverbial», l'adverbe en «-ment» et un certain nombre de formes d'«adverbes composés

<sup>1</sup> Je me borne à renvoyer comme exemple aux articles de Wicher Zwanenburg, Utrecht.

<sup>2</sup> Voir WERNER HUPKA, «Zum Stand der generativen Morphonologie des Altfranzösischen», dans: *ZRPh.* 102 (1986), p. 255–70. On peut ajouter dans un cadre plus général WOLFGANG DRESSLER, *Morphology: the dynamics of derivation*, An Arbor 1985 (et le compte-rendu de JÜRGEN LENERZ, *Idg. Forsch.* 94 (1989), p. 328–333). La morphologie est assez enracinée dans la linguistique des langues slaves. Dans le cadre des langues romanes, c'est la structure changeante du français qui pose des problèmes analogues.

(coexistant avec le terme de base)», «*oan* (hoc anno)» par exemple. Ce procédé ne correspond pas à l'usage traditionnel, mais on n'y perçoit tout de même pas le bien-fondé méthodologique.

A ce point de vue, de livre de M. Zink invite à réfléchir sur une certaine détresse méthodologique, détresse qui se trouve à l'opposé de la position traditionnelle p.ex. de Rheinfelder en Allemagne. J'y insiste pour ma part, car j'ai conçu une morphologie projectionniste, où le latin constitue un métalangage par rapport aux variantes de l'ancien français qui obéit à un type déterminé de langue romane du Moyen âge<sup>3</sup>. Ainsi, l'ancien français se situe nettement avant la phase du moyen français, phase de reconstitution qui aboutit à la formation classique du français tout court<sup>4</sup>.

Il se peut que les approches que nous venons d'esquisser reflètent des mentalités différentes. La tradition française est plus française, et peut-être moins romaniste (au sens comparatif et étymologique du terme).

Ceci dit, il faut ajouter que la morphologie de M. Zink présente des avantages didactiques importants. On y trouve des chapitres dédiés à l'évolution des formes au cours du Moyen âge et «à date littéraire». Il en résultent des renvois utiles à des formes concurrentes et dialectales. A cela s'ajoute un excellent choix d'exemples tiré d'un ensemble très représentatif de textes (p. 252). Malheureusement, l'auteur est peu généreux en ce qui concerne son appareil critique. Le lecteur intéressé ne dispose que d'un petit «Index des Mots de l'ancien français» (p. 255–61).

Gustav Ineichen



FRANZ LEBSANFT, *Studien zu einer Linguistik des Grußes. Sprache und Funktion der altfranzösischen Grußformeln*, Tübingen (Niemeyer) 1988, p. XI, 516 (*Beihefte zur Zeitschrift für Romanische Philologie* 217).

L.s Arbeit, eine revidierte Fassung seiner Tübinger Dissertation von 1986, hat sich zum Ziel gesetzt, die altfranzösischen Grußformeln mit den Methoden der modernen Phraseologie zu untersuchen (1–2).

Eine Definition des Begriffes «Grußformel» wird nicht gegeben. Im Text erfahren wir, daß die afr. GFn «normalerweise aus mehreren, insgesamt einen Satz bildenden Komponenten» (14) bestehen und ihre wichtigsten Merkmale die «innere (materielle, eventuell auch inhaltliche) und äußere (situationelle) Fixiertheit» (95) sind.

Aus diesem Verständnis der GFn als «pragmatische Idiome» (1) ergibt sich die Gliederung der Arbeit: Der erste Hauptteil beschäftigt sich mit der «inneren Fixiertheit» («Sprache der GFn» 5–95), der dritte mit der «äußeren Fixiertheit» («Funktion», 143–302). Der zweite Teil, der sich mit den «Bezeichnungen des sprachlichen Grußes» (97–141), also mit der metaperspektivischen Ebene befaßt, wird als «Vorbereitung des dritten Teils» (3) betrachtet. Mehr als ein Drittel des Werkes nimmt der vierte Teil, die Materialsammlung, ein.

Das durch seinen Umfang beeindruckende Textkorpus umfaßt als Zeitraum das 12. und 13. Jahrhundert und enthält Werke verschiedener Gattungen: Chanson de geste, Vers- und Prosaro-

<sup>3</sup> Cfr. GUSTAV INEICHEN, *Kleine altfranzösische Grammatik. Laut- und Formenlehre*. Berlin 1985. – On trouve des idées analogues dans: MANUEL ALVAR & BERNARD POTTIER *Morfología Histórica del español*, Madrid 1983 (*Bibliotheca románica hispánica*, III, 57). A comparer la description des paradigmes (p. 25 par exemple).

<sup>4</sup> Je renvoie à la thèse de GABRIELE ECKERT, *Sprachtypen und Geschichte. Untersuchungen zum typologischen Wandel des Französischen*. Tübingen (Narr) 1986 (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 265).



man, Fabliau, Drama, Lyrik und historiographische Texte. Dabei ist sich der Autor der Tatsache bewußt, daß literarische Quellen nicht unvoreingenommen als Dokumente der afr. Alltagssprache angesehen werden können (4).

Bei dem für die Untersuchung wichtigen Begriff der Fixiertheit bezieht sich L. auf Harald Thun (*Probleme der Phraseologie*, Tübingen [Niemeyer] [Beih. ZRPh 217] 1978: 66–70). «Äußere Fixiertheit» bedeutet im Falle der GFn, daß ihr Gebrauch an eine spezielle Situation, das Grüßen, gebunden ist (17). Bei der «inneren Fixiertheit» geht es um Sprachmaterial und Inhalt (18; s.u.).

Daß die äußere Fixiertheit ein wichtiges Charakteristikum der GFn ist, steht fest. Pragmatische Idiome, also auch GFn, sind lt. Thun (1978: 248) «aus sprachlichem Material geformte Gesten, deren wesentlichstes Merkmal die Bindung an die Situation ist». L. geht im 1. Kapitel des 3. Teils auf die Situation des Grüßens in den afr. Texten ein, wobei er zwischen «Grußsituation» und «Umständen» unterscheidet. Eine Grußsituation ist bei der Begegnung oder dem Auseinandergehen wenigstens zweier Personen gegeben (151), und die GFn können danach unterschieden werden, bei welcher Gelegenheit sie ausschließlich oder überwiegend verwendet werden (151). Weiterhin kann man die GFn bestimmten Umständen zuordnen: Es wird u.a. begrüßt beim Aufstehen und Zubettgehen, im Zusammenhang mit Reisen und beim Essen. Die Tageszeit scheint im Afr. kein wichtiges Kriterium für die Wahl des Grußes darzustellen; *bon jor* und *bone nuit* sind offenbar eher an den Umstand des Aufstehens bzw. Zubettgehens gebunden als an die Tageszeit (205–206).

Die Hierarchisierung der mittelalterlichen Gesellschaft kommt in der Wahl der GFn in erstaunlich geringem Maße zum Ausdruck (215–220). Sie zeigt sich eher in der «Reihenfolge der Sprecher beim Grüßen» (284–302), die L. im Kapitel über die Grußregeln untersucht. Danach gilt, daß im allgemeinen der Niedrigerstehende den Höherstehenden als erster grüßt; Abweichungen von dieser Regel werden mit einer besonderen Einstellung des Höherstehenden (Dankbarkeit, Ungeduld, Reue etc.) begründet.

Soweit zur äußeren Fixiertheit. Die innere Fixiertheit kann sowohl materieller als auch inhaltlicher Art sein. Bedingungen für die materielle Fixiertheit sind laut L. (18) Beschränkung in der Wahl der Komponenten und Festlegung ihrer Reihenfolge (cf. Thun 67–69). Wenn man sich die große lexikalische und grammatische Vielfalt der GFn des Korpus betrachtet, erwartet man von dem Kapitel «Beschreibung der Sprache der Grußformeln» eine Antwort auf die Frage, inwieweit überhaupt eine materielle Fixierung im Sinn der obigen Definition besteht. Im Korpus stehen beispielsweise unter dem Eintrag COMANDER folgende Ausdrücke nebeneinander:

A Dieu vos comant

Le uous commanc a dieu (. . .)

(Toz et totes) vos comant gié a Deu

A Dieu soiez vos comandez

A Danpnedeu vus puisse jo comander

Si vos voel a Deu commander (320–322)

Von einer «festgelegten Reihenfolge der Komponenten» (18) kann hier eindeutig nicht gesprochen werden, und auch auf paradigmatischer Ebene ist die Freiheit erstaunlich groß. Als Substitut für *Dieu* finden sich im Abschnitt COMANDER folgende Begriffe:

dieu, le fil Marie/Qui le ciel et le tere a establie

Dé/Le glorieus, le roi de maesté

creator

saint Pere l'apostre

Jhesu

Deu de lasus

vrai cors deu

diu, qui fist pardon longhis

saint Honoré

Damedieu

Mahommet

damelde de gloire (320–322)

Zu den Bezeichnungen der höheren Macht schreibt L. (33): «Die Nennung einer höheren Macht (...) läßt in den GFn zahlreiche sprachliche Varianten zu. Die einzelnen überlieferten Ausdrücke sind stark fixiert». Leider wird der Widerspruch zwischen den «zahlreichen Varianten» und der «starken Fixiertheit» (welcher Art?) nicht weiter thematisiert.

Was die innere Fixiertheit betrifft, so geht L. davon aus, daß sie für die afr. GFn abgesehen von *wilecome* nicht gegeben sei, da der Sprecher – man sollte sich immer klarmachen, daß der «Sprecher» eine meist in Versen redende literarische Gestalt ist, cf. p. 74 – die Möglichkeit habe, sie zu motivieren (18). Demnach wird der Begriff der inhaltlichen Fixiertheit in einem anderen Sinne verwendet als bei Thun, der darunter das Faktum versteht, «daß vielen FWG (= Fixierten Wortgefügen) eine Bedeutung fest zugeordnet ist, die nicht auf die übliche Weise von der Bedeutung der Komponenten abhängt» (1978: 69). Bei Zugrundelegen dieser Definition müßte eine so geläufige Formel wie *A Dieu vos comant*, zum Abschied gesprochen, wohl als inhaltlich fixiert gelten, selbst wenn sie transparent, «semantisch präsent» (*op. cit.* 248) ist.

In Kap. 3 des ersten Teils (72–95) wird eine Unterscheidung zwischen unmotiviertem und motiviertem Gebrauch der GFn vorgenommen. Die Bestimmung erfolgt nach den Kriterien Frequenz und Kontinuität: Ausdrücke, die häufig in verschiedenen Texten vorkommen und solche, die über den afr. Zeitraum hinaus belegt sind, werden als unmotiviert und deshalb dem Sprachbesitz zugehörig betrachtet (74). L. weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die metrischen Erfordernisse der Versdichtung bestimmte Varianten begünstigen; z.B. läßt sich die Verwendung gewisser Attribute und Relativsätze auf diese Weise erklären.

In der Zusammenfassung des 1. Teils schreibt L.: «Wir bezeichnen die GF mit der modernen Phraseologie (...) als pragmatisches Idiom. Wichtigste Merkmale sind innere (materielle, eventuell auch inhaltliche) und äußere (situationelle) Fixiertheit.» (95) Weiter heißt es: «Die afr. GFn (...) sind materiell relativ wenig fixiert. Es besteht eine große Freiheit in der Komponentenwahl und -reihenfolge.» (95–96) Wenn materielle Fixiertheit eines der wichtigsten Merkmale pragmatischer Idiome sein soll, wäre es meiner Ansicht nach wichtig, zu zeigen, inwieweit man bei den afr. GFn überhaupt davon sprechen kann. Die «Freiheit in der Fixiertheit» (19) bleibt bei L. eine recht vage Bezeichnung, denn genau genommen liegt die materielle Gemeinsamkeit der GFn nur darin, mindestens eine Wunschhandlung/ein Wunschgeschehen und einen Adressaten zu verbalisieren (20–21). Warum der Begriff der inhaltlichen Fixiertheit in Abweichung von Thun so verwendet wird, daß die afr. GFn auch dieses Kriterium nicht erfüllen, selbst wenn sie als unmotiviert betrachtet werden, wird ebenfalls nicht ganz klar. Insgesamt bedauert man, daß die Frage nach dem spezifischen Status der afr. GFn als pragmatische Idiome nicht stärker theoretisiert wird. «Die hervorstechendsten sprachlichen Merkmale des afr. GF-Schatzes sind hohe Anzahl der GFn insgesamt und große Variationsmöglichkeiten innerhalb der einzelnen GFn.», konstatiert L. am Ende des 1. Teils. Dadurch weichen die afr. GFn in so großem Maße von der GFn moderner Sprachen ab, daß es nicht erstaunt, wenn das Kriterium der materiellen Fixiertheit, wie es für pragmatische Idiome gelten soll, nicht erfüllt werden kann und eine gewisse Diskrepanz zwischen Definition und Beschreibung entsteht (cf. 95–96). Dieser Einwand bleibt auch bestehen, wenn man in Rechnung stellt, daß L. in seiner Einleitung ausdrücklich «allgemeine Aussagen» als sekundäres Anliegen (gegenüber der Detailanalyse) erachtet und den Vergleich zwischen mittelalterlicher und moderner Situation bewußt dem Leser überlassen möchte (4).

L. versteht seine Arbeit in erster Linie als einen Beitrag zur historischen Phraseologie sowie zur historischen Lexikologie und Lexikographie (4). Wie beabsichtigt, liegt der Schwerpunkt im deskriptiven Bereich, wo umfassende Detailstudien dem Leser ein anschauliches Bild von Form und Verwendung der afr. GFn vermitteln. Hervorzuheben ist auch die Materialsammlung im 4. Teil, die, umfassend und nach einer überzeugenden Systematik gegliedert, dem Wunsch des Autors (5) gemäß sicher eine gute Grundlage für weitere Untersuchungen darstellen kann.

Barbara Schäfer

OUTI MERISALO, *Le langage et les scribes. Étude sur les documents en langage vulgaire de La Rochelle, Loudun, Châtellerauld et Mirebeau au XIII<sup>e</sup> siècle*, Helsinki (Societas Scientiarum Fennica) 1988, 336 p. (*Commentationes Humanorum Litterarum* 87).

Die hier anzuzeigende Arbeit ist der Erforschung der altprovenzalischen Urkundensprachen des 13. Jahrhunderts von vier im Südwesten Frankreichs gelegenen Städten (La Rochelle, Loudun, Châtellerauld, Mirebeau) gewidmet. «Cette étude se propose de décrire les variétés de la langue vulgaire documentaire» (p. 7).

Seitdem L. Rémacle, der Schöpfer des Terminus «Skripta», mit seiner über das Altwallonische handelnden Untersuchung die These aufgestellt hatte, daß die «langue vulgaire au moyen âge, de caractère régional (...) (est) un mélange du «francien», langue parlée à Paris, et d'éléments dialectaux secondaires»<sup>1</sup>, ist in den Arbeiten über die französische wie auch über die provenzalische Urkundensprache die – wie Merisalo es formuliert – «théorie d'une langue suprarégionale» (p. 12) vorherrschend<sup>2</sup>, d.h. die Auffassung, daß «des langues documentaires médiévales (...) seraient (...) formées sur une koïné à base parisienne» (p. 7). Bislang sind nur vereinzelt (z.B. von M. Delbouille, L. Carolus-Barré, A. Dees u.a.) Zweifel an der Richtigkeit dieser Theorie angemeldet worden.

Das Anliegen von Frau Merisalo ist es nun, mittels einer exhaustiven Analyse von aus dem 13. Jahrhundert stammenden Urkunden der vier genannten Orte nachzuweisen, daß die «théorie d'une langue suprarégionale» zumindest für ihren lokalen Untersuchungsbereich nicht zutrifft, sondern daß sich die Urkunden vielmehr unterscheiden «l'une de l'autre par un ensemble de caractéristiques bien particulières et cohérentes, ne laissant pas percevoir, comme component significatif, d'éléments d'origine extérieure à leur place de confection» (p. 7).

Untersuchter Textcorpus sind die von M. S. La Du zusammengetragenen Dokumente<sup>3</sup>, ergänzt durch circa 50 in dieser Sammlung nicht enthaltene Texte. Methodisch geht Merisalo so vor, daß sie nach einer kurzen «Introduction» (p. 7–19), in der sie über ihre Zielsetzung, über den Forschungsstand und – was sehr erfreulich ist – über den «contexte historique» (p. 15–19) informiert, nacheinander die Urkunden von La Rochelle (hier gegliedert in die Phasen 1219/20–1238 und 1242–1271), Loudun, Châtellerauld und Mirebeau einer «analyse tripartite» (p. 8) unterzieht. Am Anfang eines jeden Kapitels steht ein mit «Aspect codicologique» überschriebener Abschnitt, in dem die «confection matérielle des documents» (p. 297) dargestellt wird (Format der Urkunden, Siegel, Pergament, Farbe der Tinte etc.). Es folgt dann jeweils eine «Analyse paléographique», in der die kalligraphische Gestaltung der Dokumente beschrieben und dabei herausgearbeitet wird, wie viele Schreiber in der jeweiligen Stadt bei der Erstellung der Urkunden am Werk waren. Eine sich dann jeweils anschließende «Étude des graphies» ist Fragen der Variation (z.B. o/ou, e/ie, ei/oi, ei/ai etc.) gewidmet.

Als Ergebnis ihrer von großem Fleiß und sicherer Beherrschung der Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens gekennzeichneten Studie kann Merisalo überzeugend feststellen, daß die analysierten Urkunden sowohl hinsichtlich ihrer materiellen als auch hinsichtlich ihrer paläographischen und graphematischen Anlage eine «différenciation locale» (p. 298) aufweisen und daß die «coutumes de la localité» (p. 299) das bestimmende Prinzip der Urkundengestaltung und der Urkundensprache sind. Indem sie treffend sagt: «(...) ces langues écrites correspondent à la langue locale» (p. 300), widerlegt sie für den von ihr untersuchten Sprachraum die «théorie d'une langue suprarégionale».

<sup>1</sup> L. REMACLE, *Le problème de l'ancien wallon*, Lüttich 1948, p. 24.

<sup>2</sup> Cf. z.B. C. TH. GOSSSEN, *Französische Skriptastudien*, Wien 1967 und H. GOEBL, «Que'est-ce que la scriptologie?», *Medioevo romanzo* 2 (1975), 3–43.

<sup>3</sup> M. S. LA DU, *Chartes et documents poitevins du XIII<sup>e</sup> siècle en langage vulgaire*, Archives Historiques du Poitou, Poitiers, 57–58, 1960–1964.



Der positive Gesamteindruck wird leider etwas durch zwei Dinge getrübt: 1) Die Bibliographie (p. 301–302) ist unvollständig. Viele in den Ausführungen zitierte Quellen und Werke der Sekundärliteratur fehlen im Literaturverzeichnis (z.B. M. S. La Du [p. 7], J. Feller und H. Suchier [p. 10], F. Villard und J. Lardier [p. 22]). – 2) Die vier jeweils «Aspect codicologique» benannten Abschnitte der Arbeit sind für den Rezipienten faktisch unbrauchbar. Merisalo verwendet hier Abkürzungen wie «obs.», «jla», «jha/ja», «coeff. de var. = v.» (p. 23) und führt in den Tabellen Zahlen an, ohne im Text oder in Fußnoten auch nur mit einem Wort zu erklären, was hier angegeben werden soll. Man weiß wirklich nicht, was gemeint ist.

Diese kritischen Bemerkungen betreffen jedoch nicht die Substanz der von Merisalo erbrachten Forschungsleistung. Ihr Verdienst besteht darin, durch eine minutiöse Quellenanalyse die Gültigkeit einer bislang vorherrschenden Forschungsmeinung in Frage gestellt zu haben. Und man kann nur hoffen, daß der von Merisalo im letzten Satz der Arbeit formulierte Wunsch als Einladung zu einer weiteren Beschäftigung mit der behandelten Problematik verstanden wird: «Il est à espérer qu'une analyse globale du type que nous avons essayé ici pourrait être réalisée pour toutes les régions de la langue d'oïl afin d'en vérifier et corriger les conclusions pour une meilleure compréhension de la production de textes documentaires médiévaux» (p. 300).

Arnold Arens



HERCULE GÉRAUD, *Paris sous Philippe-le-Bel. D'après des documents originaux et notamment d'après un manuscrit contenant «Le Rôle de la Taille» imposée sur les habitants de Paris en 1292.* Réproduction de l'édition de 1837, accompagnée d'un avant-propos et d'un index des noms de personne contenus dans «Le Rôle de la Taille» de 1292 par CAROLINE BOURLET et LUCIE FOSSIER, Tübingen (Niemeyer) 1991, XV + 640 + 84 p. (*Patronymica Romanica* 2).

Die hier anzuzeigende Arbeit ist ein durch einen kurzen «Avant-propos» (p. \*VII–\*XVI) und einen umfassenden «Index des noms propres» (p. \*1–\*84) ergänzter Reprint des 1837 erstmalig bei Crapelet (Paris) in der Sammlung *Collection de documents inédits sur l'histoire de France* (...) edierten *Rôle de la Taille imposée sur les habitants de Paris en 1292*. Bei dem *Rôle de la Taille* handelt es sich um eine von insgesamt sieben zwischen 1292 und 1313 während der Regierungszeit Philipps IV., des Schönen (1285–1314) erstellten Steuerlisten, in denen die Bürger von Paris unter Angabe ihres Namens, ihres Berufes und der Höhe der zu entrichtenden Steuerschuld Pfarrgemeinde für Pfarrgemeinde und innerhalb dieser Straße für Straße verzeichnet wurden.

Diese sieben Steuerregister bilden, wie Bourlet und Fossier treffend feststellen, «un ensemble unique pour Paris au Moyen-Age, (...) une source extrêmement précieuse pour qui étudie la société commerçante et artisanale parisienne sous Philippe le Bel» (p. \*XI). Sie liefern Informationen über die damalige Einwohnerzahl der Stadt, über deren sozio-professionelles Gefüge sowie auch über deren seinerzeitige Topographie. Für den Sozialwissenschaftler wie auch für den Städteforscher sind sie eine Quelle hohen Ranges. Dabei gilt es allerdings zu berücksichtigen, daß nur «une confrontation de l'ensemble (de ces documents) devrait (...) permettre d'établir une base solide pour l'étude de la population artisanale et commerçante parisienne» (p. \*XII); denn jede der Steuerlisten ist, für sich allein genommen, «lacunaire et ambiguë» (p. \*XI). «une confrontation de l'ensemble», das immerhin circa 75.000 Personen auflistet, erschien bislang als unüberwindbare Hürde. Karl Michaëlsson z.B. mußte mehr als 30 Jahre Forschungsarbeit investieren, um nur drei der insgesamt sieben Steuerlisten zu edieren<sup>1</sup>; «(...) aucune étude historique systé-

<sup>1</sup> KARL MICHAELSSON (éd.), *Le Livre de la Taille de Paris, l'an de grâce 1313*, Göteborg 1951; id. (éd.), *Le livre de la taille de Paris, l'an 1296*, Göteborg 1958; id. (éd.), *Le livre de la taille de Paris, l'an 1297*, Göteborg 1962.

matique de la totalité de ces rôles n'a été, jusqu'ici, menée à bien» (p. \*XI). Erst unter Nutzung der heutigen Hilfen der Computer-Technik erscheint es möglich, «de saisir et traiter par les méthodes informatiques les sept rôles de taille» (p. \*XI). Und diese Aufgabe hat sich das «Institut de Recherche et d'Histoire des Textes de Paris» in Zusammenarbeit mit dem «Département d'Histoire de l'Université de Montréal» gestellt. Dabei ist es das primäre Ziel, «de développer d'abord des index, outils de recherche pratiques et souples indispensables à qui recherche un individu ou un groupe social» (p. \*XIII) und «de franchir en partie automatiquement la double étape de l'identification des individus et de la constitution d'une méta-source regroupant pour chaque contribuable toutes les informations le concernant» (p. \*XIV). C. Bourlet und L. Fossier legen hier den ersten Ertrag der vom «Institut de Recherche et d'Histoire des Textes de Paris» geplanten Forschungsarbeiten vor.

Ihre Leistung besteht einmal darin, Gérauds kaum mehr greifbares Werk mittels eines Nachdrucks wieder zugänglich gemacht zu haben; dafür wird ihnen jeder Mediävist dankbar sein.

1836 wurde Hercule Géraud, junger Absolvent der «École des Chartes», von der «Société de l'Histoire de France» mit der Publikation des 78 Folios umfassenden Manuskripts des *Rôle de la Taille* von 1292 beauftragt<sup>2</sup>, nachdem dieses in den Besitz der «Bibliothèque Royale» gelangt war. Géraud hat sich bei der ihm übertragenen und in der erstaunlich kurzen Zeit von nur einem Jahr erfüllten Aufgabe nicht allein darauf beschränkt – wie er in der «Préface» hervorhebt –, «ce curieux document» (p. V) zu edieren. Sein Anliegen war es auch, für die Zeit Philipps des Schönen «non de faire une histoire chronologique et complète de Paris, mais d'en présenter un tableau et d'en tracer un plan aussi exacts que possible» (p. V). Dieser Zielsetzung entsprechend ist dann auch seine Arbeit angelegt.

Géraud ediert zunächst, nachdem er in der kurzen «Préface» (p. III–XVI) sein methodisches Vorgehen erläutert hat, in vollständiger und nahezu fehlerfreier Form *Le Livre de la Taille de Paris pour l'an 1292* (p. 1–179). Diese Steuerliste liefert, wie Bourlet und Fossier im «Avant-propos» richtig feststellen, «une image plus réelle de l'ensemble de la population artisanale et salariée de la capitale» (p. \*IX) als die sechs anderen Verzeichnisse; während nämlich dort nur zwischen 6.000 und 10.000 Bürger aufgelistet sind, sind in diesem *Rôle* circa 15.000 Personen eingetragen. – Sehr schön ist, daß Bourlet und Fossier dem Reprint die bei Géraud fehlenden Folioangaben der Handschrift hinzugefügt haben.

Der Edition der Steuerliste schließen sich umfassende «Notes» (p. 181–348) Gérauds an, die – wie er hervorhebt – «formoient une des parties les plus importantes de mon travail» (p. XII). Auf der Basis von drei Quellen<sup>3</sup> gibt es hier ausführliche Kommentare zur Topographie der in dem *Rôle* angegebenen Kirchen und Straßen mit dem Ziel, ein Bild von Paris zur Zeit Philipps des Schönen zu entwerfen; mit gutem Grund hat er deshalb auch für sein Werk den Titel *Paris sous Philippe-le-Bel* gewählt. Diese Anmerkungen sind in der Tat, wie Bourlet und Fossier sagen, «un apport appréciable à notre connaissance de Paris sous Philippe le Bel» (p. \*X). – Wünschenswert wäre es natürlich gewesen, wenn im Rahmen einer textkritischen Edition des Werkes Gérauds dessen zum Teil fehlerhafte, zum Teil durch neue Forschungsergebnisse (R. Cazelles, G. Fagniez, J. Favier, F. Lehoux u.a.m.) überholte Angaben korrigiert und kommentiert worden wären. Aber vielleicht verlangt man damit auch zu viel.

<sup>2</sup> Das Manuskript trägt im übrigen keinen Titel; wahrscheinlich fehlt dort ein Folio, auf dem dieser verzeichnet war. Hercule Géraud hat für seine Edition den Titel in Analogie zu der Steuerliste des Jahres 1313 gewählt.

<sup>3</sup> Es sind dies folgende drei Quellen: ABBÉ LEBEUF, *Histoire de la ville et de toute la diocèse de Paris*, Paris 1754; HENRI SAUVAL, *Histoire et Recherches des Antiquités de la ville de Paris*, Paris 1724; DE JAILLOT, *Recherches critiques, historiques et topographiques sur la ville de Paris*, Paris 1772–75.

Géraud bietet alsdann ein «Résumé historique et statistique» (p. 349–566), in dem er — wiederum auf die drei von ihm herangezogenen Quellen zurückgreifend — zunächst die Geschichte der in dem *Rôle* genannten Kirchen aufzeigt und — in alphabetischer Reihenfolge vorgehend — die in den jeweiligen Pfarrbezirken gelegenen Monumente beschreibt (p. 349–465). Es folgen dann Ausführungen über die «Population» von Paris zur Zeit Philipps des Schönen (p. 465–483), die — so Géraud — beweisen sollen, «combien sont éloignées de la vérité les idées reçues jusqu'à ce jour sur cet important sujet» (p. XIV). Eine sehr interessante Auflistung der in Paris ausgeübten Berufe (p. 483–549), eine kurze Notiz über den damaligen Status der Juden (p. 549–552) und ein mit «Des Impôts» überschriebener Abschnitt (p. 554–566) in dem der Versuch einer «évaluation en espèces modernes de la somme des impositions contenues dans notre manuscrit» (p. XIV) unternommen wird, bilden den Abschluß dieses Teils.

Anschließend präsentiert Géraud — was er im übrigen in der «Préface» überhaupt nicht erwähnt — «en forme d'appendice, deux anciens documents renfermant des renseignements utiles, l'un pour la topographie de Paris, l'autre pour l'explication des métiers» (p. 567). Das erste «Les rues de Paris en vers» (p. 568–579) überschriebene Dokument ist einem in London aufbewahrten und wohl Anfang des 15. Jahrhunderts entstandenen Manuskript entnommen. Das zweite Dokument ist der in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts entstandene «Dictionnaire de Jean de Garlande» (p. 580–612), in dem dessen Autor «passe en revue toutes les industries qui existoient à cette époque dans Paris» (p. 580).

Géraud schließt seine Edition ab mit einer «Liste alphabétique des rues, des places, des carrefours, des portes (. . .)» (p. 613–629) und einer «Table des matières» (p. 631–638).

Bourlets und Fossiers Leistung besteht zum anderen darin, einen in jeder Hinsicht vollständigen Index der im *Rôle* verzeichneten Personen erstellt zu haben (p. \*1–\*84), wobei sie hier — und das ist sehr begrüßenswert — alle personenrelevanten Fakten verzeichnen (Beruf, Herkunft, Spitzname u.a.). Für einen Vergleich mit den anderen sechs Steuerregistern wird dieser Index sicherlich eine wertvolle Hilfe darstellen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß Bourlet und Fossier eine von der mediävistischen Forschung zweifellos gern aufgenommene Arbeit vorgelegt haben. Leider ist der Preis des Bandes (648.— DM) prohibitiv; aber das ist ein anderes Problem.

Arnold Arens



ANS DE KOK, *La place du pronom personnel régime conjoint en Français: une étude diachronique*, Amsterdam (Rodopi) 1985, xii + 639 p.

Il ponderoso volume di de Kok è dedicato alla descrizione della sintassi dei pronomi atoni — più precisamente, dei pronomi personali «congiunti», come dice il titolo —, nella sua evoluzione dal francese antico (AF) a quello moderno. L'arco di tempo coperto dallo studio è dunque assai lungo, dalla metà del XII secolo ai nostri giorni, e la trattazione è molto particolareggiata, con dovizia di esempi tratti da un *corpus* abbastanza esteso di testi in prosa, che va da *Li Quatre Livre des Reis* ai romanzi di Simenon (si cf. alle p. 604–609 l'elenco dei testi analizzati; Simenon vi è curiosamente sovrarappresentato).

Il testo è aperto da un'utile introduzione, che chiarisce l'oggetto della ricerca e discute alcuni problemi di metodo. Viene qui precisato che i pronomi studiati sono gli accusativi e dativi nelle forme «deboli» (*me, te, se, nos, vos, le, la, li, les, lor*; più i tipi *i* e *en*), cui sono aggiunte alcune forme che, benché originariamente forti o «disgiunte», sono usate come deboli, ovvero anticipano forme



deboli (per es. *moi* nel contesto *por moi veoir* > *pour me voir*); sono invece escluse le forme forti vere e proprie, tipiche degli usi enfatici. Di questi pronomi è studiata la sintassi nel senso stretto del termine, cioè le regole di collocazione rispetto ai verbi e di sequenza nei nessi.

Il quadro teorico di riferimento, annunciato appunto nell'introduzione, è la grammatica generativa nella sua versione cosiddetta «standard estesa», dei primi anni '70 – che è stata presto superata, quale versione canonica, dalla teoria del «Government and Binding»<sup>1</sup>. Ma a ben vedere nell'economia globale del lavoro il generativismo non ha gran peso: la rete fondamentale dei riferimenti rimane quella dei lavori basilari dei romanisti (per es. – come ci pare giusto – Melander o Tobler sono ben più citati di Chomsky o Kayne). Del resto il taglio descrittivo del volume, orientato più ai dati che alla discussione teorica, mostra un'impostazione relativamente tradizionale, in cui la grammatica generativa entra come strumento di analisi/descrizione sintattica (in termini di regole sintagmatiche e regole trasformazionali, cui sono dedicati i par. 7., 9., 17. e 19.), senza scopi metateorici né sulla sintassi stessa né sul problema del mutamento linguistico.

Il testo è articolato in tre parti: le prime due, che sono le principali, sono dedicate rispettivamente alla descrizione della sintassi dei pronomi in AF (o meglio, in AF «tardif», poiché si parte dal 1170) ed ai mutamenti in seguito intervenuti. Queste due parti sono costruite in modo speculare: a ciascun paragrafo della prima ne corrisponde uno tematicamente parallelo nella seconda, così che il lettore può organizzarsi una consultazione per singoli problemi (per es.: alla collocazione dei pronomi con predicati composti in AF, è dedicato il par. 8., e alla sua evoluzione successiva il 18.). Approfitteremo in questa sede di tale possibilità, percorrendo il testo secondo tre problematiche che ci paiono centrali: la posizione del pronome rispetto al verbo, la «risalita» in complessi verbali, e la sintassi dei nessi di pronomi. Nella terza parte, assai breve, sono invece analizzati problemi collaterali, quali valori speciali di *en*, dativi etici, forme presentative e altro, su cui qui occorrerà sorvolare.

In AF, come è noto, l'ordine basico dei costituenti è TVX, senza soggetto obbligatorio, con strutture a «parentesi frasale» nel caso di predicati complessi (ausiliare e participio passato, modale e infinito), e residui ordini –V# nelle dipendenti<sup>2</sup>. In posizione topicale (T) si può avere un soggetto, ma anche un altro costituente, quale un oggetto o un avverbio – seppure con confini non del tutto precisi per quest'ultima categoria: cf. *ains vient li rois, or vient li rois, si vient li rois*, contro *et li rois vient, que li rois vient* (p. 105, esempi ripresi da Meyer-Lübke). Il verbo finito è di regola in seconda posizione (V/2), e i pronomi congiunti sono obbligatoriamente adiacenti ad esso: l'adverbalità è appunto la caratteristica innovativa, rispetto al latino, dei pronomi deboli nelle lingue ro-

<sup>1</sup> Mi riferisco a N. CHOMSKY, *Lectures on Government and Binding*, Dordrecht (Foris) 1981 – ma già noto dal 1979, col nome di *The Pisa Lectures* – e ai lavori successivi, sia di Chomsky che di altri generativisti. Per i clitici pronominali il mutamento di prospettiva non è indifferente: essi infatti in genere non sono più considerati come costituenti pieni (soggetti quindi solo a regole sintattiche, ed eventualmente a regole *ad hoc* di spostamento) bensì, in misura maggiore o minore a seconda delle singole lingue, quali elementi di confine fra sintassi e morfologia, ovvero con uno statuto incerto fra parole e parti di parole (affissi). Un utile riassunto della questione, che sembra ignorata da de Kok, è ora in *Syntax and Semantics 19: The Syntax of Pronominal Clitics*, a cura di H. BORER, New York (Academic Press) 1986, di cui si raccomanda per chiarezza l'Introduzione della curatrice, p. 1–11.

<sup>2</sup> Nella descrizione dell'ordine dei costituenti maggiori e del relativo mutamento l'A. fa esplicito riferimento a Th. Vennemann e a M. Harris, tipologi non generativisti: anche in questo mostra un orientamento teorico eclettico. Per il cosiddetto «ciclo di Vennemann» cf. TH. VENNEMANN, «Topics, Subjects, and Word-Order: from SXV to SVX via TVX», in *Historical Linguistics*, a cura di J. M. ANDERSON e CH. JONES, Amsterdam (North-Holland) 1974, vol. I, p. 339–376.

manze antiche<sup>3</sup>. La collocazione pre- o postverbale non è però ancora fissa: rispetto ad un verbo finito in posizione V/2 si ha normalmente proclisi, cioè collocazione preverbale e appoggio al verbo stesso per l'accento (es.: *Toutes ces choses te presta Nostre Sires*, p. 74; *et puis i fu ele portee*, p. 75); ma se il verbo va in prima posizione, secondo la legge di Tobler-Mussafia, il pronome non lo precede, bensì lo segue: così in dichiarative con ordine marcato (es.: *Enveierent le en terre de Philistim*, p. 80), ovviamente nelle interrogative polari, e in molte imperative (*Conois la tu?*, p. 82; *Pursiu les, senz dute les prendras*, p. 84). Che il pronome debole costituisca un'unità accentuale col verbo, e quindi in posizione preverbale sia fundamentalmente proclitico al verbo stesso e non enclitico al costituente tonico precedente — ovvero, che non obbedisca più alla legge di Wackernagel — è argomentatamente sostenuto dall'A. nel par. 6., dopo una paziente rassegna — tipica del suo modo di lavorare — delle opinioni da altri espresse al riguardo.

La posizione dei pronomi con verbi all'infinito è esposta al par. 4.: la situazione più normale in AF pare la sequenza preposizione-pronome disgiunto-infinito, del tipo *pur lui sáluier, pur nus attarier é escharnir* (p. 113), ma si ha anche una sequenza infinito-pronome congiunto, come in *pour miex soustenir soi, por conseilier vos de ceste chose* (p. 115). Raro e marcato è invece l'ordine pronome congiunto-infinito.

Questo quadro generale valido per l'AF non è esente da accenni di mutamento. Già nel primo periodo storico studiato dall'A. iniziano alcuni mutamenti cruciali: in particolare, dalla prima metà del XIII secolo la legge di Tobler-Mussafia non si applica più in modo categorico, e incominciano a comparire pronomi proclitici in prima posizione di frase, soprattutto nelle interrogative (*le savez vos?*, p. 92, da *La Mort le Roi Artu; me connessiés vos?*, p. 93, da *Aucassin et Nicolette*). La collocazione postverbale del pronome è evitata, nello stesso secolo, anche per altra via, inserendo un avverbio anaforico come *si (/se)* in inizio di frase dopo subordinate temporali o condizionali (*Quant il virent Nicolette si bele, se li portent molt grand honor*, p. 110): è, insomma, una collocazione chiaramente dispreferita.

In francese medio (MF) e poi moderno (FM) l'ordine basico dei costituenti di frase muta ulteriormente. Sempre secondo i termini di Vennemann, e riassumendo drasticamente (par. 12.): dallo stadio TVX si passa a SVO, ovvero la posizione topicale si specializza per il soggetto, che diviene obbligatorio, e la posizione postverbale diviene quella tipica dell'oggetto. Si perde la regola di V/2, poiché il soggetto può essere preceduto da altri costituenti, in particolare avverbi(al)i; si perdono altresì le strutture a parentesi frasale e quelle verbo-finali — salvo sintagmi fissi del tipo *pour tout dire, sans mot dire* e simili.

All'interno di questo quadro i pronomi congiunti si fissano in posizione preverbale sia rispetto a verbi finiti (par. 13.) che non (par. 14.), con una drastica semplificazione del sistema. Fa eccezione solo l'imperativo positivo, cui i pronomi restano enclitici. La loro collocazione a questo punto non è più regolata da fatti sintattici, com'era secondo la legge di Tobler-Mussafia, bensì dal modo del verbo, secondo uno sviluppo comune anche alle altre lingue romanze, ma più avanzato in francese per la generalizzazione della proclisi. In molti casi la sequenza apparentemente non è diversa da quella dell' AF: così quando si ha il soggetto in prima posizione (*et la deffense qui luy avoit esté faite*, XIV sec., p. 308), nelle interrogative *wh-* (*Sire, pour quoy ne me prenez vous?*, XV sec., p. 310), etc.; ma la differenza è evidente quando il soggetto non è espresso — come è possibile, sia pure sempre più marginalmente, fino al XVII secolo — o è posposto (per es.: *Luy en fut dit le vray*,

<sup>3</sup> Sull'evoluzione della sintassi dei pronomi dal latino alla prima fase romanza costituisce ancora un utile riferimento H. RAMSDEN, *Weak-Pronoun Position in the Early Romance Languages*, Manchester (Manchester Univ. Press) 1963, ma attualmente il lavoro più importante è senz'altro D. WANNER, *The Development of Romance Clitic Pronouns: From Latin to Old Romance*, Berlin (Mouton de Gruyter) 1987, di cui si possono vedere le recensioni di A. GIACALONE RAMAT in *Language* 65/3 (1989), e di chi qui scrive in *VRom* 48 (1989).

XV sec.; oppure, con una sfumatura di significato concessivo: *me menaces tu, je te deffie et ta malice auec*, XVI sec., p. 309).

Il secondo grande mutamento che si è avuto nella storia della sintassi dei pronomi in francese è la perdita della cosiddetta «risalita» (o *clitic climbing*, o *clitic movement*) di un pronome da un infinito al verbo finito reggente.

In AF (par. 8.) il fenomeno non solo è presente, ma pare categorico, e coinvolge un'ampia gamma di verbi reggenti e di contesti, ivi compresi casi di separazione dei due verbi mediante altri costituenti: così *dont tuit li compaignon se merveillierent moult, car il ne l'avoient pas apris a veoir si triste; molt vos avons desirré a veoir* (p. 221); *E nus le irrums ásailir fierement; si li soleit li reis demander* (p. 224–225); etc. Quando il verbo reggente è in posizione iniziale, il pronome passa, per regola generale, in seconda posizione: *Alons li encore prier; Purrad nus cist de noz enemis salver?* (p. 225), rimanendo comunque legato al verbo reggente e non all'infinito, cui pure semanticamente pertiene.

In un paragrafo dal bel titolo «Pourquoi l'AF dit-il *je le veux voir?*» (8.9.) l'A. spiega questa situazione sulla base dell'impossibilità, per l'infinito, di portare su di sé un pronome, fosse esso congiunto o disgiunto, preposto o posposto: se *\*je veux le voir*, *\*je veux lui voir* e *\*je veux voir le* sono tutti agrammaticali, l'unica soluzione è appunto *je le veux voir*, dove i due verbi formano il predicato di un'unica proposizione. Il ragionamento in verità non ci è risultato qui chiarissimo, visto che infiniti retti da preposizioni potevano ben avere pronomi (disgiunti, preposti; e congiunti, posposti: cf. par. 4., e i cenni qui sopra). Il carattere monoproposizionale di queste strutture è comunque per de Kok la chiave del fenomeno<sup>4</sup>, e i dati sembrano dargli ragione: in particolare buona prova della «ristrutturazione» pare l'uso, per l'intero complesso, dell'ausiliare richiesto dal verbo retto (cf. *plus ne me sui vouluz tenir*, p. 259)<sup>5</sup>.

Nei secoli successivi la risalita del pronome perde gradualmente terreno (par. 18.), sino a scomparire dal FM, se non nei casi in cui il pronome è insieme soggetto dell'infinito retto e oggetto del verbo reggente, cioè nelle strutture causative e di percezione, nelle quali rimane regola categorica. Abbiamo così per es. (p. 413): *il le commence a regarder > il commence à le regarder; il le puet ocirre > il peut le tuer*, etc., contro: *il les vit venir > il les vit venir; il le fist metre en prison > il le fit mettre en prison*.

La perdita della «risalita» si attua, come l'A. sottolinea (par. 18.6.), in un processo molto lento, che va dal 1300 al 1700 circa. Chiave ne è, a suo avviso, il passaggio da strutture monoproposizionali a strutture biproposizionali, in cui cioè il verbo retto costituisce un predicato autonomo. La causa non è dunque da cercare in un singolo fattore, quale la condanna delle frasi con ristrutturazione da parte dei grammatici del Seicento (periodo in cui le due strutture sono già varianti libere, come in italiano moderno), bensì in una molteplicità di fenomeni evolutivi più antichi e generali. Fra questi l'A. indica il mutamento di valore dell'infinito, che da forma nominale passa a valore di predicato: dal punto di vista funzionale sostituisce verbi finiti dipendenti, e ne acquisisce le caratteristiche formali: possibilità di portare negazione, pronomi riflessivi – prima omessi – e, punto

<sup>4</sup> D. Wanner (*op. cit.*, cap. 7.) ritiene invece che non vi fosse ancora nella fase romanza antica ristrutturazione vera e propria, e che anzi proprio l'instaurarsi dell'interpretazione unitaria dei due verbi abbia provocato in italiano la restrizione della possibilità di risalita ai soli verbi che possono essere interpretati come modificatori del verbo retto (i modali in particolare). Sull'argomento cf. anche D. WANNER, «On the persistence of imperfect grammars: Clitic movement from Late Latin to Romance», in *Papers from the 7th International Conference on Historical Linguistics*, a cura di A. GIACALONE RAMAT *et alii*, Amsterdam (Benjamins) 1987, p. 575–590.

<sup>5</sup> Si tratta di una nota prova, parallela alla risalita del clitico, della «ristrutturazione» nella sua definizione canonica: cf. L. RIZZI, «A restructuring rule», in ID., *Issues in Italian Syntax*, Dordrecht (Foris) 1982 [orig.: 1978], cap. 1.



che ci interessa, pronomi deboli – prima «risaliti» (es.: *et les autres luy priënt tous a une voix qu'il l'ocie* > ... *de luy/l'ocire*, p. 508). Tale comportamento da predicato pieno si estende poi agli infiniti retti da verbi finiti. La seconda causa citata è il mutamento tipologico generale sopra accennato: il progressivo instaurarsi di un ordine SVO rigido, con S obbligatorio, forza i pronomi non soggetto ad accostarsi ai verbi che li reggono (es: *Sy le vint la faulse commère veoir* > *Sy vint la faulse commère le veoir* > *La faulse commère vint le veoir*, p. 511–512).

Il terzo più importante mutamento nella sintassi pronominale dall'AF al FM pertiene all'ordine reciproco dei pronomi nei nessi (par. 5. e 15.), e consiste nella sostituzione dell'ordine antico Accusativo-Dativo con l'ordine inverso Dativo-Accusativo – almeno nella posizione di base, preverbiale. In AF abbiamo *Il le me dunad, Hastivement le te manderai*, e così via (p. 133), mentre in FM in proclisi troviamo *me le, te le* etc.; fanno eccezione i nessi di due terze persone, *le lui*, e le posizioni postverbalì, che pure mantengono *le moi, la toi*, etc.: ma qui le forme sono disomogenee dal punto di vista accentuale, il che può da sé spiegare l'eccezione (l'italiano, che ha subito il medesimo processo, l'ha invece completato, sia in proclisi che in enclisi: *me lo dà, glielo dà, daglielo!*). Parallelamente si inverte l'ordine delle particelle avverbiali, da *en i a y en*.

Secondo de Kok (par. 5.1.2. e 15.3.) l'ordine dell'AF rispecchierebbe l'antica situazione di enclisi, in cui l'accusativo, semanticamente più legato al verbo e perciò foneticamente più debole, aveva un rapporto più stretto con l'elemento di appoggio (e lo stesso varrebbe per *en* – più spesso partitivo che locativo – rispetto a *i*). Una volta che l'ordine di base diviene quello proclitico, i medesimi motivi portano alla sequenza inversa: l'accusativo, più strettamente legato al verbo, lo precede immediatamente, mentre il dativo è relativamente più marginale. La spiegazione è sostanzialmente analoga a quella data per l'italiano da Antinucci e Marcantonio<sup>6</sup>, per i quali però l'ordine antico Accusativo-Dativo sarebbe legato ad una situazione di enclisi ancora attiva: più convincente è l'idea di de Kok che ne sia piuttosto un residuo. Il punto per noi più interessante dell'intera vicenda, vista secondo la spiegazione dell'A., è il fatto stesso che i pronomi «deboli» abbiano mantenuto a lungo, nella storia anche recente delle lingue romanze, una certa mobilità e sensibilità a fatti semantico-pragmatici.

Il presente resoconto, forzatamente sommario, fa torto proprio alla maggiore qualità del volume, l'accuratezza e l'analiticità sia nella descrizione dei dati che nell'esposizione e discussione della bibliografia precedente. L'argomento affrontato, già di per sé importante, è poi reso più interessante dalla sensibilità dell'A. nel correlare le diverse ipotesi sui singoli fenomeni ad un quadro tipologico globale. Non si può forse dire che con questo lavoro ogni problema della storia dei pronomi atoni francesi sia stato risolto – ma quando mai, con i clitici? –; di certo si tratta di un testo ammirevole per documentazione, la cui lettura sarà assai utile sia per i romanisti che per i linguisti interessati alla tematica dei clitici pronominali.

Monica Berretta



*Aspects de linguistique française. Hommage à Q.I.M.Mok.* Editeur RONALD LANDHEER, Amsterdam (Rodopi) 1988, 216 p. (*Faux titre* 38).

Ronald Landheer (p. 11–14) trace les grandes lignes de la carrière de Q.I.M. Mok, professeur de linguistique romane à l'Université de Leyde, dont la *bibliographie des travaux* (p. 7–9) permet de constater la diversité de ses intérêts: morphologie du français moderne, de l'ancien français et de l'ancien occitan; histoire de la grammaire et des théories grammaticales; lexicologie et phénomè-

<sup>6</sup> F. ANTINUCCI e A. MARCANTONIO, «I meccanismi del mutamento diacronico: il cambiamento d'ordine dei pronomi clitici in italiano», *Rivista di Grammatica Generativa* 5 (1980), 3–50.

nes socio-linguistiques entre autres. Sept des douze contributions concernent l'unité de recherche «Analyse lexicale basée sur des corpus» élaborée par l'Université Libre d'Amsterdam.

Bernard Al, *Langue source, langue cible et métalangue* (p. 15–29) souligne l'importance de la distinction systématique entre un dictionnaire de thème et un dictionnaire de version, il s'applique – dans sa contribution sur le traitement automatique de données lexicographiques – à montrer qu'il est possible de construire automatiquement un nouveau dictionnaire bilingue.

Bernard Bichakjian, *\*J'ai tombé pour je suis tombé: l'aboutissement d'une longue évolution* (p. 31–48) examine le passage des diathèses externe et interne aux voix active et moyenne, la genèse de la voix pronominale et le recul de l'aspect devant l'essor complémentaire des distinctions temporelles; il constate le recul du verbe «être» comme auxiliaire des temps composés et l'extension progressive de l'auxiliaire «avoir».

Paul Bogaards, *La valence comme indice de l'utilité des mots* (p. 49–61) traite de la notion de valence lexicale et il montre que cette valence prend insuffisamment en considération la valeur communicative des éléments devant figurer dans un vocabulaire de base destiné aux apprenants d'une langue étrangère; les quatre facteurs constituant cette notion, à savoir, l'inclusion, l'extension, la composition et la définition, sont étudiés d'un point de vue communicatif.

Danielle Corbin, *Une hypothèse à propos des suffixes -ISME, -IQUE, -ISTE du français: la troncature réciproque* (p. 63–75). Cette étude, s'appuyant sur l'hypothèse qu'en français les suffixes -ISTE et -IQUE construisent des adjectifs sur des bases nominales et le suffixe -ISME des noms sur des bases adjectivales, démontre, avec exemples à l'appui (Alpinisme/alpiniste; anarchisme/anarchiste; dirigisme/dirigiste; empirisme/empiriste/empirique; esclavagisme/esclavagiste; racisme/raciste) que l'on peut rendre compte des sens attestés des mots ainsi suffixés en ayant recours à des opérations de troncature réciproque.

Robert de Dardel, *Le titre: essai de systématisation* (p. 77–89) propose un cadre pour l'analyse, la description et le classement des titres d'oeuvres; il conclut à l'existence de structures sémantiques et de fonctions pragmatiques bien définies et à l'importance croissante du titre, et de ses substituts, comme critère de classement des oeuvres.

Anthonij Dees, *Analyse des rimes dans la «Bible» de Macé de la Charité, vol. VI et VII* (p. 91–106) envisage la possibilité de procéder à l'élaboration d'une dialectologie de l'ancien français «parlé».

Aafke Hulk, *La relation entre lexicologie et syntaxe en grammaire générative* (p. 107–118); la distinction entre arguments externes et internes et son implication pour la syntaxe sont illustrées par le passif, la construction en *faire par* et le phénomène de l'ergativité.

Ronald Landheer et Julia C. Szirmai, *Les effets sémantiques de la recatégorisation de l'adjectif* (p. 119–140). En prenant appui sur un domaine lexico-sémantique particulièrement riche de l'ancien français, à savoir celui des noms de couleur désignant des étoffes ou des vêtements, les auteurs tentent de démontrer que les effets sémantiques de cette recatégorisation sont considérables et multiples, tant sur le plan synchronique que sur le plan diachronique.

Pieter van Reenen, *AN/EN en ancien français: distributions (géo)graphiques* (p. 141–160). Les distributions de l'analyse montrent que la confusion est la plus avancée en Bourgogne et dans la Haute-Marne; l'auteur propose une nouvelle hypothèse pour expliquer ce phénomène.

Jaap J. Spa, *Pourquoi la loi des trois consonnes?* (p. 161–176). L'auteur tente de répondre à la question de savoir pourquoi tantôt le *schwa* tombe et tantôt ne tombe pas; la chute ou le maintien du *schwa* dépend de plusieurs facteurs: la structure de la syllabe à *schwa*, l'absence ou la présence d'une frontière de mot précédant la syllabe à *schwa* et, finalement, les possibilités de resyllabation des consonnes restantes de la syllabe qui a perdu son *schwa*.

Co Vet, *Temps verbaux et attitude propositionnelle* (p. 177–189). L'auteur montre que l'asymétrie entre l'usage direct (1<sup>ère</sup> pers. et présent) et l'usage indirect (autre personne ou autre temps) se retrouve dans les emplois dits modaux de l'imparfait, du futur (antérieur) et du futur du passé.

Wiecher Zwanenburg, *Flexion et dérivation: le féminin en français* (p. 191–208) aboutit à la conclusion que le féminin français fournit un cas d'une catégorie tantôt flexionnelle, tantôt dérivationnelle à l'intérieur d'une seule langue.

Marie-Claire Gérard-Zai

*Le Français parlé à Lyon vers 1750. Édition critique et commentée des «Mots lyonnais» de G.-J. Du Pineau (d'après Paris, Bibl. Nat., nouv. acq. fr. 22097) par ANNE-MARIE VAUPRAS, Paris (Klincksieck) 1991, 267 p.*

Anne-Marie Vaupras, die schon durch mehrere Monographien als profunde Kennerin der Dialekte Savoyens<sup>1</sup>, des Lyonnais und des Beaujolais hervorgetreten ist, ediert und kommentiert hier eine nicht nur für die Dialektforschung, sondern auch für die französische Lexikologie sehr bedeutsame Quelle. Es handelt sich um ein Verzeichnis von 977 «mots lyonnais» – rechnet man die in den Definitionen der Lexeme enthaltenen «(mots) chachés» (p. 5) noch hinzu, erhöht sich die Anzahl auf 1.030 –, das in dem 168 Folios umfassenden Manuskript nouv. acq. fr. 22.097 der BN Paris enthalten ist. In dem Manuskript sind Regionalglossare gesammelt, z.B. «mots picards» (fol. 1–40), ein «Dictionnaire angevin et François»<sup>2</sup> u.a.m. Die «mots» lyonnais (fol. 108–129) bilden gemeinsam mit den «mots bas-normands» (fol. 129–149)<sup>3</sup> eine Art Annex, der den Titel trägt: «Addition contenant neuf cent soixante dix sept mots lyonnais qu'il faut ajouter au(x) 1479 envoyez (sic!) à Monsieur Falconnet par le Père Du Pineau. Plus 794 mots de Basse-Normandie».

In dem eben zitierten Titel des Anhangs wird mit Monsieur Falconnet der Name des «spiritus rector» dieser umfassenden Glossarsammlung genannt. Camille Falconnet, Mitglied der Académie Royale des Inscriptions et Belles Lettres, hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Glossare aller französischen Dialekte zusammenzustellen. Hierbei bediente er sich der Mithilfe sachkundiger Informanten, die ihm die notwendigen Materialien, d.h. die entsprechenden Glossare lieferten. Sein Gewährsmann für das Lyonnais (wie im übrigen auch für das Anjou und die Normandie) war der passionierte Lexikograph Père Gabriel-Joseph Du Pineau, über dessen Vita wir nur recht dürftige Informationen besitzen. Es ist bekannt, daß Du Pineau 1694 in Angers geboren wurde, dort nach fünfjährigem Studium den Titel eines «maître ès arts» erwarb und bereits 1714 in den Augustiner-Orden eintrat. Vor 1740 muß er sich längere Zeit in Lyon oder Valence aufgehalten haben; und während dieses Aufenthaltes muß sein Interesse für den Dialekt des Lyonnais geweckt worden sein, wobei aber hervorzuheben ist, «que lui-même étant d'origine angevine ignorait probablement le parler lyonnais» (p. 11). Aus zwei an Falconnet adressierten Briefen Du Pineaus ist zu schließen, daß er die Liste der 977 «mots lyonnais» Anfang des Jahres 1746 erstellt hat. Wo jedoch die 1.479 im Titel des Annexes ebenfalls erwähnten Wörter verblieben sind, ist ein Geheimnis; im Manuskript der BN Paris sind sie jedenfalls nicht enthalten.

Du Pineaus an Falconnet geliefertes Verzeichnis enthält «à la fois des mots français et des mots régionaux» (p. 7), wobei letztere etwa die Hälfte der Zusammenstellung ausmachen. Die «mots régionaux» sind, wie sich aus einem Vergleich mit den später entstandenen Wörterbüchern des Lyonnais (Nizier du Puitspelu, Vachet) und mit dem *Atlas linguistique et ethnographique du Lyonnais* (= ALLY) ergibt, «authentiques régionalismes lyonnais» (p. 10) mit unterschiedlich weiter geographischer Verbreitung. – Du Pineau beschränkt sich nicht nur auf eine Auflistung der Lexeme, sondern gibt auch zu jedem Lexem eine Definition/einen Kommentar. In den meisten Fällen enthalten diese Kommentare das lateinische Etymon oder (so im Fall der «mots régionaux») die französische Übertragung des jeweiligen Wortes und dessen Einfügung in einen Satz bzw. Satzteil. Und hier wird der «caractère spontané, presque familier, de l'enquête» (p. 8) deutlich; Frau Vaupras stellt treffend fest: «(...) il semble évident que Du Pineau, en relevant ces bribes de phrases sans les traduire, a dû se contenter de les reproduire telles qu'il les avait entendues et telles qu'on les lui avait fournies» (p. 8).

<sup>1</sup> Cf. *VRom* 46 (1987), 311.

<sup>2</sup> Cf. P. RÉZEAU (éd.), *Dictionnaire angevin et François (1746–1748) de Gabriel-Joseph Du Pineau. Édition critique d'après Paris, Bibl. Nat., nouv. acq. fr. 22097, Paris 1989.*

<sup>3</sup> Textkritische Edition in Vorbereitung von J.-P. CHAUVEAU.



Bei der Edition des Du Pineauschen Glossars (p. 27–245), der eine umfassende, alle notwendigen Hintergrundinformationen bietende «Introduction» (p. 5–26) vorangeht, verfährt Vaupras so, daß sie Lexem für Lexem zunächst den Quellentext abdruckt (mit Angabe der entsprechenden Folios des Manuskripts) und diesem dann jeweils einen äußerst informativen Kommentar beigibt. In dem Kommentar wird aufgezeigt, ob und (wenn ja) unter welcher semantischen Bedeutung das entsprechende Wort in den für den Untersuchungsgegenstand relevanten Lexika (*FEW*, Robert, *Trésor de la langue française*, Nizier de Puitspelu u.a.) verzeichnet ist; außerdem liefert Vaupras hier überzeugende etymologische Erläuterungen und zeigt – was sehr positiv zu bewerten ist – unter Heranziehung der Regionalatlanten die geographische Verbreitung der einzelnen Lexeme auf. In einem Annex (p. 247–267) fügt sie die von ihr hier ebenfalls kommentierte Liste der 43 «mots lyonnais» bei, die in dem «Dictionnaire angevin et françois» enthalten ist.

Die von Frau Vaupras vorgelegte Arbeit ist von außerordentlich hohem Wert für die sprachwissenschaftliche Forschung. Für die Dialektologie ist sie von Bedeutung, weil mit dem Glossar Du Pineaus «le premier document lexicographique sur le français parlé à Lyon» (p. 12) zugänglich gemacht wird. Erst circa 150 nach Du Pineau edierte Nizier de Puitspelu, nachdem man zuvor die «patois» als «mauvais usage du français» (p. 15) verdammt hatte, den *Dictionnaire etymologique du patois lyonnais* (Lyon 1887–1890), dem dann 1907 A. Vachets *Glossaire des gones de Lyon d'après M. Toulmonde* (Lyon) folgte. Aus Du Pineaus Glossar lassen sich etliche für den Dialekt des Lyonnais typische Merkmale ermitteln (Vaupras führt diese p. 13–14 an); außerdem bietet das Glossar «aussi bien de nouveaux jalons pour l'étude des mots qui vivent encore aujourd'hui dans les patois ou dans la langue régionale, que de précieuses attestations de mots disparus» (p. 12). – Vaupras Edition ist aber auch eine wertvolle Hilfe für die Erforschung der französischen Lexikographie. Für viele französische Lexeme (also nicht «mots régionaux») – und diese machen ja, wie erwähnt, die Hälfte des Du Pineauschen Werkes aus – konnte hier die erste Belegstelle ermittelt werden.

Man muß Frau Vaupras für die von ihr geleistete und in einwandfreier Form präsentierte Arbeit dankbar sein.

Arnold Arens



PATRICE BRASSEUR, JEAN-PAUL CHAUVEAU, *Dictionnaire des régionalismes de Saint-Pierre et Miquelon*, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1990, 748 p. (*Canadiana Romanica* vol. 5).

Dans le concert des publications récentes consacrées à l'étude du vocabulaire des français régionaux, et dont la qualité s'avère très variable, l'ouvrage recensé s'élève clairement au-dessus de la moyenne. À l'égal des *Régionalismes de l'Ouest* de P. Rézeau, mais élaboré à partir d'un corpus totalement différent (enquêtes orales), il mérite d'être considéré comme un modèle du genre.

P. Brasseur, auteur de l'*ALN*, et J.-P. Chauveau, co-auteur de l'*ALBRAM*, ont effectué des enquêtes de 1983 à 1986 auprès de quarante-cinq témoins originaires des îles et âgés pour la plupart de plus de soixante ans; mais ces derniers ne furent pas les seuls mis à contribution, les auteurs ayant volontiers recueilli dans leurs filets tous les régionalismes entendus lors de leurs séjours répétés dans les îles. Leur longue expérience de dialectologues, conjuguée à l'intérêt et à la bonne volonté des témoins, leur a permis d'accumuler une imposante somme de renseignements sur le vocabulaire différentiel du français des îles de Saint-Pierre et Miquelon. Les nombreuses formes (quelque 1650 entrées représentant environ 2500 acceptations illustrées par plus de 5000 exemples) ont eu droit à un traitement lexicographique professionnel.

L'ouvrage comporte d'abord une introduction (1–29), dans laquelle on trouvera: un résumé de l'histoire des îles et de leur peuplement; un exposé sur les conditions et les modalités de l'enquê-

te, un rapide portrait des particularités phonétiques et morpho-syntaxiques (elles sont rares) de ce français insulaire; enfin, une section consacrée à la structure des articles. Le corps même du dictionnaire s'étend sur plusieurs centaines de pages (31–721); une typographie plus économe aurait pu réduire de moitié au moins les dimensions (et le coût prohibitif) de l'ouvrage, mais la présentation y aurait peut-être (?) perdu un peu en clarté. Une riche bibliographie (723–33) et un index onomasiologique (735–45) font suite aux matériaux. Les lecteurs qui ignoreraient encore où se trouve l'archipel de St-Pierre et Miquelon pourront l'apprendre sur une carte en page 746, suivie de quelques photos d'époque sur les activités de la pêche dans les îles.

Les articles comportent une entrée typisée (et accompagnée d'une transcription phonétique là où la prononciation ne se déduit pas automatiquement et univoquement de la graphie). Les différentes acceptions sont séparées et numérotées; de très nombreuses citations, au contenu souvent métalinguistique, les illustrent. Un système de renvois donne accès à toutes les autres entrées dans lesquelles on peut trouver une citation comprenant le mot traité; dans chaque citation, les mots traités ailleurs dans le dictionnaire sont suivis d'un astérisque; on renvoie aussi aux éventuels synonymes (à l'intérieur du cadre différentiel). Une notice comparative et historique – exigence minimale mais que l'on cherchera en vain dans de nombreux ouvrages sur les français régionaux – nous est offerte ici, avec un luxe de détails qui montre que les auteurs connaissent bien et pratiquent avec brio les nombreux ouvrages cités en bibliographie. Certaines notices sont particulièrement remarquables (cf. *daleter*, *énocter*, *pignocher*, *tiaude*). Les lexicologues qui s'intéressent au français régional de l'Ouest ainsi qu'aux français québécois et acadien auront tout intérêt à dépouiller en long et en large le *Dictionnaire* de P. Brasseur et J.-P. Chauveau.

Nous enchaînerons maintenant avec quelques remarques de détail qui nous sont venues au fil de notre lecture et qui, nous l'espérons, apporteront leur humble contribution à cet ouvrage exemplaire à bien des points de vue:

Grammaire: «On emploie plus couramment les formes d'indicatif que celles du subjonctif pour les verbes du premier groupe dans les subordonnées dont le verbe est régulièrement au subjonctif en français.» (22) Pas uniquement «du premier groupe», on trouve aussi des exemples du deuxième groupe («il faut qu'il guérit, qu'il aboutit quoi!» s.v. *aboutir*) et du troisième groupe («il faut bien qu'y a des barrots» s.v. *barrot* 1). D'après l'exemple donné par les auteurs, la restriction «du premier groupe» ne vaut peut-être que pour les subordonnées régies par un verbe à l'imparfait.

«Les substantifs ont le même genre qu'en français général; mais ceux qui commencent par une voyelle sont généralement féminins à SPM.» (20) À la liste fournie par les auteurs, aj. *arbre* (s.v. *castille* 1), *éclair* (s.v. *chalin* 4), *essieu* (s.v. *charrette* 1). En outre, pourquoi *étang* a-t-il eu droit à une entrée par la seule vertu de son changement de genre, alors que les autres vocables dans la même situation ont dû se contenter d'une mention dans l'introduction?

Nomenclature. On pourrait suggérer quelques ajouts qui favoriseraient et faciliteraient une utilisation optimale de l'ouvrage: aj. *bain de sueur*, *baïne de sueur* avec un renvoi à *sueur*; aj. *pouce* avec un renvoi à *faire le pouce* s.v. *faire*; s.v. *Sot-breton*, aj. *Sotte-bretonne* s.f. comme co-adresse (la forme fém. ne se laisse pas automatiquement déduire de la forme masc., et elle est attestée dans l'ex. n°3); *batture* est en fait toujours au pluriel dans les exemples, et *overall*, la plupart du temps; *tan* devrait précéder *tank* dans l'ordre alphabétique.

Définitions: on a eu le plus souvent recours aux équivalents du français de référence, procédé qui s'avère en général satisfaisant, réservant les véritables descriptions aux lexèmes dénotant des référents propres à la réalité des témoins. S.v. *rink*, la déf. «ancienne patinoire» est peut-être trop contextuelle. L'usage de l'imparfait dans l'exemple semble en effet indiquer qu'il s'agit d'un référent qui n'existe plus, mais alors c'est l'usage de ce mot qui est ancien; quand on l'employait encore, il ne désignait pas une «ancienne patinoire».

Notice comparative et historique: – à quelques reprises, les auteurs parlent de «prononciation», «prononciation ancienne» ou «prononciation particulière» là où il nous aurait semblé plus approprié de parler de «forme», ancienne, particulière, etc. (*abriter* pour *abrier*; *bourbon* pour *bourdon*; *capelonier* pour *capelanier*; *capestan* pour *cabestan*; *furon* pour *furoncle*; *ponchon* pour

*poinçon*); s.v. *platebière*, «mot dont la prononciation est très variable» plutôt «type attesté sous plusieurs formes». S.v. *rapasser*, on a pourtant pris la peine de spécifier: «n'est pas une variante phonétique de *repasser*».

— *amigo* «marin espagnol» est un délocutif, comme nous l'apprend la citation n° 2 («Ils sont toujours en train de dire *amigo*, ami. Alors ils les ont surnommés les *amigos*»), et on aurait pu l'identifier comme tel.

— *avoir la casserole* «être plaqué (par son fiancé, sa fiancée), foutre la casserole (à quelqu'un) «le plaquer (son fiancé, sa fiancée) rappelle québ. *manger de l'avoine, faire manger de l'avoine* (resp.) id.» (GPFC<sup>1</sup>; selon Desruisseaux, *Dictionnaire des expressions québécoises*, Montréal, BQ 1990: «L'expression rappelle une coutume amusante qui existait autrefois dans certaines provinces françaises: la jeune fille qui désirait mettre fin aux fréquentations déposait à la dérobee dans l'une des poches du jeune homme une poignée d'avoine. Celui-ci, comprenant le message, ne revenait plus». Malheureusement, Desruisseaux ne cite pas ses sources).

— *avec un fanal* «en retard, tard», «expression particulière» selon les auteurs, s'explique peut-être de la façon suivante: le second exemple «Je me suis pas couchée avec un fanal» pourrait avoir d'abord voulu dire «je me suis couchée alors qu'il ne faisait pas encore tout à fait nuit»; la motivation se perdant, on en serait venu à dire, comme dans le premier exemple: «Je me suis levée avec un fanal ce matin», tout en maintenant le sens de «tard».

— s.v. *foie*, on peut lire «L'opposition *foie dur* et *foie mou* est typique des parlers acadiens (...), alors qu'au Québec les deux adjectifs sont substantivés: le *dur* et le *mou*, comme dans un certain nombre de parlers régionaux de France». En fait, *mou* «foie mou, poumons» semble appartenir au français de référence (cf. PR1), ce qui, étrangement, ne serait pas le cas de *dur*.

— si la forme graphique *fourneau économique* correspond bien à la transcription [furnó ékónómik], rend-elle justice à la transcription [- ékonomi]? Il y a peut-être lieu de poser une forme *fourneau-économie*.

— *mackinaw* «emprunt au français du Canada»: pourrait aussi être un emprunt à l'anglais du Canada, cf. Avis<sup>2</sup> s.v.

— on peut lire s.v. *pistache* «cacahuète» que ce mot «est toujours utilisé au Canada français à partir d'où il s'est introduit à SPM». Cela est possible, mais cet emploi est désuet (quelques attestations, 1910 — 1937, FTLFQ<sup>3</sup>), et cette forme ne s'emploie plus (et ne s'est guère jamais employée) avec ce sens au Canada, comme on peut le constater en consultant les principaux ouvrages de référence (Ø Dunn, Clapin, Dionne, GPFC, Massignon, Massicotte, Bergeron, ALEC, Seutin, DFQ, Rézeau, *CanadRom* 1, DFPlus 1988, Boudreau, DulongCanad, Desruisseaux; désormais Dunn — Desruisseaux<sup>4</sup>); les cacahuètes sont appelées familièrement *peanuts*, *pinottes* (de l'angl. *peanut*, cf.

<sup>1</sup> GPFC: *Glossaire du parler français au Canada*, Québec, 1930 (reprint 1968, Université Laval)

<sup>2</sup> W. S. AVIS, et al. *A Dictionary of Canadianisms on Historical Principles*, Toronto 1967.

<sup>3</sup> FTLFQ: *Fichier du Trésor de la Langue Française au Québec*.

<sup>4</sup> Dunn: OSCAR DUNN, *Glossaire franco-canadien*, Québec 1880 (reprint 1976, Université Laval); Clapin: SYLVA CLAPIN, *Dictionnaire canadien-français*; Montréal 1894 (reprint 1974, Université Laval); Dionne: NARCISSE-EUTROPE DIONNE, *Le parler populaire des Canadiens Français*, Québec, 1909 (reprint 1974, Université Laval); Massignon: GENEVIÈVE MASSIGNON, *Les parlers français d'Acadie. Enquête linguistique*, 2 vol., Paris (Klincksieck) 1962; Massicotte: MICHELINE MASSICOTTE, *Le parler rural de l'Île-aux-Grues (Québec). Documents lexicaux*, Québec (Université Laval) 1978; Bergeron: LÉANDRE BERGERON, *Dictionnaire de la langue québécoise*, Montréal (VLB) Éditeur, 1980; ALEC: *Atlas linguistique de l'Est du Canada*, 10 vol., (Gouvernement du Québec) 1980 (c.f. JUNEAU RLiR 47, 235—40); Seutin: ÉMILE SEUTIN et al., *Richesses et particularités de la langue écrite au Québec*, 8 vol., (Université de Montréal) 1982; DFQ: *Dictionnaire du français québécois. Volume de présentation*, Québec (Université Laval) 1985 (cf. HAUSSMANN, VRom. 41, 181—201; c.r.



*GPFC*, DulongCanad), et plus formellement *arachides* (cf. *DFPlus* 1988). Cf. infra «mots cachés» s.v. *beurre de pistache*.

— *tapin* «petite morue», «peut-être jeu de mots à partir de l'équivalence de *morue* et *tapin* dans le vocabulaire de la prostitution?»: cette hypothèse est convaincante, mais au lieu de «jeu de mots» on aurait pu parler de «dérivation synonymique».

— Les auteurs se sont toujours appliqués à citer les formes et emplois acadiens, québécois et louisianais qui présentent des analogies avec les formes relevées à St-Pierre et Miquelon. Malgré leurs efforts, quelques-uns leur ont échappé:

**apparence (de)** s.f. «indication, probabilité dans le domaine météorologique»: attesté au Canada, cf. *GPFC*, Seutin, DulongCanad.

**balle de foin** s.f. «botte de foin pressé» est courant en québécois (*ALEC* 825x p.65, 837x p.157; attesté également dans la métalangue des auteurs de l'*ALEC*, q. 837, commentaire). Une attestation dans un journal bilingue de 1775 (*FTLFQ*) le donne aux côtés de l'angl. *bales of hay*, mais on ne saurait affirmer dans quel sens s'est effectué l'emprunt.

**batterie** s.f. «pile»: anglicisme connu au Québec; cf. Seutin.

**Bonhomme-carnaval** s.m. «mannequin de Mardi-Gras»: à rapprocher de *Bonhomme Carnaval* «personnage costumé, jovial et matelassé qui préside aux fêtes du Carnaval de Québec» DulongCanad.

**bout** m. «espace de temps»: Contrairement à l'affirmation des auteurs («La valeur temporelle n'y [Québec, Acadie et Louisiane] semble cependant connue que dans des locutions substantives comme *un bout de temps*»), une phrase telle «Y a un maudit bout» [= il y a très longtemps] (citation n° 1 s.v. *bout*) rappelle «Ça fait un maudit bout», très courant au Québec. Toutefois, il est vrai qu'on n'en trouve guère la trace dans les ouvrages spécialisés (Ø Dunn—Desruisseaux). L'*ALEC* donne, à côté des nombreux *bout de temps* (1088, 1729, 1730), *un bout* (de chemin, de temps) 1447 x p.57, mais la parenthèse est-elle seulement explicative ou fait-elle obligatoirement partie du syntagme?

**caler** v. intr. «boire beaucoup»: cf. Québec *caler* v.tr. «boire rapidement (une bouteille de bière, un grand verre d'alcool)» Bergeron, Seutin, DulongCanad.

**cas** s.m.: l'expression *en cas que* est aussi connue au Québec, mais on la cherchera en vain dans les principales sources (Ø Dunn—Desruisseaux). Elle est cependant bien attestée dans le *FTLFQ*, de façon constante depuis 1659 et jusqu'à nos jours.

**chez eux, chez toi, chez elle . . .** s.m. «chez-soi, domicile» est aussi attesté au Canada, cf. *GPFC* s.v. *cheuz*.

**coacher** v.tr. «diriger (une équipe de sport)» est fréquent au Québec (cf. Seutin *coacher* ou *coatch* v.tr. «diriger, piloter (des joueurs) comme entraîneur»).

STRAKA, *RLiR* 50, 248—253, RÉZEAU, *CahLex* 49, 1986, II, 145—7, FRANCARD, *FrMod* 56, 1988, 246—54; Rézeau, *CanadRom* 1: P. RÉZEAU, «Le français du Québec à travers la presse écrite» in: *Français du Canada — Français de France*, Actes du Colloques [sic] de Trèves du 26 au 28 septembre, publiés par H.-J. NIEDEREHE et L. WOLF (coll. *Canadiana Romanica*, vol. 1), Tübingen (Niemeyer) 1987, p. 201—275 (c.f. THIBAUT, *RLiR* 52, 454—62; HOLTUS, *ZRPh.* 106, 602—4; WITTLIN, *VRom.* 48, 341—3); *DFPlus* 1988: *Dictionnaire du français plus à l'usage des francophones d'Amérique*, éd. principal CLAUDE POIRIER, Montréal (CEC) 1988 (inédit lors de la rédaction de l'ouvrage recensé; c.f. RÉZEAU, *CahLex* 54, 168—71, MAURIS, *FrMod* 58, t. 1/2, p. 124—8, WOOLDRIDGE, *UTQ* 59, 176—8); Boudreau: ÉPHREM BOUDREAU, *Glossaire du vieux parler acadien*, Montréal (Éd. du Fleuve) 1988; DulongCanad: GASTON DULONG, *Dictionnaire des Canadianismes*, Larousse Canada, 1989 (c.f. THIBAUT, *RLiR* 54, 613—617, WOOLDRIDGE, *UTQ* 60—I, 180—1; inédit lors de la rédaction de l'ouvrage recensé).

**coco-nut** s.m. «noix de coco»: les auteurs ont raison d'affirmer «Emprunt à l'anglais comme dans les parlers du Québec (DLQ [= Bergeron])», mais à la différence de SPM qui prononce [kukunòt], la prononciation québécoise est [kókónòt] ou [kòkònot] (cf. Bergeron «pron. coconote», Seutin *coconotte*). Les deux emprunts sont donc clairement indépendants.

**collation** s.f. «goûter que l'on prend au milieu de l'après-midi ou de la matinée» tend peut-être à devenir désuet en France (d'après TLF5, 1032b et Rob 2, 701 a), mais cela ne semble pas être le cas au Québec, où on l'emploie encore couramment (bien qu'avec un autre sens: «goûter servi à des enfants, ou que ceux-ci apportent à l'école»). Les dictionnaires d'usage courant le donnent sans marque, il ne faut donc pas s'étonner de son absence des sources de canadianismes. On trouvera seulement dans ALEC 180x *collation* «repas léger pendant la soirée» p. 167, ce qui ne rend pas compte de l'emploi et de la diffusion réels du terme.

**compreure** s.f.: comparer SPM «Il a la compreure dure» (2<sup>e</sup> ex.) avec québ. «Il est dur de compreure» (GPFC, ALEC 2278, Desruisseaux).

**connaissance** s.f.: *avoir connaissance de* «s'apercevoir» est fréquent au Québec (malgré Ø Dunn-Desruisseaux; attesté dp. 1886, FTLFQ).

**conter** v.tr. «raconter»: «vieux ou régional en français» (Rob 2, 865a), il est fréquent en québécois (cf. par ex. *conter des contes* «raconter des histoires» Dionne, GPFC; *conte-moi ça* «raconte-moi ça» Seutin; *se conter des peurs* «se raconter des histoires» Seutin).

**couple** s.m.: *un couple de* «quelques» correspond à québ. *une couple de* s.f. «id.», cf. Seutin, DulongCanad.

**crème glacée** loc. nom. f. «glace»: est très répandu au Québec, et considéré comme standard, par rapport à *crème à glace*, parfois fustigé comme anglicisme (cf. DulongCanad); *glace*, pour sa part, y est inusité dans ce sens. Comme le syntagme *crème glacée* se trouve dans les dictionnaires d'usage (PR1), il ne faut pas s'étonner de son absence dans les ouvrages différentiels; les auteurs ont eu cependant raison de le mentionner ici, car il s'agit en fait d'un régionalisme de fréquence, dû à «l'écart négatif» constitué par l'absence du terme *glace* «crème glacée» en français d'Amérique. On pourrait même suggérer une entrée *glace* pour rendre compte de ce phénomène.

**dou** s.m. «Dieu, dans l'expression Mon dou dou»: attesté dans DFQ sous la forme *mon doux*, graphie qui correspond mieux à notre sentiment étymologique (cf. québ. *mon doux Jésus* interj.).

**dur** adj.: *dur au métier* «qui travaille beaucoup», *dur sur le temps* «qui sort en mer par mauvais temps», à rapprocher de québ. *dur à son corps* «peu sensible à la souffrance» GPFC.

**épais (d')** loc. adv. «d'épaisseur»: Courant au Québec (dp. 1649, FTLFQ; ALEC 726x, 727, 825x, 870x).

**fiable** adj. «sûr, sans danger (dans des tournures impersonnelles)»: ce mot, il est vrai, est d'un emploi traditionnel au Canada, mais se dit plutôt des personnes, cf. GPFC.

**fort** adj.: *être fort sur* «avoir un goût alimentaire marqué pour» est tout à fait courant au Québec, cf. Dionne (qui définit *fort* «friand» dans cet exemple: «Es-tu fort sur le sel?»).

**indien (en taille d')** loc. adj. «assis en tailleur» rappelle québ. *assis en indien*, de même sens (cf. ALEC 569x, 1794x).

**neutre** s.m. «zéro ou point mort (d'un appareil)», calque de l'angl. *neutral*, est aussi attesté en québécois (cf. DulongCanad).

**newfie** s.m. ou f., adj. «habitant de Terre-Neuve»: «emprunt à l'anglais de l'abréviation familière de *Newfoundlander*». Attesté au Québec, cf. DulongCanad, avec en plus le sens de «niais, idiot, imbécile».

**niouf** s.m. «habitant de Terre-Neuve»: «abréviation du mot anglais propre à SPM, semble-t-il». À rapprocher de l'anglais canadien *Newf* «habitant de Terre-Neuve» (1958, Avis). Cette forme est connue au Québec, mais uniquement avec le sens de «niais, idiot, imbécile».

**oui** adv. «si (affirmatif en réponse à une interrogation négative)»: même emploi au Québec, où le *si* réfutatif est inusité (cf. Seutin: «Pour affirmer le contraire de ce qu'exprime une proposition négative qui précède, le français du Québec utilise généralement *oui*; *si* n'est guère usité»). Boudreau se donne la peine de signaler l'existence du *si* adversatif dans le parler acadien de Rivière-

Bourgeois (Cap-Breton, Nouvelle-Écosse), ce qui constitue indirectement une preuve de son caractère exceptionnel au Canada.

**palourde** s.f.: «attesté [...] uniquement dans les parlers acadiens»; malgré *ALEC* 1419, *palourde* est standard au Québec et normalisé par l'Office de la langue française, cf. *DulongCanad* et *DFPlus* 1988 (inédits au moment de la rédaction de l'ouvrage recensé).

**peser** v.intr.: *peser sur* «appuyer, exercer une pression avec un ou plusieurs doigts» n'a pas été relevé par les auteurs dans les sources de canadianismes, mais ils l'ont «entendu au Québec et en Acadie (Nouveau-Brunswick) avec le même emploi qu'à SPM». *DFPlus* 1988 (alors inédit) donne s.v. *peser*: «peser sur (cour). Appuyer (sans idée de force). Peser sur un bouton (fam. *sur un piton*)».

**piler** v. intr. «piétiner» «est toujours vivant également au Canada, quoique moins fréquent que les dérivés *piloter* et *pilasser* (*ALEC* 2154)». En fait, et en dépit de *ALEC* 2154, *piler* en québécois est très courant (*piler sur les pieds*, *piler sur une robe GPFC*), alors que les dér. *piloter* et *pilasser* nous semblent plutôt rares dans l'usage contemporain.

**pluguer** v.tr. «brancher»: «dérivé original de *plug*». Est aussi attesté au Québec, cf. Bergeron, Seutin, *DulongCanad*.

**revirer** v.intr. «retourner» «est resté courant dans ceux [les parlers] du Canada et particulièrement en Acadie»: en fait, tout aussi courant au Québec, cf. Seutin pour de très nombreuses attestations.

**rondelle** s.f. «palet de hockey» est plus qu'un «mot attesté au Québec», c'est un mot québécois normatif (cf. *DFPlus* 1988), aux côtes de *puck*, plus familier et fustigé comme anglicisme (*DulongCanad*). Le mot *palet* dans ce sens est à peu près inconnu au Québec.

**rouleau à pâte** s.m. «rouleau à pâtisserie»: cette forme est seule employée au Québec (*rouleau à pâtisserie* est inusité), mais elle n'est certes pas sentie comme québécoisme, car on ne la trouve presque nulle part (cf. *DFPlus* 1988 s.v. *pâte*; dp. 1819, *FTLFQ*).

**sandwich** s.m. [*sənwiʃ*]: «Emprunt direct à l'anglais, comme en témoigne la prononciation» plutôt «emprunt à la forme phonique de l'anglais». De telles adaptations sont aussi attestées au Québec, cf. Bergeron («pron. sanne-ouitche»); *ALEC* 198x ([*sānwɪʃ*] p. 88, 111; [*sānwɪʃ*] p. 146); *ALEC* 1786x ([*sānwɪʃ*]). Seutin relève une graphie *sannouiche*. Ce mot est cependant de genre féminin en québécois (sauf dans la langue soutenue).

**sens** s.m.: *sans bon sens* «en grande quantité» serait, selon les auteurs, un «Emploi particulier de la locution française», mais il est en fait très courant en québécois avec le sens de «très, beaucoup, à l'excès» (cf. Dionne *boire sans bon sens* s.v. *sens*; cf. en outre 9 attestations chez Seutin).

**suce** s.f. «sucette, petite tétine qu'on donne au bébé» est aussi attesté en québ. (cf. *DulongCanad*; *DFPlus* 1988; 4 attestations chez Seutin), et pas seulement «tétine de biberon» (*ALEC* 1809).

**suçon** s.m. «bonbon fixé au bout d'un bâtonnet, sucette» est très fréquent au Québec (cf. Seutin, *DFPlus* 1988, *DulongCanad*).

**toto** adj. «niais» est très courant au Québec, mais presque introuvable dans les sources (Ø *Dunn-Desruisseaux*; cf. toutefois *ALEC* 1735 *Toto* «sobriquet populaire» p. 88). Est attesté au *FTLFQ* dp. 1974.

**toujours** adv. rejeté en fin de phrase ou de proposition «en tout cas, de toute façon» est courant au Québec, cf. *Dunn*, *Dionne*, *GPFC*; plusieurs attestations dans Seutin.

**wiper** s.m. [*wɪpɛr*] «essuie-glaces» est connu au Québec, aux côtés de [*waɪpɛr*], cette dernière forme étant plus proche de la prononciation anglaise. Dans les ouvrages consultés, nous avons relevé *ouaillepeu* (Bergeron) et *wiper* (Seutin).

Mots cachés: Certains emplois particuliers, attestés dans les exemples, n'ont pas eu droit à une entrée, comme l'expliquent eux-mêmes les auteurs dans l'introduction: «On rencontrera dans les textes cités des emplois originaux qui ne donnent pourtant pas lieu à une entrée spécifique. Chaque fois il s'agit d'emplois qui n'ont été relevés que chez un seul locuteur et dont on n'a trouvé aucune mention dans la littérature spécialisée. Ils ont été considérés comme des faits personnels.» (25) Étant donné que: 1) les faits personnels nous intéressent aussi; 2) les hapax ne le sont que jusqu'à preuve du contraire; 3) certains phénomènes dont les auteurs n'ont pas tenu compte sont attestés dans les ouvrages spécialisés, nous nous sommes permis de relever quelques unités lexic-



les qui ont attiré notre attention. Dans certains cas, les auteurs auraient aussi pu gloser entre crochets (ce qu'ils ont fait à l'occasion) ces «faits personnels» pas toujours aisément décodables.

**attraper** v.tr.: «recevoir (un coup)» s.v. *racoquillé* 1 («Un chien ou bien un chat ou autre, qui a attrapé un coup»); à aj. s.v. *attraper*.

**avec** adv.: «aussi, de même» s.v. *bœuf gras* 1 («Pour mardi-gras quoi ils déguisaient un boeuf, et pis les gens se déguisaient avec quoi»). Attesté au Québec, cf. Dionne, Seutin, Bergeron. Ce sens est attesté une fois en ancien français, ainsi qu'à quelques reprises en wallon et en franco-provençal (cf. *FEW* 24, 30b s.v. *AB Hoc*).

**baiser** v.tr.: «voler» s.v. *paquer* 2 («Les broches à tricoter sont toutes paquées et collées. Personne peut en baiser»).

**beurre de pistache** loc. nom. m.: s.v. *pistache* «cacahuète», on apprend que ce mot est «Surtout connu dans l'expression *Beurre de pistache*». «Le beurre de pistache ils ne connaissent pas ça». On aurait pu consacrer une entrée à cette «expression». Cette dénomination d'un produit à peu près inconnu en France (celui qu'on peut trouver en Suisse est appelé *beurre de cacahuètes*), mais extrêmement répandu en Amérique du Nord, correspond au québ. *beurre de peanuts* (fam. cf. Seutin s.v. *peanut* et *smoothy*) et *beurre d'arachides* (plus formel, cf. *DFPlus* 1988 s.v. *arachide*). Le syntagme *beurre de pistache* est attesté au Québec, mais aujourd'hui désuet (1920–1937, *FTLFQ*).

**boisson** s.f.: «alcool» s.v. *toto* 2 («Celui qui a pris trop de . . . trop de boisson, on disait ben il va attraper le toto de bonne heure») et *trois-six* 5 («Le trois-six [alcool à 90°] qu'on appelle, serait meilleur que toutes les autres boissons»). Courant au Québec, cf. Dionne, Clapin, Bergeron. Ce sens est attesté en français (*TLF* et *Rob* 1988), mais peut-être un peu vieilli en France (l'ex. le plus récent est de Céline, 1936, cf. *TLF*).

**bonne amie** loc. nom. f.: «petite amie» s.v. *blonde* 1 («Sa bonne amie, sa blonde, sa poule hein . . .»); «provincial» dp. Balzac 1833, selon *TLF*. Pour la longue liste d'att. dialectales, cf. *FEW* 24, 449a s.v. *AMICUS*, -A I 4. Aj. SPM.

**chose** s.m. «machin, truc» s.v. *tarte aux raisins* («Quand il est bien trempé on le laisse dans le chose à gelée là»). Connu au Québec (2 att. 1972, *FTLFQ*). D'après *FEW* 2, I, 542a s.v. *CAUSA* I 2 c β, *chose* m. «mot par lequel on désigne un objet dont on ne trouve pas le nom» serait français dp. Zeller 5 (1386!), mais un tel emploi n'est pas très bien attesté dans les sources canoniques (cf. *TLF* et *Rob* 1988). L'attestation de SPM est intéressante.

**core** adv.: «encore» s.v. *rallier* 5 («Il est tard, il est pas core rallié»). L'aphérèse est largement attestée dans les parlers d'oïl; l'exemple de SPM est à aj. *FEW* 4, 474b s.v. *HORA* III 1 a β.

**cretons** s.m.pl.: «charcuterie à base de viande de porc» s.v. *lard* 1 («Papa faisait, on faisait les pâtés, on faisait le pâté de tête tout ça vous savez, les cretons, ce qu'on appelait les cretons»). Québécoisme très largement attesté, cf. *GPFC*, Seutin, Rézeau, *CanadRom* 1, *DFPlus* 1988, *DulongCanad*, etc. La seule attestation canadienne dans *FEW* 16, 314b-315a s.v. *KERTE* («kanad. *grétons*») est erronée dans la forme et dans le sens. *Rob* 1988 cite, sans s'en rendre compte, un auteur québécois pour exemplifier à tort *cretons* avec le sens qu'a ce mot en France (cf. Rézeau *CanadRom* 1). Quant à *TLF*, il ne fait aucune mention du sens particulier de ce mot au Québec.

**déjeuner** v. intr., s.m.: si *dîner* réfère au repas du midi et *souper* au repas du soir, que faut-il penser de *déjeuner*, absent de la nomenclature? A-t-il cédé la place à *petit-déjeuner*? Si tel est le cas, il vaudrait quand même la peine de le souligner. En outre, la notice s.v. *dîner* laisse à désirer: «Emplois aujourd'hui archaïques en français [lequel?], mais qui se sont conservés dans les parlers régionaux de France et du Canada». On préférera la notice, plus juste et plus complète, qui apparaît s.v. *souper*: «Ces emplois sont considérés comme vieux ou régionaux en France (. . .), mais ils se sont conservés dans les autres pays francophones, notamment au Canada».

**emprunté** adj.: «embêté, gêné, hésitant» dans la locution *pas emprunté pour* s.v. *gabarit* 6 («Quelqu'un qu'est pas emprunté pour telle ou telle chose, ben on dit c'est un gabarit [. . .] oui, je vous dis qu'est pas emprunté pour tel ou tel travail»). Un sens proche («qui manque de naturel, qui est gêné») est attesté en français (cf. *TLF* s.v. *emprunté* ex. 2), mais cet emploi en tournure négative sem-

ble original. Cf. aussi *emprunté* adj. «embarrassé, maladroit» (dp. env. 1190, *FEW* 4, 606b s.v. *IMPRŌMŪTŪARE*).

**enragé (pour, après)** adj.: «très enthousiaste; avide» s.v. *boule* 2 («Les enfants sont enrégés pour manger ça»), *choquette* 2 («Ah si ils sont enrégés pour la chasse!»), *guigne* 3 («Les chats sont enrégés pour ça, pour manger de la guigne, ah là là!»), *perdrix* 4 («la bonne femme ici elle est enrégée après ça [perdrix]»), *turlutte* 4 («Quelquefois y en a 3 ou 4 [des poissons] de grimpés les uns sur les autres comme ça sur la même turlutte, quand il est enrégé»). Locution inattestée, à aj. *FEW* 10, 10a s.v. *RABIES*, aux côtés d'expressions telles mfr. frm. *enrager de* faire qch «éprouver un désir violent de» (env. 1550—DG), frm. *enrager après* «éprouver une violente passion pour» Malherbe, etc.; cf. en outre *enragé de* «qui est gouverné par un désir ardent, une passion démesurée» (*TLF* s.v.), *enragé pour* «(en partic., dans le domaine sensuel) qui est passionné à l'excès pour» (ib., avec un ex. de Proust: «hommes [. . .] enrégés pour les femmes»).

**grand-pères** s.m.pl.: «boules de pâte cuites dans un sirop» s.v. *berdouille* 3 («Les Saint-Pierrais appelaient les Miquelonnais mangeurs de berdouilles, les doballés\* ou des grand-pères si vous voulez»). Courant au Québec, comme le signalent eux-mêmes les auteurs dans la notice; cf. *GPFC*, Seutin, *DFPlus* 1988. À aj. *FEW* IV, 221b s.v. *GRANDIS*.

**là** adv.: à notre avis, il y a lieu de reconnaître dans l'emploi de *là* à Saint-Pierre et Miquelon un régionalisme de fréquence (et d'emploi) par rapport au français hexagonal, mais qui s'apparente à l'usage québécois, cf. P. Martel: «Finalement nous avons retenu quatre vocables qui, selon nous, présentent des écarts positifs et significatifs par rapport à l'usage général. Ce sont *autre*, *puis* (+ *pis*), *là* et *aller*» (*TraLiQ* 2, 28)<sup>5</sup>. De nombreux exemples nous semblent illustrer la valeur de simple phatème qui est souvent celle de *là* en français québécois (cf. Diane Vincent, «C'est ici ou là? C'est ici, là», dans *Variation omnibus*, Edmonton 1981, p. 437—444): «y a l'alouette blanche qui court là sur le sable là — [. . .] — pis les alouettes de marée, qui est peinte de couleur beaucoup plus . . . plus grisaille là, plus haut sur pattes un peu» (s.v. *alouette* 5); «un chien là vous êtes là pis vous êtes à l'attacher là pour . . .» (s.v. *attacher*); «Les martyrs\*, les . . . les Anglais\* ben avant qu'ils passent Canadiens là, les martyrs ils venaient avec des . . . des chiottes de doris\*, ils s'en venaient avec des billets là.» (s.v. *billet* 1); «Au Diamant là, où qu'est la ferme à Duguet là, en amont quoi hein là où est-ce qu'y a un petit marais là, y avait plusieurs buttereaux là.» (s.v. *buttereau* 1); «. . . surtout les jeunes là les premiers qu'arrivent là, mais les vieux, les vieux pailles-au-cul qu'on appelle là, ça tend à disparaître aussi» (s.v. *paille-en-cul* 3); «Les pique-bois on voit ça à\* la montagne, là . . . C'est vert, pis y a un peu . . . c'est un peu orange ici, là» (s.v. *pique-bois*); «Quand il tombe de la neige là, pis que ça vole là, ben on dit il poudre» (s.v. *poudrer* 1); «Parce que y a des godes\* qu'ont des filets blancs ici là» (s.v. *religieuse*); «On faisait une relle ici là» (s.v. *relle* 3); «La maison-là, ici là, elle était sur charpente» (s.v. *sur* 16); «Une tarte aux raisins, vous savez le pain qui est rassis là, on le met à tremper. Quand il est bien trempé on le laisse dans le chose à gelée là. Après là j'écrase ça» (s.v. *tarte aux raisins*); «Mais là c'était . . . c'était velimeux. Là ça piquait là» (s.v. *velimeux* 2); etc.

**maçonnite** s.f.: «matériau de construction vendu en panneau ou en planche, à base de fibres de bois mou ou dur reliés par des résines» s.v. *carcassages* («Après les carcassages, eh ben vous mettez le placage\* de . . . plaques de maçonnite ou de contreplaqué [sic]»), *carcasse* 1 («Pour mettre la maçonnite sur les murs, vous mettez des carcasses [. . .] Pis par-dessus ça vous mettez la plaque de . . . soit de contreplaqué [sic] ou de maçonnite ou de préfini») et *carcasse* 3 («. . . si eux qu'ont des maisons avec des carcasses comme ça pis des plaques de maçonnite ou bien de contreplaqué [sic] . . .»). Attesté au Québec sous la forme *masonite* s.m. («marque de commerce» DulongCanad; «formica [?]» Seutin), où on le prononce [*masônait*], d'un mot américain attesté dp. 1926, cf. OED<sup>2</sup> (*Masonite* [melsənaɪt], also *masonite* n. «The proprietary name of a type of fibreboard made from

<sup>5</sup> *TraLiQ* 2: *Travaux de linguistique québécoise* vol. 2, publiés par L. BOISVERT, M. JUNEAU et Cl. POIRIER, Québec (Université Laval) 1978.

wood-fibre pulped under high-pressure steam) et Matthews (*Masonite* n. «the trade-mark name of a form of wood fibre pressed into sheets and used esp. in kitchens and bathrooms»)<sup>6</sup>.

**masse** s.f.: *en masse* «beaucoup (en intensité, non en quantité)» s.v. *pouffin* 1 («Ça tire sur le brun en masse, ça se tient dans le goémon\* un pouffin»). Attesté au Québec, cf. Clapin, Bergeron. *TLF* 11, 466b n'atteste que le sens de «en grande quantité», qui ne s'applique pas vraiment ici. À aj. *FEW* 6, I, 442b–443a s.v. *MASSA*.

**œil** s.m.: dans la locution *être avec de l'œil* «bien voir, avoir une bonne vue» s.v. *vette* 1 («Et comme la morue dans... à cette saison-là est plutôt avec de l'œil, tout en coulant la morue attrape la vette, voyez-vous»). Loc. non attestée dans *TLF* s.v. *œil*.

**orier** s.m. «oreiller» s.v. *taie-oreiller* et *tête d'oreiller*. Forme attestée dp. l'ancien français (cf. *FEW* 1, 179b s.v. *AURICULA*), mais qui n'est pas reçue comme standard. Courant au Canada (cf. *ALEC* 132), mais en recul chez les jeunes générations.

**parage** s.m. sg. «parages; secteur, espace déterminé de la mer» s.v. *piole* 4 («... on dit là y a une bonne piole voyez-vous, parce que la morue tient dans le parage c'est-à-dire dans le secteur»). Cet emploi nous a paru notable. Le seul emploi au singulier dans *TLF* 12, 928a date de 1797. Tous les autres exemples sont au pluriel. À aj. *FEW* 7, 634b s.v. *PARARE* II 2.

**passer** v. intr.: «devenir» s.v. *billet* 1 («Les martyrs\*, les... les Anglais\* ben avant qu'ils passent Canadiens là, les martyrs ils venaient avec des... des chiottes de doris\*, ils s'en venaient avec des billets là»). Se rattache aux emplois réunis dans *TLF* 12, 1117b s.v. *passer*<sup>1</sup> 1<sup>re</sup> section II B 1: «L'idée est celle d'une évolution, d'un changement, d'une transformation subis ou réalisés», mais toujours sous la forme *passer à... de/en*. L'emploi attributif à SPM est original. Cf. en outre *passer* d'un état, d'un sentiment, etc. à l'autre «quitter une manière d'être, etc. pour une autre» (dp. d'Aubigné, *FEW* 7, 710a s.v. \**PASSARE* I 1).

**pâté de tête** loc. nom. m.: «fromage de tête» s.v. *lard* 1 («Papa faisait, on faisait les pâtés, on faisait le pâté de tête tout ça vous savez, les cretons, ce qu'on appelait les cretons»). Ø *TLF* 12, 1159–60 s.v. *pâté*; Ø *Rob* 1988 7, 169 s.v. *pâté*. À aj. *FEW* 7, 745a s.v. *PASTA*. Connu au Québec sous le nom de *tête fromagée*, cf. *GPFC*, *TLF* loc. cit., *DFPlus* 1988, etc.

**pis** conj. de coord.: régionalisme de fréquence, cf. *là*. Dans les citations, on trouve de très nombreux exemples d'emplois de *pis* qui rappellent l'usage québécois, cf. entre autres P. Laurendeau, «Sur la systématique et la combinatoire du joncteur *PI* en québécois», *TraLiQ* 4, 13–58; Rézeau, *CanadRom* 1.: «Forme absente de ROB en ce sens. Fréquent en France dans le parler pop., davantage encore au Québec»; *DFPlus* 1988 s.v. *pis*: «1. fam. Conjonction de coordination liant des parties du discours qui sont de même nature; 2. Souvent employé comme cheville syntaxique sans signification précise»; *TLF* 14, 24b s.v. *puis*: «REM. *Pis*, adv., pop. ou région. (notamment au Canada)<sup>7</sup>. Exemples: «Ils faisaient venir des bêtes au printemps, du Canada, pis ils les laissaient à l'engrais ici et pis à l'automne ils les tuaient» (s.v. *à* 2); «ils prenaient la ligne pis ils l'allongeaient sur leurs bras, vous savez, ils l'allongeaient. Pis après ils mettaient ça sur le caret\*» (s.v. *allonger* 3); «Vous avez votre bingle dans votre main, pis y a un gars qui est là-bas, pis il jette la balle, pis vous tapez sur la balle» (s.v. *bingle* 2); «Pis on tourne la champlure pis ça sort» (s.v. *champlure* 3); «On mettait nos pois pis comme\* ils montaient, ben on mettait une rame pis ils montaient dessus» (s.v. *rame* 2); «Y a un type qui le tranche\*, sur l'étal, pis il tombe dans la baille\*, pis de la baille d'eau on le prend pis on le met dans le boyard\*, pis du boyard on le reporte pour le saler» (s.v. *étal* 4); «Pis avec votre canne\*, vous tapez dessus pis vous l'envoyez loin» (s.v. *pipet* 1); «C'est un morceau de bois pointu des deux bouts, pis on a un bâton, une canne\*. Pis on tape dessus pis faut l'envoyer comme ça. Alors le type va le chercher. Vous posez la canne à travers le trou et pis le gars le jette»

<sup>6</sup> *OED*<sup>2</sup>: *Oxford English Dictionary*, 2<sup>e</sup> éd., 1989, Oxford (Clarendon Press); Matthews: M. MATTHEWS, *A Dictionary of Americanisms on Historical Principles*, Chicago (The Univ. of Chicago Press) © 1951.

<sup>7</sup> *DFPlus* 1988 et *TLF* 14 n'étaient pas encore publiés lors de la rédaction de l'ouvrage recensé.



(s.v. *pipet* 2); encore cinq att. s.v. *poutine* 1; «... et pis on la relevait pis on la mettait en arrime\* pis on mettait une petite couche de sel dessus» (s.v. *relever* 3); etc.

**préfini** s.m.: «matériau de construction vendu en panneaux, qui imite le bois et sert de revêtement de finition intérieure» cf. citation supra s.v. *maçonnette*; très répandu au Québec, bien que peu attesté (Ø Dunn—Desruisseaux; dp. 1960, *FTLFQ*, parfois sous la forme *pré-fini*, parfois comme adjectif: *contreplaqué préfini*)

**professeur** s.f.: «femme professeur» s.v. *rester* 2 («C'est une professeur qui reste dans la rue X»): emploi qui rappelle la forme québécoise normalisée *professeure* f. (cf. Rézeau, *CanadRom* 1, 262; *DFPlus* 1988).

**radio** s.m. «poste de radio» s.v. *revirer* 2 («Mon radio [poste de radio] eh bien je vais le revirer»). Courant au Québec, cf. *DFPlus* 1988: «souvent au masc. dans l'usage courant». Cf. encore *TLF* 14<sup>8</sup>, 246a s.v. *radio* II B b: «Rem. Empl. au masc. rare»; suit une citation de Alain, puis un renvoi à *achaler* ex. 2 (mauvaise réf., en fait ex. 1) où l'on trouvera, bien sûr, un exemple québécois (G. Roy). Ø *Rob* 1988.

**telles telles** «telles quelles» s.v. *vague* (en-) 1 («On vendait les carottes telles, telles dans un sac»). Ø *Rob* 1988 s.v. *tel*; à aj. *FEW* 13, I, 55–7 s.v. *TALIS*.

**trop bonne heure**: «trop tôt» s.v. *ramasser* 5 («Alors on les larguait\* à la fin de... à la fin de novembre, pour avoir des... pour pas avoir des petits trop bonne heure, parce que [sic] si on les avait trop bonne heure, c'était l'hiver»). Cf. PtAud *bonne heure* «de bonne heure» *FEW* 4, 470b s.v. *HORA* I 3 a β.

**venir** «devenir» s.v. *carrelet* 3 («Le balai [espèce de poisson] vient assez grand»). Courant au Québec (cf. *GPFC*, Seutin), Attesté en français (1405—Fur 1690) ainsi qu'un peu partout sur le territoire galloroman, cf. *FEW* 14, 240b–241a s.v. *VENIRE*.

**venir (s'en)**: *s'en venir par morceaux* «tomber en morceaux» s.v. *pourri-consommé* 1 («Les bardeaux\*, là, ils sont pourris, ils sont pourris-consommés, ils s'en viennent par morceaux»). L'expression nous semble familière en québécois, mais elle n'est pas figée; quant à *s'en venir* au sens de «venir», il est très bien attesté au *FTLFQ*.

— Renvois: les auteurs ont systématiquement renvoyé aux autres entrées où l'on peut trouver, dans les exemples, des attestations supplémentaires du mot traité. On ajoutera: *attraper* «avoir» → *muleron* 3; *pied-de-vent* «phénomène météorologique...» → *qui* 2; *toujours* «en tout cas» → *paquer* 4, *pied* 11. Aj. un astérisque à *jusqu'à tant* s.v. *châssis*.

Coquilles: elles se font remarquablement rares pour un ouvrage de plus de 700 pages. On a relevé: p. 33 une personne qu'à l'ambition ] qu'a; p. 47 *bredasser* ] *berdasser* (c'est la forme donnée en entrée et la seule forme attestée dans les exemples); p. 48 à vivre allure ] à vive allure; p. 85 va t-en ] va-t'en; p. 99 **BLACK** ] **BLACK**; p. 128 *sobreton* ] *sot-breton* (selon la forme donnée en entrée et dans les exemples); p. 140 les a laissé prendre ça ] les a laissés prendre ça; p. 159, 533 contreplaqué ] contre-plaqué; p. 171 **TS8AK-** ] **TŠAK-**; p. 189, 192 **TS8IK-** ] **TŠIK-**; p. 210 simultanément ] simultanéité; p. 260 siècle ] siècle; p. 267, 580 *FEW* 24/1 ] *FEW* 24; p. 320 établissemen ] établissement; p. 351, 451 équivalent ] équivalant; p. 379 le mot à pris ] le mot a pris; p. 386 nom pantalon ] mon pantalon; p. 406, 551 onomatopéïque ] onomatopéique; p. 476 l'Anse - à - l'Allumette ] l'Anse-à-l'Allumette; p. 488 s'abime ] s'abîme; p. 495 enregistrée ] enregistrée; p. 512 s.v. *pied* 3 et 564 s.v. *qui* 2: pied de vent ] pied-de-vent (neuf fois sur onze cette forme a été orthographiée avec traits d'union); p. 543 dans les îles d'Anticosti et de-la-Madeleine ] à l'île d'Anticosti et aux Iles-de-la-Madeleine; p. 548 traîne ] traîne; p. 573 parce qui ] parce que; p. 616 nom utilisable ] non utilisable; p. 632 avant de début ] avant le début; p. 671 phonétiqu ] phonétiques; p. 676, 697, 717 plastic ] plastique (à moins qu'il ne s'agisse d'explosifs!); p. 682 onomatopéique ] onomatopéique; p. 725 l'institut linguistique ] l'institut de linguistique.

Dans l'introduction, on apprend que «Les hivers [à SPM] sont certes moins vigoureux qu'au Canada à cause de l'influence océanique [...]». Le Canada étant un pays de près de dix millions de

<sup>8</sup> Cf. note 7.

kilomètres carrés qui s'étend de Saint-Jean (T.-N.) à Vancouver (C.-B.) – deux villes au climat océanique –, cette affirmation étonnera un peu le lecteur canadien. Il faut probablement comprendre que pour la plupart des Français, le «Canada» se limite encore à quelques arpents de neige en bordure du fleuve Saint-Laurent.

Bibliographie: elle est déjà très riche, mais on se permettra de suggérer aux auteurs quelques ajouts: cf. AVIS, supra note 2; cf. CLAPIN, DIONNE, DUNN, SEUTIN supra note 3; *Travaux de linguistique québécoise*, vol. 1, 1975, publiés par Marcel Juneau et Georges Straka; vol. 2, 1978, publiés par Lionel Boisvert, Marcel Juneau et Claude Poirier; vol. 3, 1979, publiés par Lionel Boisvert, Marcel Juneau et Claude Poirier; vol. 4, 1983, publiés par Jean-Marcel Léard. Finalement, la consultation de l'imposant fichier (env. trois millions d'occurrences) du Trésor de la langue française au Québec, à l'Université Laval, aurait pu permettre aux auteurs de combler çà et là quelques menues lacunes dans cette remarquable contribution à l'étude du vocabulaire des français régionaux que représente leur *Dictionnaire*.

André Thibault



*Trésor de la langue française. Dictionnaire de la langue du XIX<sup>e</sup> et du XX<sup>e</sup> siècle (1789–1960)*, édité par le Centre national de la recherche scientifique. Institut national de la Langue Française Nancy, t. XIII (*pénible – ptarmigan*), Paris (Gallimard) 1988.

Der hier anzuzeigende Band mit seinen fast 1.500 Seiten ist dem größten Teil des Buchstabens P gewidmet, dessen Behandlung schon in Band XII begonnen worden ist und erst in Band XIV enden wird. Nachdem der *TLF* bereits seit einigen Bänden eine verbindliche Form für die lexikographische Beschreibung seines Materials gefunden hat, bestand auch keine Veranlassung, in einem speziellen Vorwort zu prinzipiellen Fragen Stellung zu nehmen. So finden sich vor dem eigentlichen Wörterbuch auch nur das Mitarbeiterverzeichnis, eine weitere Ergänzungsliste zur Bibliographie sowie das Abkürzungsverzeichnis.

Daß der *TLF* entsprechend seiner Zielsetzung als Sprachschatz des Modernfranzösischen seit der Französischen Revolution sein Hauptaugenmerk naturgemäß auf die Beschreibung des gegenwärtigen Sprachgebrauchs richtet, ist naheliegend und bedarf an sich nicht besonderer Erwähnung. Wie wir in unseren früheren Besprechungen mehrfach deutlich gemacht haben, bietet der *TLF* aber nicht nur eine breitangelegte Beschreibung des Französischen der letzten beiden Jahrhunderte, sondern er hat zugleich auch in einem bisher noch nicht dagewesenen Maße den Wortgebrauch bis ins einzelne analysiert, wobei man sich die Erkenntnisse der neueren Sprachwissenschaft zunutze gemacht hat. Hier Beispiele aus dem vorliegenden Band nennen zu wollen erübrigt sich im Grunde, weil die mit äußerster Sorgfalt durchgeführte Kontextanalyse praktisch allen Wörtern zuteil wird, sofern sie nicht zur Gruppe der monosemen Termini technici im weitesten Sinne des Begriffes gehören. Immerhin soll auf Artikel wie *placer, plaindre, plaire, protéger, protester* verwiesen werden, in denen wie auch sonst bei den Verben der Valenz und Distribution besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. In besonders komplexen Fällen wird den umfangreichen Artikeln bekanntlich eine Inhaltsübersicht vorangestellt; dies ist in Band XIII der Fall bei *pensée, penser, pied, porter, prendre, présenter*. Dieselbe Akribie, die die Wortanalysen auszeichnet, findet sich wieder in der Beschreibung der Wortbildungselemente, von denen eine ganze Reihe in diesem Band vorkommen. Zu diesen gehören einmal die Konstituenten griechischen oder lateinischen Ursprungs, die vor allem in den Fachtermini der Wissenschaftssprache Verwendung finden; von diesen als éléments formants bezeichneten Elementen finden sich mehr als 80 in Band XIII (*péri-, -pétale, -pète, pétro-, -pexie* usw). Hinzu kommen die weniger zahlreichen éléments de composition wie *perce-, pèse-, pique-, plat-, plein(e)-, porte-, -post/poste-, pousse-*,

*presse-, protégé-*, zu denen auch *philosophico-, physico-, politico-* gezählt werden. Schließlich werden separate Artikel auch noch einigen Präfixen (*post-, pour-, pré-, pro-*) gewidmet, von denen *pré-* besonders ausführlich behandelt wird (8 Seiten!), während Suffixe auf Grund ihres vokalischen Anlautes in diesem Band fehlen. In jedem Fall werden auf Grund des Belegmaterials die einzelnen Elemente hinsichtlich ihrer Bedeutung, ihrer Verwendung etwa in bestimmten Fachsprachen, ihrer Kombinierbarkeit mit anderen Elementen sowie ihrer Produktivität genau beschrieben, so daß man den Eindruck gewinnt, es bei den Artikeln zu den Wortbildungselementen mehr noch mit einer Anleitung zu ihrer Verwendung als mit einer bloßen Bestandsaufnahme zu tun zu haben.

Bekanntlich hatte der *TLF* zunächst vor, das Modernfranzösische in den zeitlichen Grenzen von 1789 und 1960 zu beschreiben, wie es im übrigen auch noch auf dem Titelblatt des Bandes XIII heißt. Je mehr man sich aber vom terminus ad quem entfernt, desto häufiger begegnet man auch Wörtern und speziellen Verwendungen, die erst nach diesem Zeitpunkt aufgekommen sind oder an Bedeutung gewonnen haben. Da der *TLF* vor allem auch ein Wörterbuch des Französischen des 20. Jahrhunderts sein will (man beachte, wie 20<sup>e</sup> s. durch verhältnismäßig große Lettern gegenüber 19<sup>e</sup> s. im Titel auf dem Schutzumschlag hervorgehoben wird), ist es naheliegend, daß er über den ursprünglich selbst gesetzten chronologischen Endpunkt hinausgeht, wobei es sich um lexikalische Neuerungen handeln muß, die einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht haben (cf. dazu in Band VIII [1980] p. VIII: «Dans la nomenclature, . . ., sont accueillis désormais des mots récents enregistrés dans la plupart des dictionnaires de langue actuels, . . .»). Zu den erst nach 1960 aufgekommenen Neologismen, die im Band XIII berücksichtigt worden sind, gehören etwa *pétrodollar, phallocrate, -cratie* (s. *phallo-*), *piétonnier* adj. (s. *piéton* adj.), *plastiquer* (mit *plastique*, -eur), *polluant* adj./s., *psy, psychédélique* (mit *psychédélisme*). Aber auch spezielle Verwendungen, die erst nach 1960 Verbreitung gefunden haben, werden registriert, so etwa *se planter* empl. abs./fam. «heurter, brutalement un obstacle; se tromper grossièrement, échouer», *préavis* (*de grève*).

Immer wieder überrascht auch, mit welcher Häufigkeit man auf den Seiten des *TLF* Elemente des regionalfranzösischen Wortschatzes findet. Hierfür gibt es zwei Gründe. Einmal hat sich der *TLF* schon nach dem Erscheinen der ersten Bände entschlossen, in verstärktem Maße den regionalfranzösischen Wortschatz in seinen Spalten zu berücksichtigen. Zum andern ist der *TLF* bei seinen Auszügen immer wieder auf Regionalismen gestoßen, die von den Autoren aus der heimatischen Sprechweise bewußt oder unbewußt in die Literatursprache übernommen worden sind. Aus der Westschweiz sowie aus angrenzenden Regionen werden etwa zitiert Suisse *pétouiller* fam. «ne rien faire de sérieux; hésiter, lambiner», Doubs, Haute-Savoie, Suisse *pive* «fruit des conifères, en particulier du sapin», Suisse *planelle* «carreau, brique de carrelage», frpr. *poche* «louche», Savoie *pochon* «cuiller à pot; louche», frpr. *poulailler* «ensemble des oiseaux de basse-cour», Suisse *poutzer* fam. «astiquer, nettoyer». Von diesen regional-französischen Lexikalien, die nur von begrenzter Gültigkeit sind, hat man die Wörter regionalen Ursprungs zu unterscheiden, die in den Wortschatz der französischen Standardsprache integriert worden sind. Wenn man sich die Artikel des *TLF* etwas genauer ansieht, stößt man auch in Band XIII auf lexikalische Elemente, die über ihre Ursprungsregion hinaus zur Bereicherung des französischen Wortschatzes beigetragen haben. Zu diesen gehören *pieuvre* (< norm.), *piger* «mesurer à l'aide d'une pige» (< Bourgogne), *piolet* (< valdôtain), *pisé/piser* (< région lyonnaise), *potin* «bavardage» (< norm.), *pouffiasse* (< norm.), *pouliche* (< norm./pic.), *poussière* (< ostfr.).

In der Konzeption des *TLF* als umfassendes Sprachwörterbuch des Modernfranzösischen seit der Französischen Revolution war von Anfang an auch eine angemessene Berücksichtigung des spezifisch sprechsprachlichen Wortschatzes vorgesehen. So hat es durchaus nichts Außergewöhnliches an sich, daß man in den Spalten des *TLF* neben dem Wortschatz der Standard- und Literatursprache sowie den Fachterminologien auch Elementen und speziellen Verwendungen der Umgangssprache (pop., fam.), der Gruppensprachen (argot militaire, argot des écoles etc.) und des Argot im engeren Sinne begegnet. Die Sorgfalt, mit der die sprechsprachlichen Elemente be-



handelt werden, macht zugleich deutlich, daß diese für den *TLF* einen integrierenden Bestandteil der Beschreibung des französischen Wortschatzes darstellen. Im Wortschatz manifestiert sich am augenfälligsten, daß jede Sprache ein Diasystem ist, und der *TLF* hat diesem Umstand Rechnung getragen, indem er nicht einseitig die Standard- und Literatursprache favorisiert, sondern auch den Substandard in seine Beschreibung miteinbezieht. Zahlreich sind auch in Band XIII die Lexien, die den verschiedenen Registern des Substandards angehören, so daß sich eine Aufzählung verbietet. Aus Mangel an eindeutigen Kriterien tendiert der *TLF* dazu, sich in vielen Fällen hinsichtlich der Zuordnung zu den einzelnen Registern nicht festzulegen; cf. etwa *pépin* pop. et fam. ‹parapluie› (*GLLF*: fam.), *pignouf* pop. et fam. ‹individu grossier, . . .› (*GLLF*: pop.), *pile* pop. et fam. ‹volée de coups, raclée› (*GLLF*: fam.). Ähnlich wie bei (*se*) *pieuter* (s. *pieu*<sup>2</sup>) pop. ‹se coucher› (*GLLF*: pop.) sollte eigentlich auch bei *pioncer* arg. ou pop. ‹dormir (profondément)› (*GLLF*: pop.) und *pote* arg., pop. ‹ami, camarade› (*GLLF*: pop.) auf Grund der heutigen Verbreitung beider Wörter die einfache Angabe pop. genügen.

Bekanntlich hat sich der *TLF* aus platzökonomischen Gründen schon frühzeitig entschlossen, einen Großteil der Ableitungen in den Artikel des jeweiligen Simplex aufzunehmen. Später wurde weiter differenziert, indem den Ableitungen mit einem gewissen Verbreitungsgrad und einem entsprechenden Alter die Rubrik *Dér.* vorbehalten blieb, während nur vereinzelt gebrauchte Ableitungen einer Rem. überschriebenen Rubrik zugewiesen wurden. Gegen dieses Verfahren, das auch in Band XIII angewendet wird, ist im Prinzip nichts einzuwenden, da es die *faits de langue* von den *faits de parole* unterscheidet. Nicht einzusehen ist dagegen, daß beide Rubriken – abgesehen von ihrer unterschiedlichen Bezeichnung – auch noch vom Block *Pronon. et Orth./Etymol. et Hist.* voneinander getrennt sind. Da eine Ableitung, die heute noch ein *fait de parole* ist, in wenigen Jahren schon ein *fait de langue* sein kann, wäre es sicher sinnvoller gewesen, alle Ableitungen unabhängig von ihrem gegenwärtigen Status unter der Rubrik *Dér.* zu vereinen und die beiden Kategorien durch einen bloßen Absatz voneinander zu trennen, um so mehr als Rem. auch dazu dient, allgemeine Bemerkungen zum Sprachgebrauch einzuführen (so wird etwa s. *présent* adj. Rem. in beiden Funktionen gebraucht). Im übrigen kann man zumindest in Einzelfällen an der im *TLF* vorgenommenen Zuordnung zu Rem. bzw. *Dér.* Zweifel hegen. So fungiert s. *piètre piètrerie* ‹vx› unter der Rubrik *Dér.*, während *piètrément*, das im Gegensatz zu *piètrerie* noch in den neuesten Wörterbüchern (*GLLF*, *PRObert* etc.) genannt wird ‹rare› und zudem ein altes Wort ist (cf. *FEW* 8, 121a s. *pedester*), unter Rem. aufgeführt wird.

Schließlich sollen sich hier noch zwei Korrekturen anschließen, die den synchronen Artikelteil in Band XIII betreffen. Fr. *phonologie* wird hier nur in seiner modernen, auf Trubetzkoy zurückgehenden Verwendung erwähnt, in der Phonologie die wissenschaftliche Beschäftigung mit der bedeutungsunterscheidenden Funktion der Sprachlaute ist. Vom ursprünglichen Gebrauch, in dem die Bezeichnung später durch *phonétique* abgelöst wurde, ist im synchronen Teil des *TLF*-Artikels nicht die Rede, obwohl *phonologie* in dieser Verwendung von der zweiten Hälfte des 19. Jh. bis tief ins 20. Jh. hinein üblich war. Ein früher Beleg für beide Termini findet sich übrigens in E. Littrés Vorwort zur zweiten Auflage von A. Brachets *Grammaire historique de la langue française* (1968): «La phonologie ou phonétique, nouveau mot pour un nouveau point de vue dans l'étude des langues, examine les sons, leurs modifications et leurs transformations» (p. IX). Ein Hinweis auf die im 19. Jh. verbreitete Verwendung von *phonologie* ‹phonétique› findet sich im *TLF* lediglich unter der Rubrik *Etymol. et Hist.*, wo *phonologie* in der Bedeutung ‹traité sur les sons› (1846) erwähnt wird. – Unter *proparoxyton* ist aus Versehen die Definition für *paroxyton* ‹(mot) qui porte un accent aigu sur l'avant-dernière syllabe› gegeben worden, während es richtig ‹. . . sur l'antépénultième syllabe› heißen sollte.

Neben der Analyse des synchronen Sprachgebrauchs seit der Französischen Revolution, dem Hauptanliegen des *TLF*, werden auch Angaben zur Geschichte und Etymologie des jeweiligen Wortes unter der Rubrik *Etymol. et Hist.* vermittelt; damit erweist sich der *TLF* als Sprachschatz des Modernfranzösischen mit sprachhistorischer Komponente. Dieser diachronen Komponente der in Band XIII enthaltenen Artikel sollen im folgenden ein paar Bemerkungen gewidmet werden.

Zahlreich sind auch in diesem Band wieder die Wörter, die das Französische aus anderen lebenden Sprachen entlehnt hat, und zwar vor allem aus dem Englischen, Italienischen und Deutschen, wobei die Übernahmen aus der letzteren Sprache in der Hauptsache in den technisch-wissenschaftlichen Fachterminologien zu suchen sind. Hinsichtlich der Geschichte der Lehnwörter ist im *TLF* insofern ein Fortschritt festzustellen, als man sich bemüht, auch für die Termini der technisch-wissenschaftlichen Fachvokabulare, die traditionell internationale Wanderwörter sind und ihre Herkunft auf Grund der griechisch-lateinischen Konstituenten nicht verraten, den genauen Ursprung zu ermitteln, was bisher in vielen Fällen noch nicht geschehen war. Der *TLF* hat hier Sachforschung betrieben bzw. die entsprechenden Quellenwerke für andere Sprachen regelmäßig herangezogen und so mehrfach die genaue Herkunft der technisch-wissenschaftlichen Termini bestimmen können. Was den technisch-wissenschaftlichen Wortschatz angeht, erhalten wir also im *TLF* auch Informationen, die über das Französische hinausgehen. So erfahren wir etwa, daß Termini wie *plancton*, *plexiglas*, *polypeptide*, *prolan*, *provitamine* im deutschen Sprachgebiet entstanden sind. In anderen Fällen haben die Untersuchungen zu den Wanderwegen des internationalen technisch-wissenschaftlichen Wortschatzes noch nicht zu einem endgültigen Ergebnis geführt. So sind bei *poliomyélite*, *polyester*, *polymériser*, *polyvinyle*, *propylène/propène* die englischen Entsprechungen wohl früher belegt; der *TLF* läßt aber die Frage offen, wo exakt diese Termini entstanden sind.

Weiter oben wurde schon darauf hingewiesen, daß der *TLF* seine Aufmerksamkeit vermehrt den verschiedenen Registern der gesprochenen Sprache schenkt. In der Rubrik Etymol. et Hist. ist man auch bemüht, dem volkssprachlichen Wortschatz eine diachrone Dimension zu geben. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß diesem Bemühen relativ enge Grenzen gesetzt sind, weil die Zeugnisse für die Umgangssprache der Unterschichten bis zum 18. Jh. überaus spärlich fließen. So ist es sicher kein Zufall, daß viele volkssprachlichen Elemente sich erst seit dem 19. Jh. nachweisen lassen, so etwa *pichenette* (1820), *pignouf* (1857), *pingre* (1808), *pioncer* (1827), *plouc* (1880), *popote* (1857), *potache* (1865), *potasser* (1838), *pouffiasse* (1859) etc. Neben der in diachroner Hinsicht mangelhaften Dokumentation ist ein anderes Charakteristikum der Elemente des volkstümlichen Wortschatzes, daß ihre Herkunft weitgehend im dunkeln liegt. In der Tat ist der Ursprung aller oben genannten Wörter mit Ausnahme von *pouffiasse* ungeklärt oder aber zumindest umstritten, und das gilt auch für viele andere Fälle. Im Zusammenhang mit der Etymologie volkssprachlicher Termini bleibt also noch viel zu tun.

Auch auf die Angabe des lateinischen Etymons in der Rubrik Etymol. et Hist. soll hier kurz eingegangen werden. Einmal gibt die spezielle Sprachform des Lateins, aus der das Etymon stammt, Anlaß zu einer Bemerkung. Vereinzelt heißt es bei der Etymonangabe eines Erbwortes «du lat. class. . . » (s. *perdre*, *père*). Auch wenn die Belege für das lateinische Wort aus der klassischen Latinität stammen, sollte doch diese Formulierung vermieden werden, weil dadurch der Eindruck erweckt wird, es bestehe eine direkte Beziehung zwischen dem klassischen Latein und dem romanischen Erbworteschatz. Andererseits werden bei Herkunft aus dem Vulgärlatein die Bezeichnungen lat. pop. (s. *percer*, *perte*, *pertuis*, *pic*, *piétaille*, *pilier*, *piper*, *piquer* etc.) und lat. vulg. (s. *pente*, *perle*, *peu*, *pinson*, *poitrine*, *porc-épic*, *poulie*, *pourrir*, *prêle*, *preux*, *prochain* etc.) verwendet. Hier wäre ein einheitlicher Sprachgebrauch am Platze gewesen, um nicht bei Außenstehenden den Eindruck aufkommen zu lassen, es handele sich um verschiedene Formen des Lateins. Normalerweise wird das Etymon bei lateinischen Imparisyllaba mit gleicher oder wechselnder Akzentstelle auf folgende Weise gegeben, *ponce*: Du b. lat. *pomicem*, acc. de *pomex*; *pont*: Du lat. *pontem*, acc. de *pons*; *ponton*: Du lat. *pontonem*, acc. de *ponto*; *prison*: Du lat. *pre(n)sionem*, acc. de *\*pre(n)sio*, contraction de *prehensio*; s. *peur* begnügt man sich jedoch mit dem Hinweis «Du lat. *pavor* «émotion qui saisit; crainte, épouvante, effroi», was sicher nicht vermuten läßt, welcher speziellen Form das fr. *peur* seinen Ursprung verdankt. In diesem Zusammenhang muß auch erwähnt werden, daß die Angabe der Vokalquantität bei den lateinischen Etyma nur unregelmäßig erfolgt. Meistens fehlt sie, so etwa bei *poil* < *pilus*, *poindre* < *pungere*, *poire* < *pira*, *pourpre* < *purpura*, *prix* < *pretium*. Vereinzelt findet sie sich (*pierre* < *pētra*, *perdre* < *perdere*), und dann auch auf Voka-

len, wo sie zumindest aus romanistischer Sicht überflüssig ist: *ponton* < *pontōnem*, acc. de *pontō, tōnis*; *prison* < *pre(n)sionem*, acc. de *\*pre(n)sio*, contraction de *prehensio*. Man kann natürlich der Meinung sein, daß der potentielle Benutzer des *TLF* sich in erster Linie für den synchronen Sprachgebrauch interessiert. Wenn man es aber für nötig erachtet, die Analyse des modernen Sprachgebrauchs durch eine diachrone Rubrik Etymol. et Hist. zu ergänzen, so sollten die Angaben zur Etymologie derart beschaffen sein, daß sie auch einem Nichtspezialisten Einblick in die Lautentwicklung des Französischen gewähren.

Wie schon in früheren Besprechungen mehrfach ausgeführt worden ist, wird das *FEW* als wichtiges lexikologisches Quellenwerk für die Sprachen der Galloromania auch vom *TLF* regelmäßig benutzt, wobei der *TLF* mehr als einmal auf Grund der ihm zur Verfügung stehenden Materialien die Angaben des *FEW* ergänzen und korrigieren kann. Nach wie vor ist aber nicht durchsichtig, nach welchen Kriterien das *FEW* als Quelle vom *TLF* zitiert wird. So finden sich neben vielen Fällen, in denen das *FEW* erwähnt wird, auch solche, in denen es nicht genannt wird, obwohl die Angaben sicher aus dieser Quelle stammen, auch wenn der Beleg vom *TLF* kontrolliert und mit genauer Stellenangabe versehen worden ist; man vergleiche etwa die Angaben zur Gültigkeitsdauer von *physiologie* «étude des choses naturelles» im *TLF* und *FEW* 8, 412a s. *physiologia* sowie von *pisé* (mit den Varianten *pizé/pisai*) im *TLF* und *FEW* 8, 539b s. *\*pinsiare*. Da eine häufige Nennung des *FEW* im Text selbst unnötig viel Platz in Anspruch nehmen und damit zugleich dessen Lesbarkeit erschweren würde, wäre es sinnvoller, generell einen Hinweis auf den entsprechenden *FEW*-Artikel in die Rubrik Bibliographie (Bbg.) aufzunehmen, womit sicher auch jenen Benutzern gedient wäre, die sich für die diachrone Komponente des *TLF* interessieren.

Schließlich sollen hier noch ein paar Einzelbemerkungen zur Rubrik Etymol. et Hist. folgen, die sich bei der Durchsicht des Bandes XIII ergeben haben. Fr. *phonographe* im Sinne von «celui qui transcrit la prononciation des mots» ist schon 1836 belegt (cf. B. Quemada, *Les dictionnaires du français moderne 1539–1863*, 1968, p. 102). – Fr. *phonétiste*, das heute weitgehend von seinem Konkurrenzwort *phonéticien* verdrängt worden ist, wird im *TLF* lediglich in einer Remarque s. *phonéticien* erwähnt und hat demnach auch kein Anrecht auf eine diachrone Komponente. Immerhin ist zu sagen, daß *phonétiste* zu Beginn unseres Jahrhunderts relativ verbreitet gewesen ist («seit Lar 1907» laut *FEW* 8, 398a) und auch schon von A. Thomas in seinem Aufsatz «La science étymologique et la langue française» (in *Revue des Deux Mondes*, 1<sup>er</sup> déc. 1902, zit. nach id., *Nouveaux essais de philologie française* p. 28) verwendet worden ist. – In der etymologischen Erklärung von *poliomyélite* fehlt vor «moelle» der griechische Terminus *μυελός*. – In der Erklärung von *protestant* muß es «part. prés. adj. et subst. de *protester* . . .» heißen und nicht «part. passé . . .». – P. Guirauds *Dictionnaire des étymologies obscures* (1982) wird im *TLF* als *Guir. Lex. fr. Etymol. obsc.* zitiert, was verwundert, sich aber dadurch erklärt, daß die beiden ersten Elemente der Abkürzung aus dem Obertitel *Histoire et structure du lexique français vol. I* resultieren, den Guiraud seinem *Dictionnaire* vorangestellt hat, dem aber keine weiteren Bände folgen werden. Im übrigen sollte eine einmal gewählte Abkürzung beibehalten werden, auch wenn sie nicht besonders glücklich ist, und nicht durch Varianten (Guiraud *Orig. obsc.*, s. *pioncer*) ersetzt werden. – An Druckfehlern sind uns aufgefallen Klüge für Kluge (s. *pickles*) und Atkiengesellschaft (s. *plexiglas*).

Trotz kleiner Mängel, die sich bei der Größe des Unternehmens wohl nicht vermeiden lassen, stellt auch der Band XIII des *TLF* wieder eine überzeugende Leistung kollektiver Wörterbuchschreibung dar.

Otto Jänicke





LAURA AZEM, *Das Wortfeld der Sauberkeitsadjektive im heutigen Französisch*, Münster (Kleinheinrich) 1990, 379 p. Typoskript (*Münster Beiträge zur romanischen Philologie* 4).

Dieses Buch zeigt manche der für Dissertationen typischen Vor- und Nachteile. Der Doktorvater, H. Geckeler, – er ist p. 39 als «unser Lehrer» bezeichnet – hat wohl der Kandidatin empfohlen, sich mit den verschiedenen Richtungen der neueren Semantik vertraut zu machen und sich in die Methodik der Lexematik Coserius einzuarbeiten. Der erste Teil der Arbeit, p. 3–54, präsentiert kurz und gut die theoretischen Grundlagen der Satz-, Text- und Wortsemantik, stellt die sieben Vorunterscheidungen in der Auswahl der «eventuellen» Wortfeldglieder vor, und definiert wichtige Begriffe wie Lexem, Sem, Klasse, Dimension, usw.

Der zweite Teil, p. 55–251, ist die praktische Analyse der Sauberkeitsadjektive. Nach dem Entschieden, sich auf die «mittlere Ebene der gebildeten Sprache» zu konzentrieren, hat Azem acht Wörterbücher durchgearbeitet (Liste p. 58 und am Anfang der Bibliographie p. 359–379), Lexeme, Definitionen und Zitate gesammelt, und letztere mit selbsterfundene, aber an Informanten ausprobierten, Beispielsätzen ergänzt. Aus der ersten Liste von 130 Adjektiven werden dann Dutzende ausgeschieden – aber dann im Anhang p. 252–358 dennoch besprochen – weil sie eine moralische Wertung ausdrücken oder weil wir ihnen die Bedeutung «sauber» oder «schmutzig» nur aufgrund unserer «Kenntnis der Sachen» geben. (z.B. p. 313, *jaune*<sub>3</sub>: «Aus unserer außersprachlichen Erfahrung wissen wir, daß einige Gegenstände durch Schmutz vergilben»). Von den angeführten Beispielen überzeugen einigermaßen «un crépuscule sale et jaune», «une eau jaune et terreuse», aber weniger «un journal jaune et déchiré»). Das verbleibende Inventar wird dann in Primär- und Sekundärwortschatz, zentrale und periphere, und schließlich «diaphasisch und diastratisch anders gelagerte» Lexeme unterteilt. Auf p. 73 beginnen die Besprechungen der einzelnen Sauberkeitsadjektive. Mit datenbankartiger Gründlichkeit sammelt Azem zuerst die Definitionen der Wörterbücher, dann Beispiele zu den Distributionsverhältnissen, und endet mit klassenmatischen Analysen.

Sehen wir uns das erste Adjektiv, *crasseux*, etwas näher an. *Crasseux*<sub>1</sub>, «très sale», wird in attributiver Funktion normalerweise in der Wortfolge SA gebraucht, erscheint aber auch in prädikativer Funktion, für Belebtes und Nicht-Belebtes. Belege für die Unterklasse «Nicht-Personen» wurden keine gefunden, Azem erdachte sich aber einen Satz über einen *chien crasseux*, der für die «locuteurs natifs» annehmbar war. (Gibt es wirklich kein deutsches Wort für diesen Anglizismus des Französischen?). *Crasseux*<sub>2</sub> wird dann bloss erwähnt, da es schon unter 3.3.1.1.2 vorkam, und dies in einem Satz von H. Bazin: «(il) lit sur les murs *crasseux* l'histoire encore plus *crasseuse* des abonnés aux menottes». *Crasseux*<sub>3</sub> wird übergangen, weil es «in der Synchronie nicht mehr funktioniert». *Crasseux*<sub>4</sub> gehört einem «anderen Wortfeld» an, gemäß der Definition des TLF: «inadmissible au regard des normes, grossier»; ebenso *crasseux*<sub>5</sub>, «de basse condition», weil es nicht der «funktionellen Sprache» angehört.

Die Lektüre dieser systematischen Beschreibungen wird etwas mühsam, und der Leser ist geneigt, auf p. 187 überzuspringen, wo die Adjektive in Listenform nach den Klassen «für Belebtes: Personen/nicht Personen» und «für Nicht-Belebtes» angeführt werden. Auf p. 190 beginnt dann die Inhaltsanalyse im Seme, die in Tabellen endet, die die 13 zentralen Lexeme gemäß drei Dimensionen und acht Seme (oder siebzehn Seme, wenn auch die 14 peripheren Adjektive dazugenommen werden) unterscheidet (p. 204 und 221). Mit Hilfe von weiteren sechs Semen und von fünf Stilemen («argotisch, ironisch, literarisch, medizinisch, umgangssprachlich») können dann auch alle «anders gelagerten» Lexeme differenziert werden (p. 249). Für *crasseux*<sub>1</sub> ergibt sich so der folgende Inhalt: («Bewertung») (nicht positiv) + (relativ hoch) + («Kontinuität im Raume») (ununterbrochen) + («Besondere Umstände») (die Art und Weise wird betont), (+ «für Belebtes») + «für Nicht-Belebtes») (p. 203).

Solche Sammelformeln, oder ihre synoptische Darstellungen in Matrizen, wirken recht eindrücklich und sind im allgemeinen überzeugend, und die demonstrierte Methodik könnte sowohl zu konsequenter strukturierten lexikographischen Definitionen führen, als auch für typolo-

gische Vergleiche verschiedener Sprachen und für Übersetzungen von Nutzen sein. Mancher Leser aber wird sich fragen, ob es je möglich sein wird, Zeit-, Orts-, Thema- und Sprecher-unabhängige Matrizen zu finden – wie es für Phoneme möglich war, die mit wenigen, physikalisch und universal vorgegebenen Oppositionen beschreibbar sind –, die der schimmernden Vielfalt der Wortbedeutungen – spontane und individuelle Schöpfungen – gerecht werden können und nicht Tendenz haben zu einem Bett des Prokrustes zu werden.

Curt Wittlin



ROSTISLAV KOCOUREK, *La langue française de la technique et de la science – Vers une linguistique de la langue savante*, Deuxième édition augmentée, refondue et mise à jour avec une nouvelle bibliographie, Wiesbaden (Oscar Brandstetter Verlag) 1991, XVIII + 327 p.

O. Die jetzt in zweiter Auflage vorliegende Arbeit von Rostislav Kocourek ist in einem über den in ihrem Untertitel gestellten Anspruch hinausgehenden Sinn ein grundlegender und umfassend dokumentierter und abgesicherter Beitrag zu einer Sprachwissenschaft der Fachsprachen, der es ohne Zweifel verdienen würde, in seinen sämtlichen Facetten vorgestellt und gewürdigt zu werden. Wenn im folgenden dennoch nach einer kurzen Darstellung von Aufbau und Thematik des Werkes fast ausschließlich theoretische Grundlagen des sprachwissenschaftlichen Umgangs mit Fachsprachen zu Wort kommen werden, so liegt dies einerseits gewiß auch an den Interessen und Vorlieben des Rezensenten, der sich sehr bald in einen die ihm gebotenen Anregungen gerne und dankbar aufgreifenden Dialogpartner verwandeln wird. Andererseits scheint es mir aber auch durch die Akzentsetzungen gerechtfertigt zu sein, die der Autor selbst in einem einleitenden Vergleich der zweiten mit der ersten Auflage von 1982 (p. 8–9) sichtbar werden läßt.

1. Nach einem Vorwort von Alain Rey (p. VII–XIII) und einer allgemein orientierenden Einleitung (p. 1–9) ist das erste Kapitel unter dem Titel «Délimitation et diversité de la langue de spécialité» (p. 10–42) der Gegenstandsbestimmung dessen gewidmet, was unter Fachsprache verstanden wird bzw. werden soll. Entsprechend dieser seiner Zielsetzung trägt das erste Kapitel einen eher allgemein-sprachwissenschaftlichen als speziell dem Französischen gewidmeten Charakter, und in eingeschränkter Form gilt dies auch noch für das das Französische eher als Exemplifizierungsmaterial denn als Untersuchungsgegenstand heranziehende zweite Kapitel, das unter dem Titel «Ressources linguistiques de la langue technique et scientifique» (p. 43–104) die Ausdrucksmöglichkeiten für Fachsprachlichkeit in einer Hierarchie sprachlicher Einheiten vom Text (p. 46–68) über den Satz (p. 69–85), über Übergangszonen zwischen syntaktischen und lexikalischen Einheiten (p. 85–91) und über das Wort (p. 91–98) bis zum Graphem (p. 98–104) darstellt. Schon an dieser Stelle sei nicht verschwiegen, daß eine derartige Hierarchie einen Rezensenten, der selbst einmal eine Signemrang-Hierarchie vorgeschlagen hat (cf. *MWST*, *AAA* und *NTC*), in besonderem Maße in Versuchung führen muß, seine Rolle in die eines Dialogpartners umzuwandeln.

Im Unterschied zu den beiden ersten Kapiteln gewähren die beiden folgenden dem Französischen eine eindeutige Priorität, ohne deswegen jedoch eines allgemein-sprachwissenschaftlichen Interesses zu entbehren, das keineswegs nur auf der Übertragbarkeit der für das Französische gewonnenen Erkenntnisse zumindest auf mehr oder minder ähnlich strukturierte Sprachen basiert. Unter dem Titel «Formation et signification des termes» behandelt das dritte Kapitel (p. 105–183) die Bildung von Fachtermini durch Derivation (p. 106–127), durch Komposition und Konfixation (= Komposition griechischer oder lateinischer «Konfixe») (p. 127–135), durch Lexikalisierung von Syntagmen, die zu *syntagmes lexicaux* oder zu *termes syntagmatiques* führt (p. 135–151), durch Entlehnung – heutzutage insbesondere in Form von Anglizismen – (p. 151–158), durch

Abkürzungsverfahren unterschiedlicher Art (p. 158–166) und durch Metaphorik und Metonymie (p. 166–172) sowie die bei diesen Arten von Terminus-Bildung beteiligten verschiedenartigen Motivationen (p. 172–183), die dazu führen, daß «en dépit de la possibilité de la formation terminologique immotivée, il n'existe que peu de termes *arbitraires*» (p. 173). Im Anschluß hieran kann das vierte Kapitel unter dem Titel «Structure terminologique» (p. 184–205) den Versuch unternehmen, mit Hilfe formaler (p. 185–189, z.B. Alphabet oder gemeinsame Wortbildungs-Elemente), semantischer (p. 189–195, z.B. Synonymie und Antonymie), syntagmatischer (p. 196–200, z.B. Kookkurrenz) und sprachstatistischer (p. 200–205) Kriterien die Existenz *terminologischer Felder* nachzuweisen.

Den Abschluß des Werkes bildet ein fünftes Kapitel (p. 206–232), das unter dem Titel «Domaines connexes et appréciation» kurze Blicke auf die Probleme der Übersetzung von fachsprachlichen Texten (p. 206–213), des auf Fachsprachen konzentrierten Fremdsprachen-Unterrichts (p. 213–218) und der Normierung von Fachsprachen (p. 218–227) wirft und mit einer Darstellung der für die Beurteilung von Fachsprachen in Frankreich wichtig gewesenen und wichtigen Gegensätze zwischen *littéraires* und *scientifiques*, zwischen Befürwortern eines *lexique riche* und denen eines *lexique restreint* und zwischen Befürwortern und Gegnern von Entlehnungen (p. 227–232) endet. Diesem fünften Kapitel folgen eine umfangreiche Bibliographie (p. 233–288) und nicht minder umfangreiche Indices (p. 289–323) sowie eine deutsche (p. 324–325) und eine englische (p. 326–327) Zusammenfassung.

2. Eines der – wenn nicht das – Grundanliegen Kocoureks besteht darin, den in der Fachsprachen-Forschung immer wieder aufgebrochenen Gegensatz «entre certains terminologues, qui ne croient qu'aux termes, et certains textologues, que passionnent les modalités de la production du discours» (p. 3; cf. auch p. 14–15) im Sinne der Feststellung, daß «la linguistique a écarté les excès antilexicaux, antisémantiques et antitextuels» (p. 4), als abwegig zu erweisen und durch einen Ansatz zu ersetzen, der «combine la conception terminologique et textologique et pourrait servir à rapprocher les deux points de vue» (p. 182). Diesem Anliegen kann ich nur uneingeschränkt zustimmen und werde diese Zustimmung im folgenden in Kocourek teils bestätigender und teils modifizierender Form zu begründen versuchen.

2.1 Zu Recht erblickt Kocourek den wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund jenes Gegensatzes zwischen Terminologen und Textologen in derjenigen Tradition, die Saussures Dichotomie von *langue* und *parole* im Sinne einer Zuordnung von kleinen sprachlichen Einheiten wie dem Wort zur *langue* und von großen sprachlichen Einheiten wie dem Satz und dem Text zur in *discours* umbenannten *parole* interpretiert und aus ihr letztlich eine Gegenüberstellung von *système* und *texte* werden läßt (cf. p. 15–17, 25–25 und 46–47). Zwar stellt sich auch Kocourek selbst terminologisch in diese Tradition; wenn er dies aber dahingehend erläutert, daß

«Une unité linguistique (le phonème, l'unité lexicale, la phrase, p.ex.) peut être considérée en tant qu'élément du texte, à savoir par rapport aux éléments syntagmatiques, qui la précèdent ou qui la suivent dans le texte. Il est également possible de la considérer en tant qu'élément du système, c'est-à-dire par rapport aux autres éléments paradigmatiques du système, qui sont liés à elle, en dehors du texte, par des liens formels ou sémantiques.» (p. 46),

dann macht er damit gleichzeitig deutlich, daß es hier in Wirklichkeit weniger um die Dichotomie von *langue* und *parole* als um diejenige von *paradigmatischer* und *syntagmatischer* Dimension geht. Ausgehend von der Überzeugung, daß

1. die Vorkommen einer *unité linguistique* üblicherweise nicht monadenhaft nebeneinander stehen,
2. sie vielmehr vorzugsweise in *syntagmatisch* erfahrbaren und infolgedessen auch darstellbaren sogenannten Kontexten auftreten, und
3. auch diese Kontexte ihrerseits in dem Moment systematisch paradigmatisierbar werden, in dem sie als sprachliche Einheiten eines höheren Ranges definiert sind,

kann ich daher die von Kocourek gegebene Bestimmung der Gegenüberstellung von *système* und *texte* bis an die unten in § 2.2.3. zu thematisierende Grenze durchaus akzeptieren, ohne deswegen



allerdings unbedingt von einem «réductivisme saussurien» (p. 65) sprechen zu müssen; denn die Dichotomie von *langue* und *parole* kann auch anders als auf der Grundlage der fatalen Zuordnung des Wortes zur *langue* und des Satzes zur *parole*, beispielsweise als Gegenüberstellung unterschiedlicher sprachwissenschaftlicher Abstraktionsebenen (cf. *LuP*) interpretiert werden.

Im Zusammenhang mit dem Thema wissenschaftsgeschichtlicher Hintergründe ist es angemessen, nicht unerwähnt zu lassen, daß die Lektüre von Kocourek's Buch nicht zuletzt auch deshalb so erfreulich ist, weil es seinem in Kanada lehrenden tschechischen Verfasser eine heute selten gewordene umfassende Vertrautheit mit sämtlichen bedeutenden europäischen sprachwissenschaftlichen Schulen bescheinigt. Einen expliziten Hinweis auf die vielfältigen Wurzeln seiner Position gibt Kocourek selbst p. 22, und als weitere Beispiele seien die Benutzung von Bühlers Organon-Modell in der Analyse der Text-Kohärenz (p. 58–61) oder die Heranziehung der Gegenüberstellung von Semasiologie und Onomasiologie (p. 45) genannt, bei der allerdings mit der Unterstellung eines onomasiologischen Ansatzes in der generativen Grammatik der letzteren wohl doch ein wenig zu viel Ehre angetan wird.

2.2 Auf der Grundlage des in § 2.1. Gesagten glaube ich, die im folgenden darzustellenden Parallelisierungen zwischen der von Kocourek einleitend zum zweiten Kapitel zu Grunde gelegten Hierarchie sprachlicher Einheiten (cf. oben § 1.) und der von mir vorgeschlagenen und auf der Abstraktionsebene der *langue* (genauer: des *Diasystems*, cf. *LuP* § 3.4.) konzipierten Signemrang-Hierarchie vornehmen zu können. Die von Kocourek p. 43 aufgestellte Hierarchie umfaßt die folgenden acht Ränge:

- (a) *texte*
- (b) *phrase*
- (c) *proposition*
- (d) *syntagme libre*
- (e) *syntagme lexical*
- (f) *mot*
- (g) *morphème*
- (h) *phonème ou graphème*

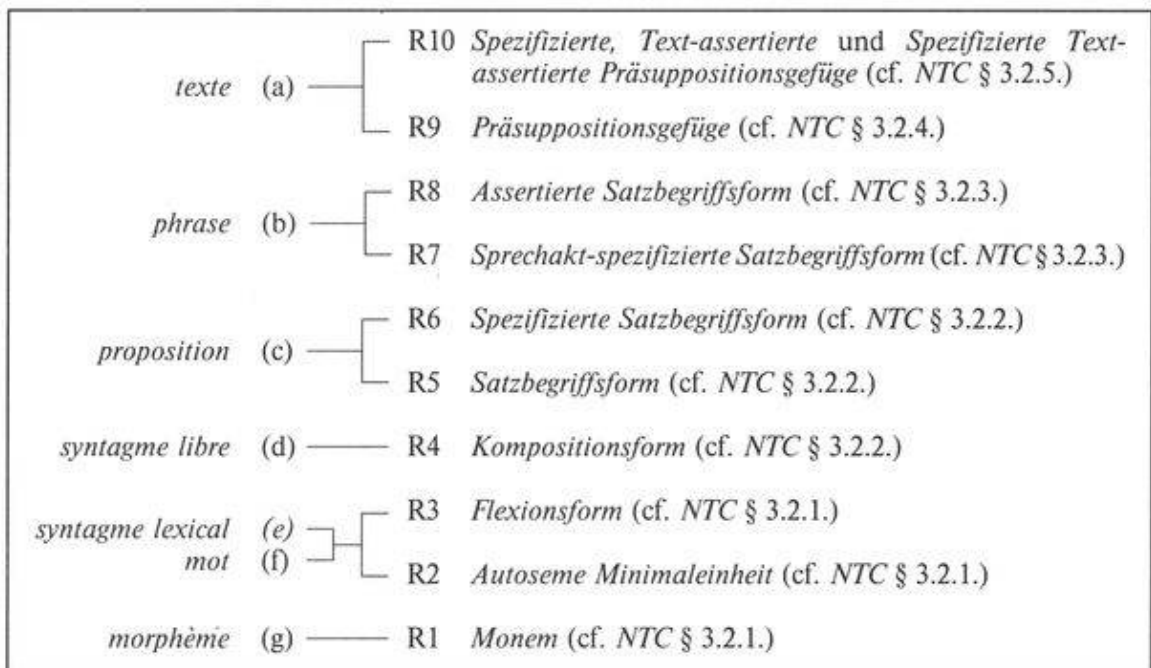
Von diesen Rängen scheidet der letzte aus dem vorgesehenen Parallelisierungsversuch automatisch aus, da es sich auf ihm nicht um Signeme, sondern um Distingeme, das heißt um sprachliche Einheiten handelt, die «ne sont pas dotées de sens mais elles sont distinctives» (p. 44). Ohne damit das Interesse und die Verdienste von Kocourek's Darstellung Fachsprachen-spezifischer Grapheme und Graphemfunktionen (cf. p. 26–27 und 98–104) im geringsten in Frage stellen zu wollen, sei zu diesem Rang (h) hier nur angemerkt, daß Distingeme keineswegs nur als Minimal-einheiten (Phoneme und Grapheme) vorkommen und dann notwendigerweise kleiner als (bzw. in Ausnahmefällen ebenso groß wie) die kleinsten Signeme sind, sondern auch als nicht-minimale Einheiten (z.B. Takteme oder Intonationeme) auftreten und dann üblicherweise mehrere Signeme des oder der unteren Ränge gleichzeitig umfassen können (cf. *NTC* § 1.2.).

2.2.1. Von den verbleibenden sieben Rängen setzt derjenige des *mot* der angestrebten Parallelisierung den größten Widerstand entgegen. Kocourek beschränkt sich auf die weit verbreitete Bestimmung der Wörter als «séparés par des blancs» (p. 43), auf eine Bestimmung also, die eine weitestgehende orthographische Standardisierung einer gegebenen Einzelsprache voraussetzt und die infolgedessen in einer speziell auf das Französische bezogenen Untersuchung durchaus angemessen und mit Nutzen – nämlich dem Nutzen, dem Leser neue Termini oder Neudefinitionen alter Termini zu ersparen – anwendbar ist, die hingegen beim Fehlen dieser Voraussetzung wie im Falle nicht-standardisierten Schriftgebrauchs oder gar schriftloser Sprachen nichtsagend bleibt. Die spezifische Schwierigkeit einer Parallelisierung des *mot* mit einem der von mir vorgeschlagenen Signemränge rührt somit aus der unterschiedlichen übergeordneten Interessenausrichtung von Kocourek's und meiner Hierarchie und kann im folgenden in hoffentlich zutreffender Interpretation dessen, was Kocourek in dem Abschnitt über die *Lexicalisation (formation syntagmatique) en terminologie* (p. 135–151) schreibt, dadurch umgangen werden, daß die beiden

den Lexikologen und insbesondere den Terminologen in erster Linie interessierenden Ränge (e) und (f) in einen gemeinsamen Rang zusammengefaßt werden.

Nach diesen Vorklärlungen glaube ich, die in Schema 1 wiedergegebene Parallelisierung unserer beiden Hierarchien vorschlagen zu können. Von den verbleibenden gespaltenen Zuordnungen sind diejenigen der vereinigten Ränge (e) und (f) auf R2 und R3 sowie des Ranges (c) auf R5 und R6 durch die in den beiden Hierarchien jeweils unterschiedliche Behandlung der *morphèmes grammaticaux* (cf. p. 91) als  $R \leq 3$ -gebundener Grammeme und der *mots faibles* (cf. p. 92–93) als  $R \geq 4$ -gebundener Grammeme sowie diejenige des Ranges (b) auf R7 und R8 durch meine Definition der Sprechakt-Spezifizierungen als bestimmter Arten der Nachforderung einer fehlenden Assertion (cf. *NTC* § 3.2.3.) bedingt und können im vorliegenden Zusammenhang vernachlässigt werden. Auf die gespaltene Zuordnung von Rang (a) auf R9 und R10 wird im folgenden näher einzugehen sein.

Schema 1



2.2.2. Mit der Bestimmung, daß «pour nous, un *texte* est une suite de phrases liées entre elles par des connecteurs et par des éléments sémantiques et formels communs» (p. 47), vereinigt Kocourek auf seinem Rang (a) alle sprachlichen Einheiten, die mehr als einen Satz umfassen, während ich mit Hilfe des Kriteriums der Text-Assertion (cf. *NTC* § 3.2.5.) den Versuch unternehme, diejenigen dieser Einheiten, die Teile dessen sind, was man üblicherweise als Text zu bezeichnen pflegt, durch die Zuordnung auf Rang R9 von denen zu unterscheiden, die als ein (und nur ein) ganzer Text angesehen werden (R10). Sachlich ändert sich damit wenig, und die in Schema 1 vorgeschlagene Parallelisierung bestätigt sich voll und ganz, wenn sich bei Kocourek von den von mir auf Rang R9 unterschiedenen Präsuppositionsgefügen die Assertorischen in der Behandlung der *unités de liaison (connecteurs)* (p. 54–57) oder der *argumentation* (p. 59–61), die Aktantiellen in der der Anaphern (p. 49–54) oder der *réurrence de sèmes* (p. 59 und 65–66) und die Polyorationalen in der der unterschiedlichen Zitierweisen im *dialogue savant simulé* (p. 60) wiederfinden und wenn das von mir auf Rang R10 herangezogene Kriterium des Text-Titels in dem Abschnitt über das *Traitement du contenu des textes* (p. 66–68) um zusätzliche mögliche Kriterien wie die Text-

Übersetzung, das *résumé* und andere Arten von *expansion* und *contraction de textes* erweitert wird.

Eine besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang Kocoureks Feststellung, daß «la définition [eines Fachterminus] a une dimension *textuelle* fondamentale» (p. 182; cf. auch p. 61–62). So verlockend es erscheinen mag, der Definition eines Fachterminus den Status eines metasprachlichen Texts zuzusprechen, so ernst ist aber auch die Formulierung zu nehmen, mit der Kocourek den dieses Thema wiederaufnehmenden Abschnitt betitelt: «Terme expliqué dans le texte» (p. 199–200) – eine Formulierung also, die eher dafür zu sprechen scheint, die Terminus-Definition als Sonderfall des Polyrationalen Präsuppositionsgefüges dem Rang R9 zuzuordnen. Eine Lösung dieses Dilemmas dürfte sich jedoch mit Hilfe der in meiner Signemrang-Hierarchie vorgesehenen Möglichkeit einer rekursiven Text-Assertion (cf. *MWST* p. 323–324) dahingehend finden lassen, daß die Terminus-Definition als rekursiv assertierter Text dem Rang R10 zugeordnet wird.

2.2.3 Der einzige Punkt, an dem ich Kocourek radikal widersprechen zu müssen glaube, ist die Einstufung des *plan textuel* seines Ranges (a) als «le plus élevé de l'analyse linguistique» (p. 46), und als Kronzeugen für diesen Widerspruch kann ich mich auf sein vorliegendes Werk nicht nur dank einer gelegentlichen Berufung auf «le concept d'*intertextualité*» (p. 62), sondern primär deswegen berufen, weil die in ihm gebotene Darstellung von Fachsprachen und Fachsprachlichkeit – und dies insbesondere, aber keineswegs nur in den explizit deren näherer Bestimmung gewidmeten Abschnitten «La diversification cognitive de la spécialité et la langue» und «Caractéristique sommaire de la langue technique et scientifique» (p. 32–42) – einen grundlegenden Beitrag zur Überwindung jener angeblichen Obergrenze des Gegenstandsbereichs der Sprachwissenschaft bildet. Für eine allererste Konkretisierung dieser Auffassung bediene ich mich einer Fortsetzung des bislang eingeschlagenen Verfahrens einer Parallelisierung mit meiner Signemrang-Hierarchie.

Zwar liegt diese Signemrang-Hierarchie in expliziter Form einstweilen lediglich bis zu dem ein gesichertes Reden von Texten erlaubenden Rang R11 des obersten Hypersatzes (cf. *NTC* § 3.2.6.) vor, aber Ausblicke auf mögliche Fortsetzungen auf höhere Ränge sind schon verschiedentlich (so zuletzt ib.) gegeben worden. In Analogie zu der Unterscheidung verschiedener Arten von Präsuppositionsgefügen auf Rang R9 ist dabei eine ähnliche Unterscheidung von Text-Präsuppositionsgefügen ins Auge gefaßt worden, die beispielsweise auch erlauben könnte, analog zu den Dialogischen Präsuppositionsgefügen des Ranges R9 auf einem Rang  $R \geq 12$  Dialogische Text-Präsuppositionsgefüge zu definieren, die unter anderem auch die Gesamtheit der Texte einer gegebenen Fachrichtung enthalten und damit deren Fachsprache repräsentieren könnten. Um diese fachspezifischen Text-Präsuppositionsgefüge eines Ranges  $R \geq 12$  endgültig etablieren zu können, bedarf es dann nur mehr der Einführung der Fach-Spezifizierung auf einem entsprechenden Rang  $R \geq 13$ , was in Analogie zu dem von Rang R9 zu den Spezifizierten Präsuppositionsgefügen des Ranges R10 führenden Schritt (cf. *NTC* § 3.2.5.) erfolgen und entsprechende *Fach-spezifizierte Text-Präsuppositionsgefüge* auf Rang  $R \geq 13$  definieren könnte, was nun allerdings seinerseits – wiederum in Analogie zu dem von Rang R9 zu den Spezifizierten Präsuppositionsgefügen führenden Schritt – die Bereitstellung einer Liste von als Noemen definierten Fach-Spezifizierungen voraussetzen würde.

Daß in dieser letzteren Voraussetzung die eigentliche Schwierigkeit des hier nur tentativ skizzierten Weges liegt, unterliegt keinem Zweifel und wird von Kocourek sowohl in den beiden oben genannten Abschnitten p. 32–42 als auch durch den wiederholten Hinweis darauf voll und ganz bestätigt, daß die Bereitstellung einer solchen Liste eine von der Sprachwissenschaft alleine nicht zu bewältigende Aufgabe ist (cf. u.a. p. 24 und 66). Dennoch erscheint mir der hier skizzierte Weg nach der Lektüre von Kocoureks Werk um einiges weniger spekulativ als noch in dem Stadium, in dem ich schon in *NTC* (§ 3.2.6.) auch die Fachsprachen als möglichen Gegenstandsbereich einer nach oben erweiterten Signemrang-Hierarchie genannt habe.

Eine weitere indirekte Bestätigung dafür, daß dieser Weg keine Spekulation zu bleiben braucht, finde ich in Kocoureks Einbeziehung von Phänomenen wie denen der Kookkurrenz



(p. 196–198) oder des statistischen Verhaltens (p. 200–205) sprachlicher Einheiten niedriger (Signem-)Ränge in seine Darstellung. Ebenso wie letztlich auch bei jedem lexikographisch als Terminus einer bestimmten Fachsprache eingestuftem *mot* oder *syntagme lexical* werden in diesen Fällen Informationen geliefert, die kaum als Bedeutungskomponenten im landläufigen Sinn angesehen zu werden eine Chance haben, sondern die Auskunft geben über das für das in Frage stehende Signem niedrigen Ranges charakteristische Verhalten, das seine Vorkommen dann auszeichnet, wenn sie als Komponenten (des Vorkommens) eines höherrangigen Signems auftreten. Damit erweisen sich derartige Informationen als typischer Fall dessen, was ich reflexiv-metasprachliche Semem-Komponenten nenne (cf. *NTC* § 3.2.1.). Deren Berücksichtigung schon im Rahmen einer auf dem niedrigen Rang des sie enthaltenden Semems erfolgenden semasiologischen Analyse aber steht in keinerlei Widerspruch zu dem Umstand, daß die sie wieder aufgreifende nicht-reflexiv-metasprachliche Fach-Spezifizierung erst auf einem sehr hohen Rang  $R \geq 13$  erfolgt — ganz im Gegenteil ist gerade bei den tentativ eingeführten Text-Präsuppositionsgefügen immer wieder mit derartigen rang-distanten Auswertungen reflexiv-metasprachlicher Informationen zu rechnen.

Ein weiteres wenigstens zu nennendes Problem schließlich, das sich um so dringender stellt, je höher man in einer Signemrang- oder ähnlichen Hierarchie aufsteigt, scheint auf den ersten Blick in Kocoureks Darstellung infolge ihrer primären Ausrichtung auf das Französische ausgeklammert zu sein; in Wirklichkeit jedoch ist es in der Behandlung beispielsweise der *confixation* (p. 127–129) oder der Entlehnungen und Internationalismen (p. 151–158) in einer Weise angesprochen, die die hier vorgenommene Parallelisierung in keiner Form in Frage stellt: das Phänomen der Mehrsprachigkeit von Vorkommen beispielsweise der auf Rang  $R \geq 12$  tentativ angesetzten Text-Präsuppositionsgefüge, denen die Gesamtheiten der Texte gegebener Fachrichtungen entsprechen und bei denen heutzutage die Einsprachigkeit eher der Ausnahme- als der Normalfall sein dürfte. Zur widerspruchsfreien Einstufung dieses Phänomens verweise ich auf seine von mir am Beispiel der mittelalterlichen arabischen und hebräischen Strophengedichte mit spanischer Schlußstrophe durchgeführte Behandlung (cf. *SP*).

3. Nachdem ich mich in § 1. in der Rolle des Rezensenten und in § 2. in der des Dialogpartners versucht habe, kann ich abschließend in die einleitend schon einmal usurpierte des Selbst-Kommentators zurückkehren. In ihr obliegt mir an erster Stelle die Wiederholung des Dankes, den ich Rostislav Kocourek für viele interessante Anregungen und für die in den in § 2.2. vorgenommenen und hoffentlich nicht auf Fehlinterpretationen aufgebauten Parallelisierungen enthaltenen Bestätigungen auszusprechen habe.

Ebenfalls sei an dieser Stelle in Dankbarkeit der Anregungen gedacht, die mir in früheren Stadien des Versuchs, meine Signemrang-Hierarchie nach oben fortzusetzen, eine jahrelange briefliche Diskussion mit dem inzwischen verstorbenen Budapester Germanisten János Juhász gegeben hat.

### Bibliographie

- AAA* = KLAUS HEGER/KLAUS MUDERSBACH, *Aktantenmodelle — Aufgabenstellung und Aufbauregeln*, Heidelberg (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Jahrgang 1984, 4. Abhandlung) 1984.
- LuP* = KLAUS HEGER, «Langue und Parole», in: *Offene Fragen — offene Antworten in der Sprachgermanistik*, hrsg. von V. Ägel und R. Hessky, Tübingen (Max Niemeyer Verlag, Reihe Germanistische Linguistik 128) 1992, p. 39–49.
- MWST* = —, *Monem, Wort, Satz und Text*, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1976.
- NTC* = —, «Noeme als tertia comparationis im Sprachvergleich», hier, p. 6–30 (zu dieser deutschen Fassung liegen die folgenden Übersetzungen vor: «Noéma kak tertium compa-

rationis pri sravnenii jazykov», in *Voprosy Jazykoznanija* 1990, p. 5–25; und «Noemes as tertia comparationis in Language Comparison», in *ALFA — Actes de langue française et de linguistique/Symposium on French Language and Linguistics* (Universitas Dalhousiana, Halifax, N.S., Canada) 3/4, 1990/91, p. 37–61).

SP = —, «Signemas plurilingües», in: *Philologica Hispaniensa in honorem Manuel Alvar*, II: Lingüística, Madrid (Gredos) 1985, p. 255–259.

Klaus Heger



KRZYSZTOF BOGACKI *Représentations sémantiques et contraintes de surface en français*, Warszawa (Państwowe Wydawnictwo Naukowe) 1990. 187 p.

Verf., der damit einen zusammen mit H. Lewicka<sup>1</sup> erarbeiteten Beschreibungsansatz weiter ausführt und abstützt, legt mit dieser Monographie einen beachtenswerten originellen Beitrag zur Diskussion um die Beschreibung der lexikalischen Semantik und die Interrelationen von Semantik und Syntax vor. Dabei möchte Verf., der seinem auf Französisch abgefaßten Werk eine ca. 10 seitige polnische Zusammenfassung anfügt, sich keinem linguistischen Paradigma völlig integriert sehen, wobei er hier offenbar im wesentlichen die Generative Semantik und die Transformationsgrammatik Chomskys in ihren sukzessiven Entwicklungsstufen im Auge hat<sup>2</sup>. Vielmehr geht es ihm darum, für sein klar umrissenes Vorhaben die ihm geeignet erscheinenden Beschreibungssätze und Methoden zu nutzen und diese im Rahmen eines für diese eingeschränkte Aufgabenstellung konzipierten Modells kombiniert und gegenstandsangemessen einzusetzen. Man mag bedauern, daß der von ihm ausschnittsweise erfaßte Gegenstand nicht in einen größeren Beschreibungsrahmen eingeordnet und dabei bspw. auch nicht der Versuch unternommen wurde, die eigenen Untersuchungen in neuere Beschreibungsansätze der generativen Transformationsgrammatik selbst, aber bspw. auch in eine lambdakategoriale Beschreibung, einzubetten oder sie paßgerecht für die Einbeziehung von Bedeutungsbeschreibungen lexikalischer Einheiten (LE) in solche oder auch andere konkurrierende grammatiktheoretische Beschreibungskonzepte (darunter etwa Dependenzgrammatik, Valenztheorie) aufzubereiten. Dies umso mehr, als sich der von Verf. gewählte Grundsatz wie die mit seinem Vorgehen erzielten Ergebnisse — nicht zuletzt aufgrund der übereinstimmenden Grundkonzepte<sup>3</sup> — insgesamt recht gut — und dies nicht nur für die bevorzugten Bezugsparadigmen — nutzen lassen. Im übrigen scheint das von uns vorstehend geltend gemachte Desiderat u.W. bislang kaum von anderen Untersuchungen eingelöst worden zu sein, die sich wie die vorliegende Monographie intensiver bis ausschließlich der Beschreibung der Bedeutung von LE als einer bislang eher proklamierten Spielwiese, denn realiter bearbeiteten terra incognita moderner grammatiktheoretischer wie semantischer Beschreibungen zuwandten.

<sup>1</sup> Cf. den gemeinsam mit dieser Autorin und weiteren Autoren erarbeiteten *Dictionnaire sémantique et syntaxique des verbes français*, Warszawa 1983.

<sup>2</sup> So mag man sich fragen, warum bspw. in der französischen Sprachwissenschaft durchaus auch verbreitete Ansätze einer strukturalistischen Semantikbeschreibung — cf. dazu Anmerkung 6 — wie aber auch solche der — semantischen wie pragmatischen — Valenztheorie mit weit über 1000 Titeln in Verfs. durchaus gehaltvoller Bibliographie unberücksichtigt bleiben.

<sup>3</sup> Cf. vor allem englischsprachige Untersuchungen im Umfeld der Generativen Semantik/ Transformationsgrammatik, wobei allerdings — mit Ausnahme der eigenen Publikationen — im allgemeinen Arbeiten nach 1984 in vorliegender Publikation nicht einbezogen wurden.

Verf. teilt mit der Generativen Semantik (und nicht nur mit dieser) die Grundannahme, daß eine zugrundeliegende Analyseebene mit komplexen abstrakten Entitäten – semantischen Prädikaten und Argumenten, die zu einer semantischen Repräsentation kombiniert sind – und eine von dieser nicht direkt beobachtbaren «Tiefenstruktur» (Verf. vermeidet diesen «belasteten» Terminus offenbar bewußt) abgehobene Oberflächenstrukturebene zu postulieren sind und daß Komponentialität, d.h. die Möglichkeit einer lexikalischen Zerlegbarkeit (*décomposition lexicale* = *predicate raising*), ungeachtet der von Verf. registrierten Bedenken, nach seiner auch von uns geteilten Grundüberzeugung zumindest unter methodischem Gesichtspunkt unzweifelhaft als zweckmäßig zu postulieren ist. Wir gehen auch hinsichtlich weiterer Auffassungen von Verf. sehr weitgehend konform, wobei der Umstand, daß dies unabhängig von ihm und offenbar von einer anderen Bezugsbasis aus (wir haben die von ihm berücksichtigte Literatur bislang so gut wie nicht einbezogen) geschah, als besonders ermutigendes Indiz zu werten ist. Im folgenden soll es uns denn auch weniger darum gehen, die übereinstimmenden Ansichten herauszustellen, sondern eher darum, teilweise abweichende Vorgehensweisen und Positionen bei weitgehendem Grundkonsens zu signalisieren. Dabei waren uns die anregenden, um eine detaillierte theoretische wie empirische Abstützung bemühten Ausführungen von Verf. Anlaß zur Überprüfung eigener Grundannahmen – ein Vorhaben, das mit den nachstehenden Darlegungen – im Rahmen eines solchen Rezensionsartikels – noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden kann.

K. Bogacki geht von einem – gemäßigten – Isomorphismus zwischen Semantik und Syntax aus (p. 6) und verweist selbst darauf, daß dieser nicht als absolut zu betrachten ist und man manche Ausnahmen zulassen müsse. Dabei stellt er an verschiedenen Stellen unter Verweis auf das Auftreten von Ellipsen und spezifischen Blockierungen/Filterungen die Möglichkeit einer Vorhersagbarkeit syntaktischer Phänomene (wir würden von ausdrucksstrukturellen morphosyntaktischen Distributionen sprechen) von unterliegenden semantischen Phänomenen aus, aber wohl auch umgekehrt, in Frage. Hier trifft er sich im wesentlichen mit W. Bondzio, K. Welke und V. Bæz<sup>4</sup> und ihren zumindest tendenziellen Isomorphismusannahmen. Noch scheint uns jedoch der relative Isomorphismus (V. Bæz glaubte, in wenigstens ungefähr 80% der Fälle von Isomorphismus sprechen zu können), eine weitgehende 1:1-Entsprechung zwischen Inhalts- und Ausdrucksstrukturebene, von Semantik und Syntax, nicht so hinreichend konkret belegt, daß man auf einer solchen Annahme Entdeckungsprozeduren aufbauen, also auf der Grundlage oberflächensyntaktisch beobachtbarer Phänomene mit relativer Sicherheit auf entsprechende zugrundeliegende semantische (Tiefen)Strukturen schließen könnte. In der Tat zeigen gerade Ellipsen und die zunehmende Suche nach in der Oberfläche nicht repräsentierten – implizierten, mitverstandenen – semantischen Elementen, daß man zum Nachweis semantischer Phänomene nicht vorbehaltlos und/oder ausschließlich auf (syntaktische) Oberflächenrepräsentationen rekurren kann. Dies wird im übrigen auch von Verf. nicht so absolut behauptet und soll andererseits aber auch nicht heißen, daß semantische Phänomene überhaupt keine oberflächensyntaktische Repräsentation fänden und letzteren mithin überhaupt keine deskriptive Kraft (etwa auch für die Bedeutungsbeschreibung selbst) zukäme. Wir würden es jedoch vorziehen, bei aller Anerkennung der realiter nachweisbaren Interrelation von Syntax und Semantik (im Sinne eines mehr oder weniger durchgängigen und umfassenden Isomorphismus/Homomorphismus), doch methodisch zunächst auf eine weitgehend voneinander abgehobene, in diesem Sinne modulare Beschreibung der beiden Ebenen zu orientieren. Dabei ist uns wohl bewußt, daß eine von der Oberflächenrepräsentation abgehobene semantische Beschreibung nicht geringe Probleme aufwirft

<sup>4</sup> W. BONDZIO, «Valenz, Bedeutung und Satzmodelle», In: *Beiträge zur Valenztheorie*, Halle p. 85–103; K. WELKE, *Einführung in die Valenz- und Kasustheorie*, Leipzig 1988 und V. BÆZ/I. PENADÉS, «Probleme eines computergespeicherten Satzlexikons und das Projekt «Syntaktisch-semantische Satzmodelle des Spanischen»», in: *Linguistische Studien* H. 196, Berlin 1989 1–59.



und oberflächensyntaktische Phänomene zweifellos nicht von den zugrundeliegenden semantischen ablösbar sind (cf. die von Verf. zu Recht unterstrichene ontologische Untrennbarkeit syntaktischer und semantischer Phänomene). Wir würden es – ohne daraus ein Glaubensbekenntnis für eine bestimmte linguistische Theorie/Methoden ableiten zu wollen – für methodisch-operativ günstig halten, die Interrelation von Syntax und Semantik im Sinne einer Zuordnungsrelation von Oberflächenphänomenen zu als dominant und primär betrachteten semantischen Grundlagen zu verstehen. Wir möchten also nicht nur einem irreführenden, vorschnellen Rekurs auf die Oberfläche durch Bezugnahme a posteriori auf eine konsequente vorgängige Beschreibung der *représentations sémantiques* vorbeugen, sondern würden dieses Vorgehen auch noch mit dem Hinweis auf den Primat der Semantik untermauert wissen wollen, was indes für die weiteren Erörterungen hier nicht von Bedeutung sein dürfte. Ein solches Vorgehen würde bedeuten, daß man auch terminologisch die semantische von der syntaktischen Beschreibung hinreichend abheben und demzufolge auch nicht unterschiedslos von *Argumenten* sprechen sollte: wir würden hinsichtlich der konkreten Realisierungen von Argumenten in der morphosyntaktischen Oberfläche immer von *Aktanten* sprechen, wobei nach unserem Verständnis klarer herausgestellt werden sollte, daß nur hinsichtlich dieser *Aktanten*, nicht aber in bezug auf die *Argumente* der Bedeutungsstruktur, sinnvoll von Fakultativität/Obligatheit gesprochen werden kann, die individuellen wie propositionalen Argumente dagegen – und dies hat Verf. nie bestritten, aber auch nicht explizit genug deutlich gemacht, wiewohl er dies wohl unterstreichen könnte – immer vorhanden, mitverstanden sind. Wir haben an verschiedenen Stellen unter Bezugnahme vor allem auf Valenzbeschreibungen davon gesprochen, daß es gilt, die Gesamtheit der individuellen Argumente (variable wie konstante) und der propositionalen Argumente als das *Argumentenpotential* der Bedeutung (nicht nur von Verben, sondern von allen – heteroinzidenten – LE<sup>5</sup>) als die *Stelligkeit* und Teil der Inhaltsebene von der *Wertigkeit* als dem – obligatorischen und fakultativen – *Aktantenpotential* als Teil der Ausdrucksstrukturebene der LE als bilateraler Inventareinheit zu trennen. In diesem Verständnis könnte die Wertigkeit/Valenz nie größer, aber wohl kleiner oder gleich der Stelligkeit sein, die als semantische Kombinationsvorgabe das Aktanten- bzw. Aktantifizierungsmaximum vorgibt/prädeterminiert. Aktanten wären dann immer LE-Belegungen von Argumentpotentialvorgaben, wobei deren oberflächenmäßige Repräsentation von idiosynkratischen wie allgemeinsyntaktischen Vorgaben (bspw. Subjektauszeichnungen etc.) wie aber auch von allgemeinen wie speziellen kommunikativen/situativen Aspekten (darunter Thema-Rhema, Vorerwähtheit, Vorwissen/Verstehensvoraussetzungen etc.) abhängt. Argumentvorgaben können also auch nicht aktantifiziert sein bzw. im Vor- oder Nachtext auch transphrastisch, d.h. außerhalb des Minimalatzkontextes, aktantifiziert erscheinen. Die von Bogacki ausführlich behandelten Argumentinkorporierungen wären – ganz in seinem Verständnis – als *Argumentkonstante* den im allgemeinen dominierenden *Argumentvariablen* gegenüberzustellen, deren Variabilität jedoch im allgemeinen – im Sinne etwa der von Verf. behandelten «*contraintes de surface*» – als «*klassenmäßige*», semantisch-denotative Vorgaben (cf. die bei Verf. völlig ausgesparte, «*klassische*» strukturalistische Semantik<sup>6</sup>) auf bestimmte semantisch als /Abstr/, /Hum/ etc. ausgezeichnete Mitspielerklassen eingeschränkt erscheint. Wir hielten es für überdenkenswert, ob man – zumindest bezüglich dieser Phänomene – wirklich von Oberflächenrestriktionen sprechen sollte, handelt es sich doch nach unserem Verständnis um nähere semantische Spezifikatio-

<sup>5</sup> Cf. dazu B. POTTIER, *Gramática del español*, Madrid 1971.

<sup>6</sup> Cf. dazu u.a. B. POTTIER, «Vers une sémantique moderne», in: *Travaux de linguistique et de littérature III/1, Strasbourg 1964*, 107–136; A.J. GREIMAS, *Sémantique structurale*, Paris 1966; E. COSE-RIU, «Pour et contre l'analyse sémique», in: *Preprints of the Plenary Session Papers, XIIIth International Congress of Linguistics*, Tokyo 1982 p. 117–129 und F. RASTIER, «Typologie des composants sémantiques», in: *Quaderni di semantica*, Bologna 1985, 1, 25–52.

nen der Argumentvariablen, also um contraintes für die Kombinatorik, die Bildung korrekter oberflächenmäßiger Minimalkonfigurationen, die jedoch eindeutig noch der vorgeordneten zugrundeliegenden semantischen Struktur zugerechnet werden könnten. Wir würden im übrigen – ungeachtet der auch von uns geteilten Bedenken hinsichtlich der Schwierigkeiten einer Kasusrollenbeschreibung (die Verf. u.a. unter Bezugnahme auf Karolak<sup>7</sup> herausstellt, wiewohl er selbst bei seinen Darlegungen nicht selten auf solche semantische Kasuszuweisungen rekurriert) – dennoch dafür plädieren, konsequenterweise stets – zumindest für die individuellen Argumente (für die propositionalen ist eine Kasusrollenzuweisung noch problematischer) – auch eine semantisch-funktionale – kasusrollenmäßige – Bestimmung des Argumentenpotentials vorzunehmen<sup>8</sup>.

Wir würden, auch wenn wir hinsichtlich Ermittlung wie Symbolisierung der Teilkomponenten mindest partiell abweichende Ansichten vertreten, Bogacki doch grundsätzlich insofern zustimmen, als ein möglichst hoher Feinauflösungsgrad, eine möglichst tiefe Aufspaltung in – wie wir annehmen – immer noch rekurrente und möglicherweise noch weiter aufspaltbare Komponenten angestrebt werden sollte. Bei unseren mit dem *noyau sémantique* im Verständnis von Bogacki weitgehend deckungsgleichen *Basispropositionen* streben wir eine möglichst denotatswissensnahe Beschreibung an, die für mehr als nur die betreffende LE, also etwa für mehrere synonyme, kohyponyme, antonymische LE, d.h. für LE zutreffen dürfte, die einer durch einen gemeinsamen Hauptnenner in Gestalt eines Oberbegriffes/felduntermengencharakterisierenden Archisemems (Archisemformel) gebildeten paradigmatischen semantischen Makrostruktur zugeordnet werden können (diese Aspekte bleiben bei Bogacki unberücksichtigt). Die semantischen Prädikate der die Feldzugehörigkeit signalisierenden identifizierenden archisemformelhaften Basisproposition mit den von ihnen eröffneten Argumenten (variablen, konstanten – individuellen und propositionalen) sind zwar entscheidend für die Stelligkeit und damit letztlich auch die Wertigkeit/Aktantifizierbarkeit; sie schöpfen jedoch die Bedeutung der betreffenden LE noch nicht aus. Kommen doch zu den identifizierenden Komponenten der Basisproposition noch Differentiase-meme hinzu, die – etwa im Sinne der von Verf. angedeuteten Modifikatoren<sup>9</sup> – das idiosynkratisch unverwechselbar Einmalige der jeweiligen LE-variante (Bedeutung/Semem) konstituieren (etwa die semantische Feindifferenzierung leisten bei synonymen LE wie *rauben*, *stehlen*); daß auch solche Komponenten des Semems, deren Berücksichtigung erst die komplette Beschreibung der signifikativen Brechung der Bedeutung ausmacht, als Mitspieler (Zirkumstanten) auftreten und im Rahmen einer Valenzbeschreibung Beachtung verdienen, kann an dieser Stelle nur signalisiert werden. K. Bogackis Beschreibungen hätten durch eine systematische durchgängige Erfassung dieser «Modifikatoren» eine noch stärkere Objektangemessenheit erfahren.

Sehr weitgehend stimmen wir überein mit den im Ergebnis einer Analyse von 3000 Verben (und ca. 2500 Adjektiven) angenommenen 16 semantischen Prädikaten: (la causalité/CAUSER – l'activité/AGIR – l'existence/EXISTER – la localisation/SE TROUVER – la possession/

<sup>7</sup> S. KAROLAK «Syntaktyczne a semantyczne funkcje», in: *Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego* 33 (1975) 85–93.

<sup>8</sup> Cf. B. WOTJAK, *Untersuchungen zur Inhalts- und Ausdrucksstruktur ausgewählter deutscher Verben des Beförderns*, Berlin (1982) (*Linguistische Studien*) 103. B. WOTJAK/G. WOTJAK, «Zur semantischen Mikrostrukturanalyse ausgewählter deutscher Verben», in: *Deutsch als Fremdsprache*, H.3. Leipzig (1983) 144–152; G. WOTJAK, «La sémantique lexicale – état actuel et perspectives», in: *Linguistische Studien*, H. 66. Berlin (1986) 435–85; G. WOTJAK, «Zu den Interrelationen von Bedeutung, Mitteilungsgehalt, kommunikativem Sinn und kommunikativem Wert», in: *Übersetzungswissenschaftliche Beiträge*, H.9. Leipzig (1986) 67–127; G. WOTJAK, «Zu einem Modell einer modular-integrativen Verbbeschreibung», in: *Linguistische Studien*, H. 196. Berlin (1989) 118–141.

<sup>9</sup> Cf. dazu Bondzio a.a.O.

AVOIR – la connaissance/SAVOIR – l'opinion/CROIRE – la volonté/VOULOIR – le prédicat de sentiment et de sensation/EPROUVER – le prédicat d'opération mentale/PENSER – la possibilité/POUVOIR – le changement/CHANGER – les prédicats axiologiques/BON et MAUVAIS – l'intervalle/INTERVALLE – le prédicat de quantification/QUANT – le prédicat d'antériorité/AVANT p. 33 – sowie mögliche weitere Prädikate), aber auch mit der akzentuierten Bedeutung der Lokalisation (cf. die von Verf. nicht berücksichtigte lokalistische Theorie bei Andersson). Noch detaillierter untersucht zu werden verdient die angedeutete Interrelation der Prädikate (etwaige Intersektion p. 46 ss. der Prädikate von localisation und possession), wobei SE TROUVER – wir würden hier von ADESSE sprechen – als besonders generisch erscheint. Sehr aufschlußreich und anregend die Ausführungen von Verf. zu den temporalen Indices, wobei uns hier vor allem die interne Zeitangabe/vorgabe interessiert. Die von Verf. gemachten Beobachtungen decken sich in auffälliger Weise mit der von Bendix 1966 eingeführten und von uns weiterentwickelten Sukzession von Teilpropositionen, die bei Oim/Saluveer als SETTING-EVENT-CONSEQ eine in einen anderen Begründungszusammenhang gestellte analoge Dreiteilung reflektiert<sup>10</sup>. Hinsichtlich der 3. Bedeutungskomponente – dem modalisateur nach Bogacki – neben dem noyau (Basisproposition) und den temporalen Indices (letztere wären doch wohl auch Teil des Kerns?), können wir uns sehr kurz fassen, da auch Verf. sie nur ganz knapp als eine Art Einstellungsoperator oder auch Modalkomponente beschreibt und unter Bezug auf R. Martin<sup>11</sup> auf Probleme verweist, die entstehen, wenn sie als ein Prädikat höherer Stufe (und dennoch Teil der Basisproposition) betrachtet wird.

Nicht voll zu überzeugen vermag uns die von Verf. getroffene, aber wohl selbst nicht durchgehend verwirklichte Option, Präsuppositionen im Interesse einer vereinfachten Darstellung nicht mit einzubeziehen; könnte nicht gerade durch die Angabe etwa des Vorzustandes ohne explizite Aufnahme des CHANGER/CAMBIO-Prädikats der Wechsel des Besitzers/Besessenen bei Verben des Verfügungs- wie Besitzwechsels verdeutlicht werden – dazu Verf. p. 65? Sind nicht default procedures – wie bei Verf. selbst anklingt – durchaus methodisch bedeutsam? Kann – wie p. 60 im Einklang mit Boguslawski und entgegen Russells Annahme behauptet wird – Änderung, z.B. DELOC, semantisch wirklich nicht «verlustfrei» auf sukzessive Lokalisationen reduziert werden? Ist die auf p. 65 angegebene «Basisproposition» (277) nur für «enlever» gültig, wie man aus der Darlegung schlußfolgern könnte (Verf. macht weder hier noch andernorts explizite Aussagen zu der von uns behaupteten Allgemeingültigkeit, zum «Adressencharakter», des noyau)? Verf. macht selbst bei folgenden Analysen auf die Interrelation von /+concret/ (als Hyperonymsem bzw. Semachse im Sinne von Greimas) gegenüber /+animé/ vs. /+humain/ vs. /+plante/ bzw. vs. /+objet physique/ – was in der Aufzählung bei Verf. fehlt – aufmerksam, p. 67 jedoch ist entweder /+concret/ als =/+objet physique/ zu betrachten oder wird nicht deutlich, daß /+concret/ letztlich auch die Merkmale /+animé/ und /+humain/ als kohyponymische Seme mit umfaßt. Nicht voll einzusehen vermögen wir, inwieweit für (287) wirklich der contradiction-Test zweifelsfrei erweist, daß das Verb *apercevoir* kein INSTRUMENT-Argument (hier allerdings als Teil von AGENS = Augen) besitzt (kann man sagen, daß *Max n'a pas besoin de se servir de quoi que ce soit?*).

Wiewohl wir mit Verf. mitgehen, daß als inkorporierte Argumente nur individuelle Argumente (Argumentkonstanten), die als autonome LE auf Individuen bezogen sein können, in Frage

<sup>10</sup> Cf. H. E. BENDIX, «Componential Analysis of General Vocabulary», in: *International Journal of American Linguistics* 2 (1966) 1–190; G. WOTJAK, «Zur semantischen Struktur deutscher Verben des Besitzens und Besitzwechsels», in: *Linguistische Arbeitsberichte (LAB)* 3, Leipzig 1970, 58–72; OIM/SALUVEER «Frames in linguistic descriptions», in: *Quaderni di semantica*, Bologna 1985, 295–305.

<sup>11</sup> *Pour une logique du sens*, Paris (PUF) 1983.



kommen, also etwa inkorporierte Adjektive aus diesem Grund ausgeklammert bleiben, möchten wir die von ihm unberücksichtigten *abstrakten* Substantive, auch wenn die Konkreta deutlich dominieren, nicht von vornherein aus einer solchen Betrachtung ausgeschlossen wissen. Dies auch dann nicht, wenn die aufgeführten Verbalsubstantive wie *attaque, visite* etc. in der Tat als eine Art Funktionssubstantiv und Teil von Funktionsverbgefügen einen abweichenden semantischen Status haben sollten (p. 117); immerhin sind wir bspw. bei den aufgeführten *amnistie wie banquet* gar nicht so sicher, ob es sich – wie angegeben – um Abstrakta handelt. Ungeachtet der im allgemeinen sehr subtilen und überzeugenden Ausführungen zur Argumentinkorporation will uns scheinen, als wäre zumindest bei *singer* zu überdenken, ob es sich hier wirklich um ein individuelles Argument (*singe*) handelt, das dann auch – wie von Verf. hier beinahe durchgehend praktiziert – eine Kasusrollenbestimmung tragen müßte. In unserem Verständnis handelt es sich im übrigen auch bei dem Beispiel (617) – cf. auch (618) – im Unterschied zu (616) bei der Lokalangabe nicht um eine Aktantifizierung des als LOCGoal-spezifizierten Arguments *z* der Basisproposition von *mettre* (*x, y, z*), sondern um eine *freie Angabe*, was durch den Kontrast zur Basisproposition von *sucre* (= *mettre x/AGENS/Subjekt, y/PATIENS/O = sucre = Konstante* und im Lexemkorpus aktantifiziert und *z/LOCGoal/direktes Objekt* – hier *café*) deutlich wird. Die Überlegungen von Verf. zur doppelten semantischen Spezifizierung von *sable* bzw. *vase* auf p. 142/43 sollten u.E. betrachtet werden im Hinblick darauf, ob nicht auch zwei unterschiedliche LE/Verbvarianten angenommen werden könnten mit einer interessanten regulären Beziehung, die u.a. auch mit der Reflexivierung zu tun haben könnte.

Ungeachtet dieser und weiterer Detailbeobachtungen, Ergänzungen und Modifikationen gilt es festzuhalten: Verf. hat ein sehr anregendes und bei aller notwendigen Spekulation auf einer breiten empirischen Basis beruhendes Buch vorgelegt, das nicht nur für die konkrete Zielstellung, das Aufzeigen von semantischen Repräsentationen französischer LE sowie deren beobachtbaren Oberflächenrestriktionen (hinsichtlich zeitlicher *contraintes de surface* anhand von Objektsätzen und hinsichtlich der semantisch-denotativen *contraintes* anhand von Argumentinkorporationen), sondern weit darüber hinaus von Interesse ist. Weiter ausgebaut werden sollten neben einer möglichen spezifizierten und vereinheitlichenden Modifikation der semantischen Repräsentationen selbst u.a. die angerissenen Bezüge zu den Wortarten.

Verf. hat in seinem Buch zeigen wollen, daß eine Vorhersagbarkeit (damit auch eine Generierung von Oberflächenstrukturen) von morphosyntaktischen Phänomenen aus semantischen Repräsentationen problematischer ist als oft angenommen, weil zu viele Faktoren mitwirken bei der Ausprägung der Ausdrucksstrukturphänomene (cf. u.a. Ellipsen). Nicht ab läßt er dabei von der Annahme eines weniger radikal verstandenen Isomorphismus (p. 164) in dem Sinne, daß «*les modifications en surface sont liées aux changements des représentations sémantiques*». Dabei fährt er selbst fort – und dies würden wir sehr unterstreichen –, daß es klüger erschiene, von einer Interdependenz beider Ebenen zu sprechen, ohne im Sinne der Vorhersagbarkeit daraus Voraussagen mit Anspruch auf Richtigkeit ableiten zu wollen. Beizupflichten ist dem Verf., wenn er annimmt, daß er mit seinen Analysen die Zweckmäßigkeit einer Dekomponierung der lexikalischen Bedeutung unter Beweis gestellt hat.

Das vorliegende Werk verrät eine hohe Sprachbeherrschung und weist nur wenige, i.d.R. nicht sinnbeeinträchtigende Druckfehler auf (p. 12 *-ramène*, p. 62 *-x veut*, p. 66 fehlt hinter SE TROUVER in der 1. Formel das Argument *z*; p. 121–1 *la langue*, p. 158 – fehlende Akzente bei *animé*); es ist in einer klaren Diktion geschrieben und macht das verdienstvolle Bemühen von Verf. um eine möglichst eindeutige Bestimmung der Arbeitsbegriffe und eine Absicherung der Detailpositionen durch Bezugnahme auf relevante Sekundärliteratur deutlich, darunter nicht wenige polnische Artikel, die dem nichtslawistischen Leser nicht so ohneweiteres zugänglich sein dürften. Obwohl Verf. in seiner Monographie in wesentlichen Teilen auf vorgängige eigene Publikationen aus den frühen 80er Jahren zurückgeht und offenbar die neuere theoretische Literatur der letzten 5–10 Jahre kaum einbezieht, sind die aufgeworfenen Fragestellungen und dargebotenen Lösungswege und Beschreibungen auch für den Spezialisten auf diesem Gebiet aktuell und stellt ei-

ne Lektüre dieser Publikation eine Bereicherung für ein insgesamt noch geringer bearbeitetes Feld, die Beschreibung der lexikalischen Bedeutung, dar.

Gerd Wotjak



RALPH LUDWIG, *Modalität und Modus im gesprochenen Französisch*, Tübingen (Narr) 1988, 229 p. (*Script Orolia* 7)

Die hier zu besprechende Arbeit ist eine bei Wolfgang Raible in Freiburg i.Br. entstandene Dissertation, die 1985 angenommen wurde. Sie befaßt sich wieder einmal mit dem unerschöpflichen und offenbar auch nie befriedigend zu lösenden Problem von Modus und Modalität, auf das ich selbst auch viel (wenn nicht zuviel) Zeit verwendet habe, reicht aber gleichzeitig in die ebenso schwierigen Bereiche von Tempus und Aspekt hinein<sup>1</sup>. Theoretisch basiert die Arbeit v.a. auf Heger und Raible<sup>2</sup>, berücksichtigt aber auch wichtige Positionen von Bühler, Husserl sowie der Ethnomethodologie, der Diskursanalyse, der Sprechakttheorie usw. Wichtig für ihre Anlage ist weiter, daß sie im Rahmen des Freiburger Sonderforschungsbereichs «Mündlichkeit und Schriftlichkeit» angesiedelt ist. – Das der Untersuchung zugrundegelegte empirische Material ist vom Verfasser selbst zwischen 1979 und 1984 in Frankreich aufgenommen worden. Es handelt sich um insgesamt 11 orale Texte, die sich den folgenden, in unterschiedlichem Maße an den oralen bzw. schriftlichen Charakteristika partizipierenden Textsorten zuordnen lassen: familiäres Gespräch (2), öffentliche politische Diskussion (1), Interview (4), universitäre Lehrveranstaltung (Seminar, Vorlesung; 4)<sup>3</sup>.

Wolfgang Raible hat schließlich zu dem Band eine Einleitung (p. 13-18) beige-steuert, die wohl als bestmögliche referierende Darstellung bezeichnet werden darf. Wäre man wie der Mentor Raible mit allem, was Ludwig schreibt, einverstanden, ließe sich jede Besprechung auf einen Verweis auf diese Zusammenfassung reduzieren. Da ich aber mit einigen Punkten des Ansatzes erhebliche Probleme habe, ist ein etwas weiteres Ausholen nicht zu vermeiden.

Die Arbeit gliedert sich – sieht man von einer «Vorbemerkung post festum» (p. 19) und einer kurzen Einleitung (p. 21-23) ab – in vier Teile. Im ersten Teil wird versucht, im Rekurs auf Raible und Heger ein neomatisches System sprachlicher Modalkategorien zu entwickeln (p. 25-89). In Teil II werden «verschobene kommunikative Regreßpflicht» und «verschobene Assertion»<sup>4</sup> im Zusammenhang mit den Nachzeitigkeitstempora im gesprochenen Französisch (Präs., *futur proche*, Fut.) diskutiert (p. 91-129). Teil III ist dann den Verbalmodi (Indikativ, Konjunktiv, Konditional, Imperativ) gewidmet (p. 131-207), und in Teil IV schließlich (*Schlußüberlegungen*, p. 209-13) wird versucht, die Ergebnisse der Untersuchung zu den (insbesondere im Anschluß an Koch/Oesterreicher definierten<sup>5</sup>) Kategorien der Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Beziehung zu setzen.

<sup>1</sup> Cf. hierzu v.a. P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970; id., *Modus und Tempus*, Tübingen 1976; zuletzt id., *Le statut précaire de l'aspect verbal en français*, *TL* 18 (1989), 73-94.

<sup>2</sup> Cf. hierfür die Bibliographie bei Ludwig.

<sup>3</sup> Cf. R. LUDWIG, *Korpus: Texte des gesprochenen Französisch*. Materialien I, Tübingen 1987.

<sup>4</sup> Zu diesen Begriffen cf. unten.

<sup>5</sup> Cf. P. KOCH/W. OESTERREICHER, *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz*. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte, *RoJb* 36 (1985), 15-43.

Das erste Hauptkapitel (p. 25 ss.) ist den Begriffen *Modus und Modalität* gewidmet. Die Modi sind als einzelsprachliche Kategorien bzw. Paradigmen durchaus sinnvoll definiert. Was die Modalitäten angeht, so könnte man sie in etwa als «Stellungnahmen/Haltungen des Sprechers gegenüber den Aussagen» umschreiben. Während die Inventarisierung der Modi des Fr. weitgehend traditionell gesichert ist, kann das Gleiche nicht bezüglich der Modalitäten gesagt werden (die überdies wohl auch nicht einzelsprachlichen, sondern übereinzelsprachlichen Charakter haben). Zu ihrer Erfassung bzw. Klassifikation wird deshalb ein onomasiologisches Raster entwickelt, das auf den Begriff der Assertion von Raible und demjenigen der kommunikativen Regreßpflicht von Heger beruht, wobei vorab die Auffassungen von Martinet, verschiedenen Vertretern der generativen Transformationsgrammatik, Arnauld/Lancelot, Brunot und Bally diskutiert und in unterschiedlichem Maße für unzureichend befunden werden<sup>6</sup>. Nach Heger übernimmt jeder Sprecher für seine Assertion eine kommunikative Regreßpflicht (d. h. er kann für seine Assertion in die Pflicht genommen, verantwortlich gemacht werden), wobei Assertionen immer den Satz als Ganzes und nicht etwa Teilsätze bzw. Propositionen betreffen würden<sup>7</sup>. Dabei ist es unerheblich, ob die Assertion explizit («ich meine, daß X ist») oder implizit («X ist») erfolgt: Die beiden Aussagen sind kategoriell identisch (p. 38 s.). Diesen Ansatz versucht nun Ludwig weiterzuentwickeln, wenn auch z. T. in wenig glücklicher Art und Weise. Nach ihm würde die Regreßpflicht eine «kategorielle wahrheitsfunktionale Überprüfbarkeit» implizieren, wobei er sich auf Kamlah/Lorenzen beruft: Eine Regreßpflicht könnte überhaupt nur übernommen werden, wenn eine derartige Kontrolle möglich sei. Diese streng logische Argumentation hat nun aber zur Folge, daß der Fokus der Argumentation von der Aussage (bzw. dem «Satz») auf die Proposition oder eine dem Satz zugrunde liegende Präsupposition verschoben wird: Bei einem Satz wie *Wer hat mich gesehen?* wäre nicht dieser, sondern vielmehr die Präsupposition *Jemand hat mich gesehen* regreßpflichtig. In Ludwigs Diktion bedeutet dies, daß bei einem Fragesatz wie dem obigen der Hörer aufgefordert wird, die Regreßpflicht für den Satz zu übernehmen: Es ergeht ein Appell für die Nachlieferung der Assertion<sup>8</sup>. – Eine aufgeschobene (bzw. verschobene) Assertion würde auch bei Zukunftsaussagen vorliegen (p. 49 ss.); auch sie könnten vom Sprecher erst zu einem späteren Zeitpunkt assertiert werden, weshalb denn auch die kommunikative Regreßpflicht (ähnlich wie beim Versprechen) erst zu einem späteren Zeitpunkt zum Tragen käme.

Nach Ludwig kann der Sprecher die kommunikative Regreßpflicht sowohl für seine eigene Person auf einen späteren Zeitpunkt verschieben als sie auch (und dies ebenfalls für die Zukunft) an eine andere Person (Hörer, Abwesender) delegieren. Im zweiten Fall könnte der Sprecher zu dem entsprechenden propositionalen Gehalt je nachdem eine neutrale, eine identifizierende oder eine distanzierte Haltung einnehmen (p. 55 ss.). Diese Feststellung leitet dann über zum Thema der Gradation der Übernahme (p. 61 ss.), für die es eine ganze Reihe von Skalen gibt: die Skala der Sprechergewißheit, die temporale Skala (Übernahme der Regreßpflicht für einen kürzeren oder längeren Zeitraum; Normalfall ist die uneingeschränkte Übernahme), die personale Skala (Variation zwischen Übernahme durch den Sprecher allein oder durch alle, mit sämtlichen

<sup>6</sup> Bezüglich Bally unterläuft Ludwig allerdings ein schwerwiegender Fehler: Er postuliert eine Gleichsetzung *Modus = thème* und *Dictum = propos* (p. 30 s.). Diese Gleichungen sind nicht statthaft, denn *Dictum/Modus* sind für Bally logische, *thème/propos* dagegen psychologische (bzw. kommunikative) Kategorien. Eine Koinzidenz im Sinne von Ludwig ist zwar von Fall zu Fall möglich, keineswegs aber generell gültig; eine Zuordnung *Dictum – thème* und *Modus – propos* ist nicht nur möglich, sondern muß sogar als primäre Entsprechung angesehen werden.

<sup>7</sup> Die Verwendung des Satzbegriffes ist hier sicher etwas unglücklich; angemessener wäre «Aussage» bzw. fr. *énoncé* gewesen.

<sup>8</sup> Korrekt an dieser Argumentation ist sicher, daß (zumindest bei einer Entscheidungsfrage) die Assertion nicht vorgenommen, sondern aufgeschoben wird, und daß bei einer Ergänzungsfrage der assertive Komplex eine Leerstelle enthält; dies ist aber nicht neu, cf. z.B. schon WUNDERLI 1970.



möglichen Zwischenstufen<sup>9</sup>), die Skala der Sprecherbewertung (zwischen Zustimmung und Ablehnung), die Skala der Nachdrucksgrade, usw. Alle diese Überlegungen münden schließlich in einen Entwurf ein, der die Modalitäten nach dem Bühlerschen Zeichenmodell bzw. ihrer «expressiven», «appellativen» oder «gegenständlichen» Orientierung klassiert (p. 88 s.).

Im zweiten Hauptkapitel (p. 91 ss.) werden dann die Nachzeitigkeitstempora abgehandelt, die aufgrund der vorhergehenden Ausführungen eine Verschiebung der Regreßpflicht implizieren würden. Allerdings müßte da eigentlich von allem Anfang an ein Problem auffallen, das den Verf. nicht im geringsten zu stören scheint: Zu den Nachzeitigkeitstempora zählt bei ihm (nicht zu Unrecht) auch das Präsens. Nur: Wenn ein «futurisches» Präsens eine Verschiebung der Regreßpflicht impliziert, ein «präsentisches» dagegen nicht, dann kann es sich hier doch wohl nicht um ein Problem des Tempus *Präsens* (es gibt ja *qua* Paradigma nur eines!) handeln, sondern höchstens um ein anderweitig begründetes Phänomen! Zutreffend ist dagegen sicher die Feststellung, daß bezüglich der Sprechergewißheit eine die gleichen Skalen benutzende Gradation wie bei vergangenen und gegenwärtigen Phänomenen möglich ist (allerdings mit der Einschränkung, daß die Gradation nicht den Gegenstand der Aussage, sondern vielmehr die Berechtigung zum Machen der Aussage betrifft!). Was die Funktion der Tempora *présent*, *futur proche* und *futur* in diesem Rahmen angeht, so gibt Verf. ein korrektes Referat des Forschungsstandes bzgl. der temporalen und modalen Aspekte (p. 96 ss.); dagegen unterschlägt er einfach, daß es auch eine aspektuelle Dimension gibt<sup>10</sup>. Was Ludwigs eigene Sicht der Probleme angeht, so würden sich die drei relevanten Tempora auf einer primären Ebene durch eine unterschiedliche Nähe zur Gegenwart unterscheiden; auf einer sekundären (abgeleiteten) Ebene käme dann die modale Komponente der Sprechergewißheit zum Tragen, dergestalt daß beim *présent* die Nähe der Gegenwart und die kommunikative Regreßpflicht, beim *futur* die zeitliche Distanz und die modale Implikation am stärksten ausgeprägt wären. Dies stimmt für die Standardsprache weitgehend, wenn auch nicht zwingend; es wäre aber zumindest darauf hinzuweisen, daß die Verhältnisse sich in andern «Dialekten» und «Registern» (im Sinne von Halliday) z.T. deutlich abweichend präsentieren. Dafür sprechen auch die unterschiedlichen Hierarchien der 3 Tempora entsprechend den von Ludwig berücksichtigten Textsorten (p. 109 ss.).

Im den Verbalmodi gewidmeten dritten Hauptkapitel (p. 131 ss.) geht es vorerst um den Konjunktiv bzw. den Gegensatz Konj./Ind. Der Indikativ wird als Modus der Assertion bzw. der verschobenen Assertion, der Konjunktiv als der Modus der eingeschränkten bzw. nicht übernommenen Regreßpflicht definiert. Darüber hinaus wird dem Konjunktiv im Anschluß an Schmitt Jensen<sup>11</sup> auch noch die Funktion eines Unterordnungssignals zugewiesen. Diese beiden Aspekte bleiben gewissermaßen unorganisch nebeneinander stehen, und es wird nicht versucht, den einen aus dem andern abzuleiten oder ein Implikationsverhältnis zu begründen. Nicht weniger unbefriedigend sind dann die folgenden Ausführungen:

- Der Konjunktiv im Hauptsatz wird einfach totgeschwiegen.
- Der Indikativ im Nebensatz würde nur dann stehen, wenn es einen Konflikt zwischen Unterordnungssignal und im Hauptsatz übernommener Regreßpflicht gäbe (p. 132). Dieser Argumentation kann ich mit dem besten Willen nicht folgen: V.a. läßt sie sich auch nicht mit Beispielen

<sup>9</sup> Ob man allerdings mit Ludwig behaupten darf, im Normalfall sei hier der Allquantor gültig (p. 72 ss.), scheint zweifelhaft; es dürfte vielmehr alles dafür sprechen, daß primär immer nur der Sprecher involviert ist und jede Ausweitung des Kreises der Regreßpflichtigen explizit markiert werden muß (cf. *Il est venu – Je crois qu'il est venu – Nous sommes convaincus qu'il est venu – Tout le monde sait qu'il est venu*, usw.). Zum Problem der propositionalen Fokussierung in dieser Argumentation cf. unten.

<sup>10</sup> Cf. hierzu WUNDERLI 1976, bes. p. 101 ss.; jetzt auch WUNDERLI 1989.

<sup>11</sup> Cf. J. SCHMITT JENSEN, *Subjonctif et hypotaxe en italien. Une esquisse de la syntaxe du subjonctif dans les propositions subordonnées en italien contemporain*, Odense 1970.

wie *Je suis heureux qu'il soit venu* vereinbaren, wo an der kommunikativen Regreßpflicht wohl nicht zu rütteln ist.

– Die Erklärung des Konjunktivs bei Prolepsis (*Qu'il soit venu, je le sais*) aufgrund der Notwendigkeit, die Unterordnung zu markieren (p. 132), vermag nicht zu überzeugen, da das *que* doch ein (fast) eindeutiges Unterordnungsmerkmal darstellt.

– usw.

Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß Ludwig hier allzu oft einfach blind den Ausführungen seines Lehrers Raible folgt. – Nicht weniger problematisch sind dann auch die Ausführungen zum Konjunktivgebrauch im gesprochenen Französisch (p. 135 ss.). Wieso bei *il me semble que* die Regreßpflicht übernommen, bei *il semble que* dagegen nicht übernommen werden soll, ist schwer einzusehen (p. 138); überzeugender wäre es wohl, hier auf den Begriff *univers de croyance*<sup>12</sup> zurückzugreifen und mit der + / – ausdrücklichen Integration in ein derartiges Glaubensuniversum zu argumentieren. Wieso die Konjunktion *sans que* die Regressionspflicht bezüglich des Nebensatzinhaltes in ganz besonderem Maße einschränken würde (p. 143), ist mir nicht einsichtig. Wieso der Konjunktiv in Konzessivsätzen ein reines Unterordnungssignal sein soll (p. 151/52), ist schwer verständlich und läßt sich auch kaum mit der in der Sekundärliteratur immer wieder gemachten Feststellung vereinbaren, daß in der gesprochenen Sprache hier der Indikativ eindeutig an Terrain gewinnt. Ebenso wenig zu überzeugen vermag die angeblich rein unterordnende Funktion des Konjunktivs nach Superlativ (p. 152/53); usw. Dieses von zahlreichen Schwächen geprägte Kapitel kulminiert in der Behauptung, in der familiären Sprache werde der Konjunktiv weitgehend mechanisch, in den mehr zur Schriftlichkeit tendierenden Textsorten dagegen «differenzierter» gesetzt (p. 156 ss.). Eine derartige Behauptung läßt sich weder mit dem Material bei Damourette/Pichon noch mit der sorgfältigen Analyse von Marcel Cohen<sup>13</sup> vereinbaren – es scheint vielmehr das Gegenteil zuzutreffen. Richtig ist dagegen sicher die Feststellung, daß der Konjunktiv nicht mehr als generelles Unterordnungssignal angesehen werden kann (p. 166 ss.) – aber leider baut die ganze vorhergehende Argumentation in hohem Maße auf dieser Annahme auf!

Bezüglich des Konditionals wird der traditionelle Dualismus vertreten, der zwischen einem modalen und einem temporalen *Conditionnel* unterscheidet (p. 169 ss.); allerdings wird dann bezüglich der *si*-Sätze eine Argumentation vorgeführt, die letztlich auf eine Tempusmetapher hinausläuft (obwohl dieser Begriff nicht fällt; p. 180 ss.). In modaler Verwendung wäre das Konditional ein Ersatz für den Konjunktiv im Hauptsatz, wobei zwischen einer merkmalthaltigen (verschobene Assertion im Bedingungssatz) und einer merkmallösen Verwendung (expressive und appellative Rolle unabhängig vom Bedingungskomplex) unterschieden wird. Dieser Teil ist sicher der schwächste der ganzen Arbeit.

Der Imperativ schließlich wäre ein «Appell um Nachlieferung der Assertion» (p. 199 ss.). Allerdings wird überhaupt nicht auf die Frage eingegangen, ob aus der Sicht des Systems hier ein eigener Modus vorliegt – eine Frage, die man nicht einfach ignorieren kann, fällt doch der Imperativ normalerweise mit dem Indikativ, in einigen wenigen Ausnahmefällen mit dem Konjunktiv zusammen (ganz abgesehen von den Verben, die gar keinen Imperativ kennen)<sup>14</sup>. Auch das mögliche Argument, er werde ohne Subjektspronomen realisiert, ist nicht stichhaltig, denn solche Fälle gibt es auch für den Indikativ und den Konjunktiv (*C'est toi qui as cassé ce vase*; usw.). Was schließlich Formeln vom Typus *Tiens!*, *Allez!*, *Voyons!* usw. angeht (p. 203 ss.), so kann man sie aus der Sicht der heutigen Sprache sicher nicht mehr als Imperative bezeichnen; hier liegt eine Vermischung von Synchronie und Diachronie vor.

<sup>12</sup> Cf. hierzu auch unten.

<sup>13</sup> Cf. M. COHEN, *Le subjonctif en français contemporain*, Paris 21956.

<sup>14</sup> Cf. WUNDERLI, *L'impératif de «vouloir» subjonctif et indicatif*, in *Actele celui de-al XII-lea Congres international de lingvistică si filologie romanică I*, Bucureşti 1979, p. 557-67.

In der kurzen Zusammenfassung (p. 209 ss.) werden die Ergebnisse bezüglich der untersuchten Textsorten nochmals zu den Kategorien der Mündlichkeit und der (konzeptionellen) Schriftlichkeit in Beziehung gesetzt und betont, daß im ersten Bereich v.a. pragmatisch-aggregativ, im zweiten dagegen syntaktisch-integrativ verfahren werde. Als große Neuentdeckung kann ich dieses Ergebnis allerdings nicht feiern, denn ich erinnere mich vage, solches schon in meiner Studentenzeit gehört zu haben . . .

Die Arbeit von Ludwig bringt sicher in vielerlei Hinsicht gute Resultate, wenn sie auch zu einem nicht unerheblichen Teil nichts weiter als eine Bestätigung von bereits Bekanntem darstellt. Andererseits ist bereits in der bisherigen Darstellung deutlich geworden, daß sie auch oft Kritik hervorruft, und diese Detailkritik könnte noch erheblich ausgeweitet werden. Darum soll es hier aber nicht gehen, und ich will mich auch nicht darüber beklagen, daß meine eigenen Arbeiten zum Thema selbst dort weitestgehend unberücksichtigt bleiben, wo ich durchaus im gleichen Sinne wie Verf. argumentiere.

Vielmehr geht es mir im folgenden um ein essentielles Problem, das gewissermaßen den Kern der Arbeit ausmacht: um die Frage der Assertion und der kommunikativen Regreßpflicht. Nach meiner Meinung kommt es bei Ludwig hier zu einem äußerst schwerwiegenden Sündenfall dadurch, daß er die kommunikative Regreßpflicht mit der «kategorialen wahrheitsfunktionalen Überprüfbarkeit» von Kamlah/Lorenzen verquickt (p. 39) und die Assertion von der Forderung nach interpersonaler Überprüfbarkeit des Assertionsgegenstandes abhängig macht (p. 49). Dagegen wäre vorerst einmal einzuwenden, daß die wahrheitsfunktionale Überprüfbarkeit bei natürlich-sprachlichen Phänomenen nur bedingt relevant ist; vielmehr steht hier, wie Robert Martin gezeigt hat, die subjektive Überzeugung, das individuelle Meinen, Glauben usw. im Rahmen eines *univers de croyance* im Vordergrund<sup>15</sup>. Zweitens hat Heger ausdrücklich betont, daß die Regreßpflicht den Satz (was in seiner Terminologie der Aussage entspricht) betreffe und nicht etwa die Proposition. Bei Ludwig verschiebt sich die Argumentation aufgrund des o.g. Sündenfalls in zunehmendem Maße auf den propositionalen Gehalt der Sätze: Er ist es, der assertiert wird oder werden soll, und er ist es, für den eine kommunikative Regreßpflicht bestehen würde. Und hier wird ein zweiter Sündenfall deutlich, nämlich die weitgehende Gleichsetzung von Assertion und Regreßpflicht.

Daß beide Koppelungen nicht statthaft sind, läßt sich relativ leicht zeigen: Eine kommunikative Regreßpflicht besteht primär nicht bezüglich des Inhalts einer Aussage (ganz gleichgültig, ob dieser assertiert ist oder nicht), sondern bezüglich des Machens der Aussage<sup>16</sup>. Bei einer Äußerung wie *Je te prie de le dire à ton père* besteht z.B. die Verpflichtung für meinen Ansprechpartner von dem Moment an, wo ich die Bitte äußere, und nicht erst ab dem Moment, wo er die Gelegenheit hat oder hatte, die Mitteilung an seinen Vater weiterzugeben. Wenn ein Hüttenwart am Mont Blanc erklärt *Il fera beau demain*, ist er vom Moment seiner Äußerung an (u.U.) regreßpflichtig, wenn jemand aufgrund des Vertrauens in seine Wetterkenntnisse in einem Unwetter abstürzt: Die Regreßpflicht besteht ab sofort, wenn auch die Verifikation des propositionalen Gehaltes der Aussage erst in der Zukunft möglich ist (und Entsprechendes gilt natürlich auch für das Geltendmachen eines möglichen Regreßanspruches). Und wenn eine Stadtverwaltung heute erklärt *Nous construirons cette rue en 1992*, darauf eine Industrieansiedlung erfolgt, die Straße dann aber nicht gebaut wird, dann ist sie eben ab dem Moment der entsprechenden Mitteilung regreßpflichtig und wird im Rahmen eines Prozesses auch mit Sicherheit zur Kasse gebeten werden.

<sup>15</sup> Cf. R. MARTIN, *Pour une logique du sens*, Paris 1983; id., *Langage et croyance*. Les «univers de croyance» dans la théorie sémantique, Bruxelles 1987. – Die *mondes d'attente* bei MARTIN/NEF (*Langages* 64 [1981], 7-27) stellen nur einen Sonderfall der *univers de croyance* dar. – Für die Frage der intersubjektiven Überprüfbarkeit relevant ist weiter auch G. KLEIBER, *Problèmes de référence: Descriptions définies et noms propres*, Metz 1981.

<sup>16</sup> Dies heißt natürlich keineswegs, daß der Inhalt der Aussage hierbei völlig belanglos wäre!



Wir können die Annahmen noch etwas extremer gestalten. Gehen wir davon aus, jemand äußere *Je te prie de tuer mon père*<sup>17</sup>. Ganz gleichgültig, ob der Mord nun ausgeführt wird oder nicht, der Sprecher kann in jedem Fall für Anstiftung zum Mord verurteilt werden (für den Mord als solchen dagegen wird einzig der Mörder verantwortlich sein, wenn die Tat zur Ausführung gelangt). Ähnlich verhält es sich, wenn jemand in einer Rede erklärt *Je souhaite qu'on massacre tous les Turcs*. Selbst wenn es nicht zu einem Pogrom kommt, kann er wegen Volksverhetzung und Ausländerfeindlichkeit zur Rechenschaft gezogen werden.

Und noch eine kurze Bemerkung zur Frage. Bei einer Entscheidungsfrage vom Typus *As-tu vu cette pièce?* ist die Assertion des propositionalen Gehaltes sicher aufgeschoben; bei einer Ergänzungsfrage vom Typus *Qui est venu?* fehlt zumindest ein Element des zu assertierenden Komplexes, weshalb man vielleicht mit Ludwig sagen kann, nur die Präsupposition, daß jemand gekommen sei, werde assertiert<sup>18</sup>. Nur: Auch in diesen beiden Fällen kann allein schon der Akt des Fragens eine Regreßpflicht implizieren – man braucht nur anzunehmen, ein Spitzel des Rauschgiftdezernats höre an einem bekannten Umschlagsplatz für Drogen eine Äußerung wie *Qui me vend un kilo de cocaïne?* oder *Y a-t-il quelqu'un qui me vende un kilo de cocaïne?*: Er kann und wird des Drogenhandels angeklagt werden (denn ein Kilo Kokain kauft keiner für den Eigengebrauch!).

Halten wir also fest: Kommunikative Regreßpflicht, Assertion und wahrheitsfunktionale Verifikation dürfen einander nicht einfach gleichgesetzt werden. Die kommunikative Regreßpflicht ist ein Phänomen des Äußerungsaktes, die Assertion eine Frage des Glaubens bzgl. des propositionalen Gehalts einer Äußerung, und die wahrheitsfunktionale Verifikation ein Problem der traditionellen (ontischen) Logik. Die umfassendste Kategorie ist ohne jeden Zweifel diejenige der kommunikativen Regreßpflicht, die unabhängig von der die Äußerung charakterisierenden illokutionären Rolle, ihrer konstativen oder performativen Natur, der direkten oder indirekten Performativität usw. Gültigkeit hat. Dies bedeutet aber nichts anderes, als daß die über Gleichsetzungen operierende Grundthese von Ludwig verfehlt ist. Trotz vieler im Detail (und soweit sie nicht von dieser Prämisse abhängig sind) brauchbarer Einzelergebnisse muß deshalb die Arbeit als Ganzes als mißglückt bezeichnet werden.

Peter Wunderli



JOSEPH HANSE, *Nouveau dictionnaire des difficultés du français moderne*, Paris-Gembloux (Duculot) 2<sup>e</sup> éd. mise à jour et enrichie 1987 (1983), 1031 p.

Mit der zweiten Auflage seines «Nouveau dictionnaire des difficultés du français moderne» legt Joseph Hanse ein mit über 1.150 Sprachschwierigkeiten bereichertes wertvolles Nachschlagewerk zum französischen Sprachgebrauch vor. Die Textsorte der Wörterbücher der Hauptschwierigkeiten einer historischen Einzelsprache hat innerhalb der sprachwissenschaftlichen Diskussion einen etwas umstrittenen Stellenwert. Einerseits werden sie als Nachschlagewerke zu den Feinheiten des Sprachgebrauchs geschätzt und als Referenzquelle zur Schlichtung von Normkonflikten herangezogen, andererseits verstoßen sie doch mehr oder weniger stark gegen das Postulat der rein deskriptiven, nicht wertenden Sprachbetrachtung. Da diese Werke hauptsächlich

<sup>17</sup> Entsprechendes gilt natürlich auch beim Imperativ (cf. LUDWIG, p. 199): *Assassine mon père!*

<sup>18</sup> Auch dies scheint mir allerdings nicht zwingend zu sein. Wenn jemand im Zusammenhang mit der Anschuldigung, einen Mord begangen zu haben, äußert *Qui m'a vu?*, dann assertiert er damit ganz sicher nicht, zur Tatzeit am Tatort gewesen zu sein!

am sogenannten guten, schriftsprachlichen Sprachgebrauch orientiert sind, werden Phänomene des «langage parlé» vielfach entweder nicht berücksichtigt oder stoßen weitgehend auf Ablehnung oder zumindest auf kritische Distanz. Das Dilemma des Sprachwissenschaftlers besteht einerseits zwischen der Deskription der Ausdrucksmodalitäten des Sprachgebrauchs und seinen in jahrzehntelangen ansozialisierten (elitären) Repräsentationen vom vorbildlichen Sprachgebrauch differenzieren zu müssen und andererseits sich oft nicht der Problematik der «*Dialektik von Kompetenz und relativer Inkompetenz beim native speaker*»<sup>1</sup>, also der Diskrepanz zwischen Sprachpraxis, «Sprachbewußtsein, Sprachwissen und Sprachideologie»<sup>2</sup> bewußt zu sein.

Nach meinen Vorstellungen handelt es sich bei den hier diskutierten Wörterbüchern der Schwierigkeiten um metasprachlich evaluierende «Diskurse über Normen»<sup>3</sup>, im speziellen Fall um wissenschaftlich fundierte evaluativ-präskriptiv-selektierende Metadiskurse<sup>4</sup>, die versuchen den sogenannten «bon usage» zu beschreiben. Dieser «gute Sprachgebrauch» orientiert sich nach Hanse an den «bons linguistes», den «meilleurs dictionnaires», an den «gens cultivés» und «écrivains», die sich dem sprachlichen Korrektheitsanspruch verschrieben haben, wobei Vf. bestrebt ist, sich sowohl von Puristen als auch von Laxisten abzuheben. (8). Wie nicht anders zu erwarten, bedient sich Hanse in seinem sprachbewertenden Werk des nicht unproblematischen, traditionellen, aber infolge seiner radikalen Vereinfachungen äußerst praktischen, dreistufigen, hierarchischen Sprachschichtungsmodells, das zwischen dem weitgehend mediolektal am *langage écrit*-orientierten «français soigné, surveillé», der informellen Konversationssprache des «français familier» und dem «français populaire» unterscheidet, das durch Spontaneität, Invention, Freiheit, durch das Fehlen jeglicher Sorge um Norm (im Sinne von präskriptiv-elitärer Normkonzeption) oder Unterscheidung – ohne jedoch bis zur Vulgarität abzusinken – charakterisiert wird. Im Zentrum seiner Sprachbetrachtungen steht das sog. «français courant». (Cf. 8 s.)

Bei der hohen Zahl an angegebenen Modifizierungen und Erweiterungen (im Vergleich zur ersten Auflage [1983]) befinden sich auch zahlreiche nur minimale Veränderungen. Einerseits wird eine Reihe von Lemmata neu aufgenommen und kurz kommentiert wie etwa *abaque, abscisse, âcre, acrimonir, aîtres, alezan, amonceler, application, apprivoiser, arabe, ardenne, astragal, e* etc., andererseits werden kurze Textkorrekturen vorgenommen, die vor allem den Bestrebungen um präzisere Detailbeschreibungen dienen. So werden wiederholt *populaire*-Markierungen in *familier*-Indizierungen umgewandelt, (wie bei *ben, biture, foutre* [très familier], *roulant, sortir* [au sens d'«expulser»], *trouille* . . .). Bei «Ça, je sais ou je (ne) sais pas» (195) wird überhaupt auf die ursprüngliche *populaire*-Indizierung verzichtet. (Cf. Hanse 1983, 190). Bei «attendre après qqn. ou qqch.» löst die Markierung *régional* (85) den Index *populaire* ab. (Cf. Hanse 1983, 82) Auch *très familier*-Markierungen können in *familier* aufgewertet werden (Cf. *calé*), fallen überhaupt weg (*bi-strot*) oder bleiben gleich (*dégoter* ou *dégotter*). *Familier*-Indizierungen werden aber auch unverän-

<sup>1</sup> WOLFGANG POLLAK, *Studien zum Verbalaspekt mit besonderer Berücksichtigung des Französischen*, Bern (Lang) 1988, bes. Kap. 13 «Exkurs zu Problemen der Informantenbefragung und Datenerhebung (unter besonderer Berücksichtigung der Normproblematik)» p. 236–250, p. 245.

<sup>2</sup> GEORG KREMnitz, *Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit*. Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte. Ein einführender Überblick, Wien (Braumüller) 1990, p. 54–58. Cf. auch die kritische Präsentation der Muster des «discours normatif» von ALAIN BERRENDONNER, *L'éternel grammairien*. Etude du discours normatif, Berne, Francfort/M. (Lang) 1982 p. 81 ss.

<sup>3</sup> WOLFGANG SETTEKORN, *Sprachnorm und Sprachnormierung in Frankreich*. Einführung in die begrifflichen, historischen und materiellen Grundlagen, Tübingen (Niemeyer) 1988, p. 10.

<sup>4</sup> Cf. mein Sprachennormen- und Registermodell in WOLFGANG BANDHAUER, ROBERT TANZMEISTER, «Sprachnorm und Sprachvarietäten im Spannungsfeld von Sprachgebrauch und Sprachbewußtsein», in: WOLFGANG SETTEKORN, Hg., *Sprachnorm und Sprachnormierung*, Deskription – Praxis – Theorie, Wilhelmsfeld (Egert) 1990, p. 117–138, bes. 127 ss. sowie in: ROBERT TANZMEISTER, *Sprachnormen zwischen Fiktion und Realität*, Wien (ÖGS) 1987, p. 73–80.

dert übernommen (*caner, catastrophé, il me cherche, chiper . . .*) oder einfach weggelassen (*à l'arraché, carotte, chausser, chipoter, chuter*). Bei «clapette» änderte sich nur die Graphie (Hanse 1983, 231: «clappette»), im Fall von «demander après qqn. ou qqch.» wird *familier* noch durch *régional* weiter spezifiziert. Teilweise werden aber auch Teile von Artikeln neu gestaltet (cf. «*article*» 95 s. und Hanse 1983, 92 s.).

Bei der Durchsicht einiger Normbeispiele kann man durchaus – unter Berücksichtigung des aktuellen Sprachgebrauchs – zu anderen Ergebnissen gelangen. So divergiert doch nach meinen Beobachtungen die Aussprache von *août* weitgehend von der von Hanse vorgeschriebenen /u/-Aussprache [*«Août se prononce ou»*, 80]. Vf. versucht zwar dem aktuellen Sprachgebrauch etwas Rechnung zu tragen, ohne allerdings seine präskriptive Normkonzeption zurückzunehmen, indem er «certains . . .» (Hanse 1983, 77) durch «beaucoup prononcent le *t* final» (80) ersetzt. Auch fragt sich, ob aufgrund der hohen Gebrauchsfrequenz in der gesprochenen Sprache quer durch alle Gesellschaftsschichten (auch in akademischen Diskursen) die Einstufung von *des fois* als *populaire* noch aufrecht gehalten werden kann, obwohl die Ablehnung im Sprachbewußtsein der Sprecher zum Teil noch sehr stark scheint.

Interessanterweise erbrachte eine Befragung von Akademikern zur Konjugation von *vétir* ein Hanse widersprechendes Ergebnis. So wurde dieses Verb fast ausschließlich nur mit Stammerweiterung akzeptiert. Diese Form stieß wiederum bei Hanse auf Ablehnung und wurde mit dem Hinweis «Certains écrivains ont parfois employé des formes en *-iss*» (1009) abgetan<sup>5</sup>.

Ebenfalls sehr traditionell bleibt das Werturteil bei *espèce* in quasi adjektivischer Funktion «Espèce, n.f., doit rester féminin même dans une espèce de suivi d'un nom masculin, dans le sens d'une sorte de» (392)<sup>6</sup>.

Gleiches gilt für den Modusgebrauch nach *bien que, quoique, malgré que*, denn nach Hanse ist der *Subjonctif* zu verwenden. «L'indicatif n'est pas rare dans la langue parlée, il se rencontre chez des écrivains modernes; des grammairiens tentent de le justifier plus ou moins, mais il faut le considérer comme incorrect et familier, populaire ou archaïque.» (170) Ebenfalls ablehnend steht Vf. dem *Subjonctif*-Gebrauch nach *espérer que* gegenüber: «Mieux vaut se garder d'employer le subjonctif, normal après *souhaiter*, mais anormal après *espérer*, qui exprime une confiance dans la réalisation du fait espéré. Cet emploi est malheureusement assez courant, mais supprime la différence essentielle entre les deux verbes.» (393 s.)

Wesentlich liberaler zeigt sich Hanse etwa bei der Kommentierung des *Subjonctif* nach «après que» (89)<sup>7</sup>, von «je me suis en allé» (65 s.), «aller à (chez)» (68), «causer à qqn.» (208), «chaque» an Stelle von «chacun» (223), «soi-disant» oder «de suite» für «tout de suite» (954 s.). Mit Interesse können u.a. auch die realistischen Anmerkungen und Beobachtungen zum Genus von Berufsbezeichnungen (456 s.) oder zu *docteur/doctoresse* (344) konsultiert werden, die allerdings im Kontrast zu Forderungen der feministischen Linguistik stehen<sup>8</sup>.

Bei *nègre* wäre vielleicht sinnvollerweise auf die rassistische Konnotation des Wortes und auf die Ersatzform *noir, e* hinzuweisen.

Weiters wäre noch ausführlicher auf die zahlreichen Hinweise zu «belgicisms», «flandricisms», «wallonismes», «régionalismes» oder auf die weitgehend liberale Haltung zu Anglizismen einzugehen.

<sup>5</sup> TANZMEISTER 1987, 246 s.

<sup>6</sup> Cf. jedoch die liberalere Position bei MAURICE GREVISSE, *Le Bon Usage*. Grammaire française, 12<sup>e</sup> éd. refondue par ANDRÉ GOOSSE, Paris-Gembloux (Duculot) 1988, § 422.

<sup>7</sup> Cf. dazu die interessante Erklärung von JOE LAROCLETTE, *Le langage et la réalité II*. L'emploi des formes de l'indicatif en français, München (Fink) 1980, 186 ss.

<sup>8</sup> Cf. CHRISTINE BIERBACH, BEATE ELLRICH, «Französisch: Sprache und Geschlechter», in: *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, hrsg. von GÜNTER HOLTUS, MICHAEL METZELTIN, CHRISTIAN SCHMITT, Bd. V, 1. Französisch, Tübingen (Niemeyer) 1990, Art. 311, 248–266, bes. 253 ss.



Gegenüber der ersten Auflage von 1983 wurde entsprechend dem ersten Faszikel der 9. Auflage des *Dictionnaire de l'Académie française* eine Reihe von orthographischen Modifizierungen vorgenommen. (Cf. *arguer, cahute, empiètement, . . .*).

Insgesamt kann abschließend dieser akademisch-sprachwissenschaftlich fundierte Beitrag zur Sprachpflege im Sinne eines sowohl deskriptiven, evaluierenden, aber auch präskriptiv-normierenden Diskurses über Sprachnormen eines Repräsentanten einer bestimmten Alters- und Bildungsschicht sowohl als wichtiges historisches Dokument des Diskurses über Sprachnormen als auch als bedeutendes Referenz- und Konsultationswerk für den sprachlich und sprachpflegerisch Interessierten empfohlen werden, das sich weitgehend durch seine liberale, zwischen Purismus und Laxismus ausgleichend vermittelnde Position auszeichnet.

Robert Tanzmeister



KLAUS HÖLKER, *Zur Analyse von Markern. Korrektur- und Schlußmarker des Französischen*. – Stuttgart (Steiner-Verlag Wiesbaden) 1988, 307 p. (*ZFSL*: Beihefte; N.F., H. 15).

Als 15. Beiheft der *ZFSL* wurde die teilweise überarbeitete Habilitationsschrift von Klaus Hölker publiziert, die an der Universität Konstanz erfolgreich eingereicht wurde. Der Autor hat es sich zur Aufgabe gemacht, eine im wesentlichen aus der detaillierten Analyse des französischen postponierten «*quoi*» gewonnene theoretische Bereicherung zur Erfassung der Korrektur- und Schlußmarker des Französischen zu liefern. Seine Untersuchung stützt sich auf ein umfangreiches Korpus von im Anhang wiedergegebenen Arzt-Patienten-Gesprächen sowie einigen wenigen geschriebenen Texten. Hölker wiederholt aber auch Beispiele aus der von ihm konsultierten wissenschaftlichen Literatur, die er nicht nur reinterpretiert, sondern gelegentlich auch zu Versuchs- und Belegzwecken variiert.

Ausgehend von Ergebnissen der Partikelforschung zeigt der Autor, daß die klassische Unterscheidung von «semantischen» und «pragmatischen» Partikeln insofern Probleme bereitet, als ein und dieselbe Partikel auch funktional doppelt zuordenbar sein kann. Seine nur teilkomplementär zu verstehenden Zuordnungskriterien, die Relevanz versus Irrelevanz für Wahrheitsbedingungen oder propositionalen Gehalt, Bezug auf Sprechsituation versus gesprochene Situation sowie Sprechfunktionen umfassen, finden sich daher in dem Definitionsangebot auch als von der Partikeln nur mit «zumindest einem Teil ihrer Bedeutung» oder «zumindest teilweise» (p. 7) zu erfüllende relativiert. Die entsprechende an Teilerfüllung orientierte Definition für die pragmatischen Partikel übernimmt Hölker dann auch für die als komplexere Äußerungsteile verstandenen Marker, zumal er erstere als «Teilklass» (p. 8) der letzteren versteht. Die übernommene Terminologie, die «semantische» «pragmatischen» Partikeln gegenüberstellt, scheint aber deswegen wenig glücklich zu sein, weil selbst die stark desemantisierten Partikel in sprechsituationaler Funktion eine semantische Komponente behalten. Die im Band selbst angedeutete Alternative, von Partikeln in deskriptiver bzw. performativer Zeichenverwendung zu sprechen, könnte einen Präzisionsgewinn bedeuten. Hölker hat sich immerhin für diese Bezeichnungsmöglichkeit entschieden, wenn er später Marker als «Äußerungsteile, die performativ verwendet werden» (p. 9) charakterisiert. Der Autor erläutert im folgenden Möglichkeiten erst einer form-, dann einer funktionsbezogenen Klassifikation von Markern und erstellt in der Folge einen Problemerkatalog zur Markeranalyse, der über die Diskussion ihrer Polyfunktionalität/Polysemie, Transparenz und Indexikalität bereits spätere Kapitel der Arbeit vorankündigt. Nach einer den Implikaturen und Inferenzmöglichkeiten gewidmeten theoretischen Vorwegnahme referiert Hölker ausgewählte Literatur zum postponierten «*quoi*», welches bereits wiederholt als Schluß- oder Korrekturmarker interpretiert wurde. Schwerpunktmäßig setzt er sich hierbei mit manchmal unnötiger

Kritik mit der Publikationsserie von Elisabeth Gülich und Thomas Kotschi auseinander, die «quoi» zuletzt als Reformulierungsmarker interpretiert haben.

Dem kritischen Bericht folgt die ausführliche eigenständige Behandlung des Objekts. Hölker legt anhand seiner Beispielsammlung die Funktionen der dem Marker vorausgehenden Sprachelemente frei, die er als retuschierende und abschließende (p. 44) beschreibt. Retuschen, die für Hölker Ausdruckskorrekturen sind, beruhen in seiner Analyse auf einer referenzidentischen Relation zweier Sprachelemente, die er auch als «synonym» (p. 45) darstellt. Hier wäre wohl besser von einer «Referenzsynonymie» zu sprechen, weil der Retuschierungsprozeß ja nur den Referenzbereich unberührt läßt. Hölker erkennt sowohl für Wiederholungen als auch für Retuschen die notwendige Voraussetzung einer zweiteiligen Struktur sowie einer «referentiellen Wiederholung» bzw. eines «referentiellen Rückbezugs» (p. 48). Das texteröffnende Beispiel «Ce sont les oubliettes, quoi» veranlaßt den Autor, plausibler Weise auch das Konzept einer «kontextuellen referentiellen Wiederholung» (p. 49) einzuführen, die eine intendierte Objektidentifikation aus dem allgemeinen kontextuellen Wissen in Rechnung stellt. An die theoretischen Vorarbeiten anknüpfend, führt Hölker die weitere Bedingung «Inferierbarkeit des Ausdrucks im Skopus» (p. 50) des Markers ein. Der Autor bemüht sich anschließend, die Kombinierbarkeit von «quoi» mit anderen Markern aufzuarbeiten, um in der Folge unter teilweiser Redundanz nochmals die Problemfelder Referentielle Wiederholung, Korrektur und Abschluß zu behandeln, die durch eine Erörterung der insitierenden bzw. Protestfunktion des Markers ergänzt werden. In diesem Kapitel zeigt sich, daß Hölker nicht nur einen semantisch etwas gedehnten Korrekturbegriff verwendet, der vielleicht der Entscheidung zuzuschreiben ist, den Begriff «Korrekturmarder» für «quoi» beizubehalten, sondern auch an nicht immer einsichtigen Stellen das Konzept «Retusche» bemüht. Das Beispiel «Parce que ça me grattait, ça (faisait?) des croûtes, ça a pelé, quoi» (p. 85) benennt zwar in anaphorischer Weise dieselbe Krankheit als ein Referenzobjekt, referiert jedoch drei sukzessiv aufgetretene und syntaktisch durchaus kombinierbare Symptomphänomene, die ihren jeweils eigenen Referenzbereich besitzen und daher wohl keine Ausdruckskorrekturen oder «Retuschenfolgen» (p. 85) mehr darzustellen vermögen. Hier ließe sich das «quoi» gewiß problemloser als Schlußmarker interpretieren.

Interessant gestaltet sich die folgende Auseinandersetzung mit der Frage, ob dem postponierten «quoi» eine Grundbedeutung zugeordnet werden kann. Hier gelingt dem Autor der Nachweis, daß seine plausible Bedingung, nämlich die Ableitbarkeit der übrigen Bedeutungen aus dieser Grundbedeutung nur dann erfüllt wird, wenn man den Hinweis auf identifizierende referentielle Wiederholung und Inferierbarkeit des Skopus-Elements als solche annimmt. Nach einer ergänzenden Darstellung weiterer Korrektur- und Schlußmarker, die jeweils in «primäre» und «sekundäre» ausdifferenziert werden, führt der Autor die Erörterung theoretischer Probleme der Marker fort. Im der «Transparenz» der Marker gewidmeten Kapitel, die er als skalares Phänomen eines hohen, mittleren oder niedrigen Grades (p. 146) aufschlüsselt, wobei «quoi» dem mittleren zugeordnet wird, nimmt Hölker die Grundbedeutungsdiskussion wieder auf. Er spricht jetzt jedoch von möglichen drei Grundbedeutungen, wobei er die bereits genannte um die «kontextuelle identifizierende referentielle Wiederholung» sowie den «Abschluß einer problematischen Formulierung» (p. 156) erweitert. Das die entsprechende Definitionsformulierung abschließende «hat» (p. 156) wäre wohl durch ein «handelt» zu ersetzen. Eine sorgfältige Auseinandersetzung mit den die Marker auszeichnenden Eigenschaften «Indexikalität» und «Vagheit» schließt die Reflexionsarbeit des Autors ab.

Das vorgelegte Werk Hölkers ist zweifellos eine beachtenswerte Ergänzung der bisher geleisteten Beschreibung französischer Marker, aus der zudem Erkenntnisse für das übereinzelsprachliche Marker-Phänomen gezogen werden können. Die Erkenntnisse werden nicht zuletzt durch den text- bzw. diskursanalytischen Ansatz des Autors ermöglicht, der stets die Leistungsfähigkeit der Marker in bezug auf die Verdeutlichung der Textfunktionen im Auge hat. Diesen Ansatz ergänzend, hätte Hölkers Korpus auch im Hinblick auf diasituativ und diastratisch spezifizierbare Markerverwendungen ausgewertet werden können, was sein deutlich erkennbares soziales Ge-

fälle der Arzt- bzw. Patientenanteile der Dialoge suggeriert. Eine solche Analyse lag aber zweifellos nicht im Erkenntnisinteresse des Autors. Sie wird an anderer Stelle und mit einem anderen Korpus geleistet werden müssen und wird hierbei auf Grunderkenntnisse der wichtigen Arbeit Hölkers zurückgreifen können.

Karl Ille



RALPH LUDWIG: *Korpus: Texte des gesprochenen Französisch. Materialien I*, Tübingen (Narr) 1988, (Script Oralia 8).

Der vorliegende Band ist eine Sammlung von Transkripten, die von 11 Tonbandaufnahmen angefertigt wurden. Es handelt sich dabei um 3 große Themen- und Situationsbereiche, die ihrerseits aus 2 bis 5 einzelnen Dialogen bestehen: das *familiäre Gespräch*, die *Mediendiskussion* und der *universitäre Diskurs*.

Bereits im Vorwort weisen die Herausgeber richtig darauf hin, daß mündliche Sprache nicht gleich mündliche Sprache ist (p. 9). Wie dieser Band deutlich zeigt, ist mündliche, d.h. gesprochene Sprache nicht immer gleichermaßen spontan. Das familiäre Gespräch, das sich durch geringe Planung und kurze, konzeptionelle Reichweite der einzelnen Redebeiträge auszeichnet, unterscheidet sich in dieser Hinsicht besonders stark von Mediendiskussionen, da diese mit einiger Sicherheit vor dem eigentlichen Gespräch bereits schriftlich vorkonzipiert wurden.

Außer den universitären Diskursen wurden die Aufnahmen, die während mehrerer Frankreichaufenthalte zwischen den Jahren 1979 und 1984 entstanden, mit verstecktem Mikrofon gemacht. Auch wenn diese Art von «Belauschen» nicht immer vertretbar zu sein scheint, so ist es doch für den an spontaner Sprache interessierten Linguisten oftmals die einzige Möglichkeit, an unverfälschte Textkorpora zu gelangen, da ein für alle Gesprächsteilnehmer sichtbar aufgestelltes Mikrofon nicht nur die sprachliche Gestaltung der Redebeiträge, sondern auch die Themenwahl beeinflussen kann. Auf universitärer Ebene ist ein aufnahmeberechtigtes Kassettengerät durchaus alltäglich, da viele Studenten auf diese Art und Weise ihre Mitschriften ergänzen. Es ist daher nicht zu erwarten, daß die Vortragenden dadurch beeinflußt oder gar in ihrer Spontaneität gehemmt werden.

Die erste Gruppe von Gesprächen sind also informeller Art, d.h. sie finden im familiären Kreis statt und handeln von Themen, die im allgemeinen nicht von vornherein festgelegt oder geplant wurden.

Der Aufnehmende selbst (*R*) ist aktiver Gesprächsteilnehmer, er hält sich meist jedoch bewußt im Hintergrund, um nicht durch seine Redebeiträge oder sein Verhalten das Gespräch der anderen zu beeinflussen. Jedem, der selbst ein Korpus gesprochener Sprache zu erstellen hatte, wird zwangsläufig bewußt worden sein, daß eine große Anzahl von Variablen durch die Korpusaufnahme selbst beeinflußt werden: in der Fachliteratur<sup>1</sup> ist dieses Phänomen als «Beobachterparadoxon» bekannt. Es besagt, daß der Linguist herausfinden will, wie Menschen in verschiedensten Gemeinschaften sprachlich interagieren, wenn sie sich unbeobachtet glauben; naturgemäß kann er das aber nur herausfinden, wenn er sie beobachtet. «Simulierte», d.h. «gestellte» Aufnahmen sind weder zielführend, noch sinnvoll. Sie wirken nicht nur künstlich, sie sind es auch und sind daher als linguistische Daten nicht zu verwenden. Auch ein «versteckt» aufnehmender Beobach-

<sup>1</sup> Labov zitiert nach HENNE HELMUT, und HELMUT REHBOCK: *Einführung in die Gesprächsanalyse*, Berlin 1982, p. 49.



ter wird meist als Außenseiter empfunden; seine Anwesenheit schränkt die Spontaneität der Interagierenden stark ein oder verhindert sie sogar völlig. *F*, die französische Freundin von *R*, ist die einzige, die noch von den Aufnahmen weiß, doch ist sie daran gewöhnt und steht *R* hilfreich zur Seite, wenn er sich beispielsweise nicht von seiner Tasche mit dem versteckten Mikrofon trennen will (p. 16). Die bei den meisten Menschen recht stark ausgeprägte Mikrofonbefangenheit wurde in diesem Fall durch Gewöhnung an die Aufnahmesituation stark verringert. Die Gesprächsthemen im Familienkreis sind Tagesereignisse, unter anderem ein Streik an den Universitäten von Grenoble und ein Auslandsstipendium von *F* (Gespräch I), sowie kleine Meinungsverschiedenheiten zwischen Familienangehörigen (Gespräch II).

Bei den Mediendiskussionen geht es zuerst um wirtschaftliche Themen (Gespräch III), im Anschluß daran aber dominiert die Politik (Gespräch IV bis VII). Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang einige auffällig lange Redebeiträge (Gespräch VI), die nicht nur auf eine besonders sorgfältige Planung ihrer Argumentationsstrategien schließen lassen. Ein «Kuriosum» seiner Art ist sicherlich auch das Interview von Gilbert Denoyan, einem Journalisten von *France Inter*, mit George Marchais. Beide Interviewpartner wollen das Gespräch auf unterschiedliche Bahnen lenken: George Marchais hat nicht die Absicht, über seine Vergangenheit in Deutschland am Anfang der Vierzigerjahre zu sprechen; zum Zeitpunkt des Interviews stand er wegen angeblicher Ungereimtheiten im Kreuzfeuer der Kritik: *L'Express*, eine französische Wochenzeitschrift, hatte behauptet, es gäbe Hinweise, daß George Marchais nicht als Zwangsdeportierter, sondern als Freiwilliger in Deutschland gearbeitet hätte. Außerdem gab es verschiedene Aussagen den Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Frankreich betreffend. Die Hartnäckigkeit des Interviewpartners führt zu einer Auseinandersetzung vor laufendem Mikrofon, die zweifellos nicht nur für den Linguisten sehr interessant ist.

Die universitären Diskurse (Gespräche VIII bis XI) beinhalten Passagen von Interaktionen zwischen Vortragenden und Studenten, wie z.B. dem Zurückgeben von Prüfungsarbeiten, Übersetzungsübungen und sogar die Kritik eines Lektors an einem «ewig zuspätkommenden» Studenten (Gespräch VIII), aber auch reinen «Frontalunterricht» (Gespräche X und XI). Bei den letztgenannten stützt sich der Vortragende auf stichwortartige Notizen und versucht, seinen Studenten die *Chanson de Roland* näherzubringen.

Zu jedem Gespräch findet der Leser eine kurze Einleitung, in der er mit der Gesprächssituation, den Teilnehmern und den Themen vertraut gemacht wird. Gegebenenfalls wird er auch auf im Anhang abgedruckte Textstellen aus Zeitungen verwiesen, auf die sich die Gesprächsteilnehmer beziehen. Der Anhang enthält außerdem eine Erläuterung des benutzten Transkriptionssystems, was besonders dem mit der Materie noch nicht vertrauten Studenten angesichts der Vielzahl verschiedenster Transkriptionssysteme von nicht zu unterschätzendem Nutzen ist.

Besonders für Arbeiten, die sich mit der sozialen Rollenverteilung der Gesprächspartner, dem geschlechtsspezifischen Verhalten oder ähnlichen Variablen beschäftigen, wird dieses Korpus als Arbeitsunterlage von großem Nutzen sein. Es fällt beispielsweise auf, daß es recht auffällige Unterschiede beim sogenannten «turn-taking» in den 3 verschiedenen Gesprächskategorien gibt. Ebenso wie dieser Gesichtspunkt würden auch zahlreiche andere Aspekte eine genauere Untersuchung verdienen.

Aufgrund der Mühe, die die Erstellung eines solchen Korpus gesprochener Sprache macht, wird es allen, die sich mit morphosyntaktischen, semantischen und pragmatischen Analysen von mündlichen Texten beschäftigen, eine willkommene Hilfe sein. Weitere Korpora dieser Art wären äußerst wünschenswert.

Astrid Hönigspurger



G.A.R.S., *Recherches sur le français parlé*, 10 (1990), 156 p. (*Publications de l'Université de Provence*).

Dei nove contributi (più una recensione) contenuti in questo nuovo numero della rivista che documenta l'operosa attività di ricerca del «Groupe Aixois de Recherches en Syntaxe», segnaleremo in particolare i seguenti. Dominique-Catherine Giovannoni e Marie-Josée Savelli, «Transcrire, traduire, orthographier le français parlé. De l'impossible copie à la falsification des données orales» (p. 19–37; nell'indice, con un titolo lievemente diverso), discutono alcuni problemi pratici e metodologici della trascrizione del francese parlato, con la proposta, fra l'altro, di una «multi-transcription» di sequenze di morfemi localmente ambigue e altrettanto plausibili nel contesto. Claire Blanche-Benveniste, «Grammaire première et grammaire seconde: l'exemple de *en*» (p. 51–73), esamina costruzioni con *en*, in particolare con lo statuto di «possessif pour les choses», per ricavarne l'esigenza di postulare nel «sapere grammaticale» dei parlanti una sorta di «grammaire seconde», che sarebbe costituita da «ces tournures dont l'existence est indéniable, mais qui ne font pas partie du fonds initial des connaissances grammaticales» (p. 70).

Sonia Branca-Rosoff, «Des grilles pour l'histoire du français écrit?» (p. 111–129), propone alcuni criteri per l'analisi di scritti del Settecento opera di autori semincolti, con particolare attenzione all'articolazione testuale. Claude Loufrani e Marie-Noëlle Roubaud, «La notion d'approximation: langage ordinaire, langage pathologique» (p. 131–142), trattano aspetti dell'«approximation lexicale», vale a dire «les opérations de recherches lexicales (...) que font les locuteurs dans leurs discours» (p. 131), con una prima tassonomia ed esempi tratti dal parlato ordinario e dalle produzioni di afasici. Xiao-Quan Chu, «Les pronoms clitiques et l'apprentissage du français» (p. 143–151), è interessante per la testimonianza di fasi di approssimazione successive nell'apprendimento dell'uso dei clitici francesi presso parlanti di una lingua tipologicamente così diversa dalle lingue romanze qual è il cinese, a cominciare da un primo stadio in cui si generalizza la posizione preverbiale senza distinzione di tonicità, genere, caso ecc., fino allo stadio in cui avvengono semplici sovraestensioni di caso (del genere *il le donne quelque chose*).

Gaetano Berruto



THÉRÈSE FLÜCKIGER-STUDER, *Quantifikation in natürlichen Sprachen: Zur Semantik und Syntax französischer und deutscher Beschreibungen*, Tübingen (Niemeyer) 1983, 195 p. (*Linguistische Arbeiten* 132).

Die von Thérèse Flückiger-Studer 1983 vorgelegte Studie zum Themenkomplex «Quantifikation in natürlichen Sprachen» — eine leicht modifizierte Fassung ihrer 1981 an der Universität Genf eingereichten Dissertation — gibt eine formal-semantisch orientierte Begriffsbestimmung von Quantität und stellt im Folgenden eine Klassifikation von «Formtypen» (Oberflächenstrukturen) vor, die im Französischen und Deutschen zur Beschreibung entsprechender Bedeutungen zur Verfügung stehen; die Arbeit schließt mit einem kurzen Sprachvergleich.

Ausgangspunkt der theoretischen Überlegungen ist ein kurzer Forschungsbericht (p. 1ss.), in dem Extrempositionen *quasi* als Folie für das eigene Vorgehen vorgestellt werden. In den traditionellen Grammatiken sei der Aspekt der Quantifikation nie eine zentrale und einheitliche Fragestellung gewesen, sondern immer nur als Marginalie im Zusammenhang mit der Artikeldiskussion aufgerollt, letztlich i.d.R. somit reduziert worden auf die Singular-Plural-Differenzierung. Den Grund hierfür scheint die Autorin im methodischen Vorgehen zu sehen (ohne dies allerdings klar so zu formulieren): in der Wahl eines semasiologischen Ansatzes und Verzicht auf ein onomasiologisches Vorgehen; als Ausnahmen nennt sie allerdings ausdrücklich Brunot und Balby, die beide, wenn auch unterschiedlich, den Aspekt der Quantität berücksichtigen. Demgegen-

über zeige die amerikanische Linguistik – die Autorin bespricht Literatur des Zeitraums 1965–1972 – eine intensivere Beschäftigung mit Fragen der Quantität. Im Mittelpunkt des Interesses stehe hier allerdings «der theoretische Status aller Quantifikatoren als *einer* grammatikalischen bzw. logisch-semantischen Kategorie» (p. 5). Im Wesentlichen referiert die Autorin hier die unterschiedlichen Ansätze, wie sie nach Chomskys *Aspects* die EST und die GS boten. Als zentral für Flückiger-Studers eigenen Ansatz stellen sich nun allerdings die Arbeiten von Irena Bellert zur Quantifikation dar.

Für Bellert besteht der Satz – das ist die logisch-semantische Struktur einer Äußerung – aus einem Argument und einem Prädikat, wobei in jedem Argument eine Variable durch einen sprachlichen Quantifikator gebunden wird; die Oberflächenstruktur ist beliebig. Sprachliche Quantifikatoren sind somit wie die Quantifikatoren der formalen Logik als variablenbindende Operatoren in Argumenten aufzufassen. Flückiger-Studer folgt Bellert in diesem formal-logischen Verständnis von Quantifikation, übernimmt aber nicht die von Bellert vorgenommene Dreigliederung von Argumenten und somit von Quantifikatoren aufgrund ihrer logisch-semantischen Struktur. Sie hält – zumindest für das Französische und Deutsche – eine Zweiteilung (Hauptbedeutungen «Gesamtheit» – «Teil») für ausreichend; die Einmenge erscheint nur als Sonderfall von «Gesamtheit». (Cf. unten.)

Da «Quantität» sich in den verschiedenen sprachlichen Bereichen und Ebenen manifestiert, sich letztlich wegen dieser Fülle gar nicht gesamthaft beschreiben lasse (!), schränkt Flückiger-Studer ihre Untersuchung ein auf «Ausdrücke, die Gegenstände designieren» (p. 19), da entsprechend der in Anlehnung an Bellert gewählten formal-logischen Konzeption von Quantifikation «jeder Ausdruck mit bezeichnender Funktion notwendigerweise einen Quantifikator enthält» (*ib.*). Ausgeschlossen werden sollen somit «Verben, Adverbien, Präpositionen sowie subordinierende und koordinierende Konjunktionen», gleichwohl soll aber keine ausschließliche Eingrenzung auf Nominalgruppen vom Typ (Det)(A)N(A) erfolgen (p. 19), wohl aber immer ein Substantiv als semantischer Nukleus enthalten sein. In Anlehnung an Zembs Thema-Rhema-Strukturierung von Sätzen (in negierten Sätzen des Deutschen wäre eine klare Abgrenzung durch das Negationspartikel *nicht* gegeben!) und entsprechend einem Verständnis thematischer Funktion, primär «Gegenstände der Welt zu *bezeichnen*» – «die erste Aufgabe des Rhemas [besteht] darin, eine *Bedeutung* auszudrücken» –, sind somit designierende Syntagmen/Ausdrücke überwiegend, wenn auch nicht ausschließlich thematische (p. 27–29) – keine sonderlich überraschende Erkenntnis, wenn man bedenkt, welche Wortklassen i.d. Regel primär in welche Satzpositionen eintreten können! (Thema-Rhema-Modifizierungen bei unterschiedlicher Satzstruktur werden hier nicht diskutiert).

Designierende Syntagmen können somit sein: 1) Eigennamen, 2) Indikatoren (d.h. deiktische Elemente), 3) Beschreibungen, bestehend aus einem Aktualisator und mindestens einem Prädikator in Form eines Substantivs (N), wobei der durch das Substantiv ausgedrückte Begriff (B) den semantischen Nukleus bildet. Auf diese letzte Gruppe wird die Analyse beschränkt (p. 30).

Als semantische Analyse dieser Beschreibungen wird nun eine *a priori* erstellt anmutende, an formal-logischen Kriterien orientierte Spezifizierung des Quantitätsbegriffs vorgestellt (p. 30ss.). Als höchstrangiges Gliederungskriterium erscheint die Differenzierung in Gesamtheit /vs/ Teil, wobei die Autorin zur Repräsentation des sprachlichen Allquantors bzw. Teilquantors die Übernahme der Symbole  $\forall$  bzw.  $\exists$  aus dem formal-logischen Bereich (entgegen Bellert) vorschlägt. Im Bereich der Allquantifikation läßt sich nun differenzieren, je nachdem ob die Beschreibung einer gegliederten Gesamtheit vorliegt (= ganze Menge;  $N_B$  ist folglich ein Diskontinuatium und es kann weiterdifferenziert werden in bestimmte und unbestimmte Anzahl) oder aber einer ungliederten Gesamtheit (= ganzes Quantum;  $N_B$  ist folglich ein Kontinuatium und es kann weiterdifferenziert werden nach bestimmten bzw. unbestimmten Umfang). Menge wie Quantum können finit und infinit indiziert sein; d.h. in Bezug auf die Menge, eine endliche Liste aller Elemente der Klasse wird aufgestellt oder nicht; d.h. in Bezug auf das Quantum, der Umfang des Quantums wird meßbar angegeben oder nicht. Sprachliche Ausdrücke, die der Bezeichnung fini-



ter Gesamtheiten (finite Menge oder finites Quantum) dienen, nennt Flückiger-Studer (mit Oomen) *definite Beschreibungen*, Ausdrücke, die der Bezeichnung infiniter Gesamtheiten (infinite Menge oder infinites Quantum) dienen, dagegen *generische Beschreibungen*. Auch generische Beschreibungen verweisen der Autorin zufolge «auf Gegenstände . . ., nämlich auf Klassen – seien diese nun leer oder nicht –, aber nicht auf Individuen» (p. 37). Dagegen ist bei definiten Beschreibungen – in der Terminologie der Autorin – der Klassenverweis nie leer. Die Aussage von (generischen) Beschreibungen kann essentieller oder akzidenteller Art sein; das Prädikat der Aussage kann ausnahmslos auf die Gesamtheit zutreffen oder auch nicht, wobei  $\pm$  essentieller Charakter der Aussage nicht korreliert mit dem Merkmal  $\pm$  ausnahmslos des Prädikats.

Auch Aussagen über «sämtliche Gegenstände eines endlichen Gegenstandsbereichs, die keine Implikationen sind und Existenz voraussetzen» (p. 38), werden von Flückiger-Studer somit als Allaussagen im Sinne der Logik aufgefaßt und mittels  $\forall$  repräsentiert. Trotz einzelner Problem- punkte, die aber nicht ausdiskutiert werden (p. 41s.) hält sie die Übernahme des logischen All- quantors  $\forall$  als Repräsentant auch für die sprachliche Allquantifikation für gerechtfertigt; da sie in der Folge  $\forall$  immer als *sprachlichen* Allquantor aufführt, ist dies u.E. eine reine Definitionsfrage und aufgrund der überwiegenden Analogien durchaus zu akzeptieren.

Ähnliches gilt für den Bereich der Teilquantifikation; hier wird der  $\exists$ -Quantor der Logik über- nommen als Repräsentant auch für den sprachlichen Teilquantor. Teilquantifikation liegt immer dann vor, wenn aus einer Gesamtheit nur eine Teilmenge bzw. ein Teilquantum extrahiert wer- den soll. Flückiger-Studer nennt solche Beschreibungen *indefinite* (p. 57ss.). Auch im Falle der Teilquantifikation kann weiterdifferenziert werden: hinsichtlich der Teilmenge (= Teil einer ge- gliederten Gesamtheit;  $N_B$  sind somit Diskontinuativa) nach bestimmter bzw. unbestimmter An- zahl, hinsichtlich des Teilquantums (= Teil einer ungegliederten Gesamtheit;  $N_B$  sind somit Kontinuativa) nach bestimmtem bzw. unbestimmtem Umfang. Die Gliederungsstufen sind also analog denen finiter Gesamtheiten. Entgegen Ducrot und Attal, aber in Anlehnung an Bally und u.E. zu Recht vertritt die Autorin hier die Ansicht, Designation (Verweis auf einen Referenten der Wirklichkeit; p. 62) wie bei den definiten Beschreibungen auch hier anzunehmen und den in- definiten Beschreibungen ebenfalls designierende Funktion zuzusprechen (p. 62).

Eine kurze Zusammenfassung (p. 76–78) schließt diesen Hauptteil zur logisch-semantischen Analyse von Quantifikation ab, was von der Autorin zugleich als Darstellung der Bedeutung desi- gnierender Syntagmen verstanden wird.

Demgegenüber werden nun im 2. Teil «Zur Syntax der Beschreibungen im Französischen und Deutschen» die entsprechenden Syntagmen rein nach ihren «Formen»/Oberflächenstrukturen beschrieben. Das geplante Vorgehen, das Formeninventar getrennt einzelsprachlich und erst im Anschluß daran vergleichend zu analysieren und zu beschreiben, muß als methodisch sauberer Ansatz gewertet werden. Anders sieht dies allerdings für das weitere Vorgehen aus: hier sieht die Autorin nur zwei Alternativen entweder zu fragen, «welche Form für welche Bedeutung in welcher Sprache?» (p. 83) oder aber zu untersuchen, «was für Formtypen sich für die französischen und die deutschen Beschreibungen unterscheiden lassen, ohne den aussichtslosen Versuch zu unternehmen, eine systematische Korrespondenz zwischen den Oberflächenformen und den Be- deutungen herzustellen» (p. 84). Die Autorin entscheidet sich für letztere Möglichkeit; wir wer- den später darauf zurückkommen. Sie unterscheidet in der Folge vier «Formtypen» (p. 84): (I) Substantiv  $N_B$  ist syntaktischer Nukleus einer NG; (II) Substantiv  $N_B$  hängt grammatikalisch von einem anderen – quantitativen – Element ab; (III) Substantiv  $N_B$  ist dem quantitativen Ele- ment syntaktisch weder unter- noch übergeordnet; (IV) dissoziierte Syntagmen, d.h.  $N_B$  und ein Element quantitativer Bedeutung, die semantisch eine Einheit bilden, sind im Satz voneinander getrennt (p. 84, 116). Alle vier Formtypen kommen im Deutschen vor, während das Französische nur die Typen I, II und IV kennt.

Um im Detail den Beschreibungsvorgang exemplarisch darzustellen, greifen wir die für das Französische vorgelegte Umschreibung des Formtyps I heraus. Hierzu zählt Flückiger-Studer ge- gliedert nach Untergruppen (p. 87ss.): (A) *le, ce, mon, ton* usw. *les, ces, mes, tes* usw. *un*; (B) *aucun*,

chaque, certains, maint(s), nul, plusieurs, quelque (sing.), tout; (C) *différents, divers, quelques* (plur.), *deux, trois* usw; (D) *innombrables, nombreux, rares*. Die Formen der Gruppen (A) und (B) bezeichnet die Autorin als Determinanten, d.h. obligatorische Elemente, die vor  $N_B$  nicht weglassbar sind; Einheiten der Gruppe (C) können sowohl als Determinanten als auch als  $A_{qu}$ , d.h. als quantifizierende Adjektive fungieren; die Einheiten der Gruppe (D) schließlich können nie Determinanten sein, sondern sind immer  $A_{qu}$  oder einfaches Adjektiv. Dies Inventar wie auch die Beispielsätze zeigen, daß All- wie Teilquantifikation von Einheiten der Gruppe (I) zum Ausdruck gebracht werden können. Dieser Hinweis ist der weitgehendste Analysegrad, den die Studie hier bietet! Ähnlich oberflächenverhaftet bleibt die Beschreibung aller Formtypen sowohl für das Französische wie für das Deutsche, so daß wir auf eine weitere Referierung verzichten können.

Der abschließende Sprachvergleich (p. 170ss.) beschränkt sich auf einen Vergleich dieser im Syntaxkapitel vorgenommenen Einteilung der «Oberflächenstrukturen nach Formtypen» und bietet folgendes Ergebnis: Nur das Deutsche kennt den Formtyp (III) (Beispiel: *eine Reihe leere Gläser*), im Französischen fehlt er vollständig. Hinsichtlich des Formtyps (I) sind im Französischen die Determinanten obligatorische Einheiten des Syntagmas, im Deutschen nicht. Beim Typ (II) kennt das Französische als Subordinationspräposition nur eine Möglichkeit, nämlich *de*, während im Deutschen die Präpositionen *von* und *an* bzw. Genitivanschluß möglich ist. Schließlich sind beim Typ (IV) die Möglichkeiten zu «floaten» im Deutschen zahlreicher als im Französischen (*Les invités étaient tous là; Probleme tauchten . . . viele auf*).

Die Arbeit schließt mit einer Zusammenstellung der vorangegangenen Ausführungen, erweitert um einige Anmerkungen zur sog. semantischen Feinanalyse, die bislang ausgeklammert war, die aber auch für die grundlegenden Fragestellungen wenig bringen, da sie sich auf sprachvergleichende Belanglosigkeiten beschränken. Ein Schluß im Sinne einer Zusammenschau der Einzelausführungen, also einer weiterführende Perspektive einbringenden Synthese fehlt.

Wir haben die Arbeit von Flückiger-Studer mehr oder weniger kommentarlos referiert (auch unter weitgehender Berücksichtigung der Terminologie der Autorin), weil es uns wenig sinnvoll erschien, nur den ein oder anderen Aspekt kritisch zu beleuchten, Einzelnes zu kommentieren oder zu diskutieren. Die Problematik dieser Studie scheint uns vielmehr grundlegender Art zu sein. Die Arbeit zerfällt in die beiden Hauptteile «Semantik-» bzw. Syntaxanalyse, ohne jedoch irgendeine Inbezugsetzung beider Analyseteile zu leisten bzw. leisten zu können, denn, was hier als Semantik- bzw. Syntaxanalyse vorgestellt wird, ist dies nur ansatzweise; eine Inbezugsetzung beider Analyseteile ist schon durch die nicht direkt vergleichbaren Beschreibungsebenen fast verunmöglicht. In beiden Teilen werden grundlegend unterschiedliche Analysemethoden gewählt, ohne daß der Methodenwechsel hinreichend diskutiert noch begründet würde, noch werden im Ergebnis die Einzelresultate beider Verfahrensweisen zusammengeführt, so daß indirekt das methodische Vorgehen bzw. der Wechsel im Verfahren motiviert erschiene. Konkret: Wir haben im ersten Teil keine Analyse semantischer Strukturen eines bestimmten Inventars sprachlicher Zeichen (einer oder mehrerer Sprachen) vorliegen, also eine Analyse von Bedeutungsstrukturen eines sprachlichen Teilbereichs, sondern eine an formal-logischen Kriterien orientierte Begriffsbestimmung von Quantität, die in leicht modifizierter Form als auch für den sprachlichen Bereich gültig angesehen wird. Das immerhin mehrstufig differenzierte Begriffsraster wird somit zwar nicht als außersprachliches, wohl aber als außereinzelsprachlich zutreffendes angesehen, es wird für die französische wie für die deutsche Sprache als gleichermaßen zutreffend beschrieben. Die Erstellung des Begriffsrasters als solches mag für den gewählten Beschreibungsbereich genügend erscheinen; bei seiner Darstellung hätten wir uns allerdings gelegentlich eine klarere Abfolge der Gliederungsschritte, eine bessere typographische Gestaltung und eine zusätzliche schematisierende graphische Umsetzung der Gliederungshierarchie gewünscht anstelle des gebotenen gelegentlichen Versandens des logischen Argumentationsstrangs im Dickicht von Einzelbeispielen und ihrer Diskussion. Kritisiert werden soll also nicht eine vorab vorgenommene Begriffsbestimmung von Quantität sondern vielmehr nur die eher unzureichend problematisierte Gleichset-

zung von logisch/ a priori erstellter Definition von Quantität mit den sprachlichen Bedeutungsstrukturen im Französischen und Deutschen für diesen Teilbereich. Eine gedankliche wie terminologische Differenzierung zwischen außereinzelsprachlichem Begriffssystem und einzelsprachlichen Bedeutungsstrukturen wäre u.E. unabdingbar. In der Konsequenz eines onomasiologisch orientierten Vorgehens hätte es nun gelegen, daß der außereinzelsprachlichen Begriffsbestimmung und -differenzierung die Zuordnung sprachlicher Zeichen beliebiger Hierarchiestufen der einzelnen Sprachen folgt, so daß einerseits einzelsprachlich jeweils getrennt sichtbar wird, welche Zeichen welche begrifflichen Bereiche abdecken können oder nicht, andererseits dann übereinzelsprachlich auf diese Weise ein Sprachvergleich möglich wird. So wäre methodisch geradlinig sprachliches Formeninventar und Begriffssystem miteinander in Beziehung gesetzt worden. Allerdings hätte es dann in der Konsequenz eines onomasiologischen Ansatzes gelegen, daß dieser Art nichts über den jeweiligen linguistischen Status der einzelnen Formen, die zur Abdeckung des begrifflichen Rasters innerhalb einer Sprache herangezogen werden, ihren Wert im entsprechenden Sprachsystem usw. ausgesagt wird. Es wäre bei einer Inventarerstellung von Einheiten unterschiedlichen Wertes, ohne innersprachliche Differenzierung geblieben. Über die Struktur des entsprechenden Subsystems einer Einzelsprache wäre nichts ausgesagt. Flückiger-Studer verfolgt nun aber den mit Erstellung des Begriffsrasters eingeschlagenen onomasiologischen Ansatz von Sprachbeschreibung nicht in der genannten Weise weiter. Da sie die gegebene Begriffsdefinition mit der Beschreibung sprachlicher Bedeutungsstrukturen offensichtlich gleichsetzt, andererseits dann aber die Unmöglichkeit sieht, eine 1:1-Relation zwischen «Inhaltstyp» und «Formtyp» (in ihrer Terminologie) in den untersuchten Sprachen herzustellen, gibt sie aus diesem Grunde ein einheitliches methodisches Vorgehen auf und läßt nur noch eine Auflistung der «Formtypen» folgen, ohne die Ursache dafür u.a. auch in der oben genannten Gleichsetzung zu sehen. «Einerseits könnten wir von den . . . unterschiedlichen Bedeutungen («Gesamtheit» und «Teil einer Gesamtheit» mit Untergruppen) ausgehen und fragen, welche Typen von syntaktischen Oberflächenstrukturen in den beiden Sprachen zum Ausdruck welcher Bedeutungen dienen. . . . Es verhält sich nämlich so, daß innerhalb *einer* Sprache nicht einem Inhaltstyp ein bestimmter Formtyp entspricht; . . . Da es also nicht möglich ist, einem Bedeutungstyp in einer Sprache einen bestimmten Formtyp zuzuordnen, halten wir die erste Art der Fragestellung («Welche Form für welche Bedeutung in welcher Sprache?») für wenig sinnvoll . . .» (p. 82/83). Ihre Entscheidung, stattdessen einfach zu untersuchen, «was für Formtypen sich für die französischen und deutschen Beschreibungen unterscheiden lassen, ohne den aussichtslosen Versuch zu unternehmen, eine systematische Korrespondenz zwischen den Oberflächenformen und den Bedeutungen herzustellen» (p. 84), kann wohl kaum als adäquate Problemlösung eingestuft werden.

Auch die Wahl der Beschreibungsebene der verschiedenen «Formtypen», nämlich einzig die des Syntagmas und somit die des wortübergreifenden Bereichs, ist in keiner Weise zwingend oder auch nur durch die vorab gegebene Begriffsdefinition (aus Sicht der Autorin: Bedeutungsbeschreibung) bedingt; vielmehr scheint uns eine unhinterfragte Ausklammerung jeglicher Analyse auf Wortebene beispielsweise für die gegebene Fragestellung problematisch zu sein. Im wortübergreifenden Bereich nun (Syntagmenebene, Satzebene) in dem die Autorin ihre «Formtypen» ansiedelt, wäre zudem mit Sicherheit ein stärker strukturelles Vorgehen von Nutzen gewesen, indem etwa untersucht worden wäre, welche Positionen im Syntagma jeweils besetzt werden oder nicht. Dies hätte die teilweise geringe Homogenität der «Formtypen» verringern können. Gerade der Status des «Formtyps I» hätte u.E. einer eingehenden Diskussion bedurft. Hier finden sich nämlich neben Adjektivbeispielen auch alle die Fälle zusammen, in denen Quantität über Artikel (einfache ebenso wie lexiesemantisch expandierte) zum Ausdruck gebracht wird. Eine Berücksichtigung der Primärfunktion von Artikeln insbesondere im Französischen als sprachliche Aktualisatoren des Substantivs in der Rede einerseits und die Diskussion möglicher Artikellosigkeit demgegenüber im Deutschen andererseits hätte zu anderen und wohl auch geeigneteren Klassifizierungskriterien für diese Gruppe geführt. Insgesamt wäre hier eine eingehende Ausein-



andersetzung mit der zahlreichen Literatur zur Artikelproblematik im Französischen und Deutschen nicht nur wünschenswert sondern auch nutzbringend gewesen.

Schließlich bleibt noch die Feststellung, daß viele Differenzierungen, die vorab bei der Ausarbeitung des Begriffsrasters eingeführt wurden, oftmals nur durch den sprachlichen oder situativen Kontext oder aber durch Rekurs auf Vorwissen faßbar werden (z.B. Fälle generischer /vs/ indefiniter Beschreibungen; p. 48, 138); dies gilt auch gerade für die Artikel in der Rede und ihre Verwendungsmöglichkeiten. Eine Klassifizierung nach Grundfunktionen und Nutzwerten sprachlicher Einheiten im Hinblick auf den sprachlichen Ausdruck von Quantität, eine Analyse der sprachlichen Bedeutungsstrukturen und Abgrenzung der Formen zueinander hätte mit Sicherheit über Quantität im sprachlichen Bereich mehr ausgesagt als diese Studie: Ihr erster, «semantischer» Teil sagt über die eigentliche *sprachliche* Strukturierung von Bedeutung für den Bereich der Quantität im Deutschen und im Französischen nichts aus. Der zweite Teil stellt eine Reihe von Strukturen des wortübergreifenden Bereichs zum Ausdruck der Quantität vor, ohne dabei exhaustiv zu sein noch in der gegebenen Auswahl spezifische Aussagen über die sprachliche Darstellung von Quantität zu machen. Der Sprachvergleich bleibt so letztlich wenig aussagekräftig. Erwartungen auf methodisch klares Vorgehen und eine fundierte semantische Analyse zum Bereich der Quantität im Deutschen und im Französischen werden von der vorliegenden Studie somit nicht uneingeschränkt erfüllt.

Angela Karasch



ALAIN DELIGNE, *Traduire le traduit. A propos d'Un mot pour un autre de Jean Tardieu*, Bonn (Romanistischer Verlag) 1991, 150 p.

Il faut autant de courage que de talent pour traduire et étudier à fond un texte aussi singulièrement aberrant que la piécette tardivienne intitulée *Un mot pour un autre*. L'ouvrage de M. Deligne, tout en érudition et finesse, relève le défi et nous offre par là l'occasion de nous émerveiller des potentialités insoupçonnées du langage naturel.

Comment traduire une pièce de théâtre où l'élaboration du jeu verbal est poussée jusqu'à l'extrême limite? Quel peut être l'intérêt méthodologique d'une traduction d'un texte où les mots, par eux-mêmes, n'ont d'autres sens que ceux qu'il nous plaît de leur attribuer? Quel est le contexte littéraire dans lequel s'inscrit *Un mot pour un autre*? Enfin, quel est le secret du succès, inespéré, de cette pochade? Telles sont les principales questions qui sous-tendent l'étude de M. Deligne.

Dans la première moitié de l'ouvrage, l'auteur se livre à des considérations très développées sur les problèmes littéraires et linguistiques posés par *Un mot pour un autre*. Cette section est complétée par deux annexes intitulées respectivement «Genette et les aspects du cratylisme» et «Saussurisme et Surréalisme selon Lacan».

La deuxième moitié du livre comporte quatre traductions de la pièce de Tardieu. Les trois premières traductions sont dues à la plume de M. Deligne, tandis que la dernière est empruntée à un volume que le traducteur allemand Paul Pörtner a fait paraître aux Editions Luchterhand en 1960. Chacune de ces traductions éclaire le texte original sous un autre angle. Une traduction juxtalinéaire rédigée en français normal et annotée de la main de Tardieu (p. 92–107) permet d'abord de décrypter le texte de départ. Ensuite, deux traductions en allemand «tardivinisé» (p. 108–118, 135–144) jettent une vive lumière sur les avatars subis par une œuvre théâtrale transplantée d'un pays dans un autre. Enfin, une rétrotraduction (p. 120–128) intercalée entre les deux traductions allemandes permet de mesurer le décalage qui existe entre le texte-source de Tardieu et le texte-cible allemand dû à M. Deligne.

Signalons, pour être complet, que cette section contient également trois lettres (p. 129–134) qui apportent des éclaircissements sur la genèse des traductions effectuées par M. Deligne.

Une abondante bibliographie est donnée à la fin de l'ouvrage.

Bien que M. Deligne ne soit pas de langue maternelle allemande, il possède l'allemand à fond. Sa traduction, qui représente un grand progrès sur celle de Pörtner, témoigne d'une attention méticuleuse et d'un souci d'amélioration dans le détail, le texte original étant, dans l'ensemble, rendu avec une exactitude élégante qui sait éviter la littéralité pénible. Prenons quelques exemples:

- (1) a. un salon plus «1900» que nature (Tardieu, p. 92)  
b. Ein Salon, mehr 1900 als echt. (Pörtner, p. 136)  
c. Ein Jahrhundertwende-Salon, übertrieben stilecht. (Deligne, p. 108)
- (2) a. Ah, quelle grappe! (Tardieu, p. 95)  
b. Ach, das ist aber eine Vernaschung. (Pörtner, p. 136)  
c. Was für eine Traube! (Deligne, p. 110)
- (3) a. Il en sort un tout petit air de boîte à musique. (Tardieu, p. 95)  
b. Eine dünne Musikdosenmelodie erklingt. (Pörtner, p. 136)  
c. Eine dünne Spieldosenmelodie erklingt. (Deligne, p. 110)
- (4) a. Elle est courbe comme un tronc . . . (Tardieu, p. 98)  
b. Sie ist krumm wie ein Stamm. (Pörtner, p. 138)  
c. Sie ist stinktaub . . . (Deligne, p. 112)

L'exemple (1) apporte la démonstration que M. Deligne est en mesure de s'exprimer en un allemand vraiment idiomatique, tandis que Pörtner, lui, s'en tient au transcodage de ce que dit la langue en soi.

Dans l'exemple (2) M. Deligne a opté pour une traduction littérale qui permet d'éviter un faux-sens. En l'occurrence, le mot *grappe* correspond à *joie*, alors que *Vernaschung* correspond à *Überraschung* (= *surprise*).

L'exemple (3) montre que M. Deligne a le souci du mot juste: il traduit *boîte à musique* par *Spieldose*, tandis que Pörtner commet une bévue en essayant d'identifier le sens du terme français à partir de ses composants.

Dans l'exemple (4) l'incapacité de Pörtner est éclatante. Connaissant mal le français usuel, il n'a pas très exactement compris *courbe comme un tronc*, qui correspond à la locution de comparaison *sourd comme un pot*. M. Deligne, par contre, a bien compris qu'Erma est «dure de la feuille», et ayant conscience qu'une traduction littérale (*krumm wie ein Stamm*) risquerait d'occulter le sens de la phrase de départ, il a eu l'idée de forger l'adjectif composé *stinktaub*. Ce vocable insolite, qui fait penser à la fois à *stocktaub* et à *stinksauer*, a le mérite d'être apte à assumer une double fonction: comme il est d'une impropreté choquante, il est susceptible de déclencher l'hilarité générale, et comme il est en même temps transparent, il ne risque guère de prêter à équivoque.

Ceci nous amène à rouvrir la vieille querelle de l'esprit et de la lettre dans les traductions littéraires. En effet, certains théoriciens<sup>1</sup> sont intimement persuadés que les textes littéraires doivent être traduits littéralement, alors que d'autres<sup>2</sup> partent du principe qu'il convient de s'affranchir de la forme pour rester fidèle au sens. Or, ce n'est pas le moindre mérite de M. Deligne que d'avoir apporté la démonstration que le bon traducteur doit être à même de travailler systématiquement sans tomber dans le piège du schématisme. S'entourant de multiples garde-fous, il examine au cas par cas les problèmes linguistiques de la traduction et combine adroitement, dans des proportions variables, traduction directe et traduction oblique.

<sup>1</sup> Cf. PETER NEWMARK, *A Textbook of Translation*, New York/Londres/Toronto/Sydney/Tokyo (Prentice Hall) 1988, p. 47; – *About Translation*, Clevedon/Philadelphie/Adélaïde (Multilingual Matters Ltd.) 1991, p. 11, 101–112.

<sup>2</sup> Cf. les travaux de Danica Seleskovitch, de Marianne Lederer, de Jean Delisle et d'Albrecht Neubert.

Les choix opérés par M. Deligne ne sont jamais arbitraires. Exemples:

- (5) a. Et maintenant, retournez à la basoche! (Tardieu, p. 95)  
 b. Gehen Sie jetzt in das Gericht zurück! (Deligne, p. 110)
- (6) a. (...) j'ai passé des puits à surveiller leur carbure (...). (Tardieu, p. 96)  
 b. (...) ich habe Schächte damit verbracht, ihre Reparatur zu überwachen (...). (Deligne, p. 111)

Dans l'exemple (5) M. Deligne a opté pour une traduction oblique (*basoche* > *Gericht*), tandis que dans l'exemple (6) il a préféré traduire littéralement (*puits* > *Schächte*). Cependant, dans l'un comme dans l'autre cas il est resté fidèle à l'esprit du texte français. En effet, les mots *Gericht* (*tribunal*) et *basoche* (*gens de justice*) appartiennent au même champ lexical (celui du pouvoir judiciaire) sans pour autant désigner le même concept, et ils nous posent le même genre d'énigme en ce sens qu'ils ne suggèrent pas phonétiquement les vocables auxquels ils ont été substitués (*Küche* et *cuisine*). Quant au mot *Schächte*, il correspond exactement à *puits*, étant donné que ces deux substantifs peuvent désigner le même concept tout en présentant la même espèce de ressemblance phonétique avec les mots qu'ils sont censés évoquer (*Nächte* et *nuits*).

Quelques remarques, enfin, sur les commentaires et les documents qui entourent le texte tardien et ses traductions successives. Ces matériaux jettent un éclairage inédit sur la dramaturgie de Jean Tardieu et permettent de replacer dans une perspective générale les problèmes théoriques et pratiques soulevés par la traduction d'un ouvrage débordant d'invention, de raffinement et de fantaisie ludique. Avec une sûreté d'analyse issue d'une longue fréquentation de l'œuvre de Tardieu et des difficiles problèmes, de tout ordre, qu'elle pose, M. Deligne explore à la fois les ressources du langage littéraire et la mouvance dans laquelle s'inscrit *Un mot pour un autre*. Son livre dense et brillant donnera une impulsion puissante à l'étude d'un certain nombre de phénomènes langagiers encore mal connus.

John D. Gallagher



FRANÇOISE VIELLIARD, JACQUES MONFRIN, *Manuel bibliographique de la littérature française du moyen âge de Robert Bossuat. Troisième supplément (1960–1980)* établi avec le concours de la section romane de l'Institut de Recherche et d'Histoire des Textes. II L'ancien français (chapitres IV à IX). Le moyen français, Paris (Centre National de la Recherche Scientifique) 1991, p. 393–1136.

Cinq ans après la parution du premier volume, dont nous avons rendu compte ici même (*VRom* 46 [1987], 340–341), sort le deuxième volume du *Troisième supplément* du BOSSUAT, deux fois plus volumineux. Il se présente d'emblée comme un instrument de travail de premier ordre. En effet, les *Tables* couvrent l'ensemble du *Manuel*, à savoir, d'un côté, le premier volume de Robert Bossuat ainsi que les deux premiers *Suppléments*, et de l'autre, le *Troisième supplément*. On peut regretter qu'on ait dû renoncer à présenter des tables cumulatives pour l'ensemble, mais les raisons de ce choix sont compréhensibles. L'utilisateur devra de toute façon lire l'*avertissement* aux *Tables* (p. 977). Celles-ci sont très riches, car elles contiennent aussi des renvois aux auteurs et aux titres d'ouvrages ainsi qu'aux noms des critiques modernes qui sont cités dans les notices ajoutées à un grand nombre d'entrées. Toute recherche bibliographique devra désormais commencer par les *Tables*, qui vont des «début» jusqu'en 1980. Comme dans le premier volume du *Troisième supplément*, la date de 1980 a souvent été dépassée. Ces ajouts sont évidemment les bienvenus, mais comportent aussi une part d'arbitraire, dont les éditeurs, je pense, sont conscients les premiers. Parfois sont aussi rappelés des ouvrages plus anciens, mais qui restent fondamentaux. Pre-



nons l'exemple de l'*exemplum* (p. 613), où sont cités les *Kleinere Schriften* de Reinhold Köhler, de 1898–1900, et le fascicule de la *Typologie des sources du moyen âge occidental*, paru en 1982, mais où manque un renvoi aux articles substantiels de l'*Enzyklopädie des Märchens* 4, 592–626 (Exemplsammlungen) et 627–649 (Exemplum).

Très utiles, les renvois à certains ouvrages de référence, par exemple, pour la poésie lyrique, à ceux de P. Bec et de R. Linker, ou pour les textes en prose, à la *Bibliographie* de B. Woledge, ou encore au *Dictionnaire de Spiritualité* pour Maurice de Sully, Jean Courtecuisse, Olivier Maillard, Michel Menot, Ramón Lull, Jean Gerson, etc. Sont également rappelés à leur place les chapitres d'ouvrages de synthèse, par exemple pour Philippe de Mézières, la querelle du *Roman de la Rose*, les *Echecs amoureux*, Jean Dupin, le *Roman de la poire*, Guillaume le Clerc, le Renclus de Moliens, Huon de Méry, Raoul de Houdenc, ou encore pour certains sermons (p. 616 et suiv.).

La présentation méthodique ayant été maintenue, il faut passer par les *Tables* pour se constituer la bibliographie d'un auteur (Marie de France, Jean de Meun, Alain Chartier, Christine de Pisan, etc.), ce qui est parfois assez compliqué. Une nouvelle présentation, plus efficace, a cependant été adoptée pour le moyen français (p. 681), pour les remaniements de la matière épique (p. 687), pour les romans tardifs (p. 701). Certaines réimpressions ont été signalées, par exemple l'ouvrage de Welter sur l'*Exemplum*, mais je n'ai pas trouvé les *Oeuvres* d'Alain Chartier de 1517, rééditées en 1975, qui contiennent pourtant un certain nombre de textes du XV<sup>e</sup> siècle qu'on ne trouve pas ailleurs, par exemple d'Achille Caulier.

Certaines introductions sont de véritables mises au point. J'ai noté celle à la *Vie des Pères* (p. 600), qui est vraiment la bienvenue. Pour les *Vies de saints*, on trouve la rectification qui s'imposait à propos d'Henri d'Arci (p. 585), mais il n'y a pas de rappel de la *Vie de saint Alexis*, qu'on trouve sous *Origines* (t.I, p. 64–69), avec la bibliographie des versions plus récentes, qui n'ont rien à voir avec les «origines». Il aurait été utile de distinguer, dans le chapitre *Chasse* (p. 539), les traités de fauconnerie des autres livres de chasse, et de renvoyer en même temps à la partie correspondante dans la section *Moyen français* (p. 843–846). Je n'ai pas trouvé l'édition du *Traité de fauconnerie* d'Adam des Aigles, publiée en 1966 par A. Blomqvist. Pour Alain Chartier, il faut ajouter à l'article de Chr. Chambraud Nani (n° 7486) deux autres contributions du même auteur: «Rhétorique et grammaire dans le Quadrilobe Invectif d'Alain Chartier», dans *Università di Padova. Annali della Facoltà di lettere e filosofia*, 4 (1979), 67–91, et *Rhétorique et syntaxe dans la prose d'Alain Chartier. Deux essais sur l'Espérance*, Padova 1981. Un petit rhétoricien, peut-être même «suisse», manque aussi; voir mon article «Maître Antitus, rhétoricien», dans *Etudes seiziémistes offertes à V.-L. Saulnier*, Genève 1980, p. 181–192.

Les fautes d'impression sont minimes, inutile de les relever. Une double entrée ne chagrinerait personne (le n° 7404 est identique au n° 8610). L'ensemble est de toute façon impressionnant. «Il faut le faire», avant de critiquer. Je ne saurais que répéter ce que j'ai écrit à propos du premier volume: Françoise Viellard et Jacques Monfrin méritent nos remerciements.

Marc-René Jung



*Romance Epic. Essays on a Medieval Literary Genre*, ed. by HANS-ERICH KELLER, Michigan (Western Michigan University) 1987.

Dos consideraciones previas merecen plantearse acerca de la entidad y significación del presente volumen. En primer lugar, detrás de él se encuentran los tradicionales congresos de Kalamazoo (Michigan) centrados en los más variados asuntos sobre la Edad Media; entre 1980 y 1981 se acometió el estudio de los constituyentes genéricos de la épica romance y son esas colaboraciones las

que ahora se presentan. En segundo orden, no es propósito de este libro lograr una visión armónica de los problemas que plantea este género literario; antes al contrario, sus dieciocho estudios dan cuenta de la heterogeneidad de cuestiones que deben acometerse de una forma previa.

Si es un libro sin resultados, al menos la ordenación de las comunicaciones de ese congreso adopta una coherente estructura que lleva al investigador desde unos preámbulos, generales o teóricos, hasta el recorrido por una amplia representación de textos épicos, donde pueden verse confirmadas algunas de esas características formales delimitadas en los primeros análisis. A este respecto es sumamente valiosa la visión que del género ofrece Ruth House Webber con «Towards the Morphology of the Romance Epic» (p. 1–9); tras recordar los principios de desacuerdo de las posturas neotradicionalista e individualista sobre las relaciones entre las épicas francesa y española, emprende una descripción «morfológica» de los rasgos que intervienen en la formación de tales obras. Siete poemas franceses, los tres restos españoles más otros cuatro de clara ascendencia épica (debería, quizá, haberse eliminado la materia relativa a *Rodrigo el último godo*) son utilizados en esta búsqueda de «the essential nature of the epic story» (p. 2). El examen de las funciones de un poema épico comienza con la categoría del héroe, tomando como punto de partida el modelo diseñado en la *Chanson de Roland*, donde aún no se alcanza la plasmación del ideal caballeresco, lograda, en cambio, en un texto como el *Couronnement de Louis*; variaciones de estos sistemas caracteriológicos ofrecen la *Chanson de Guillaume*, con un héroe aprisionado en sus debilidades, y el *Gormont et Isembart*, en donde se diseña una curiosa pareja de actitudes heroicas. De la épica española se resalta la contradictoria diferencia entre el joven Cid de las *Mocedades* y el adulto varón que protagoniza el *Poema*; detrás de estos tipos residen componentes psicológicos de la autoría junto a factores, más profundos, de socialización textual; no resulta extraño, por ello, que Fernán González absorba matizaciones provenientes de la tradición hagiográfica; por su parte los Siete Infantes de Lara es un extraordinario ejemplo de héroe múltiple, cuya desaparición se verá colmada por la génesis de un nuevo modelo heroico, símbolo de la venganza. Tras este rápido repaso es constatable la existencia de varias categorías de héroes, según fueran diseñados con rasgos folklóricos (si bien, muy pocos), idealistas o básicamente históricos (es su función la que decide la matización correspondiente).

Tras el héroe, R. H. Webber analiza el desarrollo de la acción épica, que, salvo el *Raoul de Cambrai*, refleja siempre las guerras entre las fuerzas cristianas y las musulmanas (ya sea en la Península Ibérica, ya en Ultramar); las tramas pueden complicarse con asuntos jurídicos, relativos a traidores que deben expiar su conducta, como Ganelón o los infantes de Carrión; este aspecto revela un hecho singular en la construcción de un poema épico: la existencia de dos líneas argumentales, de dos movimientos temáticos. Hay una curiosa similitud ente la épica española y la francesa: en ambas, cuatro poemas presentan esta dualidad en su trama y tres constituyen ejemplos de una sola materia argumental (aunque Fernán González y Rodrigo — en la forma en que se han conservado — muy pocos atributos épicos mantienen). En estos casos de historia simple, el héroe suele presentar un carácter anómalo que es castigado con la muerte; en los de historia doble, o bien la muerte del protagonista determina el nacimiento de su vengador o bien se delimitan dos acciones independientes, que habrán de ser resueltas una después de otra.

La consecuencia de esta incursión por catorce poemas épicos es bien clara: hay una estructura textual que puede llamarse épica, cuyas «categories are mutually valid, frequencies of occurrence are approximately the same, structural patterns repeat themselves» (p. 8).

Es un buen comienzo para plantearse la interrogación a que se enfrenta William Calin, «Textes médiévaux et tradition: la chanson de geste est-elle une épopée?» (p. 11–19), con presupuestos universalistas desde los que enjuicia algunos de los lugares comunes de la crítica moderna, tal como el de «alteridad», esbozado por Jauss y subyacente en los análisis de Zumthor. Prefiere Calin perspectivas «genológicas»: «L'étude comparative des genres littéraires peut nous aider à réintégrer les oeuvres médiévales dans le courant de la littérature mondiale» (p. 12). Ésta es la base que sostiene la interrogación del título de este trabajo; por ello, la primera indagación se dirige a determinar qué es una epopeya, dejando de lado las definiciones tradicionales, forjadas con una míni-

ma base textual de carácter neo-clásico; resulta importante la inclusión, en esos estrechos límites, de autores de los ss. XIX—XX: «l'épopée post-classique n'est-elle pas surtout une mise en page de la quête même d'une telle voix, intériorisée, spiritualisée, par le protagoniste poète-narrateur?» (p. 13). Una definición debe atender, más que a unos poemas, al concepto de lo épico compartido y recreado por multitud de textos, a través del espacio y del tiempo. La visión helenista es requerida por su sencillez y acierto: la epopeya es un poema de extensión indeterminada, que, en cierta manera, cuenta historias. Ésta es la perspectiva desde la que se valoran las canciones de gesta, contando con el modelo inicial del *Roland* y los textos posteriores, en los que es perceptible una «épopée de protestation» (por ejemplo, el ciclo de Guillermo) y una «épopée de révolte» (ocupada en los problemas socio-políticos de la Francia de los ss. XII y XIII); no son éstas las únicas orientaciones del género: en algunos poemas es perceptible un fenómeno de refinamiento moral que culminará en el s. XVII y que, formalmente, aprovecha las técnicas de la *amplificatio* para desarrollar argumentos con tendencia a lo maravilloso. Cabe, también, la visión paródica de la *fin'amor*, yuxtaponiéndola a las tradiciones épicas anteriores.

Esta misma evolución es detectable a lo largo del Renacimiento y del Barroco; las formas sublimes de género se orientan hacia una toma de contacto con la vida real, por una parte, y con el Eros, por otra.

La canción de gesta, por tanto, se inscribe en una perennidad épica, desde la que se puede resolver el problema de la epopeya oral: «nous estimons que l'épopée en général, et la chanson de geste en particulier, sont des manifestations de culture aristocratique, qu'elles n'ont jamais été «primitives» ni «primaires»» (p. 17); según esta argumentación, resulta imposible descubrir en estos textos la pretendida estructura oral que les hubiera servido de base generadora; la condición oral existe sólo en función de la recitación, señala Calin, aunque sin reconocer que tales imperativos son fundamentales a la hora de fijar unos esquemas genéricos; por ello, resulta tan cierto que la literatura épica es literatura pura como que su cauce de difusión y de reconocimiento es el oral y no el escrito; es éste quizá el único demérito de esta apasionante disquisición sobre la epopeya como género literario.

A estos dos trabajos de carácter abstracto, corresponden otros dos en que se plantean cuestiones puramente formales. Edward A. Heinemann, en «Measuring Units of Poetic Discourse: Analogies between Laisse and Verse in the *Chanson de geste*» (p. 21—34), pretende resolver la ambigüedad sintáctica de esta titulación, a fin de analizar los efectos rítmicos de la tirada y del verso, a través de continuos análisis gramaticales y de recurrencias lingüísticas; los efectos considerados son los de duración, intensificación y re-ordenamiento.

La importancia de la retórica es al punto de partida de la reflexión que J. L. Roland Bélanger (p. 57—72) dedica a las perspectivas doctrinales subyacentes en los antiguos poemas épicos franceses, valorando el papel significativo del pensamiento escolástico desarrollado durante el s. XII.

A partir de aquí, el libro se centra en textos particulares, ligados de modo fundamental a los ciclos franceses. La *Chanson de Guillaume*, por ejemplo, interesa a Barbara Schurfranz Moorman (p. 35—47), que desvela en ella sus modelos narrativos y estructurales, con los que reafirma la doble autoría de la composición.

También es la estructura la que persigue Larry S. Crist (p. 49—55) en el *Badouin de Sebourg*, obra de 1350—1360, a la que corresponde mejor el epígrafe de *chanson d'aventures*; catorce núcleos argumentales son trazados a fin de evaluar los movimientos básicos de su acción argumental.

Jean Charles Payen (p. 73—90) apoya en la *Chanson de Roland* y en los *Gesta Tancredi* el concepto de hegemonía normanda, que puede servir como base de discusión para el pretendido nacionalismo de los orígenes de la épica francesa: la *Chanson de Roland*, por estar anclada en el pensamiento carolingio, posee una concepción más utópica de la realidad que la de los *Gesta Tancredi*: «Ce patriotisme est peut-être plus «neustrien» que Français au sens moderne de ce mot: la *Tere mair* commence au pied des Pyrénées, mais les Francs sont des hommes d'oïl» (p. 82).

De la *Entrée d'Espagne*, Nancy Bradley-Cromeey (p. 91—101) valora la noción retórica de *sententia* (con Prisciano y Quintiliano como ejes) y su concreta aplicación al motivo de la selva y del via-



je, signos tropológicos con los que se examina la relación dialéctica entre el heroísmo feudal y el religioso.

La supuesta *Chanson de Basin* le parece a Constance B. Hieatt (p. 103–114) el punto de partida más probable de un ciclo dedicado a Carlomagno; recorre, para ello, veintitrés unidades temáticas, «which surely was the basis of the opening of *Karlamagnús saga* and the various references and brief accounts in extant French sources» (p. 111).

Otras pérdidas épicas ocupan a Alice M. Colby-Hall (p. 115–127), aquellas que, a su parecer, debieron de reflejar el interés de los habitantes del valle del bajo Ródano por su héroe Guillermo de Orange; otorgar la existencia de poemas épicos en esta zona geográfica permitiría resolver problemas relativos a la evolución de algunos ciclos heroicos; así, el *Roman d'Arles* no tiene por qué requerir necesariamente una fuente septentrional y su pluralidad argumental puede explicarse por la contaminación que en esta zona se produciría entre los ciclos de Guillermo y de Carlomagno.

Todo el desarrollo crítico de una materia — la de Fierabrás (con origen en Portugal y autorizada, papalmente, como canto de cruzada — lleva a André de Mandach (p. 129–139), editor ya de un texto de este universo referencial, a juzgar los distintos tratamientos metodológicos del díptico constituido por la *Destrucción de Roma* y por la *Canción de Fierabrás*.

También es la pervivencia de un poema el objetivo de François Suard (p. 141–161) al plantear las modificaciones sufridas por la *Geste de Montauban* desde que surge, a principios del s. XIII, hasta el final de la Edad Media. Más que de un texto unitario, en este caso cabría hablar de un conjunto de relatos en perpetua evolución, con constantes adiciones de materiales: la muerte de los hermanos de Reinaldos, las mocedades del protagonista, con una clara derivación hacia lo maravilloso y la incorporación del extraordinario Maugis, que acabará independizándose y adquiriendo existencia propia, como sucede, a su vez, con el poema la *Conquête de Trebizonde*.

Un episodio muy concreto de la *Chanson de Roland* es comentado por Emanuel J. Mickel, Jr. (p. 163–172); se trata de la defensa de Ganelón, del discurso en el que asume la muerte del sobrino de Carlomagno como una reivindicación justa de su propia honra, lo que pone de relieve una compleja personalidad: «Ganelon is a sophist, and his trial defense is no exception. Since Ganelon is guilty by presumption, his only defense is to deny the charge by cleverly arguing that he did not really commit treason» (p. 169).

Tres magos estudia William W. Kibler (p. 173–187): Maugis (que cada vez va ganando más importancia en el ciclo de *Reinaud de Montauban*, a pesar de su inicial condición de enemigo de la cristiandad), Basin de Gennes (la antítesis de Maugis en *Jehan de Lanson*, ya que ayuda con sus poderes a Carlomagno) y Auberón (el mago de *Huon de Bordeaux*); tras una profunda revisión de sus componentes argumentales básicos, Kibler propone una doble tipología para los magos de la épica francesa: Maugis y Basin asumirían los valores, morales y sociales, de una comunidad, mientras que Auberón es un personaje desconectado de las circunstancias ordinarias de los mortales.

Peter S. Noble (p. 189–201) explora los rasgos argumentales de otro grupo colectivo de personajes, el de los héroes sarracenos en los dos poemas épicos de Adenet le Roi, el *Buevon de Conmarchis* y *Les Enfances Ogier*, en ambos casos, destaca la función concedida a los moros, a los que se concede, incluso, una curiosa interpretación: «Their way of life, their laws of inheritance are exactly the same as those of their Christian opponents. Their women have a freedom and an initiative certainly not allowed to Arab girls and probably to few Christian upper-class girls of the period» (p. 195).

El significado de estos mismos personajes, los sarracenos, aunque en la primitiva literatura caballeresca italiana, es desglosado por Antonio Franceschetti (p. 203–211); son analizados *L'Entrée d'Espagne*, la *Prise de Pampelune*, *Li fatti de Spagna*, el *Cantare di Fierabraccia* y el *Cantare di Rinaldo*; en estos textos se percibe, con claridad, el modo en que los personajes moros se acercan al mundo de ideales de los cristianos; incluso, Venecia se convierte en el punto de encuentro de estas nuevas circunstancias de convivencia.

A la épica española (y vale decir al *Poema de Mio Cid*) se destinan los dos últimos artículos del libro. Aristóbulo Pardo (p. 213-225) comenta las negativas funciones desempeñadas por los reyes en la épica española, caracterizados con rasgos antihéroicos o por el incumplimiento de sus promesas. Sólo en el poema cidiano aparece una configuración positiva en un monarca, Alfonso VI, quien quizá por ello carezca de los atributos necesarios para ser un personaje épico: «Desde un ángulo peninsular, el rey Alfonso del *Cantar de Mio Cid* responde al ideal medieval europeo de *unus Deus, unus rex*» (p. 222).

Por último, Miguel Garci-Gómez (p. 227-236) se fija en los valores de «The Economy of *Mio Cid*», afirmando, de entrada, que el poeta del *Mio Cid* era un poeta economista, que configuró a un héroe que poseía una clara voluntad crematística, frente, por ejemplo, al idealismo de un Roldán.

En resumidas cuentas, *Romance Epic* constituye un valioso conjunto de estudios, preocupados no sólo de unos textos concretos (fundamentalmente de la épica francesa) sino de las metodologías con que la crítica acerca esas obras. De ahí, la importancia de los trabajos de Webber y de Calin al valorar la épica desde presupuestos científicos de gran originalidad.

Fernando Gómez Redondo



JACQUES HORRENT, *Les versions françaises et étrangères des Enfances de Charlemagne*, Bruxelles (Académie Royale de Belgique, Mémoires de la Classe des Lettres, Collection in-8°, 2<sup>e</sup> série, t. LXIV, fasc. 1), 1979. VIII + 281 p.

«Notre propos est d'étudier les différents récits que Charlemagne aurait accomplis durant son aventureuse jeunesse. Cette recherche portera sur les nombreuses versions de la Légende, tant italiennes, allemandes ou espagnoles que françaises» (p. V). En effet, une légende sur la jeunesse aventureuse de Charlemagne avait déjà vu le jour dans la première moitié du XII<sup>e</sup> siècle, car la *Chronique du Pseudo-Turpin* (env. 1150) y fait allusion dans les chapitres XII et XX<sup>1</sup>.

En se basant sur ces indications, M. Horrent présente dans une première partie (p. 1-38) les différentes versions (françaises, franco-vénitienne, italiennes, allemandes et espagnoles) des aventures de Charles, notamment en Espagne, avant son accession au trône. Ces aventures font suite à ses querelles avec son père Pépin<sup>2</sup>, ou avec ses demi-frères<sup>3</sup>, ou simplement répondent à son désir de chercher une femme et de s'enrichir<sup>4</sup>.

Dans une deuxième partie, M. Horrent soumet ces données internationales à un examen serré (p. 39-233) avant d'arriver, dans une troisième partie (p. 235-244), à un essai de reconstruction générale de *Mainet* et à un stemma (p. 245 et suiv.). Après des «Conclusions» (p. 247-253) et une «Bibliographie sommaire» (p. 257-260), un «Index» (p. 261-277) extrêmement utile termine cet ouvrage remarquable.

<sup>1</sup> Adalbert HÄMEL, *Der Pseudo-Turpin von Copmpostela*. Aus dem Nachlaß hgg. A. de MANDACH, Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Sitzungsberichte 1965, 1, p. 56: «Didicerat enim Karolus linguam sarracenicam apud urbem Toletam in qua, cum esset iuvenis, per aliquot tempus commoratur est», et p. 72: «In quattuor sollempnitatibus per circulum anni praecipue suam in Yspania tenens, coronam regiam et sceptru gestabat».

<sup>2</sup> Dans la *Primera Crónica General* espagnole.

<sup>3</sup> Ces deux bâtards sont appelés Heudri et Hainfroi dans les fragments de *Mainet*, Heudri et Rainfroi dans le *Charlemagne* de Girard d'Amiens, et Manfre et Eldois dans la *Gran Conquista de Ultramar* (pour d'autres noms des traîtres, voir Horrent, *Les versions françaises*, p. 42 N3).

<sup>4</sup> Allusion qui se trouve dans le fragment espagnol Roncesvalles.

Car elle est bien utile, cette vue d'ensemble des recherches accomplies jusqu'à présent en vue d'établir la légende de la jeunesse de Charlemagne. C'est à partir de cette légende que la littérature médiévale de l'Europe entière a pu faire des allusions à un séjour de Charles dans sa jeunesse à Tolède. Jacques Horrent, guidé dans ses recherches par les médiévistes liégeois Maurice Delbouille, Rita Lejeune et Madeleine Tyssens, a fait le point sur la question d'une façon exhaustive. Son étude nous oriente magistralement dans le labyrinthe de l'histoire poétique de Charlemagne, notamment sur tout ce qui concerne la jeunesse de Charlemagne à l'étranger.

Le livre de Jacques Horrent sur *Mainet* restera sans aucun doute classique pour bien des années à venir.

Hans-Erich Keller



*La Chanson de Roland. Edition critique par CESARE SEGRE. Nouvelle édition revue. Traduite de l'italien par MADELEINE TYSENS.* Tome I: Introduction, texte critique, variante de O, Index des noms propres, Genève (Droz) 1989, 314 p. (T.L.F. 368). Tome II: Apparat de la rédaction  $\beta$  et recherches sur l'Archétype, Genève (Droz) 1989, 448 p. (T.L.F. 368)

La première édition italienne parue chez R. Ricciardi, Milan-Naples, en 1971 (*Documenti di Filologia 16*) avait fait date et renouvelé les études rolandiennes; cette seconde édition revue est remarquablement servie par la compétence de Madame Madeleine Tyssens qui offre au public francophone une belle traduction française et la possibilité d'accéder plus facilement à l'édition critique de la *Chanson de Roland* avec variantes et apparat. En plus des corrections suggérées par des redevances et des collègues, le travail de Madame M. Tyssens a consisté en une révision globale du patient examen de Cesare Segre. Il n'y a pas lieu ici d'énumérer les mérites de cette édition critique, tous ceux qui la pratiquent la connaissent, mais il faut souligner cette révision complète et cette excellente et très fidèle traduction française.

Marie-Claire Gérard-Zai



A. BOMBA, *Chansons de geste und französisches Nationalbewußtsein im Mittelalter. Sprachliche Analysen der Epen des Wilhelmszyklus.* Stuttgart (F. Steiner Verlag) 1987, 330 p. (*Text und Kontext. Romanische Literaturen und allgemeine Literaturwissenschaft*, hrsg. v. K. W. HEMPFER. 5).

Résultat du projet «Frühformen des Nationalbewußtseins im mittelalterlichen Frankreich (10.-13. Jahrhundert)»<sup>1</sup>, cette œuvre intéressante et bien documentée corrige et précise l'idée que nous avons du sentiment nationaliste au moyen âge.

<sup>1</sup> Dirigé par J. EHLERS, ce projet fait partie d'un programme plus vaste dont le but est défini par la DFG: «das die Entstehung der europäischen Nationen im Mittelalter einer Klärung näher bringen soll».



Le cycle de Guillaume d'Orange fait partie du répertoire intitulé *matere de France* dont les contes, d'après Jehan de Bodel (Saisnes), *sont voir chascun jour aparant* et peuvent même être vérifiés (*ib.*) *dont li livre d'estoire sont tesmoing et garant*. Le jongleur, qui semble présenter sa chanson plutôt en conférencier qu'en crieur publique<sup>2</sup> réunit en un groupe ses auditeurs et les bons protagonistes de son histoire: les chrétiens, les Français, ceux qui vont gagner la lutte, c'est «nous». Le roi, qui dans le cycle de Guillaume porte le nom de Louis, est toujours victorieux; le plus souvent, dans ce cycle, grâce à l'aide de Guillaume et de sa famille; le bon pays que «nous» exaltons avec les héros, reste assez mal défini, mais s'appelle toujours la France.

Les résultats de M. Bomba sont corrects et peuvent être appuyés par l'observation des cycles voisins. Le rôle de Guillaume (et celui de sa famille) est d'*essaucier* le lignage royal guerrier merveilleux, Guillaume n'est qu'un vassal, et inférieur au roi Louis, qui dans le Couronnement, n'est qu'un jeune enfant chétif. De même, dans la chanson de Roland, le héros Waltharius<sup>3</sup> se présente comme un subordonné de Roland pour l'exalter; de même, dans Garin le Loheren, S. Loup, l'évêque héroïque de l'époque de l'invasion des Huns et l'ancien héros local, se hâte de venir à l'aide de Charles Martel tout ce qu'évoquent Guillaume, Waltharius ou S. Loup (vertus personnelles, noms de lieux, éléments de folklore, etc.) sert la famille royale carolingienne qui, de ce fait, devient la famille royale de tout le monde. — Tous les bons guerriers sont des Français, qu'ils viennent de l'Ile-de-France des Capétiens ou de l'empire de Charlemagne, cette *France* dont la capitale était *Ais* (-la-Chapelle); en effet, si on n'est pas français, on risque d'être compté parmi les Sarrasins (dont l'armée multinationale est composée de Slaves, de Huns, de Hongrois — Ch. Rol.; de Vikings — Gorm., etc.<sup>4</sup>). — Ce fait que *Français* peut signifier tout ce qui n'est pas sarrasin, a sans doute contribué à faire accepter la littérature de l'ancienne France au-delà des frontières du pays.

M. Bomba décèle plusieurs détails dans les chansons du cycle de Guillaume qui peuvent indiquer que le sentiment patriotique médiéval se précise et s'affine:

Saint-Denis gagne sur Rome ou Aix-la-Chapelle comme le centre idéal du royaume. M. Bomba attribue ce fait (p. 219) à la *descriptio qualiter Karolus magnus clavum et coronam Domini a Constantinopoli Aquis grani detulerit qualiterque Karolus calvus hec ad Sanctum Dionysium retulerit*<sup>5</sup>.

Le développement positif du roi Louis à partir du Couronnement (2<sup>e</sup> tiers du 12<sup>e</sup> s.) à Foucon de Candie (déb. 13<sup>e</sup> s.) l'enfant chétif devient «le fort roi», peut-être dû à la double existence extralittéraire de Louis comme fils de Charlemagne et comme nom de plusieurs rois présents ou récents (p. 168).

Les Normands n'égalent pas les Français sur le champ de bataille, ils sont qualifiés de *lecheor pautonnier* déjà dans la version A du Couronnement (v. 199), cf. p. 183. Ce procédé non seulement définit les Français proprement dits (habitants de l'Ile-de-France) au milieu des Français au sens large, mais il exprime, à mon avis, un sentiment nettement nationaliste face à des barons d'un fief anglais.

Une correction, p. 148, à propos du Couronnement v. 2692, où *nostre empereres*, sur le conseil de Guillaume, élit le pape et que M. Bomba commente «Tatsächlich ernennt *nostre emperere* einen

<sup>2</sup> Cf. p. 23 «das Bild von Massen . . . die sich um einen Marktschreier scharen, um seiner chanson zuzuhören, ist sicherlich . . . falsch; . . . der Vortragssituation wird es . . . eher entsprechen, wenn der Jongleur immer nur einer kleineren Gruppe von Leuten zurufen kann»:

«*Laissies la noise ester, si vos traiez vers mi* (Aiol)»

<sup>3</sup> Cf. RITA LEJEUNE, «La composition du personnage de Gautier de l'hum» dans *Technique litt. des chansons de geste* (Colloque de Liège 1957), Paris — Liège 1959, et mon art. «Attila, the Saint-Maker» à paraître dans les actes du congrès *Attila: The Man and His Image*, Nov. 1988, UCLA.

<sup>4</sup> Cf. Ch. Rol. 3254 s. J. FRAPPIER, *Histoire, Mythes et Symboles*, Genève, (Droz) 1976, p. 8-9; M. BROËNS, «L'anthroponymie des Sarrasins» dans *St. onomastica Monacensia III* (Actes du IV<sup>e</sup> Congrès Intern. de sciences onom. 1958, p. p. K. PUCHNER), p. 169-174.

<sup>5</sup> Vers 1100; au sujet de la date v. BOMBA p. 308.

neuen Papst: Auch das hat keine historische Parallelen . . . » Au contraire, l'élection du pape par un empereur est de bonne *estoire*. Ce droit a été cédé à Charlemagne par le pape Léon III (Saint Léon qui proclama Charlemagne empereur d'Occident en 800) dans la lettre intitulée *Electio Romani Romani Pontificis ad ius pertinet imperatoris* (v. Grat. Decr. D. 63 c 23 dans Corpus iuris can. p. p. A. Friedberg, I, col. 241), mais Louis a dû le céder à Rome (D 63 c 30, ib. col. 243 s). Est-ce là un élément caché du Couronnement de Louis? — Gratien était d'une grande actualité à l'époque des chansons de geste.

Faute de frappe p. 237 occ. *alen* est devenu «Augen» au lieu d'«Atem».

Leena Löfstedt



J. RYCHNER, *La narration des sentiments, des pensées et des discours dans quelques oeuvres des XII<sup>e</sup> et XIII<sup>e</sup> siècles*, Genève (Droz) 1990, 472 p., (*Publications romanes et françaises* 192).

Le livre posthume des J. Rychner a pu paraître grâce aux bons offices de son ami M. Ch. Roth. Nous remercions vivement M. Roth de sa contribution désintéressée; ce livre, dont les premières épreuves sortaient une dizaine de jours seulement après les funérailles de son auteur, est digne de porter le nom de Rychner.

Cet ouvrage ne s'attache pas à l'étude des sentiments et des pensées en eux-mêmes, mais à celle de leur expression par le narrateur, à la 3<sup>ème</sup> personne. La première de ces trois parties, *Les Eléments*, analyse en détail l'art du narrateur à travers l'étude du vocabulaire, des différents types de discours etc. à sa disposition. La deuxième partie, *Les Syntagmes*, décrit le fonctionnement de l'ensemble; la troisième, *Les Oeuvres*, analyse quelques textes selon les catégories discutées et s'achève par un compte rendu de la distribution fonctionnelle du discours direct et de la narration des sentiments et des pensées.

I<sup>ère</sup> Partie, Chap. I. «La perception et la motivation initiales». La plupart des unités narratives (= syntagmes) commencent par un acte de *perception* (le sujet voit, entend, etc., quelque'un ou quelque chose) que le narrateur signale; cette perception déclenche la réaction psychologique du sujet. L'importance d'un acte de perception à la tête d'une unité narrative est corroborée par le fait qu'une unité narrative peut s'ouvrir par un acte de non-perception et, dans ce cas, c'est une non-perception (perte de vue, p.ex.) lourde de conséquences qui est signalée par le narrateur. L'autre type de début de syntagme, appelé *motivation initiale*, est plus rare; il est constitué d'un élément qui rattache la nouvelle unité narrative à ce qui précède (p.ex. *en* dans *Ch. Rol. 280 E li cuens Gueues en fu mult anguisables*).

Le Chap. II analyse «la dénomination des sentiments» — nominale, verbale ou adverbale — avec une riche phraséologie bien documentée, bien commentée; cette étude, accompagnée de plusieurs données statistiques ne peut manquer d'intéresser les lexicologues (discussion sur *cuere* et *corage*, sur *faire/mener/avoir joie*, etc.). La sous-partie «les signes extérieurs des sentiments» rend compte des termes et des phrases désignant une manifestation non verbale d'un *sentiment* (*rire, pleurer, soupiner, changer de couleur*).

Dans le Chap. III, «les pensées», on observe la même diligence dans la présentation des expressions de la pensée relative au savoir (*savoir*) ou à la mémoire (*il li membre, il li souvient* — qui ne sont pas synonymes dans les matériaux dépouillés!), des expressions de l'appréciation et de celles de la réflexion et de l'opinion: pour tous ces matériaux, nous trouvons une analyse syntactico-sémantique des différentes constructions.

Si nous osions ajouter quelque chose à ce travail érudit, ce serait l'opposition: *duratif*, «à longue durée», «à durée non-limitée / *ponctuel*. Dans le chap. I, la perception qui déclenche l'action semble normalement désignée par une expression ponctuelle.

De fait, c'est cela qui explique que les verbes duratifs «garder ou regarder sont très rarement seuls à l'origine d'une réaction du sujet» et que la construction absolue, sans complément, d'un verbe de perception (type *il voit*), qui n'implique aucune délimitation de la durée de l'action, ne commence pas l'action à elle seule. La non-perception qui déclenche l'action est souvent, elle aussi, de nature ponctuelle: il s'agit de la perte subite de la vision et non de la cécité dans *Eneas* 192 et *Ch. Rol.* 2012, cités p. 21. Ceci dit, on peut se demander quelle est la relation entre les deux temps du passé, l'imparfait (duratif) et le parfait (ponctuel), dans l'expression qui déclenche l'action. Il aurait été utile de faire la même distinction dans la description des expressions de sentiments ou de pensées: parmi les dérivés de *penser*, *soi apanser* nous semble nettement plus ponctuel que *soi porpenser*.

Chap. IV «La justification en *car* ou *que*» aboutit à deux définitions. Au sujet de *que*, nous lisons p. 135: «C'est donc bien le rapport entre la perception et le comportement que la conjonction *que* justifie». L'exemple type donné est:

*Perc.* 3243 Et li vallés les vit passer  
ne n'osa mie demander  
del graal cui l'en en servoit,  
que toz jors en son cuer avoit  
la parole au preudome sage.

Au sujet de *car*, nous lisons, p. 135 également: «qu'une cause réelle entraîne telle ou telle réaction, il n'y a là qu'un symptôme... dont *car* analyse la signification et le fondement»; ainsi dans le

*Tristan* (de Bérout) 2518 Li rois l'escoute bonement  
A grant mervelle s'en esjot  
Qar sa feme forment amot.

Les latinistes acceptent facilement cette distinction. Le *que* < *quia* est une ancienne conjonction causale dont le sens, en ancien fr., put s'effacer à cause des autres *que* (< *quod*, etc.) qui introduisent une subordonnée. Quant à *car*, il remonte à *qua re?*, donc à une question. De fait, *car* semble avoir gardé, dans le fr. le plus ancien, une nuance interrogative (cf. T-L s.v. col. 38,5); il ne l'a plus dans notre exemple et une analyse comme *Li rois l'escoute bonement... s'en esjot. Quar? Sa feme... amot* ne serait pas légitime. Cependant *car* commence une unité beaucoup plus indépendante que celle introduite par *que* dans *Perc.* 3243. Sur le plan formel, *car* ne semble pas introduire une proposition subordonnée à ce qui précède; et sur le plan sémantique, l'information qui précède *car* n'annonce pas dans l'esprit du lecteur l'information donnée dans la phrase qui commence par *car* (la joie du roi en apprenant des nouvelles de Tristan aurait pu s'expliquer par son désir de vengeance, p.ex.). Mais l'analyse présentée par l'auteur pour *Tristan* 2520 ne saurait valoir pour

*Tristan* 1307 (cité p. 122) Un conseil sot li nains du roi  
Ne sot que il. Par grant desroi  
le descovri: il fist que beste.  
Qar puis an prist li rois la teste,

à moins qu'on ne le réduise à *Il fist que beste, qar puis an prist li rois la teste* et qu'on pense que *car*... fonde la constatation que le nain commit une action stupide. Mais si l'on conserve la phrase dans sa totalité, l'interprétation qui s'impose est que *car* introduit la conséquence de l'action du nain (Il divulga un secret – il fit une action stupide; à cause de cela le roi le tua): donc un *qua re* non interrogatif, mais consécutif avec une nuance relative. Ce type de *car* survit en fr. jusqu'au XVI<sup>e</sup> s. (cf. *FEW* 2, p. 1421 a). Le trait commun aux deux *car* est qu'ils sont relativement indépendants par rapport à ce qui précède et qu'ils introduisent des faits nouveaux.

Cependant, nous ne pensons pas que la ligne de démarcation entre *que* et *car* soit toujours aussi claire, et l'auteur aurait dû, à notre avis, signaler au moins une cause évidente de leur confusion: la similitude des abréviations pour *que* et *quar*; mais il avoue, p. 104, ne guère se soucier des copistes.

Chap. V «Les discours», L'écrivain médiéval utilise le discours direct (il cite son personnage qui parle à la 1<sup>ère</sup> p.) et le discours narratif (à la 3<sup>e</sup> p.); sont distingués, dans cette dernière catégorie, les discours indirects (verbe déclaratif + contenu du discours) et les discours performatifs (mention



d'un discours). Entre le discours direct et le discours indirect, se trouve le discours indirect libre, appelé discours subjectif: le narrateur exprime les paroles d'un personnage dans son propre discours, c.-à-d. à la 3<sup>e</sup> p., mais dans la perspective de l'énonciateur. Tous ces types de discours peuvent alterner l'un avec l'autre dans la même unité.

Chap. VI. «La description subjective». Les passages au discours direct ne sont pas le seul moyen d'introduire la perspective du personnage littéraire. Un discours narratif (à la 3<sup>e</sup> p.) peut être ponctué d'images dessinées par la 1<sup>ère</sup> pl., p.ex.

*Ch. Rol.* 1978 Rollant regardet Oliver al visage;  
et voici ce que Roland observe:

*Ch. Rol.* 1979 Teint fu e pers, desculturet et pale.

Le narrateur ne dit pas expressément que Roland voit Olivier dans tel état: aucune perception particulière n'est notée devant la description de l'apparence qu'a un objet (Olivier) aux yeux du personnage littéraire (Roland). De même, on trouve des discours et des pensées subjectifs dans la narration à la 3<sup>e</sup> p. Les chap. VI, VII «Le discours subjectif», et VIII «La pensée subjective», analysent le modèle bi-propositionnel (présent dans *Ch. Rol.* 1978–9) qui mêle la perspective du sujet à celle du narrateur; cette étude aboutit à la définition suivante (p. 232), rédigée avec l'aide d'A. Henry:

«Quant à la forme, elle comporte deux propositions en apposition, sans conjonction de coordination ni adverbe de liaison. La seconde proposition n'admet aucune mention explicite de l'opération mentale rapportée au sujet (perception, locution ou pensée).

Quant au sens, la seconde proposition procède d'une spécification: elle extrait et met au premier plan ce qui s'est imposé au sujet, du champ de perception, de locution ou de pensée, ouvert dans la première proposition par le narrateur.

Quant à la fonction, la seconde proposition, préparée par la première et insérée avec elle dans la narration, y rapporte immédiatement à la perception, à la parole, à la pensée ou à la volonté du sujet, l'expression de ce qu'il voit ou entend, de ses discours, de ses pensées, de ses intentions et de ses raisons.»

La deuxième partie de l'ouvrage, *Les syntagmes*, examine et décrit la composition des unités narratives avec sujet (qui n'est pas nécessairement le sujet grammatical de l'unité entière) qui commencent par une perception ou une motivation initiale et suivent la réaction psychologique que celle-ci entraîne. L'auteur distingue six catégories de syntagmes selon que les sentiments et les pensées sont suivis d'une action (A), d'un discours (B-E) ou qu'ils s'arrêtent à eux-mêmes et terminent le syntagme (F). Les catégories B, C, D et E se distinguent les unes des autres selon le rapport du discours terminal avec la perception ou la motivation initiale. Pour chaque catégorie, on observe les réactions composées soit de sentiments, de manifestations et/ou de contenance, soit de pensées, soit de sentiments et de pensées, enfin celles qui comportent un monologue ou un autre discours non terminal (p.ex. prière).

Le chapitre intitulé «Les syntagmes farcis, déformés, dépassés ou amplifiés» complète l'information au-delà des types classiques A-F.

La troisième partie, *Les oeuvres*, discute la grammaire narrative commune aux narrateurs de l'époque considérée. Cette grammaire devrait contribuer, dit l'auteur, à définir les particularités des oeuvres qu'elle examine, «comme la grammaire de la langue soutient l'analyse d'un style» (p. 415). Analyse d'ensemble aussi bien que de détail, regroupements statistiques des données: le lecteur croit suivre les écrivains médiévaux dans leur travail. Nous regrettons que quatre oeuvres seulement soient analysées dans cette troisième partie: *La Chanson de Roland*, le *Tristan* de Béroul, *Perceval*, et *la Mort Artu*. Nous apprenons que «le Roland compte le plus petit nombre des trois catégories de sentiments, pensées et justifications et la Mort Artu la plus grande, et inversement pour les manifestations et les contenance» (p. 424) et que «c'est l'analyse de pensées complexes à la 3<sup>e</sup> p. qui distingue la prose» (p. 425); l'ensemble de la distribution du discours direct et des sentiments et des pensées à la 3<sup>e</sup> p. dans la Mort Artu est donné dans le tableau p. 448–452. Citons encore: «La chanson de geste et les deux romans en vers sont composés d'épisodes relative-

ment fermés, où s'opposent de façon dramatique deux ou trois personnages» (p. 445). — A quel-  
qu'un d'autre de continuer le travail!

Leena Löfstedt



*Masques et déguisements dans la littérature médiévale. Etudes recueillies et publiées par MARIE-  
LOUISE OLLIER, Montréal (Presses de l'Université de Montréal); Paris (Vrin) 1988, 298 p.*

Cet intéressant recueil groupe des contributions fort diverses et plus ou moins proches du thème retenu, présentées au XIII<sup>e</sup> Colloque de l'Institut d'Etudes médiévales de l'Université de Montréal en 1987, ainsi que les discussions de la séance finale, *Table Ronde*, présidée par Mme Emmanuèle Baumgartner, avec la participation de E. Bozóky, R. Brusegan, R. Dragonetti, N. Freeman Regalado, H. U. Gumbrecht, Ch. Marchello-Nizia, E. Méchoulan, D. Poirion, D. Régnier-Bohler, B. Roy, M. Zink et P. Zumthor. (p. 277–295) Ce volume acquiert un intérêt tout particulier par la représentativité des contributions, par l'importance et la personnalité des intervenants; il apporte un éclairage révélateur sur la question du «masque» qui passionne historiens et anthropologues, débordant le cadre strictement littéraire. Dans son *Avant-Propos* (p. 7–8), Marie-Louise Ollier expose son projet: «saisir des manifestations du double mouvement d'exhibition et de dissimulation, *masques et déguisements*, qui parcourt et construit la littérature médiévale, et d'en interroger le sens», avec trois points d'ancrage, en introduction, Paul Zumthor circonscrit le thème, dégage et hiérarchise les niveaux auxquels il s'applique, ensuite, Daniel Poirion suit le fonctionnement du masque allégorique dans la lente édification de la littérature vernaculaire, puis Roger Dragonetti interroge le masque de *Pathelin* sur son propre leurre.

Paul Zumthor, *Les masques du poème. Questions de poétique médiévale* (p. 9–21): cette contribution retient très justement notre attention par la richesse et la densité de son propos quand l'auteur s'interroge sur la spécificité des discours poétiques médiévaux des XI<sup>e</sup> au XV<sup>e</sup> siècles. Dans un premier temps, il inventorie et analyse les «masques et déguisements» dont parle ou qu'évoque le texte (*Guillaume d'Orange, Tristan, Ipomédon, Renart, Yvain* ou *Merlin*, e.a.), puis il repère les traits textuels fonctionnant, en vertu d'intentions esthétiques ou morales, comme déguisement de tel ou tel aspect du message et troisièmement, il questionne la nature même du texte et tente d'en évaluer l'éventuelle fonction globalement dissimulatrice. A part le *déguisement* qui remplit une fonction narrative de poids dans le récit, P. Zumthor insiste sur les *travestissements verbaux* reposant sur des manipulations lexicales, phonétiques ou graphiques (des *carminata figurata* carolingiens aux «rébus picards» de la fin du XV<sup>e</sup> s.). Ainsi le *trobar clus* des troubadours contribuerait à «opacifier la langue, à en voiler les effets de sens, à contraindre finalement l'herméneute à une véritable ascèse interprétative.» (p. 15) et dans une certaine mesure l'allégorie n'en resterait pas moins «voile, déguisement, masque» (p. 15). L'auteur s'interroge sur la spécificité de la poésie médiévale qui «dit le monde» à l'aide de types, de motifs stylisés, de *loci communes*; la fonction primordiale de la poésie de langue vulgaire serait d'opérer l'intégration de valeurs autres que celles héritées de la tradition et du christianisme antique, celles qui se font jour dans l'imagination et le langage, sous les formes comme l'érotique, le merveilleux, le monstrueux, l'équivoque; mais «intégration signifie, en fait, déguisement», et fort judicieusement, l'auteur emploie le terme *integumenta* du jargon rhétorique (littéralement «couverture, voile, masque»). Le fonctionnement de l'*integumentum* est, selon P. Zumthor, spécialement net dans le discours narratif fictionnel.

*Chapitre I: Manifestations de masques.*

Jean Batany, «*Trubert*»: progrès et bousculade des masques (p. 25–34) suggère, dans le fabliau *Trubert*, narration polytypique du XIII<sup>e</sup> siècle, à travers le jeu des déguisements la découverte de l'autonomie de la conscience individuelle.

Danielle Buschinger, *Le motif du déguisement de Tristan dans les oeuvres médiévales allemandes des XII<sup>e</sup> et XIII<sup>e</sup> siècles* (p. 35–41); le déguisement distingue le roman de *Tristan* du roman arthurien où jamais le héros ne se masque ni surtout n'abdique sa condition de chevalier; ici, le déguisement se fait combat sur un autre plan, il est inhérent au nouveau type de personnage, dans la mesure où il constitue pour lui le seul moyen d'affirmer son droit à la passion individuelle et au bonheur, en lutte avec la société féodale.

Peter F. Dembowski, *Le faux semblant et la problématique des masques et déguisements* (p. 43–53) analyse la version A du *Roman de Fauvel*, expression à la fois du triomphe du Mal masqué et de la futilité de ce triomphe; ce qui constitue la véritable originalité du Fauvel dans le «genre Faux Semblant», c'est précisément, selon l'auteur, «que son second livre établit de façon explicite un équilibre entre le mécontentement existentiel et la confiance religieuse. Il s'agit d'un roman qui traite à la fois du déguisement triomphant et du déguisement sinon détruit, du moins destructible, c'est-à-dire d'un *Roman* à la fois de *Fauvel* et de *Fortune*.» (p. 52).

Victoria Guerin, *Les masques du désir et la hantise du passé dans «Le Bel Inconnu»* (p. 55–63) étudie le thème du jeune inconnu à la recherche de son nom et de son père et conclut que l'auteur du *Bel Inconnu* ne veut pas résoudre les conflits de son personnage entre masculin et féminin, père et mère, mariage légitime et fin'amors, maintenant mystère et ambivalence, «comme le masque qui à la fois désigne et dissimule l'impossible dévoilement d'une vérité univoque».

Jonna Kjaer, *Le déguisement dans les «Folies Tristan» et la mort chez Thomas d'Angleterre* (p. 65–73).

Bruno Roy, *L'illusion comme art libéral. Interprétation du «Secretum philosophorum» (XIII<sup>e</sup> s.)* (p. 75–81) met l'accent sur la puissance de la «parole incantatrice», sur les forces mystérieuses qui la rendent apte à produire une série de «merveilles» immanentes; pour l'auteur, le *Secretum philosophorum*, oeuvre inédite et anonyme, écrite vraisemblablement en Angleterre à la fin du XIII<sup>e</sup> s., apparaît comme une sorte de synthèse pratique de tous les lieux de l'illusion, de l'étrange, du caché, de l'indirect dans le langage, dans les objets et les phénomènes matériels. Ce receptaire regroupe, selon les sept arts libéraux, un certain nombre de «secrets»; s'il n'offre rien de neuf par rapport à ces collections de recettes et de problèmes qui circulaient au Moyen Age (*Liber ignium* de Marcus Grecus, les *Secreta* du Pseudo-Albert le Grand ou le *Grand Albert*, les *Jeux de nature* de Salomon, le *Difficile des recettes*, les *Secrets* d'Alexis Piémontais, le *Bastiment des recettes*), le *Secretum philosophorum* se singularise cependant dans l'extension de la notion de «secret» aux sciences du langage.

*Chapitre II: Masque et imaginaire.*

Edina Bozóky, *Les masques de l'«ennemi» et les faux chemins du Graal* (p. 85–95). Sous l'angle de l'histoire religieuse, cette contribution éclaire l'arrière-plan doctrinal et iconographique des masques et déguisements du diable dans quelques romans français du Graal du XIII<sup>e</sup> s.; les masques du diable se regroupent en deux grandes catégories: les masques de la séduction ou de la tentation et ceux de la terreur ou de l'épouvante.

Rosanna Brusegan, *Regards sur le fabliau, masque de vérité et de fiction* (p. 97–109) met l'accent sur les deux formes de travestissements utilisées dans les fabliaux: le travestissement iconique, c'est-à-dire le déguisement, et le travestissement par le langage.

Nancy Freeman Regalado, *Masques réels dans le monde de l'imaginaire. Le rite et l'écrit dans le charivari du «Roman de Fauvel», ms. B.N.fr. 146* (p. 111–126) — illustré de 5 planches —. Démasquer le mal par le masque, telle est la fonction du charivari, dit *chivali*, inclus dans le *Roman de Fauvel* du ms. B.N.fr. 146 (Version E), première en date des descriptions médiévales du charivari et unique représentation picturale, il marque l'irruption d'un rite culturel non écrit dans l'espace littéraire; l'auteur médiéval en fait un instrument politique, en réorientant les motifs populaires du charivari contre les mauvais conseillers, les flatteurs près du trône qui «torchent Fauvel».



Michel Pastoureau, *Désigner ou dissimuler? Le rôle du cimier dans l'imaginaire médiéval* (p. 127–140) – illustré de 4 planches – Le cimier, figure emblématique qui surmonte le casque, est un véritable masque, dont la dimension «anthropologique» est multiforme; le cimier est prétexte à discours, il souligne la cohésion et l'ancienneté du groupe, il peut même faire l'objet d'une sorte de culte et en ce sens, il ne paraît pas abusif, aux yeux de M. Pastoureau, de le qualifier de «totem» (p. 140).

Danielle Régner-Bohler, *Morphologie du clandestin. Être ou ne pas être: le portrait-masque de l'inceste* (p. 141–148). Dans le déroulement narratif de *La Belle Helaine de Constantinople*, «les portraits-masques deviennent porteurs de parole: non seulement ils indiquent le morcellement de l'héroïne qui a pour seule issue la fuite, mais ils savent instaurer la révélation de l'inceste.» (p. 147).

Daniel Poirion, *Masque et personnification allégorique* (p. 149–164) centre son analyse sur le problème du masque et de l'allégorie parcourant magistralement la littérature française du XIII<sup>e</sup> siècle pour aboutir aux textes de la fin du Moyen Age avec René d'Anjou, Charles d'Orléans et François Villon.

#### Chapitre III: Masque et énonciation

Emmanuèle Baumgartner, *Masques de l'écrivain et masques de l'écriture dans les proses du Graal* (p. 167–175) se demande si, sous le masque du transcripteur anonyme, sous le couvert du livre source, les proses du Graal ne révèlent pas la discontinuité de l'écriture et l'invention créatrice de l'écrivain.

Dominique Chassé, *Le déplacement du masque de l'autorité dans le *Perlesvaux*: le rôle de Joseph* (p. 177–184). «Décantée des Joseph-acteurs, la figure de Joseph-auteur ne serait qu'un masque vide, une voix blanche asservie à la parole du narrateur» (p. 184).

Hans-Ulrich Gumbrecht, *L'auteur comme masque. Contribution à l'archéologie de l'imprimé* (p. 185–192) souligne l'importance cruciale du concept de «masque» pour remettre la naissance du rôle d'«auteur» dans le cadre des innovations associées à l'imprimerie. L'exemple du poète castillan Juan del Encina publiant en 1496 sous le titre de *Cancionero* «la première collection imprimée d'un seul écrivain en Espagne» suggère à H.-U. Gumbrecht que l'auteur d'un texte imprimé fait miroiter l'existence d'un «sens stable, en quelque sorte antérieur au texte, celui d'une intentionnalité préexistante.»

Madeleine Jeay, *L'enchâssement narratif: un jeu de masques. L'exemple des *Cent Nouvelles Nouvelles** (p. 193–201) s'offre comme un jeu à variations multiples sur deux thèmes complémentaires: celui du rapport de la parole et de l'écriture et celui du statut du narrateur, du responsable de cette mise en ordre, qui est «sous le masque d'une oralité fictive, l'affirmation d'une écriture» (p. 194).

Laurence de Looze, *Masquage et démasquage de l'auteur dans les *Jugements* de Guillaume de Machaut* (p. 203–209). Le *Jugement dou Roi de Behaingne* joue avec la dissimulation et le dévoilement du poète-narrateur.

#### Chapitre IV: Figures de masques

Eric Méchoulan, *Les Arts de rhétorique du XV<sup>e</sup> siècle: la théorie, masque de la *theoria*?* (p. 213–221). Pour l'auteur, les Arts de rhétorique «montrent les premières formalisations écrites de la poésie, ils révèlent l'importance de la forme, ils autorisent les premières réflexions sur le fait linguistique de la langue française autant que sur la formation de la langue poétique, ils légitiment une nouvelle figuration des savoirs, redistribuant [...] le rapport entre pratique et science, entre arts mécaniques et arts libéraux.» (p. 221).

Christiane Marchello-Nizia, *L'invention du dialogue amoureux: le masque d'une différence* (p. 223–231) analyse l'aveu dialogué d'un amour réciproque, absent dans les premiers romans courtois (ex. *Enéas*, *Roman de Thèbes* ou *Roman de Troie*); c'est dans *Cligès* qu'on trouve le premier dialogue amoureux en français; l'auteur conclut que «le dire de l'amour est d'abord affaire de langage, accord passé par deux locuteurs sur les signifiés» (p. 230). Le dialogue amoureux de l'aveu réciproque exige la nécessité d'un préalable ajustement des codes linguistiques et c'est cela finalement l'objet véritable du dialogue enfin instauré.

Jean-Marcel Paquette, *Masque, songe et métaphore: le cas de la «Chanson de Roland»* (p. 233–242) examine les quatre songes de la *Chanson de Roland*. Le songe y exerce «de par son fonctionnement même le rôle du masque d'un autre masque, d'une sorte de cache-réel d'une métaphore encore à venir.» (p. 238).

Claudine Potvin, *Le masque doctrinal: énigme et satire dans l'école didactique du «Cancionero de Baena»* (p. 243–250), il s'agit du chansonnier offert au roi de Castille Juan II vers 1450; mais le sujet de la communication n'a que peu de lien avec le thème du masque et du déguisement.

Michel Zink, *Révélations de la mémoire et masques du sens dans la poésie médiévale* (p. 251–260) s'appuie sur le prologue du *Bestiaire d'Amours* de Richard de Fournival; pour M. Zink, «Tout déguisement, parce qu'il se fonde sur la comparaison, fait appel à la mémoire. C'est elle qui permet l'identification de ce qu'il prétend être et de ce qu'il dissimule. Pour la pensée médiévale, [...] c'est cette propriété même qui fait de la mémoire une fonction déterminante de l'esprit humain, auquel elle permet de percer le masque sous lequel Dieu se révèle et se dissimule à lui. Elle est la faculté décisive de la raison, la condition de toute interprétation et de tout effet du sens.» (p. 251).

Roger Dragonetti, *Les travestissements du langage et la folie du drap dans la «Farce de Maistre Pathelin»* (p. 261–276), à travers l'analyse de *Pathelin*, l'auteur veut nous montrer qu'une fois «écarté le grimaire du maire, et enterrée la langue grammaticale latine abritant l'origine sacrée de la loi du Père, la scène du tribunal n'est pas seulement le dénouement comique d'une farce de dupes dupés, mais surtout le lieu par excellence où les travestissements du langage, [...] aboutissent à une origine plus reculée du grammatic et dans un lieu de justice et de justesse où la lettre, *gramma*, fait sens à partir d'elle-même, par sa sonorité interne, sa graphie et son nom (p. 275).

La *Table ronde* (p. 277–295) met en lumière les (nombreuses) divergences et les (réelles) convergences des participants dans une stimulante et passionnante remise en question d'idées reçues.

Marie-Claire Gérard-Zai



NORRIS J. LACY, DOUGLAS KELLY, KEITH BUSBY (Hrsg.), *The Legacy of Chrétien de Troyes*, vol. I–II, Amsterdam (Rodopi) 1987–88, 342 p. und 306 p. (*Faux Titre. Études de langue et littérature françaises* 31, 37).

Es ist zwar, wie die Herausgeber des hier anzuzeigenden Werkes richtig feststellen, «*opinio communis*» der Chrétien-Forschung, «that Chrétien de Troyes played the primary role in the formation of medieval romance» (vol. I, p. 1). Es steht aber immer noch eine befriedigende Antwort auf konkrete Fragen aus wie: «(. . .) how and to what extent (. . .) did Chrétien influence the development during the thirteenth century and beyond? In what direction was that influence felt: in themes, in structural or stylistic terms, in the very conception of romance?» (vol. I, p. 1). Und diese Antwort soll durch die 28 Beiträge der beiden Sammelbände geliefert werden, wobei die Herausgeber allerdings hervorheben: «We do not claim to have had the final word (. . .). We intend (. . .) to point the way to further studies» (vol. I, p. 2–3). – Die Beiträge sind so zusammengestellt, daß Band I «both develops the necessary background for such a study (. . .) and also deals with specific problems of theory or technique» und daß Band II «specific works or groups of works» (vol. I, p. 2) gewidmet ist.

#### Zu Band I:

M. Zink weist in seinem Beitrag «Chrétien et ses Contemporains» (p. 5–32) auf der Basis einer umfassenden Quellenanalyse überzeugend nach, daß Chrétien sich von seinen Zeitgenossen wie auch von seinen Vorläufern durch drei Innovationen abhebt, nämlich durch «(. . .) l'attention ex-

clusive portée à l'épisode arthurien. La substitution de la vérité du sens à la vérité référentielle. La définition de l'aventure comme révélateur d'un destin individuel» (p. 32). Da Zink auch sehr ausführlich auf Chrétien's Vorläufer eingeht, hätte er das auch in der Überschrift seines Beitrages anzeigen sollen. – N. J. Lacy, «The Typology of Arthurian Romance» (p. 33–56) unterscheidet zwei Typen des Artusromans, die meist kurzen Versfassungen einerseits und die zyklischen Romane andererseits. Beiden Typen hat Chrétien's Werk als Vorbild gedient, wobei die in Versform angelegten Versionen überwiegend motivische Gemeinsamkeiten mit Chrétien aufweisen, während die diskursiven Romane des 14. und 15. Jahrhunderts «owed a definite, if distant, debt to him» (p. 55). – K. Busby, «The Characters and the Setting» (p. 57–89) vergleicht in gekonnter Weise Charaktere und Handlungsorte der Werke Chrétien's mit dessen Quellen und mit den Nachfolgebearbeitungen. – C.-A. van Coolput, «La Réaction de quelques romanciers postérieurs» (p. 91–114) befaßt sich mit ausgewählten Themen und Motiven (Gefangennahme, Rachemotiv, Schuldfrage u.a.) in den Prosa- und Versversionen des Gralsromans und stellt dar, daß das Thema der Schuld mit den Prosafassungen Eingang in den Artusroman findet, wodurch es – bedingt durch die Übermacht des Bösen – zu einer Zerstörung des Artus-Ideals kommt. Schade ist, daß van Coolput keinerlei Begründung für die von ihr getroffene Auswahl der untersuchten Aspekte liefert und daß sie mit keinem Wort den minuziös aufgezeigten Wandel in der Motiv- und Themenwahl zu erklären versucht, sondern diesen nur darstellt; hier bietet sich noch ein weites Feld für zukünftige Forschung. – R. L. Krueger, «The Author's Voice: Narrators, Audiences, and the Problem of Interpretation» (p. 115–140) zeigt auf, daß die bei Chrétien in didaktischen, lyrischen und ästhetischen Kommentaren faßbare «authorial voice» (p. 124) in den Prosaromanen des 13. Jahrhunderts insofern einem Wandel unterliegt, als die Fiktion des außerhalb des Textes stehenden Autors dort von der Fiktion des Textes als Autor abgelöst wird. – A. Adams, «The Shape of Arthurian Verse Romance (to 1300)» (p. 141–165) stellt den Einfluß der Chrétien'schen Romane auf die späteren Versromane unter dem Aspekt der Struktur dar und weist nach, daß gerade die großen Artusromane von Chrétien Strukturmuster wie Parallelismus, Kontrast(figuren), thematische Analogie u.a. entlehnen. – E. Baumgarten, «Les Techniques narratives dans le roman en prose» (p. 167–190) zeigt auf, daß die Modifikationen der Prosafassungen der Artusromane gegenüber den in Versform angelegten Versionen darauf zurückzuführen sind, daß «l'un des enjeux essentiels de la prose par rapport au roman en vers (est): créer un cycle, c'est-à-dire un univers romanesque à la recherche de son origine et de sa clôture, et éventuellement capable d'absorber tous les récits préexistants, tous les récits à venir» (p. 170). – D. Kelly, «The Art of Description» (p. 191–221) ermittelt in exzellenter Weise die Charakteristika der Chrétien'schen Beschreibungskunst und zeigt durch einen Vergleich mit den «romans d'antiquités» (p. 193) Chrétien's Innovationen und durch einen Vergleich mit nachfolgenden Werken die Weiterentwicklung der Chrétien'schen Darstellungskunst auf. – M. T. Bruckner, «Intertextuality» (p. 223–265) untersucht detailliert die Wiederverwendung des von Chrétien gelieferten Stoffes im Versroman, im Prosa-*Lancelot* und in den Fortsetzungen des *Perceval*. Während sich der Sinn der Versromane nur mit Kenntnis Chrétien's erschließen lasse (an der Richtigkeit dieser These habe ich erhebliche Zweifel), sei der Prosa-*Lancelot*, da er ein eigenes intertextuelles System bilde, auch ohne Kenntnis seiner Quelle verständlich; und die Fortsetzungen des *Perceval* nähmen in dieser Hinsicht eine Mittelstellung ein. – J. H. M. Taylor, «The Fourteenth Century: Context, Text and Intertext» (p. 267–332) behandelt am Beispiel von vier Werken des 14. Jahrhunderts (*Chevalier du Papegau*, *Ysaïe le Triste*, *Roman de Perceforst* und *Froissart's Meliador*) die Frage, wie die Autoren das Problem der Interpolation (einerseits muß das Werk der Tradition der Stoffgeschichte angepaßt werden; andererseits besteht das Bemühen, sich von deren Zwängen zu lösen). Taylors grundsätzlich sehr interessante Ausführungen hätten mehr gestrafft werden sollen.

## Band II:

J.-Ch. Huchet, «Le Nom et l'image. De Chrétien de Troyes à Robert de Boron» (p. 1–16) weist in seinem Beitrag überzeugend nach, daß Boron's *Roman de l'Estoire dou Graal* mehr als eine bloße



Christianisierung von Chrétien's *Perceval* ist, sondern daß Boron vielmehr «a soumis la littérature à la logique de la Révélation et de l'écriture néotestamentaire» (p. 16). – R. T. Pickens, «Histoire et commentaire chez Chrétien de Troyes et Robert de Boron: Robert de Boron et le livre de Philippe de Flandre» (p. 17–39) legt dar, daß Boron «renforce l'autorité de sa narration cléricale, d'abord par l'insinuation de sa matière exordiale aussi bien que des principaux objets de sa narration, au fur et à mesure qu'il établit, dans son commentaire personnel et finalement au niveau de l'histoire même, l'autorité de son livre-source» (p. 36). – J. L. Grisby, «Heroes and their Destinies in the Continuations of Chrétien's *Perceval*» (p. 41–53) vergleicht die Charaktere von Chrétien's *Perceval* mit denen der von Manessier, Wauchier und Gerbert erstellten Fortsetzungen und belegt anhand von ausgewählten Textstellen, daß letzteren (abgesehen von der Figur des Teufels bei Manessier und Gerbert) nicht die Subtilität der Chrétien'schen Charakterzeichnung zu eigen ist. – M. L. Meneghetti, «Signification et fonction réceptionnelle: de l'Elucidation du *Perceval*» (p. 55–69) stellt dar, daß jedes der narrativen Grundelemente der *Elucidation* «représente une sorte de réponse à quelques-uns des problèmes posés par le roman de Chrétien» (p. 56). Als sehr gelungen ist der Versuch Meneghettis zu bewerten, die in der *Elucidation* vorgenommenen Umdeutungen auf den Hintergrund einer veränderten politischen und geistesgeschichtlichen Situation zu verstehen. – A. Adams, «The Roman d'Yder: The Individual and Society» (p. 71–77) zeigt auf, daß – anders als bei Chrétien – im *Roman d'Yder* die Figur des Königs Artus negativ dargestellt und in Kontrast zu dem idealisierten Yder gesetzt wird. Leider fehlt in diesem Beitrag eine Erklärung für diesen Wandel der Charakterzeichnung. – R. Blumenfeld-Kosinski, «Arthurian Heroes and Convention: *Meraugis de Portlesgues* and *Durmart le Galois*» (p. 79–92) erbringt den Nachweis, daß beide von ihr analysierten Werke «respond to Chrétien in different way» (p. 92). Während der Protagonist von *Durmart le Galois* von Anfang an – wie bei Chrétien – ein Beispiel der Ritterlichkeit darstellt, unterwirft sich Meraugis erst nach und nach den Normen und Konventionen der Artuswelt. – K. Busby, «Diverging Traditions of Gauvain in Some of the Later Old French Verse Romances» (p. 93–109) weist auf, daß die bei Chrétien noch in ambivalenter Weise dargestellte Figur Gauvains in den späteren Versromanen (*Hunbaut*, *Le Chevalier aux deux Épées*, *L'Atre Périlleux*, *Les Merveilles de Rigomer*) immer positiver gezeichnet wird. – W. Calin, «The Exaltation and Undermining of Romance: *Ipomedon*» (p. 111–124) sieht zu recht die bei Chrétien noch ausgeglichene Beziehung zwischen «militia» und «amor» in der Gestalt des Ritters Ipomedon ad absurdum geführt: Ipomedon muß bis in alle Ewigkeit fortfahren, sich seiner Geliebten Fièrè würdig zu erweisen, da die Gesellschaft nicht mehr zur Etablierung des «ordo» fähig ist. – T. Hunt, «Texte and Prétexte: *Jaufre* and *Yvain*» (p. 125–141) stellt die These auf, daß *Yvain* der «prétexte» von *Jaufre* ist, da dort die höfische Ideologie Chrétien's in burlesker Form umgestaltet wird. – P. S. Noble, «Chrétien de Troyes and Girard d'Amiens» (p. 143–150) erkennt zwar die Schwierigkeit an, stichhaltige Nachweise für die Lösung der Frage zu erbringen, ob Chrétien von Girard (so die These von G. Paris) oder umgekehrt Girard von Chrétien (so A. Micha) abhängig ist. Er ist aber trotzdem der Überzeugung: «What does seem certain, however, is that Girard knew all of Chrétien's Arthurian romances, used them if and when he felt so inclined, but was particularly aware of *Cligés* and *Yvain*.» (p. 150). Die Richtigkeit dieser These ist zwar nicht auszuschließen; durch Noble's kurze Ausführungen wird sie aber auf keinen Fall überzeugend nachgewiesen. – E. J. Burns, «*La Voie de la Voix*: The Aesthetics of Indirection in the Vulgate Cycle» (p. 151–167) steuert den wirklich schwächsten Beitrag zu den beiden Sammelbänden bei. Es ist nach meinem Urteil an den Haaren herbeigezogen, die vermeintliche, aber konkret nicht aufgezeigte Inkohärenz des Erzählvorgangs im «Vulgate Cycle» mit der «female presence within the story» (p. 167) erklären zu wollen. – C. J. Chase, «Double Bound: Secret Sharers in *Cligés* and the *Lancelot-Graal*» (p. 169–185) versucht, die Thesen von René Chase (*La violence et le sacré*, Paris 1972) an Chrétien's Werk heranzutragen; es handelt sich hier nach meinem Urteil um einen nicht überzeugenden Versuch, da mittelalterliche Texte nach ihnen nicht adäquaten Maßstäben beurteilt werden. – P. F. Ainsworth, «The Art of Hesitation: Chrétien, Froissart and the Inheritance of Chivalry» (p. 187–206) legt überzeugend dar, daß es zwischen Chrétien und Froissart «a certain affinity

of kinship» (p. 187) gibt (den Terminus ›legacy‹ lehnt er für die Charakterisierung des Verhältnisses von Chrétien und Froissart ab), und dies insofern, als bei beiden Autoren die Befangenheit des Menschen angesichts unlösbar erscheinender menschlicher Probleme dargestellt wird. – A. Gier, «Chrétien de Troyes et les auteurs de fabliaux: la parodie du roman courtois» (p. 207–214) weist in gekonnter Weise nach, daß sowohl die «parodie ›héroi-comique‹» (p. 208) als auch die «scènes ›burlesques‹ der Fabliaux auf Teile der Chrétienischen Werke, insbesondere auf Stellen aus *Erec et Enide*, *Yvain* und *Perceval*, zurückgreifen. Mit Gier gilt es festzuhalten, daß die Parodie der höfischen Literatur größere Beachtung verdient als ihr bislang von der Forschung entgegengebracht wird. – Für F. Wolfzettel, «Le Roman d'Erec en prose du XIIIe siècle: un anti-Erec et Enide?» (p. 215–228) ist die im Mittelalter wie auch heute noch wenig beachtete Prosafassung *Roman d'Erec* angesichts der in ihr zu findenden Umdeutungen des Chrétienischen Verhältnisses von ›âme‹ und ›monde‹ «la preuve (. . .) d'une réception problématique, sinon impossible, de l'oeuvre de Chrétien» (p. 228). Problematisch ist für mich allerdings der von Wolfzettel selbst als spekulativ bezeichnete Versuch, die Theorie von G. Lukács auf seinen Untersuchungsgegenstand anzuwenden. – K. D. Utti (mit M. A. Freeman), «Christine de Pisan and Chrétien de Troyes: Poetic Fidelity and the City of Ladies» (p. 229–253) sieht insofern eine Beziehung zwischen Chrétien und Christine de Pisan gegeben, als beiden die Technik der «déconstruction-reconstruction» (p. 247) im Umgang mit ihren Quellen und die (im übrigen bei Chrétien erstmalig faßbare) Hervorhebung der «truth of Woman» (p. 249) gemein ist. – W. R. J. Barron, «Chrétien and the Gawain-poet: Master and Pupil or Twin Temperaments?» (p. 255–284) vergleicht Chrétien mit dem *Gawain*-Dichter unter den Aspekten Struktur, Rolle des Erzählers, Ironie/Humor u.s.w. und hebt hervor, daß angesichts der eklatanten Unterschiede zwischen beiden Autoren eine direkte Beziehung wohl auszuschließen ist. Man muß sich natürlich fragen, warum dann dieser Beitrag in die Sammelbände aufgenommen wurde. – J. D. Janssens, «The Influence of Chrétien de Troyes on Middle Dutch Arthurian Romances: A New Approach» (p. 285–306) thematisiert die in der Forschung kontrovers diskutierte Frage nach dem Einfluß Chrétiens auf niederländische Artusromane und gelangt zu der überzeugenden und in einem anschaulichen Stemma (p. 306) verdeutlichten Schlußfolgerung, daß Chrétiens Einfluß größer war als bislang von prominenten Forschern wie selbst von G. P. M. Knuvelde u.a. angenommen wurde.

Zusammenfassend ist festzustellen: Die Beiträge beider Bände informieren in gründlicher und umfassender Weise über Chrétiens Einfluß auf das literarische Schaffen der Nachfolgezeit. Sie werden eine unverzichtbare Hilfe für weitere Forschungsarbeiten sein und diese hoffentlich anregen. Man kann geflissentlich über die oben erwähnten Monita hinwegsehen sowie auch über die Tatsache, daß einige Beiträge in weiten Teilen Wiederholungen aus bereits veröffentlichten Arbeiten der Autoren enthalten (so R. L. Krueger und M. T. Bruckner in Band I) und daß andere schon seit langem bekannte Fakten referieren (so N. J. Lacy und A. Adams ebenfalls in Band I).

Arnold Arens



EVELYN MULLALLY, *The Artist at Work: Narrative Technique in Chrétien de Troyes*. Philadelphia (The American Philosophical Society) 1988, 242 p. (*Transactions of the American Philosophical Society* 78, Part 4).

Avec la présente publication, qui repose sur une thèse de doctorat soutenue en 1982: *The evolution of narrative technique in the first four romances of Chrétien de Troyes* (Queen's University of Belfast), E. Mullally s'est livrée à une étude d'ensemble des quatre premiers romans de Chrétien – *Perceval* en a été volontairement exclu –, cherchant à mettre en lumière les divers aspects de la technique narrative de l'auteur en tant qu'«artisan d'art».

L'introduction présente le contexte littéraire des romans étudiés, la portée de chacun à l'intérieur de l'histoire de la littérature européenne, la chronologie des oeuvres (d'après l'auteur, *Yvain* a été écrit après *Lancelot*, voir *Bulletin Bibliographique de la Société Internationale Arthurienne* 36 [1984], 217–29), le problème des sources. D'entrée de jeu, l'auteur définit l'«artisanat» de Chrétien par la variété dans la manière et par la tension entre la tradition et l'originalité. Mettant en garde contre des interprétations anachroniques ou déplacées par rapport à ce que pouvaient être les préoccupations et les intentions d'un auteur du XII<sup>e</sup> siècle, elle propose une approche négative qui permette de saisir le plus adéquatement possible les normes narratives – explicites ou implicites – de Chrétien dans son premier roman. Ainsi, l'intérêt principal porte-t-il sur les rapports, variables d'un roman à l'autre, entre la manière et la matière, entre les éléments formels et les éléments thématiques. L'évolution des techniques narratives utilisées par le narrateur est démontrée à travers l'analyse des prologues, des scènes d'entrée, de la manière dont les personnages principaux sont introduits et des interventions ou commentaires de l'auteur.

Les trois premiers chapitres sont consacrés à *Erec*. Chrétien s'y montre rationaliste et optimiste. Refusant de suivre une tradition narrative marquée par l'irrationnel et le merveilleux, il insiste au contraire sur la liberté d'action et sur la responsabilité humaine fondée sur la dynamique propre de chacun de ses personnages. Seule exception dans son rejet du merveilleux: les descriptions rhétoriques, intermédiaires ralentissant le rythme de la narration. L'auteur pose ensuite le problème de la continuité narrative. Les moments statiques alternent avec des passages dynamiques, les épisodes étant liés par la rapidité explicite de la narration (on court presque toujours dans *Erec*), par la volonté exprimée au niveau des caractères, par la balance entre action et contre-action, par le contact physique, par les conjonctions temporelles et par la rétrospection. Il n'en reste pas moins que l'attention est centrée sur la progression linéaire du héros.

Dans *Cligès*, qui forme l'objet des chapitres IV à VI, Chrétien abandonne la technique narrative du mouvement progressif orienté vers la continuité. Au lieu de mettre l'accent sur la «bele conjoincture» au niveau de l'action, il s'applique à séparer les deux mondes de l'amour et du service militaire. Il y a oscillation entre le monde épique et le monde romanesque. En plus, sur le plan des personnages, Chrétien «déplace» les problèmes pratiques que rencontrent les héros: ceux-ci savent qu'ils peuvent compter sur leurs subordonnés (Fénice sur Thessala, Cligès sur Jehan). Un dernier chapitre, avec des discussions de source très fines, traite de la vie intérieure des personnages, de l'isolement de ceux qui aiment, des facteurs justifiant la souffrance dans le silence.

Avec *Lancelot* (chap. VII à IX), on passe de l'action au discours, du conte d'aventure à l'intériorisation du récit. C'est le roman d'un individu à la fois exceptionnel, isolé et statique. L'«amis antiers», de par son isolement social, ne se laisse pas comparer aux héros antérieurs. Ainsi, le monde de *Lancelot* est-il entièrement dissocié de la cour d'Arthur. Dans ce roman, l'attention est focalisée sur la motivation exceptionnelle du héros et sur l'état d'esprit de ce dernier. La seule vraie réalité du roman, c'est ce qui se passe dans l'esprit de *Lancelot*. L'auteur discute ensuite (ch. IX) le redoublement et l'adaptation des rôles. Les étapes dans l'enlèvement de la reine sont comparées à leurs sources (*Tristan, Pyrame et Thisbé*).

De *Lancelot* à *Yvain* (chap. X à XII), la technique de la narration change complètement. Chrétien insiste maintenant fortement sur la perception extérieure et visuelle du monde, de sorte que le récit entier se voit extériorisé. Dans le monde fictif et imparfait d'*Yvain*, le mal ne perd jamais son poids dans la balance contre le bien. Cette balance est délicate. Aussi, la simultanéité des actions marquée par la conjonction «que que» (pendant que) signifie-t-elle le caractère toujours serré du temps. Dans le dernier chapitre, l'auteur montre la disparition du narrateur omniscient qui fait place au narrateur spectateur.

La conclusion insiste sur la variété et l'évolution des techniques narratives que Chrétien met en oeuvre. Elle reprend quelques points importants: le prologue, la mise en scène, l'introduction des personnages, la progression de l'action, la représentation des héroïnes, les personnages secondaires, l'ambiance et la note générale dans chacun des quatre romans, les changements dans l'attitude et dans la position du narrateur.



L'ouvrage est complété par un index facilitant sa consultation (p. 239–42). Dans la bibliographie sélective (p. 231–37), nous remarquons l'absence de W. BRAND, *Chrétien de Troyes. Zur Dichtungstechnik seiner Romane*, Munich (Fink) 1972. Doit-on regretter ou reprocher à l'auteur de ne pas avoir développé davantage encore certains sujets, comme l'ironie, les monologues, la fonction de l'*ekphrasis*, comme le problème des sources latines utilisées par Chrétien, comme les rapprochements toujours suggestifs d'auteurs ou de concepts modernes (Balzac, Zola; Bergson)? Si Chrétien de Troyes se voit depuis longtemps l'objet des interprétations littéraires les plus diversifiées et les plus divergentes, voilà un ouvrage de synthèse dense et riche, qui se recommande à la lecture par la clarté de l'exposé aussi bien que par la méthode comparative et par la perspicacité dans la conception d'ensemble.

Regula Meyenberg



CHRÉTIEN, *Guillaume d'Angleterre*, Edition critique par A. J. HOLDEN, Genève (Droz) 1988, 236 p. (TLF 360)

Obwohl es an Ausgaben des *Guillaume d'Angleterre* bisher nicht gefehlt hat (Francisque Michel 1840; Wendelin Foerster 1899/1911<sup>1</sup>; Maurice Wilmotte 1927), ist eine Frage immer noch nicht gelöst: Ist der in v. 1 und 18 genannte *Chrestiens* identisch mit Chrétien de Troyes oder nicht? Diese Frage hat Ströme von Tinte fließen lassen, und auch die Einleitung dieser neuen Ausgabe befaßt sich über weite Strecken (und vordringlich) mit ihr. Obwohl Holden einer Identifikation eher ablehnend gegenüber steht, glaubt er, sie nicht definitiv entscheiden zu können, ja er stellt ihre Entscheidbarkeit überhaupt in Frage. Und genau aus diesem Grunde wird der Text schon in der Titelseite einfach einem nicht weiter spezifizierten Chrétien zugewiesen (*Avant-propos*, p. 7).

In der *Introduction* (p. 9–37) geht der Herausgeber zuerst einmal auf den Stoff ein, der hinsichtlich seiner Tradition unproblematisch ist: Es handelt sich um eine säkularisierte Fassung der Eustachius-bzw. Placidus-Legende. Allerdings ist die Säkularisierung nach Holden wenig geglückt: Es gäbe einen konstanten Widerspruch zwischen der Religiosität des Anfangs und dem krämerhaften Materialismus der Fortsetzung, zwischen der initialen Selbstverleugnung der Protagonisten in den ersten Szenen und ihrem zynisch-berechnenden Verhalten im weiteren Verlauf. Dem Text müßte somit eine kohärente Struktur abgesprochen werden. Diese Beurteilung scheint mir in jeder Hinsicht inadäquat zu sein und v.a. aus einer durch die moderne Optik bedingten Perspektiveverfälschung zu resultieren. Es wird überhaupt nirgends versucht, den Text vor dem soziokulturellen Hintergrund seiner Entstehungszeit und im Rahmen eines intertextuellen Beziehungsgeflechts zu präsentieren, seine Prämissen historisch und rational zu rekonstruieren. Versucht man dies, so kommt man zu ganz andern Schlüssen: Guillaume verliert seinen sozialen Status nicht durch eigenes Verschulden, sondern durch die göttliche Allmacht; er muß sie sich aber ebenso wie die höfischen Ritter durch einen langen Leidensweg wiederverdienen. Themen wie Liebe, Wert, Aventure, Bewährung, soziale Relevanz usw. werden hier also aus dem zwischenmenschlichen in den religiösen Bereich umgesetzt. Stellt man in Rechnung, daß die beiden Bereiche später im *Perceval* eine Synthese eingehen werden, dann kann man die Thematik des *Guillaume d'Angleterre* kaum als Argument gegen die Autorschaft von Chrétien de Troyes ins Feld führen<sup>2</sup>! Holdens Fehlbeurteilung beruht eindeutig darauf, daß er den Text unbedingt im Zusam-

<sup>1</sup> Holden schreibt mit konstanter Boshaftigkeit «Förster»!

<sup>2</sup> Cf. P. WUNDERLI, *Der Wald als Ort der Asozialität. Aspekte der altfranzösischen Epik*, in: J. SEMMLER (Hg.), *Der Wald in Mittelalter und Renaissance*, Düsseldorf 1989, p. 69–112.

menhang mit der christlichen Erbauungsliteratur sehen will und die Möglichkeit einer neuen Wertzuweisung im Rahmen eines veränderten rezeptologischen Kontextes nicht einmal in Betracht zieht.

Erhalten ist der Text in zwei Handschriften: P (Paris, BN fr. 375) und C (Cambridge, St. John's College B9); überdies existiert eine (gekürzte) spanische Übersetzung aus dem 14. Jh. Bei den beiden französischen Manuskripten handelt es sich um Sammelhandschriften von sehr unterschiedlichem Inhalt, wobei die erste im 13. Jh. in der Pikardie, die zweite zu Beginn des 14. Jh.s im Osten entstanden sein dürfte. Was den Text des *Guillaume* angeht, so weichen die beiden Versionen sehr deutlich von einander ab. Schon Paul Meyer<sup>3</sup> hat deutlich gemacht, daß sie wohl zwei unterschiedlichen Familien angehören. Obwohl die Überlieferung in beiden Handschriften zahlreiche verderbte Stellen aufweist, hält Holden C für weniger korrupt; den Beweis für diese Behauptung liefert er allerdings nicht.

Sieht man einmal von der uralten und heute nicht mehr zu gebrauchenden Ausgabe von Fr. Michel ab, so verfügen wir heute über zwei Editionen, die sich scheinbar in idealer Weise ergänzen: Foerster<sup>4</sup> stützt sich auf C, während Wilmotte<sup>5</sup> den Text von P reproduziert. Allerdings drängt sich bei näherem Zusehen eine doch recht unterschiedliche Beurteilung der beiden Editionen auf:

– Die Ausgabe von Wilmotte steht ganz in der Tradition von Bédier. Er gibt den Text von P sehr getreu wieder und greift nur sehr selten ein, um offenkundige Korruptelen zu verbessern; der kritische Apparat ist sehr dürftig.

– Foerster behauptet zwar, sich auf C zu stützen, aber wer seine Arbeitsweise und die Orientierung an den Lachmannschen Prinzipien kennt, wird keine getreue Wiedergabe der Basishandschrift erwarten. Vielmehr springt er ziemlich willkürlich zwischen C und P hin und her und wählt ohne weitere Begründung die Lesart aus, die ihm subjektiv besser erscheint; dieses Verfahren wird noch problematischer, wenn man feststellt, daß er im Apparat nur allzu oft die Siglen für die beiden Manuskripte verwechselt. Zu all dem kommt noch, daß er von der Urheberschaft Chrétiens überzeugt ist und deshalb – entsprechend seinem auch sonst praktizierten Verfahren – den Text seiner Idealvorstellung des Champagnischen gegen Ende des 12. Jh.s anzupassen versucht. Was so herauskommt, ist kein Abdruck von C, sondern letztlich eine «kritische» Ausgabe im außerordentlich bedenklichen Foersterschen Sinn!

Ziel der Ausgabe von Holden ist es, den Text von Foerster durch eine zuverlässige Edition zu ersetzen, so daß in Zukunft der Text beider Handschriften in vertrauenswürdiger Form zur Verfügung steht. Dabei geht er außerordentlich konservativ vor: Die Orthographie der Handschrift wird strikt respektiert; emendiert werden nur evidente Fehler, wobei die Lesung der Handschrift offensichtlich sinnlos sein und die Korrektur sich aufdrängen muß. Störungen in der Metrik (Abweichungen in der Silbenzahl und approximative Reime) werden aus guten Gründen beibehalten. Was so entsteht, ist ein ehrlicher, auch für den Linguisten brauchbarer Text (p. 43-205), der durch ein Verzeichnis der nicht berücksichtigten Lesungen der Handschrift (p. 207-212), ein Glossar (p. 213-33) und einen Namensindex (p. 235/36) ergänzt und leichter auswertbar gemacht wird. Wie berechtigt und nützlich dieses Unternehmen ist, soll ein kurzer Vergleich des Prologs (v. 1-26) in den beiden Ausgaben verdeutlichen:

<sup>3</sup> R 8 (1879), 309-24

<sup>4</sup> Cf. W. FOERSTER, *Wilhelm von England. Ein Abenteuerroman von Kristian von Troyes*, Halle a. S. 1911.

<sup>5</sup> Cf. Chrétien de Troyes, *Guillaume d'Angleterre*, éd. par M. WILMOTTE, Paris 1927 (CFMA 55).

Vers	Foerster	Holden
1	Crestiiens	Crestiens
	antremetre	antremestre
2	Sanz	Sans
	sanz	sans
	rien	riens
	metre	mestre
4	consonante	consonant
5	Aussi	Aussin
	con	com
	le	lou
	taille	taillie
6	Mes	Mais
	le conte	lou conte
	aille	aillie
8	tandra	tendra
9	Que il	Qu'il
	porra	puisse
12	Voldroit	Voudroit
	anquerre	anquierre
13	mout	molt
	fet	feit
	croire	croirre
14	pleisanz	plaissant
15	saint Esmoing	Seint Esmont
16	m'an demande tesmoing	m'an demande le non
17	l'aille querre	l'aillie queirre
18	Crestiiens	Crestiens
19	Qu'an	Que an
20	mout	mont
	De	Dieu
	sa loi	la loi
21	mout	mont
	enora	esnora
	eglise	yglise
22	jor	jour
23	Que De	Qui Dieu
	fet	feit
25	come il ëust	com il ahust
26	sëust	saüst

Nur schon dieser kurze Ausschnitt zeigt, wie wichtig diese grundsolide Ausgabe ist, mit der uns Holden ein hervorragendes Arbeitsinstrument zur Verfügung gestellt hat; in Verbindung mit der Ausgabe von Wilmotte ist jetzt endlich echte philologische Feinarbeit möglich – sowohl in der Forschung wie im Unterricht – es gibt nur wenige Texte, für die wir über eine qualitativ derart hochstehende Basis verfügen.

Über die Edition hinaus liefert uns Holden auch noch eine Analyse der Sprache der Handschrift C. Verdienstvoll ist sicher, daß er neben den üblichen Bereichen der Phonetik und der Morphologie die Syntax mit einbezieht, doch ist dies wohl der einzige etwas fortschrittliche Aspekt in der ganzen Untersuchung; diese bewegt sich sonst in vollkommen traditionellen Bah-



nen. Immerhin erlaubt sie den Schluß, daß die Sprache des Autors im wesentlichen der im Osten gegen Ende des 12. Jhs. gebräuchlichen literarischen Koine entspricht und nur wenig von derjenigen von Chrétien de Troyes abweicht (p. 19). Auch der Kopist stammt nach Holden aus dem Osten, möglicherweise aus dem Raum Seine-et-Marne/Haute-Marne (p. 29 ss.). Diese Lokalisierung ist allerdings wenig zuverlässig, stützt sie sich doch auf vollkommen traditionelle Daten wie diejenigen von Schwan/Behrens und verzichtet unverständlicherweise auf die Möglichkeit, die beiden nützlichen Atlanten von Dees zur Lokalisierung einzusetzen<sup>6</sup>.

Problematisch werden die Ausführungen aber v.a. dort, wo versucht wird, mit syntaktischen und lexikologischen Argumenten die Frage der Autorschaft von Chrétien de Troyes zu klären (p. 20 ss., 24 ss.). Im syntaktischen Bereich untersucht Holden gewissermaßen stichprobenartig den Bereich des Nebensatzes im *Guillaume* und im *Lancelot* (Bedingungssatz mit *mais que*; Exzeptionsatz [*sans que*]; *Complétive* nach Ausdrücken der Furcht; Gebrauch der Konjunktionen; Sätze mit *tant com*, *com se*; Tempusgebrauch im Bedingungssatz). Er stellt dabei eine weitgehende Identität zwischen den beiden Texten fest, glaubt aber gleichwohl, signifikante Abweichungen im Frequenzbereich zu erkennen. Nur sind leider die Auftretenskoeffizienten in beiden Texten für die untersuchten Phänomene so gering, daß sie als statistisch vollkommen irrelevant bezeichnet werden müssen. Ähnliches muß im metrischen Bereich in Bezug auf die angeblich geringe Frequenz des *enjambement* im *Guillaume* gesagt werden (p. 23). Und was das Lexikon angeht, so stellen 54 Wörter im *Guillaume*, die in den anderen Werken Chrétiens fehlen, ganz sicher kein statistisch tragfähiges Argument gegen seine Autorschaft dar! Die ganze Untersuchung ist methodisch äußerst schwach und letztlich überflüssig, denn der Autor hat es versäumt, die einfachsten statistischen Prinzipien zu beachten<sup>7</sup>! Daß seinen Ergebnissen nicht zu trauen ist, hat er allerdings wohl selbst gemerkt, denn er warnt mehrmals davor, sie überzubewerten. Auch seine Schlußfolgerungen sind vorsichtig und moderat: Ob Chrétien der Autor des *Guillaume* sei oder nicht, könne auch aufgrund der linguistischen Argumente nicht entschieden werden, obwohl er selbst eher zu einer ablehnenden Haltung tendiere, und dies v.a. aufgrund der Tatsache, daß der *Guillaume* noch dem *Erec* am nächsten stehe, aber doch nach dem *Cligès* entstanden sein müsse, da er in dessen Prolog ja noch nicht erwähnt sei. Aber auch dieses Argument fällt flach, denn die angebliche Nähe zum «Frühwerk» *Erec* basiert erneut auf aus den gleichen Gründen wie oben statistisch nicht tragfähigen Argumenten.

So stehen wir denn vor der Tatsache, daß wir hier eine exzellente Textedition neben einer Einleitung haben, die doch zahlreiche Wünsche in methodischer Hinsicht offen läßt. Dies tut allerdings der Qualität und Verwendbarkeit des Textes keinen Abbruch, und wir müssen Holden dankbar sein, uns dieses wichtige Arbeitsinstrument geschenkt zu haben.

Peter Wunderli



PIERRE GALLAIS, *L'imaginaire d'un romancier français de la fin du XIIe siècle. Description raisonnée, comparée et commentée de la «Continuation-Gauvain» (Première suite du «Conte du Graal» de Chrétien de Troyes)*, vol. I–IV, Amsterdam (Rodopi) 1988–1989, 2692 p. (*Faux Titre. Études de langue et littératures françaises* 33, 34, 36, 39).

<sup>6</sup> Cf. A. DEES, *Atlas des formes linguistiques des textes littéraires de l'ancien français*, Tübingen 1987; id., *Atlas des formes et des constructions des chartes françaises du 13<sup>e</sup> siècle*, Tübingen 1980. – In Betracht zu ziehen wären auch noch einige Aufsätze von Dees.

<sup>7</sup> Cf. hierfür z.B. Ch. MÜLLER, *Initiation à la statistique linguistique*, Paris 1968.

Bekanntlich hat Chrétien's Werk *Perceval ou le Conte du Graal*, das ebenso wie der *Lancelot* unvollendet geblieben ist und mit Vers 10.601, wie die einen glauben<sup>1</sup>, bzw. mit Vers 9.234, wie Gallais (p. VIII) behauptet, abbricht, vier Fortsetzungen und eine stattliche Reihe von Adaptationen gefunden. Die bedeutendste Fortsetzung – und dieser ist die hier anzuzeigende Arbeit gewidmet – ist ohne Zweifel die mit Sicherheit vor 1205, vielleicht sogar vor 1202 entstandene *Première Continuation*, die auch *Pseudo-Wauchier* oder *Continuation-Gauvain* benannt wird. Hauptperson dieser Fortsetzung ist nicht Perceval, dessen Name kein einziges Mal erwähnt wird, sondern vielmehr Gauvain (daher auch die Bezeichnung *Continuation-Gauvain*). Die *Première Continuation*, von dem anonymen Autor in «branches» gegliedert, ist in 11 altfranzösischen Handschriften (*A, E, L, M, P, Q, R, S, T, U, V*), einer mittelhochdeutschen Übersetzung (*D*) und einer Prosaversion des 16. Jahrhunderts (*G*) überliefert. Dabei enthalten die Manuskripte vier unterschiedliche Versionen des Stoffes, nämlich eine 15.322 Verse umfassende «*réduction mixte*» (Mss. *T, V, D*), eine über 19.600 Verse zählende «*réduction longue*» (Mss. *E, M, Q, U*) und zwei circa 9.500 Verse lange «*réductions courtes*» (Ms. *L* einerseits und Mss. *A, P, R, S* andererseits). Alle vier Versionen sind inzwischen in hervorragender Weise von W. Roach in einer dreibändigen Ausgabe ediert worden, der L. Foulet dann später noch ein Register beigelegt hat<sup>2</sup>.

Chrétien's *Perceval* und dessen Fortsetzungen (insbesondere die *Première Continuation*) sind nun schon seit langer Zeit bevorzugter Gegenstand mediävistischer Forschung gewesen. Gallais sagt selbst: «(. . .) la littérature sur le Graal se mesure bientôt par tonnes, ou kilomètres (. . .)» (p. X). Ist es da noch angebracht, so muß man fragen, ein neues und obendrein so monumentales Werk über den Gral-Stoff zu erstellen? Gibt es noch ungeklärte Fragen? Gallais antwortet auf diese Frage in nicht ganz unbescheidener Weise mit der Feststellung, «qu'aucun critique moderne n'a compris le «*sen*» de *Perceval*» (p. X) und damit auch nicht – das ist die logische Konsequenz dieser Aussage – den *sen* der Fortsetzungen. Obwohl er dann hinzufügt: «Nous nous empressons de dire (. . .) que nous ne le comprendrons pas non plus» (p. X), formuliert er dann anschließend – was eigentlich paradox ist – seine Forschungsziele. Vielleicht bin ich in meinem Urteil hier aber auch zu sophistisch.

Die Forschungsziele, die Gallais verfolgt, sind: 1) Er will «l'excellence du ms. *L*» (p. XXI) nachweisen, indem «par une confrontation systématique des quatre principales versions» aufgezeigt wird, daß «la rédaction «*courte*» du ms. *L* est la plus fidèle (ou la moins indidèle) au texte du «premier auteur» de la *Continuation-Gauvain*» (p. XX). – 2) Er will den Sinn der *Première Continuation* ermitteln, indem er «tous les mots du texte, sans «*faire l'impasse*» sur aucun, pas même sur ceux dont l'emploi par notre auteur est anormalement rare et qui sont, eux, significatifs *a contrario*» (p. LII–LIII) einer exhaustiven Analyse unterzieht. – Dieser doppelten Zielsetzung entsprechend ist dann die Arbeit auch in zwei große Teile gegliedert. Nach einer äußerst umfassenden «Introduction» (p. VII–LXXVIII), in der Gallais über die Stoffgeschichte, den Forschungsstand, seine Ziele und die von ihm angewandte Methode informiert, ist die «Première Partie: De la Forme . . . (Des mots et de leurs jeux)» (p. 1–634) dem Versuch gewidmet, «l'excellence du ms. *L*» aufzuzeigen. Dieser erste Teil besteht aus 8 Kapiteln, die zu drei «livres» zusammengefaßt sind: Buch I (=Kapitel 1) (p. 1–111) liefert eine detaillierte Inhaltswiedergabe der Handschrift *L*; Buch II (=Kapitel 2–6) (p. 113–433) vergleicht die Version von *L* mit den anderen Versionen; Buch III (=Kapitel 7–8) (p. 435–634) will durch eine Analyse von Reim und Rhythmus die These von der Superiorität der Handschrift *L* gegenüber den anderen Manuskripten erhärten. – Die «Deuxième Partie: . . . au sens (L'imaginaire d'un romancier)» (p. 639–2359) ist dem *sen* der *Première Continua-*

<sup>1</sup> Cf. G. VIAL, *Le Conte du Graal: Sens et unité – La Première Continuation: Textes et contenu*, Genève 1987, p. 101–109.

<sup>2</sup> Cf. W. ROACH (Ed.), *The Continuations of the Old French «Perceval» of Chrétien de Troyes*, vol. I–III, Philadelphia 1949–1952; vol. III/2 *Glossary of the First Continuation* by L. FOULET, Philadelphia 1955. – Beschreibung der Manuskripte vol. I, XVI–XXXIII.

tion gewidmet. Analog zum ersten Teil ist auch dieser Teil in Kapitel gegliedert, die auch hier wieder zu drei Büchern zusammengefaßt werden: Buch IV (= Kapitel 9–14) (p. 639–1011) behandelt die «interventions de l'auteur»; Buch V (= Kapitel 15–21) (p. 1013–1789) untersucht die Adverbien, Verben, Adjektive (in Kapitel 20 das Adjektiv «grant») und die Zahlenangaben des Textes; Buch VI schließlich (= Kapitel 22–24) (p. 1791–2359) enthält eine Analyse der Substantive «ciel», «terre», «eau», «animal», «homme» u.a.m. – Die zwei großen Teile der Untersuchung werden durch eine recht lange «Conclusion» (p. 2361–2411) abgeschlossen, der Anmerkungen, Appendices, Bibliographie und Indices (p. 2413–2631) folgen.

Meine weitere Besprechung der Arbeit von Gallais lege ich so an, daß ich zunächst (Punkt I) Generelles zu seinem Werk sage und alsdann (Punkt II) überprüfe, ob er die von ihm angegebenen und oben angeführten Forschungsziele erreicht hat und ob die von ihm angewandten Methoden dem untersuchten mittelalterlichen Text angemessen sind. Meine Darlegungen gerade zu Punkt II müssen sich, um nicht den Rahmen einer Rezension zu sprengen, auf dieses Minimum beschränken, obwohl zu sehr vielen Aspekten wesentlich mehr zu sagen wäre.

### Zu Punkt I:

Zunächst einmal muß man mit aufrichtigem Respekt Gallais' ungeheure Arbeitsleistung hervorheben, der – und das stelle ich ohne jeden Unterton der Kritik fest – in positivistischer Weise seinen Untersuchungsgegenstand angeht. Mit stupendem Fleiß hat er ein monumentales Werk vorgelegt, das von einer tiefen Sachinformiertheit zeugt. Ich verweise hier auf die nicht nur äußerst ausführlichen, sondern inhaltlich insgesamt auch überzeugenden «Notes» (p. 2415–2497; cf. z.B. p. 2422, 2465, 2479 u.a.m.) sowie auf die mit außerordentlicher Sorgfalt erstellten «Appendices» (p. 2499–2515) und «Indices» (p. 2549–2631). – Fernerhin ist Gallais' Fähigkeit zu loben, eine fast unübersehbare Stofffülle in wohlgeordneter, logisch stringenter und – von wenigen Ausnahmen abgesehen – drucktechnisch einwandfreier Form präsentiert zu haben. – Schließlich ist es auch sehr positiv zu bewerten, daß am Ende der Arbeit statt eines einfachen Inhaltsverzeichnisses eine «Table analytique des matières» (p. 2633–2690) steht, die dem Rezipienten eine wertvolle Hilfe bei der Lektüre der umfangreichen Untersuchung bietet.

Schade ist es allerdings – und damit komme ich zu den negativen Aspekten –, daß Gallais seine Ausführungen weithin in einem nach meinem Geschmack zu saloppen Stil abfaßt. Zwar ist seine Absicht, nicht «le voile impénétrable d'un «méta-langage» zwischen sich und den Rezipienten spannen, sondern «avec les mots de tous les jours» (p. LIII) schreiben zu wollen, mehr als begrüßenswert; ein journalistischer Stil (cf. z.B. p. X–XI, XXVII, 117, 129, 2275, 2401 u.a.m.) eignet sich aber kaum für eine wissenschaftliche Arbeit. – Wenn auch, wie bereits erwähnt, der Stoff in logisch gegliederter Form dargeboten wird, so ist jedoch die Einteilung in «parties» und «chapters», die ihrerseits wieder zu «livres» zusammengefaßt werden, recht verwirrend; man benötigt lange Zeit, um Gallais' Gliederungssystem zu durchschauen. (Im übrigen fehlt p. 643 die Überschrift «Deuxième Partie: . . . au sens (. . .)».) – Am gravierendsten ist nach meinem Urteil aber die Unfähigkeit des Verfassers, den Stoff zu raffieren und Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. Da werden, um nur zwei von vielen möglichen Beispielen anzuführen, allein 111 Seiten (p. 1–111) für die Inhaltsangabe der *Première Continuation* verwendet und nicht weniger als 320 Seiten (p. 113–433) für die Charakterisierung der Manuskripte und die Herausarbeitung der vermeintlich hohen Qualitäten von Ms. L (cf. auch p. 2403). Gallais selbst scheint erhebliches Unbehagen über die Länge seiner Ausführungen verspürt zu haben; wiederholt versucht er, die Notwendigkeit seiner «longue démonstration» (p. LIII) zu erklären; es stimmt wirklich, wenn er sagt: «Cette démonstration (. . .) demandera (. . .) bien de la patience à notre lecteur» (p. XXI).

### Zu Punkt II:

Über die genannten Monita könnte man sicherlich geflissentlich hinwegsehen, wenn die Textanalyse zu neuen, überzeugenden Ergebnissen führte. Leider ist dies – um es vorweg zu sagen – trotz des großen Arbeitsaufwandes nicht der Fall.



Ich gehe zunächst auf Gallais' **erstes** Forschungsziel ein. Gallais ist der Überzeugung, daß Ms. *L* die dem Original sehr nahe stehende und die beste Handschrift ist; es ist für ihn «hors de doute que toutes les caractéristiques de *L* sont, sinon celles de l'archétype, du moins dans le droit fil du dessein, du tempérament et de l'imaginaire du «premier auteur»» (p. 314); auf den aus dieser Feststellung abgeleiteten Vorwurf, daß «les critiques ont, depuis près de quarante ans, trop paresseusement (sic!) conservé l'habitude de citer le texte du (...) ms. *T*» (p. XX) hätte er besser verzichtet. Faktisch sind es zwei Argumente, auf die sich Gallais' These stützt.

Zum einen belegt nach Gallais allein schon die Kürze von *L* dessen frühe Entstehungszeit und damit dessen Nähe zum Original. Die *brevitas* kann nun aber wirklich nicht als Argument im Zusammenhang mit Datierungsfragen angeführt werden. Bekanntlich war die *brevitas* dichterisches Ideal des gesamten Mittelalters; sie wurde von zahlreichen Rhetorikern, insbesondere von der im Mittelalter so beliebten Herennius-Rhetorik (I, § 15) nachdrücklich empfohlen<sup>3</sup>.

Zum anderen gibt *L* nach Gallais am besten den «dessein du «premier auteur»» (p. 115 u.a.m.) wieder, der dann durch Interpolationen späterer «copistes-remanieurs» (p. 117) verwischt worden ist. Wenn man deren Ergänzungen extrapoliert (cf. p. 118) – und diese Extrapolationen nimmt Gallais p. 115–433 vor –, erhalte man den ursprünglichen Textzustand wieder. Dabei nimmt der Verfasser für sich in Anspruch, die «voluntas auctoris», den «dessein» des sogenannten «premier auteur» zu kennen und zu wissen, aus welchen Gründen spätere Ergänzungen vorgenommen worden sind (cf. p. 128, 163–164, 221 u.a.m.). Hätte Gallais eingehender P. Zumthor<sup>4</sup> gelesen, hätte er wissen müssen, daß Kategorien wie Intention des Autors, Authentizität etc. für die Analyse mittelalterlicher Texte unangemessen sind. Da Gallais' Argumentation von unnachgewiesenen Annahmen ausgeht, erbringt sie leider nicht den Nachweis, daß *L* die beste Version des Stoffes enthält.

Völlig wertlos ist dieser Teil der Arbeit deshalb aber trotzdem nicht. In keiner anderen Untersuchung vorher sind die verschiedenen Fassungen der *Première Continuation* so minutiös wie hier miteinander verglichen worden. Klammert man Gallais' a-priori-Thesen und seine daraus gezogenen Schlußfolgerungen aus, findet man hier wertvolle, für die weitere Chrétien-Forschung sicherlich hilfreiche Informationen.

Bedauerlicherweise ist auch der **zweite**, wesentlich umfangreichere Teil der Untersuchung nicht überzeugender. Im Gegensatz zu der gängigen Meinung, die *Première Continuation* habe – anders als Chrétien *Perceval* – keinen oder nur einen minderen «sen», ist Gallais überzeugt von deren «(é)tonnantes richesse et complexité de la «culture» en cette fin du XIIe siècle, et donc d'un imaginaire, dont le «cadre» est chrétien, mais où survivances pré-chrétiennes et influences extra-chrétiennes redonnent vie aux archétypes et densité aux symboles. C'est par son amour du réel concret et par son désir d'équilibrer les contraires que notre auteur nous fait approcher (...) de l'essence des êtres et des choses – il est un «poète»» (p. 2690). Auch diese These ist nicht stichhaltig, da der methodische Weg, über den Gallais zu ihr gelangt, aus zweierlei Gründen mehr als problematisch ist.

Zum einen setzt der Verfasser die unbewiesene Annahme, die ja erst das Ergebnis der Beweisführung sein müßte, voraus, daß «notre «premier auteur» est extrêmement «original», daß er ein «primaire» sei, daß «(s)on oeuvre a la spontanéité, la simplicité, le naturel, la vivacité de celles des Primitifs» (p. XXV). In der Durchführung der Analyse werden dann alle Textstellen, die nicht in dieses vorgefertigte Bild passen, einfach als schlechte Zutat der Kopisten abgetan.

<sup>3</sup> Cf. E. R. CURTIUS, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern, München 1953, p. 479 ss.

<sup>4</sup> P. ZUMTHOR, *Essai de poétique médiévale*, Paris 1972.

Gallais' Beweisführung stützt sich in weiten Teilen auf C. G. Jungs Theorie der Archetypen, auf G. Durands<sup>5</sup> Kategorien des «imaginaire» (in Anlehnung an diese Arbeit wurde auch der Titel der Untersuchung formuliert) und auf G. Dumézils<sup>6</sup> dreifunktionales Schema der Sozialgeschichte. (In der Einleitung, p. LXIII–LXXVI werden die Theorien Durands und Dumézils kurz dargestellt<sup>7</sup>; Jung kann natürlich als bekannt vorausgesetzt werden.) Sicherlich ist es grundsätzlich schon mehr als fragwürdig, ob Gallais hier die für einen mittelalterlichen Text angemessenen Untersuchungskriterien herangezogen hat; für Durand z.B. sind die für das Funktionieren des «imaginaire» drei wichtigen Elemente die aufrechte Haltung, die Verdauung und die Sexualität (cf. p. LXIV). Unerträglich wird es dann aber, wenn Gallais das so nun einmal herangezogene Begriffsinstrumentarium nicht mehr fein säuberlich voneinander trennt, sondern z.B. wahllos die bei Durand exakt voneinander unterschiedenen Begriffe «schèmes», «archétypes», «symboles» austauscht. Und wenn er dann selbst obendrein noch sagt: «Il n'est pas assuré que nous ayons toujours la rigueur d'employer ces termes à bon escient, et le lecteur nous pardonnera si nous appelons parfois «archétype» ce qui n'est pour Gilbert Durand, à strictement parler, qu'un «symbole»» (p. LXV), dann ist das – man verzeihe die harte Formulierung – eine methodische Bankrotterklärung.

Auch dieser zweite Teil der Arbeit kann für die weitere Chrétien-Forschung von Nutzen sein. Keiner vor Gallais hat bislang mit einer solchen Präzision das Vokabular der *Première Continuation* analysiert, obwohl – und das ist schade – dies nur unter dem Aspekt der Funktion der Wörter geschieht; «( . . . ) nous les étudierons non d'après leur sens, mais d'après leur fonction» (p. LIV).

Zusammenfassend ist zu sagen, daß es mir als Rezensenten mehr als schwer fällt, über ein mit so großer Mühe und mit bewundernswerter Akribie erstelltes Werk feststellen zu müssen, daß es aufgrund gravierender methodischer Fehler die gestellten Ziele nicht erreicht hat. Trotzdem wird die weitere Chrétien-Forschung an dieser Arbeit nicht vorbeigehen können, da sie eine Fülle wertvoller Informationen enthält und gerade durch ihre Details von Nutzen ist.

Arnold Arens



WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Parzival*. Texte traduit et présenté par DANIELLE BUSCHINGER, WOLFGANG SPIEWOK et JEAN-MARC PASTRÉ. Préface de JEAN FOURQUET, Paris (Christian Bourgeois Éditeur, Collection 10/18) 1989, 382 p. (*Bibliothèque médiévale*).

Wolfram von Eschenbachs 24.812 Verse umfassender und in 16 Bücher gegliederter *Parzival* (entstanden zwischen 1200 und 1210) ist, wie auf der hinteren Umschlagseite der hier anzuzeigenden Arbeit treffend gesagt wird, «l'oeuvre la plus importante de la littérature arthurienne médiévale allemande». Allein schon angesichts der herausragenden Bedeutung dieses mittelhochdeutschen Versromans ist es mehr als angezeigt, ihn durch eine neufranzösische Übersetzung einem breiteren, des Mittelhochdeutschen unkundigen Publikum in Frankreich zugänglich zu machen. Dar-

<sup>5</sup> G. DURAND, *Les structures anthropologiques de l'imaginaire. Introduction à l'archétypologie générale*, Paris 1961, 1984 (10. Aufl.). – Gallais benutzt die 1. Auflage.

<sup>6</sup> G. DUMÉZIL, *L'idéologie tripartite des Indo-Européens*, Bruxelles 1958.

<sup>7</sup> Wenn Gallais Durands Theorien für seine Untersuchung heranzieht, sollte er in der Einleitung besser nicht schreiben: «Il n'est sans doute pas sùperflu de présenter très sommairement le «système» durandien» (p. LXIII).

über hinaus ist Wolframs Werk auch «un témoin des relations particulièrement étroites entre la France et l'Allemagne au Moyen Age» (hintere Umschlagseite); denn bekanntlich war Chrétien *Perceval ou le Conte du Graal* Wolframs Hauptquelle. Man kann deshalb D. Buschinger und J.-M. Pastré (beide französische Germanisten) und W. Spiewok (deutscher Germanist, bekannt als Übersetzer des *Parzival* ins Neuhochdeutsche) zu ihrem Unterfangen nur beglückwünschen.

Der Konzeption der unter der Ägide von P. Zumthor edierten trefflichen Serie *Bibliothèque médiévale* entsprechend werden in einer knappen «Introduction» (p. 7–30) die für das Textverständnis notwendigen Hintergrundinformationen gegeben. Zunächst werden die wenigen über Wolframs Biographie (p. 7–9) und Bildungsstand (p. 9–11) bekannten Fakten zusammengetragen. – Anschließend wird «Le problème des sources» (p. 11–13) behandelt. Es ist jedoch mehr als zweifelhaft, ob man die Kyot-Frage, eines der wichtigsten Probleme der Wolfram-Forschung, so apodiktisch wie hier geschehen beantworten kann: «(. . .) aucune autre conclusion que celle-ci: Wolfram (. . .) parodie les déclarations d'autres auteurs» (p. 12–13). – Einer recht umfassenden Inhaltsangabe des *Parzival* (p. 13–20) schließt sich der Abschnitt «La composition du *Parzival*» an (p. 20–23). Hier werden die drei großen Themenkreise der Handlung herausgestellt: Gahmuret-Geschichte (Bücher 1–2); Seelendrama Parzivals (Bücher 3–6, 9, 14–16); Gawan-Geschichte (Bücher 7–8, 10–13). – Als sehr gelungen muß man den dann folgenden Abschnitt «Le monde du Graal et sa signification» (p. 23–28) bezeichnen, in dem Wolframs Gralsvorstellung dargelegt wird. Die Quintessenz dieser Ausführungen lautet: «C'est en construisant son monde du Graal en contraste avec le monde arthurien que Wolfram a cherché à donner une réponse claire (...) aux questions décisives de son époque» (p. 23). – Kurze Anmerkungen zur Wirkungsgeschichte des *Parzival* (p. 28–29) und einige bibliographische Angaben (p. 29–30) schließen die Einleitung ab.

Bei der Textübersetzung konnten Buschinger, Spiewok und Pastré im Rahmen der *Bibliothèque médiévale* unmöglich eine vollständige Übertragung des *Parzival* vorlegen. Sie mußten eine Auswahl treffen. Die von ihnen vorgenommene Auswahl besteht darin, daß sie die Gawan-Geschichte (Bücher 7–8, 10–13) hier ausklammern und für eine separate Publikation im Kümmerle Verlag (Göppingen) vorsehen. Das ist völlig überzeugend, da Gawan «est étranger au drame qui forme l'axe de l'oeuvre» (p. 6). – Die Übersetzung basiert auf der von K. Lachmann besorgten und 1952 von E. Hartl überarbeiteten Edition des *Parzival*, die gemeinhin als die Standardedition angesehen wird. – Hinsichtlich der sprachlichen Qualität und der inhaltlichen Korrektheit der Übersetzung kann ich hier nur ein großes Kompliment aussprechen; besser kann man einen Text nicht übertragen. In diesem Urteil fühle ich mich durch Muttersprachler bestätigt, denen ich ausgewählte Textpassagen zur Bewertung übergeben hatte.

Zusammenfassend halte ich fest: Jeder Mediävist kann den drei Übersetzern nur dankbar sein für die vorzügliche Arbeit, die sie geleistet haben.

Arnold Arens



GLYNN S. BURGESS, *The Lais of Marie de France*, Manchester University Press, 1987, xii+245 pages.

Avec Chrétien de Troyes et quelques autres, Marie de France est l'un de ces auteurs dont l'oeuvre ne cesse de solliciter, de la part des médiévistes de toutes tendances, réexamen et commentaire. On peut s'en réjouir, car c'est là un indice de vitalité de nos études; mais, aussi bien, déplorer cet état de choses, qui tend à fixer abusivement l'attention sur un nombre très limité de problèmes (tant historiques qu'esthétiques) et engendre trop de publications répétitives et inutiles. (Pour Marie de France qui, quant à l'essentiel, demeure pour nous une inconnue, le seul fait qu'elle soit femme a suffi depuis quelques années à provoquer une prolifération d'études fort inégales. . .).



Cela dit, l'intérêt propre des oeuvres de Marie de France et de l'époque où elles s'insèrent justifient dans une très grande mesure la multiplication de livres comme celui de G. Burgess.

Celui-ci ne s'attaque pas à l'ensemble des questions soulevées par les *Lais* (ni les *Fables*, du reste; et l'*Espurgatoire* n'est mentionné qu'en passant). Il présente une demi-douzaine de chapitres presque autonomes, dont l'unité, assez lâche, pourrait provenir d'un double trait: l'intérêt méthodologique de l'auteur pour le vocabulaire; et, par ailleurs, sa volonté de parvenir «de l'intérieur» (par interprétation comparée des contenus) à une datation relative des *Lais*.

Sur les deux plans ainsi dessinés, on peut craindre que le lecteur ne reste sur sa faim. Chacun sait quelle finesse ont atteinte aujourd'hui les techniques d'analyse lexicale, spécialement quand elles recourent à un matériel informatisé; elles posent alors, convenons-en, de difficiles et incertaines questions épistémologiques; mais la science ne progresse que grâce à de telles interrogations. G. Burgess reste très en-deçà de ces zones dangereuses. Le traitement qu'il inflige aux éléments lexicaux relevés (en vertu de critères non définis) demeure conventionnel et plutôt naïf, rappelant les recherches à la mode il y a vingt ou trente ans. Le concept de «terme-clé», unique pivot théorique de cette pratique n'est ici l'objet d'aucun examen critique; pis encore, G. B. feint d'ignorer les graves problèmes linguistiques liés à son emploi dans les années 70 déjà, Ch. Müller et P. Guiraud mettaient en garde les apprentis-sorciers . . .

Quant à la «chronologie interne», à laquelle est consacré près du quart de l'ouvrage, elle permet de dégager hypothétiquement les étapes de la formation et de la maturation d'une pensée (plus du reste que d'un art). G. B. va jusqu'à esquisser une lecture biographique de l'évolution ainsi établie: d'*Equitan au Laustic*, six lais «peuvent bien avoir été» composés sur le continent; un départ pour l'Angleterre, ressenti comme un exil, inspire six autres lais, de *Lanval* à *Eliduc*; et l'on nous propose, dans chacune de ces séries, un ordre de succession. La thèse, comme telle, se tient; mais quelle en est la valeur absolue? J'ai déjà, à plusieurs reprises, dénoncé le danger d'une telle approche, danger qui réside dans son présupposé tacite: une (anachronique) présomption de cohérence des textes, issue de conceptions esthétiques obsolètes, dépassées par tout le discours contemporain sur l'art et sur l'écriture.

Paul Zumthor



SVEN SANDQVIST, *Notes Textuelles sur le Roman de Tristan de Béroul*, Lund (CWK Gleerup) 1984, 162 p., (*Etudes Romanes de Lund* 39).

On ne cesse de relire et d'interpréter le *Tristan* de Béroul; on en a vu paraître récemment deux éditions rien qu'en domaine francophone, l'une à visée universitaire, richement commentée (Béroul, *Tristan et Iseut*, éd. H. Braet et Raynaud de Lage, I-Edition et Traduction, II-Notes et Commentaires, Peeters, Paris-Louvain 1989), l'autre destinée au grand public cultivé (*Tristan et Iseut*, Les poèmes français, la Saga norroise, éd. avec traduction et commentaire par D. Lacroix et Ph. Walter, collection «Lettres Gothiques», Livre de Poche, Paris 1989). Il est vrai que peu d'oeuvres médiévales ont été aussi minutieusement étudiées et continûment commentées dans le détail du texte, comme en témoigne l'impressionnante bibliographie de travaux philologiques dressée par M. Sandqvist (p. 154–160), et qui même n'est pas exhaustive. De cet ensemble d'articles et de notes se détachent bien sûr les deux grands commentaires textuels de A. Ewert et de T.B.W. Reid; le livre de M. Sandqvist se place au même rang qu'eux, et l'on peut voir que ses analyses nourrissent largement la synthèse des interprétations proposée par MM. Braet et Raynaud de Lage dans le tome II de leur belle édition.

M. Sandqvist s'est imposé depuis longtemps comme un des meilleurs spécialistes de la syntaxe de l'ancien français, et un connaisseur averti des problèmes de critique textuelle; il nous donne ici un commentaire grammatical et critique subtil et approfondi de quelque deux cents passages choisis de Bérout. L'enjeu est d'importance, car la mise au point philologique de ce texte difficile a évidemment des répercussions immédiates tant sur notre connaissance de l'ancien français que sur l'interprétation littéraire d'une oeuvre capitale; on s'en convaincra en comparant seulement les versions que donnent d'un bref passage les éditions de Muret-«L.M. Defourques» et de Braet-Raynaud de Lage (cette dernière suivant ici une suggestion de Sandqvist):

Ha! las, dolent, et moi que chaut?  
 Qant n'ai Yseut, rien ne me vaut.  
 Dolent! le saut que orainz fis!  
 Que dut ice que ne m'ocis? M-D 981–984

Ha! las, dolent, et moi que chaut?  
 Qant n'ai Yseut, rien ne me vaut,  
 dolent, le saut que orainz fis;  
 que dut ici (*sic*) que ne m'ocis? B-RL id.

Le but du savant suédois est d'éclairer des passages difficiles ou des leçons controversées, en montrant surtout – attitude constante dans toutes ses publications – que les tournures suspectées et corrigées par les divers éditeurs correspondent en fait très souvent à l'usage linguistique du XII<sup>e</sup> s., et que la lettre du manuscrit est plus digne de crédit qu'on ne l'estime habituellement. La méthode consiste à alléguer pour chaque difficulté des passages parallèles permettant d'attester l'usage discuté, trouvés chez Bérout lui-même ou collectés dans des oeuvres de la même époque, grâce aux ressources d'une étonnante érudition. Les observations concernent presque toujours la syntaxe: constructions remarquables ou insolites, «exceptions» aux «règles» énoncées trop péremptoirement par les grammaires de l'ancien français, telles que syllepses (par ex. v. 3356), anacoluthes et constructions contaminées (1104–1108), enclises inhabituelles (1243), constructions *apo koinou* (711), particularités de la morpho-syntaxe du pronom et du déterminant, des modes et des temps, pléonasmes syntaxiques (243), faits de parataxe (412) et asyndètes (1654), valeurs particulières de *et* (1550), *etc.*; on trouvera aussi, hors syntaxe, des remarques sur les formes dialectales, la versification, la graphie, le style (répétitions chiasmiques, hendiadys), et exceptionnellement le lexique (4051, 4420).

On peut approximativement répartir les remarques en trois catégories: il peut s'agir de commenter et d'interpréter des constructions difficiles où souvent «la syntaxe de Bérout prête aux interprétations différentes». Dans la majorité des cas cependant, la discussion de leçons contestées conduit à justifier la lettre du manuscrit, voire à préconiser le retour au texte du témoin unique contre l'ensemble des éditeurs; c'est ainsi par exemple qu'au v. 104 *Puis que chanbre me fu vee*, la correction *vee[e]* adoptée dans toutes les éditions «introduit une graphie qui n'a probablement pas figuré dans le texte original», car les copistes, et sans doute aussi les auteurs, évitent normalement d'écrire *-eee* comme l'attestent plusieurs citations, notamment de Bérout lui-même. Reste néanmoins une quinzaine de cas où l'auteur se résigne à intervenir, et ces émendations sont souvent remarquablement pertinentes et propres à éclairer des difficultés restées jusque là sans solution; ainsi, au v. 771 où la correction de *sont* en *font* permet de rétablir en fin de vers *chanbre*: *prendre* au lieu de *chanbre*: *prennent*; ou au vers 3943 où l'énigmatique *set clochier* est corrigé en *fait clochier*: dans les deux cas, c'est la mise en évidence d'une particularité de la syntaxe de *faire* qui donne la clef.

L'ouvrage est donc remarquable, et les observations presque toujours irréfutables. Ça et là, on peut penser que l'auteur se laisse emporter par sa tendance à privilégier la lettre du manuscrit, alors que des corrections simples semblent s'imposer pour le sens, et qu'on aperçoit bien la genèse de la faute du point de vue paléographique ou linguistique. Ce passage à titre d'exemple, décrivant le campement à la Blanche Lande la veille de l'*escondit*:

Couchier s'en vait li rois Artus  
 o ses barons et o ses druz. 4110  
 Maint calemel, mainte troïne,  
 qui fu la nuit en la gaudine  
 oïst en pavellon soner.  
 Devant le jor prist a toner: 4114  
 a fermeté fu de chalur.  
 Les gaites ont corné le jor;  
 par tot commencent a lever,  
 tuit sont levé sanz demorer. B-RL 4109–4118

Au vers 4112, M. Sandqvist justifie sans peine, par une asymétrie modale qui est «un trait caractéristique de l'ancienne langue», la présence d'un indicatif *fu* alors qu'on attend un système *qui fust/oïst* (correction éd. M-D: *fust*). Mais au vers 4116, M. Sandqvist suggère que l'on pourrait défendre la leçon du ms. *ot corner*, si l'on supplée le sujet des vers 4111–3, en considérant 4414–5 comme une parenthèse, et en admettant à nouveau une asymétrie: *ot* au lieu de *oïst*. Il paraît cependant évident que dans le mouvement du récit, le v. 4116 se rattache aux vers suivants, alors que les v. 4114–5 marquent la transition entre les deux journées en soulignant un changement d'atmosphère. On a du mal à imaginer qu'une liaison syntaxique puisse unir les v. 4116 et 4113 par dessus 4114–5. Comme l'omission d'un tilde explique la genèse de la faute, la correction semble s'imposer.

Quelques remarques au fil de l'ouvrage: v. 607, fin de la note, *est totE fors* semble une inadvertance, car c'est Iseut qui parle de Tristan. V. 1173–8: les exemples allégués pour montrer qu'une consécutive peut être précédée d'un *et* explétif ne sont pas pertinents, car dans tous les cas (sauf peut-être *Auc. et Nic.* qui est douteux) *et* se trouve avant la locution conjonctive (*et si ke, et tant que*), procédé de mise en relief d'ailleurs fréquent en français moderne. Dans l'exemple de Béroul, le *et* séparerait *tel de que*, ce qui est tout différent. La solution de Reid (double interversion) paraît préférable et semble appuyée par le parallélisme 1181–2 (voir Holden *Tristania* XII 90 et note éd. B-RL p. 59). V. 1181–3: on ne voit pas pourquoi l'auteur suppose que MM. Braet et Jonin prendraient *sans faille* pour «une expression substantivée». V. 1785: pour ces vers célèbres et si importants pour l'interprétation du roman, je voudrais attirer l'attention sur l'explication proposée tout récemment par J. Rychner, *La Narration des sentiments, des pensées et des discours dans quelques oeuvres des XII<sup>e</sup> et XIII<sup>e</sup> siècles*, Genève (Droz) 1990, p. 124. V. 1950: J. Rychner, *op.cit.* p. 200, tend à comprendre ce vers comme un discours subjectif. V. 3004: *ainz le jor* ou *puis le jor*? on ne peut guère interpréter *ainz* = *ainc*, qui ne s'accorde pas avec la détermination temporelle *le jor que*; dans les traductions, le texte est rendu comme s'il y avait *puis que*, sauf dans le glossaire d'Ewert qui traduit *even*, et que reprend la récente éd. B-RL; cette glose paraît purement contextuelle: T-L, *AWI*, 248 l.22 enregistre bien un exemple de *RCharr.* «sogar, selbst», mais le sens est simplement «plutôt»; le sens de la prép. *ainz* est donc bien temporel, «avant»; on peut supposer une sorte d'interversion des valeurs logiques de postériorité et d'antériorité, la valeur d'antériorité étant reportée de *le jor* 3004 (point de départ temporel) à *icel jor* 3006 (point d'arrivée). V. 3340: l'ancienne correction *ai* en *ait* permet de résoudre la question de *soi*, mais contrairement à M. Sandqvist, nous ne pensons pas qu'il soit juste de dire que «le subjonctif du passé composé ne convient guère ici»; on peut comprendre, selon nous, en donnant à *dire* sa valeur injonctive bien attestée, «recommande-lui d'avoir pris toutes ses dispositions pour se garantir des effets du serment». L'éd. B-RL, de manière un peu illogique, imprime *ai* mais traduit «elle a pris toutes les dispositions».

Le livre de M. Sandqvist s'impose comme une contribution essentielle à la compréhension du *Tristan* de Béroul, administre une leçon magistrale de grammaire et de critique textuelle, et se lit comme un véritable régal philologique.

Gilles Eckard



WACE, *La Vie de sainte Marguerite*. Édition, avec introduction et glossaire, par HANS-ERICH KELLER. Commentaire des enluminures du ms. Troyes 1905 par MARGARET ALISON STONES, Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1990, 333 p. (*Beihefte zur ZRPh* 229).

Die Legende der hl. Margareta – sie war Tochter eines heidnischen Priesters in Phrygien, konvertierte zum Christentum und wurde wegen ihres Glaubens auf Anordnung des römischen Präfecten Olibrius mehrfach gefoltert und schließlich enthauptet – ist im französischen Mittelalter durch die Jahrhunderte hinweg immer dichterisch gestaltet worden. G. Tammi<sup>1</sup> verzeichnet für die Zeit vom 12. bis 16. Jahrhundert die Existenz von 14 Vers- und 18 Prosaversionen. Die erste Fassung des Stoffes stammt aus der Feder von Wace, der wahrscheinlich zwischen 1130 und 1140 – also noch vor Abfassung seiner bekannten Werke *Roman de Rou* (1155) und *Roman de Brut* (1160–73) – eine in Versen angelegte *Vie de sainte Marguerite* schrieb. Treffend hebt Keller hervor, daß diese Vita «occupe une place extrêmement importante dans l'histoire des lettres françaises, étant donné que c'est une des premières adaptations hagiographiques conservées en langue vulgaire française» (p. 5).

Waces *Vie de sainte Marguerite* ist in drei Handschriften überliefert: 1) Tours, Bibliothèque municipale, 927; von Keller mit M bezeichnet (circa 1260; M steht zwar dem Original zeitlich am nächsten, weist aber eine Lücke von 252 Versen auf); 2) Paris, Bibliothèque de l'Arsenal, 3516; von Keller mit dem Sigle A versehen (circa 1267, wohl im Norden des Artois entstanden); 3) Troyes, Bibliothèque municipale, 1905; bei Keller mit T gekennzeichnet (Ende des 13. Jahrhunderts in der Franche-Comté entstanden; T weist Gemeinsamkeiten mit A und mit M auf).

Ediert wurde Waces Heiligenvita bislang nur zweimal, und zwar 1879 von A. Joly<sup>2</sup> und 1932 von E. A. Francis<sup>3</sup>. Jolys Edition ist nicht nur überaltet, sondern auch äußerst reich an Fehlern; außerdem gibt sie nur den Text von M wieder, ohne die Lesarten der beiden anderen Manuskripte zu verzeichnen. Die von Francis auf der Basis der Handschriften M und A erstellte Ausgabe ist zwar, so Keller, «assez bonne, mais elle souffre du fait que la transcription des manuscrits (en particulier celle de T) présente des erreurs de lecture manifestes» (p. 49–50). Ihr Hauptmangel liege aber darin, daß Francis «est (...) arrivée à une conclusion erronée en ce qui concerne le rapport entre les trois manuscrits» (p. 50) und dadurch bedingt die Bedeutung von T unterschätzt und dessen Lesarten nur in den «Notes critiques» verzeichnet habe. Keller fordert deshalb – und damit beschreibt er das Ziel seiner Arbeit –: «*La Vie de sainte Marguerite* (...) doit être publiée intégralement, avec les trois manuscrits en constante comparaison, dans une édition dans laquelle le manuscrit de Troyes reçoit enfin la place qui lui est due» (p. 36, Anm. 112). (Kritisch sei hier angemerkt, daß eine Fußnote kaum der geeignete Platz für die Formulierung des Forschungsziels einer Arbeit sein dürfte.) Das so beschriebene Ziel soll durch die in der Einleitung gebotenen Darlegungen und durch die alsdann folgende Textedition erreicht werden.

Die sich an eine kurze und nach meinem Geschmack zu pathetisch geschriebene «Préface» (p. 1–3) anschließende «Introduction» (p. 5–54) umfaßt folgende Punkte: 1) «Le culte de sainte Marguerite» (p. 5–21) (Inhalt der Legende, historische Fakten, Auflistung der altfranzösischen Versionen); 2) «La tradition manuscrite ...» (p. 21–36) (Beschreibung und Datierung der drei Handschriften, die Skriptae der Kopisten, Beziehung der drei Manuskripte zueinander); 3) «Le poème de Wace» (p. 36–49) (Quellen, Entstehungszeit, literarischer Wert); 4) «Éditions précédentes et leur qualité» (p. 49–50); 5) «Bibliographie» (p. 50–52). – Bevor ich auf Details eingehe, sei vorweg

<sup>1</sup> G. TAMMI, *Due versioni della leggenda di S. Margherita d'Antiochia in versi francesi del medioevo*, Piacenza 1958, p. 100–104.

<sup>2</sup> A. JOLY (Ed.), *La Vie de sainte Marguerite, poème inédit de Wace, précédé de l'histoire de ses transformations et suivi de divers textes inédits et autres et de l'analyse détaillée de Mystère de sainte Marguerite*, Paris 1879.

<sup>3</sup> E. A. FRANCIS (Ed.), *Wace, La «Vie de sainte Marguerite»*, Paris 1932 (CFMA 71).

gesagt, daß die Einleitung – auch wenn sie in weiten Passagen nur bereits vorliegende Forschungsergebnisse wiedergibt und obwohl sie in etlichen Punkten nicht überzeugend ist – von außerordentlich hohem Wert ist. Denn man findet hier in komprimiertester Form alle für die Margareten-Forschung relevanten Informationen und Probleme zusammengestellt. Keller hat mit großer Akribie, die selbst Details nicht ausklammert (cf. z.B. p. 50 Anm. 138), eine ungeheure Materialfülle in gut gegliederter Form und in einwandfreier Präsentation aufgearbeitet<sup>4</sup>. – Was den Informationsgehalt angeht, so sind die Abschnitte 1 und 3 (mit Ausnahme von 3e «*Mérites littéraires du poème*» [p. 40–49]) – und das stelle ich völlig wertfrei fest – eine «bloße» Wiedergabe des Forschungsstandes. In diesem Zusammenhang eine Bemerkung zu einem Detail: Wenn Keller selbst sagt, er verzichte auf die Darstellung der Biographie Waces, da diese hinlänglich bekannt sei (p. 38), dann sollte er konsequenterweise auch dem Abschnitt 3b nicht die Überschrift «*Biographie de Wace . . .*» (p. 37) geben. – Neue Ergebnisse enthält – neben Abschnitt 3e – der Abschnitt 2, der wichtigste der «*Introduction*»; und auf diesen Ergebnissen basiert die in Abschnitt 4 zu lesende Bewertung der Editionen von Joly und Francis. Keller ist der Überzeugung, daß Manuskript M auf eine in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandene, heute verlorene pikardische Kopie des Originals zurückgeht, daß die Handschriften T und A jedoch auf einer erneut angefertigten (im übrigen stark gekürzten) und ebenfalls nicht mehr erhaltenen pikardischen Version basieren (cf. das Stemma p. 35). Grundsätzlich ist Kellers Beweisführung überzeugend; gelegentlich fällt er jedoch ein zu vorschnelles Urteil. Ist z.B. aus der Tatsache, daß M fünf Pikardismen enthält, zweifelsfrei auf eine pikardische Vorlage zu schließen (cf. p. 27)?; da M weit mehr Okzitanismen als Pikardismen aufweist, bleibt zu fragen, warum eine okzitanische Vorlage auszuschließen ist. Und ob man so sicher die vermeintlichen Adressaten der drei Versionen angeben kann, wie Keller dies tut (p. 29), erscheint mir mehr als zweifelhaft. Und schließlich ist es mehr als spekulativ zu sagen, ein Kopist habe aus diesen oder jenen Gründen eine Kürzung des Textes vorgenommen (so p. 30 und 32). – Abschnitt 3e («*Mérites littéraires du poème*») korrigiert dann in überzeugender Weise Francis, Fahlin<sup>5</sup> u.a., die der Margareten-Vita Waces keinen hohen künstlerischen Wert beimaßen. Natürlich kann Keller hier nur wenige Aspekte ansprechen; seine Ausführungen sind als wertvoller Impuls zur weiteren Untersuchung dieses Problembereichs zu verstehen.

Die Textedition selbst umfaßt zwei Teile. Der erste Teil (p. 53–95) bietet eine diplomatische Edition der drei Manuskripte, wobei die Version von M jeweils auf der linken Seite und die Versionen von A und T jeweils auf der rechten Seite abgedruckt werden. Da T bislang nur passagenweise von Francis herausgegeben worden war, liegt hier also erstmalig eine vollständige Ausgabe von T vor. – Keller hat völlig recht, wenn er sagt, er verzichte auf die Erstellung einer kritischen Edition; denn «*des trois versions sont si indépendantes qu'il est impossible d'en faire une édition «critique»*» (p. 29). Außerdem bietet eine diplomatische Ausgabe den Vorteil – wie er richtig feststellt –, «*de se faire une idée des transformations que l'oeuvre de Wace a subies au cours des temps*» (p. 54). – Die Transkription der Handschriften «*est des plus fidèles*» (p. 54); selbst evidente Fehler der Kopisten werden nicht im Text, sondern in den unten auf jeder Seite stehenden Anmerkungen korrigiert. In ihnen werden außerdem die von Francis gewählten und – soweit ich feststellen konnte – hier überzeugend korrigierten Lesarten verzeichnet. Sehr mühsam sind für den Leser allerdings die in den Anmerkungen stehenden Verweise auf Meyer, Harmand und Delisle zu entschlüsseln, da deren Werke entweder in der Bibliographie nicht verzeichnet werden

<sup>4</sup> Die Anzahl der von mir bemerkten Druckfehler und Fehlinformationen beschränkt sich in der gesamten Arbeit auf ein Minimum. Druckfehler: p. 26, 42, 51, 55, 177, 197. p. 41, zweitletzte Zeile des ersten Absatzes wird eine unrichtige Addition («*exactement deux fois plus longue*») gegeben; p. 54, 5. Zeile muß die Zahlenangabe «668» durch 670 ersetzt werden.

<sup>5</sup> C. FAHLIN, *Étude sur le manuscrit de Tours de la Chronique des Ducs de Normandie par Benoît*, Upsala 1937, 170 ss.

oder da man dort (so im Fall von Meyer) zwei Werke eines Autors findet und somit nicht weiß, auf welches Bezug genommen wird. Da die Bibliographie im übrigen leider nur eine Auswahlbibliographie ist, sollte dies zumindest auch angezeigt werden.

Der zweite Teil der Textedition besteht aus einer «Proposition d'une reconstruction du poème original» (p. 97–115). Keller folgt so weit wie möglich der Handschrift M; wo diese Lücken aufweist, übernimmt er – was auf der Basis der von ihm ermittelten Abhängigkeitsverhältnisse der drei Manuskripte nur logisch ist – den Text von T und nicht den von A. Da Waces Original nicht mehr existiert, kann man natürlich nicht wissen, wie die ursprüngliche Fassung aussah; man kann darüber nur spekulieren. Keller ist sich auch des spekulativen Charakters seines Unterfangens voll bewußt; vorsichtig formulierend sagt er: «Notre reconstruction rappelle celles de Viollet-le-Duc, car elle se donne pour but de montrer comment la *Vie de sainte Marguerite* pourrait (sic!) avoir été composée.» (p. 97)

Den Abschluß der Edition bilden fünf mit größter Sorgfalt erstellte Indices. Zunächst steht ein in «Index des noms propres» (p. 117–118). – Ihm folgt ein umfassendes, alle Wörter und deren Belegstellen in den drei Manuskripten verzeichnendes Glossar (p. 119–157). Seinem mit den Worten «Ce glossaire a l'ambition d'être complet» (p. 119) formulierten Anspruch ist Keller auf jeden Fall gerecht geworden. Das Glossar ist eine Meisterleistung. – In dem Index «Mots étrangers» (p. 158) werden dann die nicht mehr als neun Fremdwörter der drei Handschriften aufgelistet und erläutert. – Daran schließt sich eine «Table des fréquences des mots» (p. 159–176) an. Keller behauptet zwar: «Nous sommes persuadé qu'il valait la peine d'(...) établir une table des fréquences» (p. 159). Steht der Aufwand aber in Relation zum Ergebnis, dessen Quintessenz in der Feststellung besteht, daß von den insgesamt 8.897 Wörtern «les premiers noms qui s'y trouvent sont *Dieu, vierge et Ciel*» (p. 159)? – Noch größere Bedenken habe ich gegenüber dem fünften Index, dem «Essai d'un index des mots de l'auteur» (p. 177–181). Keller sagt selbst: «Dans la liste qui suit, s'agit-il<sup>6</sup> vraiment de vocables employés par Wace même? Nous nous permettons de continuer à en douter; il est probable, il est vrai, que, dans notre liste, il y a des mots – peut-être même la majorité – qui faisaient<sup>7</sup> déjà partie de l'oeuvre originale, mais nous ne disposons d'aucun moyen, à ce que nous sachions, pour le prouver» (p. 177). Welchen Sinn ergibt nach diesen Worten dann eigentlich der «index des mots de l'auteur» noch?

Ich möchte meine Besprechung der Arbeit Kellers aber auf keinen Fall mit diesem Negativurteil abschließen, sondern trotz der soeben und gelegentlich auch vorher schon formulierten Vorbehalte zusammenfassend feststellen: Keller hat eine hervorragende Leistung erbracht. Die zukünftige (hoffentlich durch dieses Werk angeregte) Forschung zu Wace und zur *Vie de sainte Marguerite* wird an seiner Arbeit nicht vorbeigehen können.

Kellers Textedition wird ergänzt durch einen von M. A. Stones verfaßten Kommentar zu dem künstlerischen Werk der Illuminatoren in Handschrift T (p. 185–333; dabei enthalten p. 243–333 photographische Abbildungen). Die von profunder Sachkenntnis zeugenden Ausführungen von Frau Stones erhärten einerseits Kellers Thesen betreffs Datierung und Provenienz des Manuskripts T (cf. vor allem p. 190). Sie geben andererseits einen interessanten und sehr informativen Einblick in Technik, Stil und Ikonographie mittelalterlicher Buchmalerei. Die *Vie de sainte Marguerite*, die ja nur ein Bestandteil der Handschrift T ist (fol. 155<sup>v</sup>–175<sup>v</sup>), ist mit 13 Illustrationen ausgestattet (Auflistung p. 229–230). Frau Stones kann mittels eines exhaustiven Vergleichs ausgewählter Miniaturen von T mit solchen der lateinischen Vorlagen nachweisen, daß die Arbeit der Illuminatoren von T durch eine «résistance à la tradition textuelle latine» (p. 211) charakterisiert ist. Es ist weniger die ikonographische Tradition, sondern vielmehr der Text von Wace, «qui a fourni un modèle (...) à cet artiste lettré» (p. 208); und insofern muß man seine Kreationen als eigenschöpferische Leistung ansehen. – In ähnlicher Weise haben sich die Künstler der in der

<sup>6</sup> Im Text steht fehlerhaft «s'agit-t-il».

<sup>7</sup> Im Text steht fälschlicherweise der Singular «faisait».



Version *Après la sainte passion* zu findenden Miniaturen wiederum von denen der Handschrift T abgesetzt; hier ist sogar «un écart visuel encore plus frappant» (p. 208) festzustellen. – Sehr schön ist, daß Stones ihre theoretischen Darlegungen durch die Beifügung von 90 (!) Photos veranschaulicht.

Mein oben formuliertes positives Gesamturteil über Kelles Arbeit gilt in analoger Weise auch für die Untersuchung von Stones.

Arnold Arens



STEWART GREGORY, *The Twelfth-Century Psalter Commentary in French for Laurette d'Alsace (an Edition of Psalms I–L)*, London (Modern Humanities Research Association) 1990, 726 p. in 2 Bd., (*MHRA Texts and Dissertations* 29/1–2).

Hoffentlich hat die Universität Oxford diese Doktorarbeit mit dem höchsten Prädikat belohnt. Gregory hat vermutlich sogar eigenhändig das photomechanisch reproduzierte Typoskript erstellt, und sich dabei selbst am meisten geärgert, daß sein Textverarbeitungsprogramm unfähig war, die Psalmen oben auf jeder Seite zu numerieren und Wörter am Ende der – nicht ausgerichteten – Zeilen einigermaßen vernünftig zu trennen (*ret-/ention, ret/-ention, freq-/uency, twelf-/th, twel-/fth, strai-/ghtforward, grel/-indres, fill/-ii* etc.).

Diese Arbeit steht in der besten philologischen Tradition. Sie beginnt mit der *recensio* der sieben Handschriften. HS 338 der New Yorker Pierpont Morgan Bibliothek bringt den vollständigen Kommentar zu den ersten fünfzig Psalmen, sowie die Abschrift des lat. Vulgatatextes, mit einer Interlinearversion, die einer früheren Bibelübersetzung entnommen worden ist. Der unbekannte Kommentator der Psalmen 1–50 folgt als Hauptquelle Gilbert Porretas *Media glossatura*, schreibt aber weniger für Theologen als für die Adressatin, eine Tochter des Grafen von Flandern, die sich nach der Auflösung ihrer dritten Ehe 1163 in ein Kloster bei Bruxelles zurückgezogen hat. P. 27–53 der Einführung beschreiben die Sprache der Basishandschrift.

Dieser Psalmenkommentar ist vor allem als Sprachdokument wertvoll, ihr Inhalt ist aber auch von kulturgeschichtlicher Bedeutung. Sehen wir uns Psalmen VI und XXXVII etwas näher an. (Der Gebrauch von arabischen statt römischen Zahlen wäre zu empfehlen gewesen, besonders im Glossar.) Sie beginnen beide mit dem Vers *Domine, ne in furore tuo arguas me, neque in ira tua corripas me*. Die Interlinearversionen – nicht vom Autoren des Kommentars – lauten: «Sire, ne me constraindre en tun maltalent, ne ne me coser en ta ire» (6), bzw. «Sire, en ton forsenage ne me repraignes, ne en t'ire ne me chastier» (37). Der Kommentator hat gesehen, daß dieser Vers wiederholt ist, denn er schreibt im Psalm 37 «Cist vers est la devant diz, mais tant diruns nos ci que *furore* est granz maltalens, ire alques menre<sup>1</sup>. Et signefie qu'al juïse avra de plus et de meins tormentez, mais nul n'i avra ki mult ne soit griefs ne mult ne face a cremoir». Im Kommentar zum Psalm 6 lesen wir: «*Furorem* apele il le gran mot: *Ite maledicti*, car la n'avra ja mais nul recover. *Iram* apele il ço ke volent alquant dire *ignem purgatorium*. Il est un feus ki a num purgatoires . . .» (Gregory erwähnt in einer Anm. p. 637, daß an dieser Stelle nur die Kommentare des pseudo-Haymo und pseudo-Beda auf das Fegfeuer hinweisen.) «*Arguere* ço est durement coser . . . *Corripere* ço est castiers». Wir können hier beobachten, wie Bibelübersetzer zu einer präzisen und differenzierten

<sup>1</sup> «*Furore*» kann in diesem Text sowohl Fr. als Lat. sein; das folgende «ire» läßt eher auf Fr. schließen. Siehe weiter unten zum allgemeinen Problem der Unterscheidung von lat. Zitat und lat. oder latinisierten Formen in der Sprache des Kommentators.

Wiedergabe der Begriffe *furor* und *ira*, sowie *arguere* und *corripere*, angespornt werden. Eine Liste aller Übersetzungen bestimmter lat. Wörter wäre daher sehr nützlich, vor allem zum Vergleich mit anderen Bibelversionen (*furor*: «maltalent, forsenege, forsenerie, furor», etc.) Im selben Psalm 6 wird dann auch – nach der Vermutung vieler Exegeten – ein Kontrast zwischen *lavare lectum* und *rigare stratum* gemacht. Die hier benutzte Psalmenübersetzung beschränkt sich aber auf «jo laverai mun lit» und «je moilleraï mon lit». Der Kommentator erklärt: «*lavare* ço est mains, mais *rigare* ço est si que l'ewe istra sus», und braucht zweimal «lit».

Der unbekanntere Kommentator braucht drei Seiten, um die Angabe, Psalm 6 sei von David *pro octava* verfaßt worden, zu erklären. Er ist sich seiner Weitschweifigkeit bewußt, und fragt: «Mais quels raisuns est que nos parlums del cors et de l'anme qui devius parler de l'octave?» Dies sei eben, weil mit den ersten sieben Sachen die vier Elemente und Säfte im Körper und die drei Fakultäten der Seele gemeint seien. Dann komme «il otave, li jors del juïse». Im Folgenden zitiert dann der Kommentator Stellen aus Matthäus und Lukas: «*Ibi erit fletus et stridor dentium. La iert li pluremenz et li croissemenz des denz . . . Demandez Jhesum nostre Segnor se ço est voirs. Nichil occultum quod non reveletur, – n'i a nul repunail, ço dit, qui ne soit mostré, – neque absconditum quod non sciatur – ne nule cose, coment que ce soit fait, que ne doie estre seüe . . .*» Wir benutzen diese Stelle, um zwei Bemerkungen zu machen: 1. Gregory bietet p. 525–626 einen äußerst ausführlichen kritischen Apparat mit Beobachtungen zur Arbeit des Kopisten der Basishandschrift (Korrekturen aller Art, oft unter ultraviolettem Licht entziffert) und – von größerem Interesse – Angaben der Varianten der anderen Handschriften. Leider gehen hier unter Tausenden von Bagatellfällen wichtige Daten verloren. So liest HS P «escosement» statt «croissemenz», was die Frage aufwirft, ob sich der Kopist von P hier an eine bestimmte andere Bibelübersetzung erinnert hat. HS D andererseits hat «nule muscie chose» statt «nule cose», was lat. *absconditum* besser entspricht und der HS M vorzuziehen wäre. Gregory stellt p. 53 fest, der Kopist von D habe das Original «considerably rejuvenated». Dies kommt im kritischen Apparat nicht genügend zum Vorschein, und es wäre eine gute Idee gewesen, solche Beispiele wie «[fururs] maltalen, nient] pas, mie] pas, maïstre] doctur, mult] trop», usw., zu sammeln. – 2. Das Kommentar ist voll von übersetzten Zitaten zweiter Hand, die die Übersetzungsmethode des Kommentatoren erforschen lassen, und die Entdeckung seiner Hauptquelle erleichtern werden. Lat. Zitate sind kursiv gedruckt, aber auch lat. Formen in der Fachsprache des Kommentators, wie z.B. oben *Jhesum*, oder, im selben Psalm 6, «Que dira Nero quant il vera Perrum deleiz lui cui il fist crucefier, et Paulum cui il fist decoler?»

Das Glossar p. 678–718 ist für den Leser sehr nützlich, beschränkt sich aber auf Übersetzungsvorschläge. Wenn man in lexikologischen Arbeiten Wörter aus Übersetzungen gebraucht, sollte man es immer angeben, welchen Formen im Original sie entsprechen. So ist es bestimmt nicht unwesentlich, zu wissen, daß z.B. der Hapax «cumteïssue» (im Glossar unter «cumtïstre» zu finden) lat. *contexta* entspricht. (Gregory bespricht einige Dialektwörter aus diesem Psalmenkommentar in Beiträgen in *Romania* 100, 1979, 104–108, und in *Rev. de ling. rom.* 45, 1981, 271–322.)

Diese beinahe perfekte Ausgabe eines Textes, der ebenso sprachlich wie kulturgeschichtlich von Bedeutung ist, wird von Forschern in manchen Gebieten dankbar benutzt werden.

Curt Wittlin



MARY B. SPEER (Hg.), *Le Roman des Sept Sages de Rome. A Critical Edition of the Two Verse Redactions of a Twelfth-Century Romance*, Lexington, Kentucky (French Forum, Publishers) 1989, 398 p. (*The Edward C. Armstrong Monographs on Medieval Literature* 4).

Der Kronprinz von Konstantinopel ist in Rom von den sieben Weisen Bancillas, Ausire, Malquidas, Gentullus, Cathon, Jessé und Béroul ausgebildet worden. Vor seiner Rückreise las der Prinz im Mond und in den Sternen, daß er sich während sieben Tagen stumm und ablehnend verhalten müsse. Seine Stiefmutter versucht, ihn im Bett zum Reden zu bringen, und verklagt ihn dann wie Potiphars Weib. Sein Vater verschiebt die Todesstrafe von Tag zu Tag, während er sich die *exempla* der Anklägerin und der sieben Weisen anhört. Am achten Tag rechtfertigt sich dann der Sohn und erzählt die letzte Geschichte.

Die fünfzehn *exempla* werden in der Sekundärliteratur mit lateinischen Stichworten bezeichnet. (Zur Bibliographie siehe Hans Runte, Keith Wikeley und Anthony Farrell, *The Seven Sages of Rome and the Book of Sindbad: An Analytical Bibliography*, New York 1984. In den folgenden Résumés markieren Sternchen die *exempla* der Kaiserin). \**Arbor*: Ein Graf schont und fördert einen Schöbling, obwohl er seine Lieblingstanne verdrängt. – \**Canis*: Ein Wachhund rettet unbeobachtet einen Säugling vor einer Schlange, wirft aber dabei die Wiege um und wird noch bevor darunter das Kind wiederentdeckt wird umgebracht. \**Senescalculus*: Ein König von Ägypten, dem der habgierige Hausmeier als Abmagerungskur seine eigene Frau zuhält, will diese für sich behalten. – \**Medicus*: Hypocrates verbrennt alle seine Bücher und ermordet seinen Neffen um für immer als bester Arzt berühmt zu bleiben. – \**Aper*: Ein Kind ersticht einen Eber, der sich von ihm zähmen ließ. – \**Puteus*: Eine treulose Römerin, während einem Rendez-vous aus dem Haus geschlossen, wirft einen Stein in den Ziehbrunnen und verrammelt dann ihrem so herausgelockten Gemahl die Tür. – \**Roma*: Janus, einer von sieben weisen Männer in Rom, erschreckt heidnische Belagerer mit seinem Auftritt auf den Zinnen der Engelsburg. – \**Tentamina*: Bevor sie es wagt, sich einen Freund zu nehmen, testet eine junge Frau ihren Mann auf Tobsucht indem sie dessen liebsten Spalierbaum abholzt, seinen besten Jagdhund umbringt, und bei einer Einladung den Tisch umwirft. – \**Gaza*: In die Falle gegangen, befiehlt ein Vater seinem Sohn, ihm den Kopf abzuschneiden um so mit der Witwe, den Geschwistern und dem Diebesgut fliehen zu können. – \**Avis*: Über dem Käfig einer sprachbegabten Elster läßt eine untreue Frau ein Loch ins Dach machen und darüber ein Unwetter vorspiegeln. Der Vogel erzählt dem rückkehrenden Ehemann so ein Wirrwarr über seine nächtlichen Beobachtungen, daß er ihm den Kopf abdreht. – \**Sapientes*: Ein Kind, gescheiter als sieben habgierige Weise in Rom, deutet den Traum eines Mannes aus der Lombardei und dann den des Königs. – \**Vidua*: Untröstbar bleibt eine Witwe nach der Beerdigung auf dem Grab ihres Mannes in einer Hütte. Der Wächter eines nahen Galgens besucht sie dort, und inzwischen wird ein Gehenker gestohlen; er wird aber mit dem Leichnam des Ehemannes ersetzt. – \**Virgilius*: Ein riesiger Spiegel, von Virgil nebst anderen technischen Wundern erfunden, hat Rom vor Angriffen und nächtlicher Kriminalität bewahrt. Ein habgieriger König läßt ungarische Schatzgräber die ganze Installation untergraben. – \**Inclusa*: Ein König schließt seine Frau in einen Turm ein, läßt aber einen fremden Ritter daneben einen Stall bauen. Ein Tunnel ermöglicht es diesem, dem dummen König die verkleidete Frau als seine mit ihm in die Heimat zurückkehrende Braut vorzustellen. – \**Vaticinium*: Der Sohn eines Adligen versteht die Sprache der Vögel. Um zu verunmöglichen, Diener seines Sohnes zu werden, wirft ihn sein Vater über Bord. Der Jüngling aber wird gerettet, erklärt einem König das Problem des nach dreißig Jahren zu seiner wiederverheirateten «Frau» zurückkehrenden Raben, und wird selbst König.

Wir haben uns für die Inhaltsangaben Zeit gelassen, weil über diese Neuausgabe selbst wenig zu sagen ist. Die vollständige Handschrift K ist schon von H. A. Keller (Tübingen 1836) und Jean Mishrahi (Paris 1933, Nachdruck 1975) recht gut herausgegeben worden. Die unvollständige und verstümmelte Handschrift C – 1944 in Chartres verbrannt, aber in Photos erhalten – ist 1912 von Hugh A. Smith diplomatisch abgedruckt worden (*Romanic Review* 3, 1–67). Die beiden Handschriften, bestens in der Einführung nach Sprache des «Redaktoren» und des «Kopisten» untersucht, gehen über eine verlorene Zwischenstufe auf eine gemeinsame Vorlage zurück. Zwei Versuche, diese Urfassung zu rekonstruieren, sind nie gedruckt oder beschrieben worden (Speer, p. 90, N40; Mishrahi, p. viii). Daß mit einem solchen Stemma eine Rekonstruktion des Archetypen unmöglich ist, war natürlich Frau Speer bewußt, ist sie doch, zusammen mit Alfred Foulet,



Autorin des empfehlenswerten Bandes *On Editing Old French Texts* (Bd. I der gleichen Serie, 1979). Abdruck beider Handschriften ist die einzige Lösung, aber es wäre jetzt doch gewiß möglich gewesen, sie synoptisch in parallelen Kolonnen abzudrucken. Nun kommt aber in diesem Band zuerst der Text von K (113–237), dann der von C (239–289), gefolgt von einem Teil des kritischen Apparats, dann von den litararischen und textkritisch-philologischen Anmerkungen zu K, und dann zu C (294–332–346), und schließlich der Konkordanztabelle (350–364), die nachweist, welche Zeilen in C gleich, ähnlich oder analog mit Zeilen in K sind. Nur 23% haben keine Entsprechung, gemäß Angabe auf p. 28. Was den Philologen heute mehr interessiert als eine hypothetische «Urfassung» sind die sprachlichen Varianten eines Textes, der mündlich überliefert wurde. Herausgeber späterer Prosa-Versionen hätten es einfacher, wenn sie nur an einem Ort nach Parallelen suchen müßten. Diese neue Ausgabe ersetzt zwar die von Mishrahi und Smith, hat aber die Gelegenheit, der Forschung mit einer synoptischen Darstellung einen viel nötigeren und nützlicheren Dienst zu leisten, verpaßt.

Curt Wittlin



PHILIPPE VERNAY, *Richeut, Edition critique avec introduction, notes et glossaire*, Bern (Francke) 1988, 149 p. (RH 103)

Excellente édition, pourvue de tout l'appareil traditionnel. Description du manuscrit, étude de la langue du copiste (généralement considéré comme médiocre), de celle de l'auteur, commentaire littéraire occupent les 75 premières pages. Les 1318 vers du texte (p. 85–118) sont suivis de notes textuelles, d'index, et d'un glossaire sélectif. Ce dernier, composé avec soin, ne laisse pas, comme tout ce qui est «sélectif» en lexicographie, de poser des questions dont on ne fournit pas les clés. Le dessein est, à l'évidence, pratique, non scientifique, ce que l'on pourrait regretter. La bibliographie est double: p. 9–15 sont fournies les références aux éditions antérieures de *Richeut* (en fait, après l'archaïque Méon, *Nouveau recueil*, I.C.Lecompte, dans la *Romanic Review* en 1913, que recopient les suivantes . . . d'où l'intérêt de celle-ci) et aux rares études existant sur ce texte; p. 145–149, une liste alphabétique, très hétérogène, des ouvrages et articles cités dans le livre.

*Richeut* nous a été censervé dans un seul manuscrit, actuellement à la bibliothèque de Berne sous le no. 354, 14<sup>e</sup> siècle (c'est le B de la liste établie par Nykrog des recueils de fabliaux). Vernay en fait une toilette discrète (accents, clarification des graphies ambiguës, résolution des abréviations). Il conserve les rimes approximatives, ce dont le loueront ceux qui, comme moi, sont persuadés qu'elles correspondent à la pratique des récitants. Le texte est imprimé sans aucun des artifices qui, d'ordinaire, mettent en valeur la versification (8a8a8a4b8b8b8b4c . . .), – mais en numérotant chaque vers, ce qui visuellement n'est pas du plus bel effet!

L'étude littéraire est bien conduite, et fait avec minutie le tour des problèmes historiques soulevés par ce texte atypique. Vernay maintient son ancienneté relative (vers 1170, p. 49–60), et le considère, à la suite de Várvaro, comme le témoin subsistant d'un cycle perdu de *Richeut* (p. 61–65) relié de façon complexe au corpus des fabliaux les plus anciens (p. 73–76).

Paul Zumthor



*Richard Cœur de Lion. Histoire et légende.* Présenté par MICHÈLE BROSSARD-DANDRÉ et GISELE BESSON, Paris (Christian Bourgeois Éditeur, Collection 10/18) 1989, 425 p. (*Bibliothèque médiévale*).

Mit dem hier anzudeutenden Werk wird die unter der Ägide von Paul Zumthor edierte Serie der *Bibliothèque médiévale*, die von mir schon eingehend vorgestellt und ob ihrer trefflichen Konzeption gewürdigt worden ist<sup>1</sup>, durch einen Band ergänzt, der die neufranzösische Übersetzung von Auszügen aus mehreren historiographischen Quellen über den englischen König Richard Löwenherz (1189–1199, geboren 1157) enthält. Richard Löwenherz, Sohn Heinrichs II. Plantagenet und Eleonores von Aquitanien (die in erster Ehe mit Ludwig VII. von Frankreich vermählt war), ist – wie die Herausgeberinnen des Bandes treffend feststellen – als «héros tumultueux» (hintere Umschlagseite) in die Geschichte eingegangen: Schon 1173 rebelliert er gemeinsam mit seinen Brüdern gegen den Vater; 1190 bricht er zum 3. Kreuzzug auf, erobert 1191 Zypern, kann anschließend im hl. Land den bislang unbesiegten Saladin zu einem dreijährigen Waffenstillstand zwingen, gerät auf dem Rückweg in die Gefangenschaft von Kaiser Heinrich VI., aus der er erst 1194 entlassen wird; nach der Heimkehr nach England muß er die ganze Aktivität auf die Verteidigung seiner Territorien konzentrieren, die durch aufständische Barone und den französischen König Philipp II. August bedroht werden.

Angesichts der überaus großen Anzahl und des z.T. erheblichen Umfangs der historiographischen Werke, die über diese schillernde Herrscherpersönlichkeit und die bewegte Zeit seiner Regentschaft berichten, mußten die Herausgeberinnen zunächst einmal das nicht leichte Problem der Auswahl lösen und entscheiden, welche Quellen und welche Passagen daraus dem Band zugrundegelegt werden sollten. Was die Wahl der Quellen angeht, so haben M. Brossard-Dandré und G. Besson die in italienischer Sprache abgefaßten Chroniken von sieben englischen Autoren (cf. die Auflistung p. 387–388) und die in altfranzösischer Sprache geschriebene *Estoire de la guerre sainte* des Normannen Ambroise herangezogen. Warum gerade diese und nicht andere Quellen ausgewählt wurden, wird in dem Band leider nicht dargelegt. Statt des Rückgriffs auf nur solche Chronisten, die aus der Perspektive des englischen Monarchen schreiben und deshalb auch «toutes les actions de leur roi sous un éclairage favorable» (p. 358) darstellen, hätte ich die Berücksichtigung wenigstens einiger historiographischer Werke, die auf der Seite der Gegner von Richard Löwenherz (z.B. des französischen Königs) entstanden sind, für äußerst wünschenswert gehalten. Es wäre dann sicherlich ein weitaus differenzierteres Bild des Monarchen vermittelt worden. – Was die Stoffauswahl angeht, so ist festzustellen, daß die Herausgeberinnen hier mit sehr großem Geschick vorgegangen sind. In dem ersten Teil des Bandes (Kapitel I–XIV) versuchen sie, anhand der gebotenen Textauszüge «une trame de la vie du roi d'Angleterre» (p. 17) nachzuzeichnen. Daß dabei u.a. die Konflikte Richards mit den englischen Baronen und mit Philipp II. August unberücksichtigt bleiben, mag man vielleicht bedauern; aber der zur Verfügung stehende Raum zwang einfach zu einer Beschränkung. In dem zweiten Teil (Kapitel XV–XVII) werden – und dies ist äußerst begrüßenswert – Quellenpassagen zusammengetragen, die ein Persönlichkeitsbild König Richards, seiner Freunde sowie seiner Feinde und einen Eindruck von den realen Zuständen des Königreichs (Situation der Städte, Epidemien, Hungersnöte) vermitteln.

Hinsichtlich der Qualität der Übersetzungen ist zu sagen, daß M. Brossard-Dandré und G. Besson ihr Ziel, «de proposer une traduction aussi exacte que possible quant au sens bien sûr mais aussi à la rhétorique des auteurs» (p. 18), auf jeden Fall – wie stichprobenartige Überprüfungen zeigen – erreicht haben, wenn auch für meinen Geschmack der journalistisch anmutende Stil in den Übersetzungen der Texte von Richard de Devizes etwas störend wirkt. Schön ist auch, daß durch ein den einzelnen Textpassagen vorangestelltes Sigle (in der Siglenliste p. 19 fehlt im übri-

<sup>1</sup> Cf. *VRom.* 47 (1988), 253–257.

gen das später [p. 106, 158, 180 u.a.] verwendete Sigle N) die übersetzte Quelle angezeigt und im Index (p. 400–404) (p. 400 muß es statt «Index des noms cités» heißen: «Index des textes cités», wie auch richtig p. 424 zu lesen ist) dann die genaue Fundstelle angegeben wird. Vorteilhafter, da für den Leser einfacher, wäre es allerdings gewesen, die Fundstellen im Text selbst zu verzeichnen; warum dies nur in einigen Fällen (z.B. p. 34, 92) und in allen «Notes» sowie in dem mit «Les pièces du dossier» (p. 50–60) überschriebenen Abschnitt geschieht, ist mir nicht einsichtig.

Der Übersetzung der Texte geht eine «Introduction» (p. 9–24) voran, die in knapper Form über Richard Löwenherz, die ausgewählten Quellen und die Anlage des Bandes informiert. Die Herausgeberinnen hätten gut daran getan, hier nicht voller Pathos von «un renouvellement des drames qui se jouèrent autour d'Œdipe et de ses enfants» (p. 11) zu sprechen und Richard «comme un héros de drame» (p. 11) zu charakterisieren. Am Ende des Werkes werden dann nochmals in Annex 1 (p. 367–385) die gesamtpolitische Situation zur Zeit König Richards, in Annex 2 (p. 387–404) die Quellen und deren Autoren und in Annex 3 (p. 405–420) die wichtigsten Persönlichkeiten zur Zeit König Richards sehr eingehend und überzeugend behandelt. Man fragt sich jedoch, warum diese grundsätzlich sehr nützlichen Hintergrundinformationen auf Einleitung und Anhänge verteilt wurden, statt sie «en bloc» darzubieten; Redundanzen hätten so vermieden und dem Leser hätte die Benutzung des Bandes erleichtert werden können. – Der als «Glossaire» bezeichnete Annex 4 (p. 421–422) ist allerdings eine Peinlichkeit besonderer Art: Ein Verzeichnis von nur fünf Begriffen und dann noch solchen, die jedermann bekannt bzw. in einfachsten Lexika auffindbar sind, verdient nun wirklich nicht den Titel «Glossaire».

Den Annexen geht eine «Conclusion» (p. 358–363) voran. In ihr erklären die Herausgeberinnen die Tatsache, daß König Richard in den Quellen in positivem Licht dargestellt wird, damit, daß in den Texten wiederholt «phénomènes célestes» (p. 359) erwähnt werden und Richard deshalb von den Historiographen als «un roi qui participe du sacré» (p. 359), als «caractère sacré» (p. 360) verstanden worden sei. Eine solche Interpretation ist nach meinem Urteil unzutreffend. Richtig dürfte vielmehr sein, daß die Chronisten so geschrieben haben, weil sie Parteigänger des Monarchen waren. Es reicht hier leider der Raum nicht aus, um für jeden einzelnen Autor seine enge Bindung an König Richard und/oder die englische «Sache» nachzuweisen.

Zusammenfassend ist festzustellen: Zwar weist dieser Band – im Gegensatz zu der ansonsten üblichen Qualität der in der Serie der *Bibliothèque médiévale* erschienenen Werke – etliche Mängel auf. Es ist aber hervorzuheben, daß M. Bossard-Dandré und G. Besson ihr Hauptziel erreicht haben, nämlich mittels einer exakten Quellenübersetzung (auch wenn man über die Auswahl der Quellen unterschiedlicher Meinung sein kann) Person und Geschichte des englischen Königs Richard Löwenherz einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Arnold Arens



PHILIPPE VERELST, *Renaut de Montauban*. Edition critique du ms. de Paris, B. N. fr. 764 (R), Gent 1988, 1057 p. (*Werken uitgegeven door de Faculteit van de Letteren en Wijsbegeerte 175<sup>e</sup> Aflevering*).

Das wohl Anfang des 13. Jahrhunderts entstandene Epos *Renaut de Montauban* (auch unter dem Titel *Les quatre fils Aymon* bekannt) ist, wie Verelst treffend feststellt, «une de plus belles de nos épopées françaises» (p. 5). Es gehört neben *Gormond et Isembard*, *Raoul de Cambrai*, *Girard de Roussillon*, *Doon de Mayence* und vor allem *Huon de Mayence*, von dem es nachhaltig beeinflusst ist, zur Gattung der sogenannten Empörerepen; diese thematisieren nicht mehr primär die Auseinandersetzung mit dem nationalen Gegner, sondern (meist durch «demesure» verursachte) Feudalkonflikte.



*Renaut de Montauban* stellt die aus den Ardennen stammende Sage der vier Haimonskinder dar: Haimon, obwohl mit Kaiser Karl verfeindet, schickt seine vier Söhne an dessen Hof, damit sie dort zum Ritter geschlagen werden. Beim Schachspiel erschlägt Renaut, der älteste der vier, Bertoulet, den Neffen Karls des Großen. Die vier Brüder, vom Kaiser daraufhin geächtet, fliehen an die Maas, dann in die Gascogne und schließlich an den Rhein, wohin sie Karl und jetzt auch ihr auf dessen Seite stehender Vater verfolgen. Nach erfolgter Aussöhnung mit dem Kaiser verzichtet Renaut auf die Ritterschaft, unternimmt zwei Reisen ins hl. Land und arbeitet nach seiner Rückkehr von dort am Bau des Doms zu Köln mit. Hier stirbt er, von neidischen Kameraden ermordet, den Märtyrertod, wirkt nach seinem Tod noch Wunder und wird in Dortmund als Heiliger verehrt. — Mit Verelst (pp. 30 ss.) kann man den umfangreichen Stoff in sieben große Abschnitte gegliedert sehen. Es sind dies: Die «*épisodes ardennais, gascon, rhéan, d'Orient, français*», ein «*Second épisode d'Orient*» und schließlich der von Verelst als «*Saint Renaut*» bezeichnete Abschluß des Werkes.

Das Epos ist in einer außerordentlich großen Anzahl von Handschriften aus dem 13. bis 15. Jahrhundert überliefert. Es lassen sich dabei deutlich zwei verschiedene Fassungen voneinander unterscheiden:

a) Eine den «*plus ancien état de la légende*» (p. 6) wiedergebende und in zahlreichen Manuskripten tradierte Version, die sowohl in Prosaform (dabei erreichen «*certaines proses (...) des dimensions monumentales*» [p. 5]) als auch in Versform (hier schwankt der Umfang zwischen 14.000 und 28.000 Versen) existiert.

b) Eine wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandene Überarbeitung des Epos, die als gereimte Fassung in den Manuskripten R (Paris, B. N., fr. 764) und B (London, British Library, Royal 16 G II) tradiert ist; dabei enthält B jedoch nur zwei Fragmente der Überarbeitung, die einen ausgedehnten Prosateil einrahmen, der sich aus der ursprünglichen Version des *Renaut* ableitet. In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts entstand dann von der Überarbeitung der «*chanson de geste*» auch noch eine heute in drei Handschriften erhaltene Prosafassung, von Verelst in Unterscheidung zu den Prosafassungen des ursprünglichen Epos, die er als «*proses traditionnelles*» (p. 59) bezeichnet, «*prose amplifiée*» (p. 59) benannt.

Trotz seines seitens der Literaturkritik allgemein anerkannten Wertes und seiner großen Wirkung<sup>1</sup> ist Renaut bis zum heutigen Tage in seinen weitesten Teilen unediert geblieben bzw. nur in «*éditions tout à fait périmées*» (p. 5) zugänglich. Die Vielzahl der Handschriften und die Länge des Textes haben offenbar abschreckend gewirkt. Neuere den an eine moderne Textausgabe zu stellenden Ansprüchen genügende Editionen liegen bislang nur von der «*épisode ardennais*», von dem von Verelst als «*Saint Renaut*» bezeichneten letzten Abschnitt des Epos und von der eben erwähnten «*prose amplifiée*» vor, wobei die Editionen zu den beiden letztgenannten Teilen nicht einmal als Verlagspublikationen erschienen sind, sondern nur maschinenschriftliche «*mémoires de licence*» bilden<sup>2</sup>. — Eine neue Gesamtedition des *Renaut* war also ein schon seit langem bestehendes Desiderat. Und so kann man Verelst nur dankbar sein, daß er mit der hier vorgelegten Arbeit, die eine erweiterte und überarbeitete Fassung der im Jahre 1985 von der Universität Gent angenommenen Doktorarbeit ist, diese Forschungslücke zu schließen versucht.

<sup>1</sup> Den in *Renaut* thematisierten Vasallenkonflikt gestaltete auch die deutsche (z.B. L. Tieck, J. A. Gleich) sowie die spanische Literatur (cf. Lope de Vegas Drama *Las probanzas de Reynaldos*, das auf weitere Bühnendichter, darunter Goldoni, wirkte).

<sup>2</sup> Die «*épisode ardennais*» wurde ediert von J. THOMAS, *L'épisode ardennais de, édition synoptique des versions rimées*, 3 vol., Brügge 1962. — Eine Edition des «*Saint Renaut*» bezeichneten Abschnitts wurde erstellt von St. D'HAENE, *L'épisode de saint Renaut dans la chanson de geste des Quatre fils Aymon. Edition synoptique des versions rimées*, Mémoire de licence inédit, 2 vol., Gent 1962. — Die Editionen der «*prose amplifiée*» sind verzeichnet bei Verelst, p. 55, Anm. 166.

Verelst ediert hier den Text des Manuskripts R (Paris, B. N., fr. 764), der bislang nur in Auszügen vorlag (cf. die Übersicht pp. 23 ss.), in seiner Gesamtheit und bietet damit erstmalig eine vollständige Edition der überarbeiteten, insgesamt 28.392 Verse zählenden Fassung des Epos. Da die Handschrift «est loin d'être parfait» (p. 8), werden in Fußnoten Fehler des Kopisten korrigiert – und dies, soweit wir feststellen konnten, in immer überzeugender Form. – Es hätte im übrigen gar nicht der umständlichen und keineswegs überzeugenden Ausführungen (p. 6) bedurft, um zu rechtfertigen, daß hier die überarbeitete und nicht die ältere Fassung des Epos herausgegeben wird (was soll der in diesem Zusammenhang durch nichts bewiesene Hinweis auf einen «changement des mentalités» [p. 6] z.B. besagen?) Es ist selbstverständlich, daß für den Philologen die Kenntnis von Texten in ihren verschiedenen «Entwicklungsstadien» absolut notwendig ist.

Der Textedition geht eine 121 Seiten umfassende «Introduction» (pp. 9-129) voran, in der Verelst Informationen über das Manuskript gibt (pp. 9-22), den Forschungsstand aufzeigt (pp. 23-29), «La place de R dans la tradition manuscrite du aut» analysiert (pp. 30-59) (dabei arbeitet er in völlig überzeugender Weise die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der ursprünglichen und überarbeiteten Fassung des Epos heraus und charakterisiert umfassend den besonderen Stil der Überarbeitung) und in exhaustiver Form sprachliche Probleme seines Textes behandelt (pp. 60-121); es schließen sich dann noch «Remarques sur l'établissement du texte» (pp. 122-129) an. – Der Textedition schließt sich zunächst ein 50 Seiten zählender mit «Notes» überschriebener Abschnitt an (pp. 931-980), in dem «certaines retouches importantes» (p. 931) begründet, sprachliche Probleme des Textes erläutert und «correspondances textuelles avec d'autres œuvres ou avec d'autres versions, plus anciennes» (p. 931) aufgezeigt werden. Gerade dieser Abschnitt (aber nicht nur dieser) gibt ein beredtes Zeugnis von der weiten und profunden Sachinformiertheit des Editors ab; einen so umfassenden und substantiellen Kommentar möchte man sich zu jeder Textedition wünschen. Es folgen dann ein «Index des noms propres» (pp. 981-1008), ein «Glossaire» (pp. 1009-1044) und eine «Liste des parémies», (pp. 1045-1051) sowie ein «Index» (pp. 1051-1055) – Abschnitte, die mit Bienenfleiß erstellt worden sind und die Benutzung der umfangreichen Edition erleichtern.

Als Gesamturteil läßt sich festhalten: Verelst hat mit der von ihm vorgelegten Textedition, mit der er eine schon seit langem bestehende Forschungslücke geschlossen hat, eine in vollem Umfang überzeugende Leistung erbracht. Jeder Mediävist muß ihm dafür dankbar sein.

Arnold Arens



PHILIPPE VERELST, *Renaut de Montauban*. Deuxième fragment rimé du manuscrit de Londres, British Library, Royal 16 G II («B»). Edition critique, Gent 1988, 101 p. (*Romantica Gadensia XXI*).

Wie bereits in der vorangegangenen Rezension ausgeführt, ist die überarbeitete und erweiterte Fassung des Epos *Renaut* als gereimte Version in den Manuskripten R (Paris, B.N., fr. 764) und B (London, British Library, Royal 16 G II) überliefert; als Prosafassung ist sie in insgesamt drei Handschriften tradiert (Paris, B.N., fr. 19.173-19.177; Paris, Arsenal, 5.072-5.075; Pommersfelden, 311-312).

Nachdem Verelst selbst eine Edition der Handschrift R<sup>1</sup>, J. Thomas eine Edition des ersten Fragments der Handschrift B<sup>2</sup> und dessen Schüler in leider nicht bei Verlagen erschienenen «mé-

<sup>1</sup> PH. VERELST, *Renaut de Montauban, Edition critique du ms. de Paris, B.N., fr. 764 (R)*, Gent 1988.

<sup>2</sup> J. THOMAS, *L'épisode ardennais de Renaut de Montauban*, édition critique des versions rimées, 3 vol., Brügge 1962, vol. III, pp. 368-410.

moires de licence» Editionen der Prosafassung des überarbeiteten *Renaud* vorgelegt hatten<sup>3</sup>, stand noch die Herausgabe des ersten Fragments des Manuskriptes B aus. Diese Lücke wird durch die hier anzuzeigende Arbeit geschlossen, so daß heute die wohl in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandene Überarbeitung des *Renaud* gesamt in neuen Editionen vorliegt.

Die Anlage dieser Arbeit von Verelst ist ein exaktes Spiegelbild seiner großen Edition des Manuskripts R: Der Textpräsentation (auch hier werden in den Anmerkungen offenkundige Fehler des Kopisten korrigiert) geht eine informative Einleitung (pp. 7-12) voran; es folgen ihr «Notes» (pp. 73-81), ein «Index des noms propres» (pp. 83-87) und ein «Glossaire» (pp. 89-101).

Man kann Verelst nur danken, daß er – und dies auch hier in überzeugender Weise – eine noch offene Lücke in der Verfügbarkeit mittelalterlicher Texte geschlossen hat.

Arnold Arens



*Renaud de Montauban*, Edition critique du manuscrit Douce par JACQUES THOMAS, Genève (Droz) 1989, 816 pages, (TLF 371).

La célèbre et vaste chanson de *Renaud de Montauban* – autrement dit des *Quatre Fils Aymon* – est un exemple typique de ces longs récits (14310 vers dans le ms édité par M. Thomas, qui représente une version brève du texte) où l'art épique des jongleurs dérive vers le romanesque, où l'idéologie guerrière de la chanson de révolte se conjugue avec le merveilleux féerique qui se développe dans les figures de l'enchanteur Maugis et du cheval Bayart. Jusqu'à ces dernières années, l'oeuvre n'était entièrement accessible que dans la vieille éd. Castets, établie d'après le ms. La Vallière (Montpellier 1909, réimpr. Slatkine 1974); c'est sur cette version du ms L que se fonde aussi la traduction de M. de Combarieu du Grès et J. Subrenat (Gallimard, col. Folio 1983). La recherche a maintenant avancé, notamment à Gand, sous l'impulsion de M. J. Thomas, le grand spécialiste de l'oeuvre, qui fit paraître déjà la grande édition synoptique et critique du premier épisode de la chanson (*L'épisode ardennais de Renaud de Montauban*, 3 vol., Bruges [De Tempel] 1962); autour de ce savant s'est constitué un véritable atelier, d'où émanent, outre une série de mémoires utilisés par l'éditeur, un ensemble de publications qui a contribué à attirer de nouveau l'attention sur la chanson depuis les années 1980: un recueil d'*Etudes sur «Renaud de Montauban»* (*Romanica Gandensia* XVIII 1981, avec son complément bibliographique dans la revue *Olifant* 12, 1987) et surtout les deux grandes éditions parues coup sur coup: celle du ms de Paris B.N. fr. 764 (R, datant du XV<sup>e</sup>s.) par Ph. Verelst (Gand 1988), et celle du ms le meilleur et le plus ancien (XIII<sup>e</sup>s.) par J. Thomas.

Ce fort volume des T.L.F. présente une introduction consacrée à l'histoire de l'oeuvre et à sa transmission, puis aux principes de l'édition (9–24); suivent une analyse détaillée de l'intrigue touffue et cependant harmonieusement composée, une étude de la versification (table des rimes et assonances, classement des laisses selon leur longueur), et des questions de langue visant non à «décrire le texte, ni à le localiser», mais à signaler les phénomènes dignes d'intérêt. Tout en comprenant la nécessité de ne pas alourdir encore un volume de 816 pages, on regrette parfois que ces informations préliminaires soient quelque peu sommaires, et surtout qu'elles supposent connue la grande éd. de l'épisode ardennais: un volume des T.L.F. devrait mettre directement à la disposition du lecteur ces éléments d'érudition, et il est dommage par exemple de ne mentionner que

<sup>3</sup> Cf. das Verzeichnis der Editionen bei Ph. VERELST, *Renaud de Montauban. Edition critique du ms. de Paris, B.N., fr. 764 (R)*, Gent 1988, p. 55, Anm. 166.



pour mémoire, avec une référence, le passage d'Alexandre Neckham qui fournit le principal élément de datation (p. 9; on trouvera ce passage *De scaccis* imprimé chez A. Moisan, *Répertoire des noms propres de personnes et de lieux cités dans les chansons de geste françaises et les œuvres étrangères dérivées*, Genève [Droz] 1986, t. II vol. 5 Supplément IV, Allusions aux chansons de geste, p. 849). A plusieurs reprises d'ailleurs, dans l'ensemble de l'apparat critique, on constate que l'édition n'est entièrement utilisable qu'à condition de disposer de l'éd. synoptique de 1962: voir par exemple la note au v. 2417 (p. 631) où l'une des énigmes du texte (l'allusion inattendue au meurtre de Loéis fils de Charles, qui vient doubler le meurtre de Bertolay, mais n'a pas été raconté à sa place supposée dans l'intrigue) est simplement mentionnée, sans explications, avec un renvoi aux autres publications de M. Thomas.

Le texte lui-même est établi en prenant pour base le ms D (Oxford, Bodl., Douce 121) dont M. Thomas avait démontré l'ancienneté et la valeur dans l'éd. de *L'épisode ardennais* (désormais cité *Ard.*); l'éditeur utilise les ms P et N comme moyens de contrôle: ces témoins servent à pallier les lacunes de D, mais aussi à corriger les passages fautifs, voire peu satisfaisants. Il arrive en effet que l'éditeur intervienne sur le texte du ms de base, même lorsque la leçon est correcte, afin de restituer au récit une cohérence mieux respectée par les autres témoins, le but étant de «rendre D accessible», mais aussi de «fournir un récit intelligible, et donc exempt de lacunes, d'erreurs et défauts quelconques pouvant gêner la compréhension ou constituant des négligences de facture» (p. 12–14). Ces défauts sont corrigés par recours à un autre ms (exemple: v. 14117–8 où D est abandonné au profit de N qui présente plus de cohérence dans l'identification des personnages participant à un dialogue), ou par conjecture (exemple: la note au v. 7276 où l'éditeur justifie les retouches qu'il apporte à la distribution des répliques entre les personnages).

Les notes, copieuses encore que concentrées, justifient et éclairent le texte (p. 617–744); elles sont suivies d'une liste des expressions proverbiales (745–7). Dans le glossaire (749–783), l'éditeur prend le parti de retenir les termes qui ne figurent pas chez Greimas ou qui ne s'y trouvent pas dans l'acception adéquate; bien que la médiocrité de ce petit dictionnaire rende ce principe discutable, l'auteur nous livre ici les résultats d'un travail lexicologique de grande qualité: dans les notes comme dans le glossaire, on rencontre nombre d'observations qui représentent autant d'analyses sémantiques fines et argumentées, comme l'article *a bandon* dans le glossaire, ou dans les notes la discussion du sens de *acoler (l'escu)* (v. 4116 «mettre au bras»), *bruire* (v. 7666 «courir, foncer»), *escrier* (v. 10162 «attaquer»), ou le développement sur l'origine de *belloi/baloi/balai* comme indication de «valeur minime». L'index des noms propres (785–807) gagnerait peut-être à être plus explicite: on ne rappelle pas, par exemple, qu'Ogier est lui-même petit-fils de Doon de Maience, et donc cousin des Quatre Frères, alors que la parenté est mentionnée pour les oncles, Bueve d'Aigremont ou Girart de Roussillon. L'éditeur indique (p. 19) que sa référence est Langlois, et qu'il n'a pu utiliser le *Répertoire* de Moisan, avec ses tableaux généalogiques (t. 5 p. 988).

Nous nous permettons de présenter pour finir les observations suivantes: v. 782, *.ii.c.*: comme l'indique la note, le contexte (v. 529) impose la leçon *.iiii.c.* de P, et on se demande pourquoi l'éditeur n'a pas rectifié. V. 1120–2 (note p. 625): il n'est peut-être pas nécessaire de supposer un changement d'allocutaire en 1121, car *barons* semble représenter ici un C.S. sg, comme *baron* au v. 1487. V. 2664: *ennoer*, malgré la note, semble difficile à justifier; *ennorer* AOV se comprend mieux, dans le contexte ironique: ce n'est pas le moment de réunir la famille, «à Noël on est mieux en mesure de recevoir honorablement ses proches». V. 3026 lire *ce* au lieu de *de*. V. 3390 *aprovrier ma terre*: cette leçon surprend, car *Ard.* portait *apovrier* (en insistant [t.I p. 268] sur l'accord DP garantissant la valeur de la leçon) et glosait soit «appauvrir en hommes», soit «appauvrir en ravageant, i.e. faire la guerre à un pays — le tien — dont je suis le suzerain». La nouvelle éd. imprime *apRovrier* (et reprend cette forme en note), alors que le glossaire enregistre *apovrier* «appauvrir, diminuer». On doit conclure, d'après la forme *aprovrier* du texte et des notes, à une nouvelle lecture du ms. Ne pourrait-on voir dans cet hapax — s'il existe bien — un représentant de *appropriare* avec un traitement non-savant de *-pr-*? On comprendrait que Charles, parlant du fief qu'Aymon tient de lui, et qu'il appelle «ma terre» selon la conception féodale, menace de le confisquer comme sanction

contre le vassal infidèle, pour en disposer en faveur d'un autre protégé; cette signification rendrait compte des var. *A de pourveoir ma terre*, et *O despendroie m.t.* V. 3435: ce vers est hypométrique, lire *n'en ont plus* comme dans *Ard.* V. 3749 *Bien set que il li ot verité aconter* dans une laisse rimant en *-er*: l'éditeur parle le «rime pour l'oeil», mais *aconter* est bien un infinitif et non un participe passé si l'on voit dans *ot* le verbe *oïr*. V. 4238 vers hypométrique, lire *la maistre porte*. V. 4420: *l'enlumine* PL doit être préféré à *le salue* D, à cause du second hémistiche *quer ele estoit letree* qui se rapporte à *l'enseigne* et non à la soeur du roi. V. 5476 les guillemets sont peu vraisemblables du point de vue du style, et l'on peut comprendre *felon* au sens de «cruel». V. 6378 la dame qui vaque aux préparatifs du repas *les cers fait escorcier et les ors fait beter*; la note n'éclaire guère ce vers difficile. Il faut distinguer les deux verbes *beter*, celui qu'on rencontre en 5902 *Et font lor vers combatre et les senglers beter* (T-L, *AWI* 954, *FEW* XV1 99b «se battre, surtout des ours et des sangliers qu'on faisait poursuivre par des chiens») et celui qui signifie «coaguler» (T-L, *AWI* 956, *FEW* I 344b); ce dernier semble posséder une acception culinaire, dans l'exemple du *Songe d'Enfer* enregistré par T-L, *AWI* 956, où il est question d'une recette pour accommoder les damnés, *Bedel beté, bien cuit en pâte*: T-L, *AW* comprend «mariné», alors que M. Timmel Mihm, dans son éd. de Raoul de Houdenc, traduit «figé». V. 6388 *si m'a mie lire n'a*. V. 8269–70 *or devoit aparer*: au lieu de «il devrait être clair qu'elle nous a fait de beaux dons», on traduirait plutôt «les beaux cadeaux qu'elle nous a faits seront reconnus, trouveront leur contrepartie». V. 8991: vers hypométrique, compte tenu de la césure épique; lire *i voit on*. V. 9510: l'explication que donne la note semble bien embarrassée, et ne correspond sûrement pas à ce que veut dire le texte. La comparaison avec la leçon PL suggère une construction tronquée ou contaminée: la proposition du v. 9510 étant une consécutive négative, on s'attend à ce qu'elle dépende d'une principale négative à verbe impersonnel, qui ne figure pas ici. On ne peut que deviner le sens général: «Je n'aimerai duc ni comte autant que vous, et ne leur accorderais pas ce que je vous permets – que vous soyez revêtu d'un manteau semblable au mien». V. 10903: K majuscule à *karles*. V. 11100: lire *le* au lieu de *de*. V. 12949, *Maugis li desfaé*: le sens indiqué en note «qui a renoncé à la magie» paraît improbable. A partir du sens de «perfade», on peut donner à *desfaé* le sens de «rusé»; on peut songer aussi à une épithète mi-péjorative, mi-admirative: «ce diable de Maugis». V. 13353: vers hypométrique, il manque un mot après *fort*.

Soyons reconnaissants à Monsieur Thomas de nous donner à lire cette belle version d'un grand texte magnifiquement édité.

Gilles Eckard



GILBERT DE BERNEVILLE, *Les Poésies*. Edition critique par KAREN FRESCO, Genève (Droz) 1988, 307 p. (*Textes Littéraires Français* 357).

Gillebert de Berneville ist Autor eines 31 oder vielleicht noch mehr Lieder (in einigen Fällen ist seine Autorenschaft nicht gesichert) umfassenden Werkes. Über die Person des Dichters wissen wir – wie bei zahlreichen mittelalterlichen Trouvères – äußerst wenig: Als gesichert kann nur gelten, daß er im letzten Viertel des 13. Jh. schrieb; der Namenszusatz «de Berneville» läßt vermuten, daß Gillebert in dem nahe bei Arras gelegenen Dorf Berneville geboren wurde; offenbar stand er längere Zeit in enger Beziehung zu Herzog Heinrich III. von Brabant und dessen Schwester Béatrice de Courtrai; und schließlich scheint der Eintrag eines «Ghilebert» zum Jahre 1270 im *Nécrologe de la Confrérie des Jongleurs et des Bourgeois d'Arras* die Vermutung nahezu legen, daß Gillebert in diesem Jahre in Arras starb.

Mit der hier anzuzeigenden Arbeit wird erstmalig eine auf der Basis aller bekannten Handschriften erstellte textkritische Ausgabe aller von Gillebert verfaßten und ihm zugeschriebe-

nen Gedichte vorgelegt. Gilleberts Werk war bislang nur zugänglich in den noch im vergangenen Jahrhundert von A. Scheler und H. Waitz<sup>1</sup> besorgten Editionen, die – wie Fresco richtig feststellt – «ont été établis selon des procédés démodés ou insuffisants» (p. 24), sowie in der mehr als unzulänglich zu bezeichnenden Ausgabe von M. d'Hartoy<sup>2</sup>, die lediglich 15 Lieder des Dichters enthält und – von einer Ausnahme abgesehen – nur den Text des Manuskripts K wiedergibt, ohne die Lesarten der anderen Handschriften zu verzeichnen.

Die von Fresco erstellte Edition, mit der somit eine schon seit langem bestehende Forschungslücke geschlossen wird, ist ein Musterbeispiel philologischer Editionsarbeit. Sie enthält die 31 Lieder, für die die Autorenschaft Gilleberts gesichert ist (23 *chansons courtoises*; 4 *jeux-partis*; 2 *chansons satiriques ou parodiques*; 1 *chanson de femme*; 1 *pastourelle*) und 4 Lieder, für die Gilleberts Autorenschaft ungewiß bleibt. Für jedes Gedicht wird als Basismanuscript «la version la plus cohérente, la plus complète, et qui exigeait le moins de corrections» (p. 25) ausgewählt. Vor der Edition eines jeden Liedes findet man neben Hinweisen auf die bibliographischen Repertoires ein Verzeichnis der Handschriften, in denen das betreffende Gedicht überliefert ist (erfreulicherweise wird hier auch angegeben, welche Manuskripte eine Melodie des Textes enthalten), ein Verzeichnis der bisherigen Editionen und Angaben darüber, in welchen Manuskripten Gillebert von den Kopisten als Autor des Liedes erwähnt wird. Jeder Textedition schließen sich dann folgende Rubriken an: «Leçons rejetées» (Verzeichnis der am Basismanuscript vorgenommenen Korrekturen), «Variantes» (mit äußerster Akribie erstelltes Verzeichnis der Lesarten der nicht als Basismanuscript gewählten Handschriften), «Manuscrits» (Beschreibung der textgeschichtlichen Überlieferung und Begründung der Wahl des Basismanuscripts), «Musique» (Bemerkungen zu den Melodien, die in mehreren Handschriften dem Text beigelegt sind), «Attributions» (Information über «la place d'une pièce dans l'ordre des textes d'un manuscrit» [p. 33]), «Versification», «Contrafacta» (Hinweise auf «une composition qui imite la mélodie d'une pièce attribuée à Gillebert» [p. 34]), «Editions» (Beschreibung und Bewertung der Qualität vorangehender Editionen), «Remarques» (sprachliche und inhaltliche Kommentare). – Umfassender und gründlicher als hier geschehen kann man Gilleberts Werk nicht kommentieren. Der Klarheit und Übersichtlichkeit wäre es allerdings dienlicher gewesen, wenn Fresco die Ausführungen zu den «Manuscrits», «Attributions» und «Editions» in nur einer Rubrik abgehandelt hätte, statt einen Teil der Informationen dazu vor und einen Teil nach der Textedition darzubieten. Die Angabe der Abkürzungen «RR» für «Leçons rejetées» (p. 28) (hier muß es wohl richtig LR heißen) und «VAR» für «Variantes» (p. 32) ist im übrigen überflüssig, da diese Abkürzungen im textkritischen Apparat überhaupt nicht benutzt werden.

Der äußerst positive Gesamteindruck wird leider etwas getrübt durch die Einleitung, die die Abschnitte «Justification et organisation de l'édition» (p. 23-35), «Les manuscrits» (p. 37-44), «Biographie» (p. 45-53), «Technique poétique» (p. 55-85) und «La langue des textes» (p. 87-106) umfaßt. Nachfolgend meine Monita im einzelnen: 1) Es ist widersprüchlich, einerseits zu sagen, daß Scheler und Waitz «n'ont pas pu consulter toutes les versions manuscrites des textes» (p. 23), und andererseits festzustellen, daß Waitz «(...) consulte toutes les versions manuscrites» (p. 24). – 2) Indem mit «Les manuscrits» überschriebenen Abschnitt (p. 37-44) verzichtet Fresco auf eine Beschreibung der Manuskripte und auf die Erstellung eines Stemmas (hier wird nur auf die Arbeiten von Jeanroy, Raynaud und Spanke verwiesen [p. 37]) und begnügt sich mit der Behandlung der Frage, welche Handschriften welche Gedichte enthalten. – 3) Äußerst unbefriedigend sind

<sup>1</sup> A. SCHELER (éd.), *Trouvères belges du XII<sup>e</sup> au XIV<sup>e</sup> siècle*, Brüssel 1876. H. WAITZ (éd.), «Der kritische Text der Gedichte von Gillebert de Berneville mit Angabe sämtlicher Lesarten nach den Pariser Handschriften», *Abhandlungen zur romanischen Philologie. Festgabe für Gustav Gröber*, Halle a.S. 1899, p. 39-118 (in Frescos bibliographischer Angabe zu WAITZ, p. 21, Zeile 1 ist das Wort «Beiträge» durch «Abhandlungen» zu ersetzen).

<sup>2</sup> M. D'HARTOY (éd.), *Gillebert de Berneville (XIII<sup>e</sup> siècle)*, Paris 1974.



die Ausführungen zur «Technique poétique» (p. 55-85). In diesem Abschnitt werden rein mathematische und immer wiederholend in Prozentzahlen umgerechnete Angaben zur Strophen- und Verslänge, zum Reim, zur Zäsur und zum Refrain gemacht. Derartige statische Erhebungen bleiben, wenn sie nicht — wie hier geschehen — als Grundlage einer inhaltlichen Interpretation herangezogen werden, «l'art pour l'art». Es wäre schöner gewesen, wenn Fresco diesen Abschnitt auf das notwendige Minimum reduziert und statt dessen etwas zum Inhalt, zur Struktur, zu den zeitgeschichtlichen Bezügen der Lieder etc. gesagt hätte. — 4) Fresco setzt sich zwar p. 70 ss. mit der Frage auseinander, ob Gillebert Autor der in seiner Ausgabe mit den Nummern 32-35 bezeichneten Gedichte ist. Abgesehen davon, daß für mich unverständlicherweise dieses Problem in dem mit «Technique poétique» überschriebenen Abschnitt diskutiert wird, ist zu bemängeln, daß hier lediglich der Forschungsstand referiert und auch nicht der geringste Versuch zu einer Neubewertung der Problematik unternommen wird. Warum wurde dann auch nicht hier einfach — ebenso wie bereits vorher in dem Abschnitt «Les manuscrits» — auf bereits vorliegende Forschungsergebnisse verwiesen?

Diese kritischen Anmerkungen können und wollen das hohe Verdienst von Fresco nicht schmälern, eine exzellente textkritische Edition der Gedichte von Gillebert de Berneville vorgelegt zu haben. Jeder Mediävist wird für diese mit Akribie und Sorgfalt erstellte Textausgabe dankbar sein.

Arnold Arens



JEAN DE CONDÉ, *Opera*, vol. I: *I manoscritti d'Italia*. Edizione critica a cura di SIMONETTA MAZZONI PERUZZI, Firenze (Leo S. Olschki Editore) 1990, T. 1 p. 1–346, T. 2 p. 347–666 (*Accademia Toscana di Scienze e Lettere «La Colombaria»*).

L'auteur, après avoir remercié l'inspirateur et le guide de ce travail, le regretté Gianfranco Contini, justifie sa nouvelle édition, un siècle après l'édition complète d'Auguste Scheler. Le savant belge n'avait pu consulter personnellement le manuscrit Casanatense 1598 (B.III.18), mais seulement la copie du «chevalier Tessieri»; d'autre part, la récupération du manuscrit L.I.13 de la Bibliothèque Nationale de Turin, considéré jusqu'en 1972, comme irrémédiablement perdu, après l'incendie de 1904, a permis, grâce aux rayons ultra-violet à S. Mazzoni Peruzzi de déchiffrer près de 75% du texte; elle corrige donc les lectures erronées d' A. Scheler et arrive même à retrouver la leçon originale.

L'auteur souligne l'importance du manuscrit Casanatense, évalue les éditions précédentes d'Adolf Tobler (1859 et 1860) et d'Auguste Scheler (1866–1867), note les habitudes graphiques du copiste (région lorraine-picarde surtout) et détermine prudemment la langue de l'auteur (p. 53–71) et les particularités métriques (p. 71–72). Avec un soin méticuleux les vingt-cinq dits sont édités, avec les variantes des manuscrits et les corrections des éditeurs précédents. Ce sont: 1. *Li dis des trois estas dou monde* 2. *Li dis dou roi et des hiermites* 3. *Li dis des .iii. mestiers d'armes* 4. *Li dis d'honneur quengie en honte* 5. *Dou fighier* 6. *Li recors d'armes et d'amours* 7. *Des braies le prestre* 8. *Li dis dou pliçon* 9. *Li dis dou sens emprunté* 10. *Li dis dou fraïn* 11. *Li dis dou chien* 12. *Li dis de seürté et de confort* 13. *Li dis de l'oliette* 14. *Li dis dou chevalier a le mance* 15. *Li dis dou varlet ki ama le femme au bourgeois* 16. *Li dis de Pasque* 17. *Li dis de boïn non* 18. *Le dit de le mortel vie* 19. *Li dis de le nonnete* 20. *Li dis dou boïn conte Willaume* 21. *De l'amant hardi et de l'amant cremeteus* 22. *Li dis dou levrier* 23. *Li dis dou Magnificat* 24. *Li dis des estas dou monde* 25. *Li lays dou blanc chevalier*.

Le glossaire, très complet, couvre plus d'une centaine de pages et recueille toutes les formes, même les plus usuelles (p. 535–651); il est suivi d'un index des noms. Sans rien enlever aux méri-

tes de cette belle édition, dont la typographie est particulièrement soignée, on peut ajouter quelques brouilles à propos de la bibliographie: p. 11, «*Françoise Vielliard et Jacques Monfrin, Manuel bibliographique de la littérature française du Moyen Age de Robert Bossuat, 3<sup>e</sup> supplément, Paris, 1986*»; p. 12, E. R. Curtius [...] «1956» n'est pas la date de l'ouvrage mais celle de la traduction française, reprise d'ailleurs en 1986 dans la *Collection AGORA* (P.U.F.); p. 14, il faudrait citer la dernière édition de Philippe Ménard; *Syntaxe de l'ancien français, 3<sup>e</sup> édition revue et augmentée*, Bordeaux, 1988 (Editions Bière).

Marie-Claire Gérard-Zai



SVEN SANDQVIST, *Le Dyalogue Saint Grégoire. Les Dialogues de saint Grégoire le Grand traduits en vers français à rimes léonines par un Normand anonyme du XIV<sup>e</sup> siècle*. Édition avec introduction, notes et glossaire, vol. I–II, Lund (University Press) 1989, 1024 p. (*Études Romanes de Lund* 42).

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts (wahrscheinlich vor November 594) entstand das umfangreiche, vier Bücher umfassende Werk *Dialogi de vita et miraculis patrum Italicorum*, das gemeinhin – was aber keineswegs als gesichert gelten kann<sup>1</sup> – Papst Gregor dem Großen (590–604) zugeschrieben wird. Der gesamte Text ist – und daher erklärt sich der Titel – in Form eines Dialogs zwischen Papst Gregor und seinem Diakon Petrus angelegt. Inhaltlich handeln die Bücher I und III von den Wundern verschiedener italienischer Heiliger; Buch II ist ausschließlich dem Leben des hl. Benedikt von Nursia gewidmet; und in Buch IV geht es um die Frage des Lebens nach dem Tode.

Die *Dialogi* «exercèrent, à travers le moyen âge, une influence considérable et servirent de modèle à l'hagiographie» (p. 15). Zeichen ihres Erfolges ist auch die Tatsache, daß sie in verschiedene Sprachen, darunter mehrfach ins Altfranzösische übersetzt wurden<sup>2</sup>. Von den altfranzösischen Übersetzungen sind bislang eine in Prosa (Ende 12. Jahrhundert)<sup>3</sup> und eine in Versform (Anfang 13. Jahrhundert)<sup>4</sup> gehaltene Fassung ediert worden. Mit dem hier anzuzeigenden Werk wird eine weitere in Versform angelegte 24.322 Verse zählende Übertragung der *Dialogi* herausgegeben, die wohl zu Beginn der dritten Dekade des 14. Jahrhunderts von einem anonymen Übersetzer, der auch Autor einer *Vie de saint Grégoire* ist, erstellt wurde. Der Text dieser Übersetzung ist in zwei Manuskripten überliefert: E = Évreux, Bibl. Mun. 8 und P = Paris, BN, f. fr. 914. S. Sandqvist hat als Basismanuskript seiner Edition die Handschrift E gewählt, die offenbar kurze Zeit nach der Übersetzung entstanden ist. Im kritischen Apparat führt er nur die wichtigsten, d.h. sprachlich interessantesten Varianten der Handschrift P an, die lediglich eine Kopie von E ist.

Da der Wert der hier edierten Übersetzung der *Dialogi* primär linguistischer Natur ist, nimmt in der «Introduction» (p. 15–121) dann auch – nach allgemeinen Ausführungen über das Werk insgesamt, seinen Übersetzer und die Handschriften (p. 15–23) sowie einer Abhandlung über die Metrik (p. 24–57; wenig überzeugend ist allerdings das sehr lange und trotzdem noch unvollständige Verzeichnis der Reime [p. 30–57]) – der Abschnitt «Étude de la langue» (p. 58–119) den größten Raum ein. Mittels einer sehr umfassenden und äußerst gründlichen Untersuchung von

<sup>1</sup> Cf. F. CLARK, *The Pseudo-Gregorian Dialogues*, Leiden 1987.

<sup>2</sup> Cf. G. DUFNER, «Die Dialoge Gregors des Grossen im Wandel der Zeiten und Sprachen», *Miscellanea erudita* 19 (1968), 38–46.

<sup>3</sup> E. FOERSTER (éd.), *Li Dialogue Grégoire lo Pape*, Halle a/S., Paris 1876.

<sup>4</sup> R. ORENGO (éd.), *Le Dialogue de saint Grégoire de Grand traduit par Angier*, Zürich (Diss.) 1969.

Phonetik, Morphologie, Syntax und Vokabular des Textes gelangt S. Sandqvist zu der völlig überzeugenden Schlußfolgerung, «que l'auteur était un Normand» (p. 120).

Die der Edition folgenden «Notes» (p. 876–931), die Kommentare zu sprachlichen und inhaltlichen Problemen des Textes geben, zeugen von einer außerordentlich großen Sachinformiertheit und einer tiefen altfranzösischen Sprachkenntnis des Herausgebers. Eine «Table des noms propres» (p. 932–944), ein mit größter Akribie erstelltes umfassendes «Glossaire» (p. 945–1012) und eine Bibliographie (p. 1013–1021) schließen dieses Werk ab, dessen Publikation man nur begrüßen kann.

Arnold Arens



OLLE SANDQVIST, *La vie Saint Gregore. Poème normand du XIV<sup>e</sup> siècle, publié avec introduction, notes et glossaire*, Lund (Lund University Press) 1989, 238 p. (*Études Romanes de Lund* 43).

Nachdem Bruder Angier 1214 mit der Übersetzung der *Vita sancti Gregorii* des Johannes Diaconus die erste altfranzösische Fassung der Lebensgeschichte von Papst Gregor dem Großen (590–604) geschrieben hatte<sup>1</sup>, entstand im Jahre 1326 eine zweite altfranzösische Version, die aus der Feder eines unbekanntes normannischen Autors stammt. Diese 2.378 achtsilbige Verse umfassende *Vie saint Gregore* liegt in zwei Handschriften vor: E = ms. fr. no. 8 der Stadtbibliothek von Évreux und P = ms. f. fr. no 914 der BN zu Paris. E, von «mestre Jehan le confez» in der Abtei von Lyre wohl nicht nach 1350 angefertigt, ist wegen seiner zeitlichen Nähe zum Original und seiner Qualität die eindeutig bessere Handschrift und wird deshalb auch zu Recht von Sandqvist als Basismanuskript ausgewählt; P hingegen, erst 1472 von Anthony Simonet geschrieben, ist «une copie tardive de qualité médiocre» (p. 6). Von der *Vie saint Gregore* lag bislang nur eine bereits 1879 von A. de Montaiglon ebenfalls auf der Basis von E erstellte Edition<sup>2</sup> vor, die nicht nur zahlreiche Fehler aufweist, sondern auch auf Glossar, Anmerkungen und die Angabe der Lesarten von P gänzlich verzichtet. Da somit eine neue textkritische Edition schon seit über einem Jahrhundert ein Desiderat ist, kann man es nur mehr als begrüßen, daß Sandqvist mit seiner Arbeit diese Forschungslücke zu schließen versucht.

In der umfassenden und von großem Fleiß sowie von weiter Sachkenntnis zeugenden «Introduction» (p. 5–98)<sup>3</sup> wird im ersten Abschnitt (p. 5–8) zunächst ganz kurz die Textgeschichte aufgezeigt. — Daran anschließend wird in dem mit «Le problème de l'auteur» (p. 9–15) überschriebenen Abschnitt nachgewiesen, daß der anonyme Verfasser der *Vie saint Gregore* auch der Übersetzer der *Dialogues de saint Grégoire* ist, daß aber seine von Ch.-V. Langlois<sup>4</sup> u.a. als gesichert ange-

<sup>1</sup> *La Vie de saint Grégoire le Grand traduite du latin par Frère Angier, religieux de Sainte-Frideswide*; ed. P. MEYER, *Romania* 12 (1883), 145–208.

<sup>2</sup> Edition in *Romania* 8 (1879), 509–544.

<sup>3</sup> Störend ist allerdings in der Einleitung, daß mehrfach unter fett gedruckten Kapitelüberschriften nur wenige ausführende Sätze zu finden sind; so z.B. Kapitel 1.2 und 1.3 (p. 7) und Kapitel 3.4 (p. 19–20). — Und logischerweise ergibt die Untergliederung von Kapitel 3.6 in 3.6.1 (p. 26) nur dann einen Sinn, wenn zumindest ein hier fehlendes Kapitel 3.6.2 folgen würde. — p. 27 muß in der ersten Zeile von Kapitel 3.8 «prochaine» grammatisch korrekt durch «suivante» ersetzt werden.

<sup>4</sup> Ch.-V. LANGLOIS, «Anonyme de Bayeux, auteur de quatre poèmes en français», *HLF* 35 (1921), 385–394.



nommene Autorenschaft für *L'Advocacie Nostre Dame* und *La Chapelerie Nostre Dame de Baiex* in Zweifel zu ziehen ist. – In dem Abschnitt 3 «Les sources latines» (p. 16–41) stellt Sandqvist treffend fest, daß die *Vie saint Gregore* eine freie Übersetzung ist «de trois biographies latines de saint Grégoire: celles de Jean le Diacre et de Paul le Diacre dans sa version interpolée et celle qui fait partie de la *Légende dorée*» (p. 38) und daß darüber hinaus «le poète français est bien plus qu'un traducteur» (p. 17), da immerhin 545 Verse von diesem selbst gedichtet worden sind. Wenig überzeugend sind in diesem Teil allerdings die Kapitel 3.5 bis 3.11 (p. 20–38), in denen der nicht gelungene Versuch unternommen wird, eine detaillierte Quellenanalyse vorzunehmen. Sandqvist arbeitet hier nicht nur völlig unsystematisch (er springt von einem Quellenabschnitt zum anderen; cf. z.B. p. 23–24), sondern auch viel zu summarisch und oberflächlich. Nur ein minutiöser Vergleich des altfranzösischen Textes mit seinen Quellen kann zu sicheren Ergebnissen führen, die weiterer philologischer Arbeit überlassen bleiben müssen. Sandqvist macht selbst durch wiederholt gebrauchte Wendungen wie «il me semble probable» (p. 27), «peut-être» (p. 28), «il ne semble pas contradictoire que» (p. 40) u.a.m. deutlich, daß seine Argumentation auf einem recht wackeligen Fundament steht. Und so kann man dann auch seine in apodiktischer Form vorgetragene These «(. . .) il n'y a pas de doute que la source latine principale de notre poème est la *Légende dorée*» (p. 40) nur als eine durch nichts abgesicherte Vermutung bewerten; immerhin gilt es zu berücksichtigen, daß lediglich für 232 Verse des Textes mit Sicherheit die *Légende dorée* als alleinige Quelle ermittelt werden kann (cf. p. 39). – Es wäre sinnvoller gewesen, der Quellenanalyse größeren Raum zu geben und statt dessen den langen Abschnitt «Versification» (p. 42–77), in dem zu Recht «la haute qualité des rimes» (p. 45) herausgestellt wird, zu kürzen. – In dem letzten Abschnitt der Einleitung, «Étude sur la langue» (p. 78–96) weist Sandqvist, seine profunden Kenntnisse des Altfranzösischen unter Beweis stellend, nach, «que l'auteur aussi bien que le copiste du manuscrit de base étaient des Normands» (p. 95).

Die Textausgabe (p. 99–169) muß man als Musterbeispiel philologischer Arbeit bezeichnen. Sandqvist transkribiert, wie bereits erwähnt, das Manuskript E; von Handschrift P verzeichnet er im textkritischen Apparat – und das ist methodisch einwandfrei – nur die Varianten, «qui reflètent (. . .) l'évolution graphique et morphologique» (p. 97)<sup>5</sup>. Die wenigen unleserlichen bzw. beschädigten oder fehlerhaften Stellen des Basismanuskripts (z.B. Verse 57, 458, 729, 1912 u.a.) werden von Sandqvist völlig überzeugend emendiert bzw. korrigiert. Die so vorgenommenen Emendationen und Textkorrekturen werden in den «Notes» (p. 170–190) eingehend begründet; außerdem enthalten die «Notes» substantielle Kommentare zu schwierigen inhaltlichen und/oder sprachlichen Stellen des Textes. Eine «Table des noms propres» (p. 191–192), ein umfassendes und mit Akribie erstelltes «Glossaire» (p. 193–230) und eine Bibliographie (p. 231–238) schließen den Band ab.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Sandqvist hat in gekonnter Weise eine seit langem bestehende Forschungslücke geschlossen. Die von mir vorgetragene Monita betreffen entweder nur Details oder sind – so im Fall der Bemerkungen zur Quellenanalyse – als Einladung zu weiterer Forschung über den Text zu verstehen.

Arnold Arens

<sup>5</sup> Was es allerdings mit der Verwendung der Zeichen «(- 1)», «(+ 1)» «(- 2)» im textkritischen Apparat auf sich hat, wird nirgendwo erklärt und bleibt mir unklar.

ALAIN CHARTIER, *Poèmes*. Textes établis et présentés par JAMES LAIDLAW, Paris (Union générale d'Éditions) 1988, 255 p. (10/18, Bibliothèque médiévale).

Jusqu'à présent, il n'était pas facile de lire chez soi les textes poétiques d'Alain Chartier. Ainsi, dans l'édition publiée par A. PIAGET (TLF, 1949<sup>2</sup>), on ne pouvait lire que la *Belle Dame sans mercy* et «les poésies lyriques» (ballades, rondeaux et chansons). Avec l'édition d'un choix des poèmes d'amour (le *Livre des quatre dames*, le *Debat de reveille matin*, la *Complainte*, la *Belle Dame sans mercy* avec les deux lettres en prose et l'*Excusacion aux dames*) et des poèmes politiques et moraux (le *Breviaire des nobles*, le *Lay de Paix*, le *Debat du herault, du vassault et du villain*) dans la collection 10/18, J. Laidlaw a contribué à combler cette lacune: Chartier poète sera désormais accessible à un vaste public.

L'édition est précédée d'une bonne introduction succincte portant sur la vie de l'auteur, sur ses fonctions de secrétaire du roi et de poète, sur la situation politique de l'époque (p. 9–14). On trouve ensuite la présentation des textes (p. 14–28) et trois pages consacrées aux manuscrits et aux principes d'édition. Une introduction linguistique (orthographe, phonétique, morphologie, syntaxe, p. 34–42), un glossaire (p. 236–253) et une petite bibliographie (p. 254) arrondissent heureusement le volume.

Le spécialiste aura toujours recours à l'édition complète de J. C. LAIDLAW, *The Poetical Works of Alain Chartier*, London: Cambridge University Press, 1974, qui reste l'édition de référence.

Regula Meyenberg



GEORGE CHASTELAIN, le *Temple de Bocace*, édition commentée par SUSANNA BLIGGENSTORFER, Berne (Francke) 1988, \*123+252 p. (RH 104).

Chastelain a écrit son *Temple de Bocace* dans le but de remémorer les exemples, les «cas» de destins malheureux des seigneurs et des dames illustres de son époque, en une continuation avouée du *De casibus virorum illustrium* et du *De mulieribus claris* de Boccace. Marguerite d'Anjou, qui venait d'être chassée du trône d'Angleterre, était la destinataire de l'œuvre.

Ce texte intéressant et d'une langue parfois difficile n'avait jamais été réédité depuis l'édition plus que centenaire des œuvres complètes de Chastelain par Kervyn de Lettenhove (Bruxelles 1863-1866, réimprimée par Slatkine, Genève 1971), qui ne correspond pas aux exigences modernes. Le *Temple de Bocace* y figure au t. VII, p. 75-143.

Si ces dernières années on assiste, selon le mot de J. Dufournet, à un «retour à G. Chastelain»<sup>1</sup>, le manque d'éditions critiques se fait cruellement sentir. C'est dire que l'édition du *Temple de Bocace* que nous propose Mme Bliggenstorfer est la bienvenue.

Dans son importante introduction de 123 p., Mme Bl. précise tout d'abord la date de l'achèvement de l'œuvre, 1464-1465, au lieu de 1463 comme on le pensait jusqu'ici (p. \*14-\*15), et consacre quelques pages à la destinataire, Marguerite d'Anjou (p. \*15-\*23). Elle donne ensuite du texte une excellente analyse divisée en trois parties: le cadre, la vision et le mystère (p. \*23-\*46).

La partie centrale de l'introduction de Mme Bl. est consacrée à l'étude très poussée de la tradition manuscrite du *Temple de Bocace* qui nous est parvenu dans seize manuscrits, auxquels il faut ajouter l'imprimé de 1517 (p. \*47-\*103). Il résulte de l'étude de Mme Bl. que l'on peut classer les ms. en cinq groupes (p. \*89), mais qu'il n'est pas possible d'établir entre eux une hiérarchie sûre. C'est pourquoi, après avoir motivé de façon convaincante son choix, Mme Bl. a décidé d'éditer

<sup>1</sup> MA 88 (1982) 329 ss.

avec le moins d'interventions possible le ms. de Florence (F)<sup>2</sup> auquel elle avait déjà eu l'occasion de consacrer un article fouillé il y a quelques années<sup>3</sup>. Durant le premier tiers du texte, elle donne systématiquement les variantes des ms.; pour les deux tiers restants, elle se contente d'un représentant par groupe.

Son exposé sur ses principes d'édition est très clair et le seul regret que l'on peut exprimer est que l'éditrice ait choisi B 1 comme représentant du groupe des ms. de luxe. Mme Bl. pourtant, avec une parfaite honnêteté, avoue, p. \*110, note 122: «Le manuscrit B 1 se montre très peu soigné à la fin du texte où on y trouve plusieurs lacunes, parfois très longues. Ce n'est qu'au cours de notre travail que le choix de ce manuscrit comme représentant des manuscrits de luxe s'avérait de plus en plus douteux . . . Il faudrait y préférer soit le manuscrit Li soit V.»

Quoi qu'il en soit, Mme Bl. a parfaitement atteint le but qu'elle se proposait, p. \*101: «Notre édition du *Temple de Bocace* constitue le premier essai d'une édition scientifique de l'œuvre de George Chastelain . . . et nous pensons que la publication du recueil F offre un «bon» texte aux lecteurs. Avec la présentation des variantes de toutes les copies, la discussion sur la tradition manuscrite des œuvres du «Grand George» est soulevée.»

Le texte du *Temple de Bocace* est accompagné de notes critiques, lexicologiques et surtout historiques riches et précises. Il est suivi d'un glossaire très abondant.

Remarques particulières: Mme Bl. définit p. \*112-3 les principes qui l'ont guidée pour l'établissement de son glossaire: ce dernier «renferme en principe tous les mots qui n'ont plus le même sens en français moderne ou qui demandent une explication parce qu'ils ne sont plus employés. Il nous a toutefois paru utile de relever, sans les expliquer, quelques termes parfaitement compréhensibles, mais d'une importance majeure pour l'analyse du texte, comme par exemple *fortune*, *vertu*, *gloire*, *acteur*, *noble*, *patience*, etc.»

Il est toujours délicat de faire des choix et on ne peut que louer Mme Bl. d'avoir été large en acceptant dans son glossaire des mots comme *bastie* «construite», *chenu* «vieux» ou, sans traduction: *austerité*, *beatitude*, *faisable*, *umble*, *vice*, etc. Mais pourquoi avoir laissé de côté *cymitere* (f. 325<sup>v</sup>), *ebriennes* (f. 322<sup>v</sup>), *esquartelure* (f. 339), *nulluy* (f. 327<sup>v</sup>)? Pourquoi donner *beneir*, mais non *esmeue* (f. 343<sup>v</sup>), *concheu* (f. 379) ou *paour* (f. 345<sup>v</sup>)? De même, on trouvera *pechié* et *nagier* «nager» mais non *chassié* (f. 345<sup>v</sup>) ou *lieve* (f. 321<sup>v</sup>, de *lever*).

On ne voit pas la raison qui conduit Mme Bl. à faire deux articles 1<sup>o</sup> *pleur* «plainte» (dans: *oir les pleurs*) et 2<sup>o</sup> *plour*, *pleur* «douleur». Par contre, il n'est pas admissible de mêler, en un seul article *se*, la conjonction «si» et le pronom démonstratif «ce», d'autant plus que figure par ailleurs dans le glossaire un article *ce* pronom démonstratif; mais dans ce dernier manquent le tour *ce suis-je* (f. 343<sup>v</sup>) et *esse* (f. 343) «est-ce» plus notables que *c'est* ou *ce que* donnés sous *ce*. Même réunion malheureuse en un seul article de *que* pronom relatif et de *que* conjonction.

Peut-on qualifier *ou* «dans le» de préposition, alors que *es* «dans les» ne l'est pas, à juste titre?: ces deux suites contractées auraient pu être réunies avec *en* qui fait l'objet d'un article. — *Tu* donne lieu à l'article suivant «*tu*, pron. pers. atone pour fr. mod. toi». Il est paradoxal de qualifier d'«atone» le *tu* mis en relief (cf. f. 368<sup>v</sup>: *tu* mesmes en as fait . . .): dans un cas parallèle, p. 30 note 3, Mme Bl. parle de «nominatifs accentués». Par ailleurs, dans l'article qui lui est consacré, le pronom *il* est dit «tonique» au sens (discutable) de «celui» dans un exemple comme: *qui est il qui . . .* — *Tien*, *tienne* sont signalés en deux occurrences comme adj. poss. «ton»; il aurait fallu préciser qu'ils sont dans les deux cas précédés de l'article: *la tienne action*, *le tien cas*.

A propos du texte de F, conforté par cinq ms., *mainte imperial ymage* (f. 322<sup>v</sup>), Mme Bl. écrit, p. 10 note 1: «Nous n'intervenons pas pour «corriger» l'accord soit en *mainte imperiale ymage*, soit en *maint imperial ymage*» et elle parle d'«inconséquence dans le texte» due selon elle au genre flot-

<sup>2</sup> Biblioteca Laurenziana, ms. Med. Pal. 120.

<sup>3</sup> «Castellani Georgii Opera Poetica Gallice. Le recueil Chastelain de la Bibliothèque Laurentienne à Florence: description du manuscrit mediceo-palatino 120», *VRom.* 43 (1984), 123-153.



tant de *ymage*. Mais *imperial* était un adjectif encore largement invariable au XV<sup>e</sup> s., cf. *grand*, *real* dans le glossaire, *habondant* fém. (f. 369<sup>v</sup>) et Ch. Marchello-Nizia, *Histoire de la langue française aux XIV<sup>e</sup> et XV<sup>e</sup> s.*, Paris 1979, p. 100 ss. Le texte de F ne trahit donc aucune «inconséquence».

Fol. 378<sup>v</sup>: *Les empereurs pessu de son enyvrement* (de convoitise): malgré le doute exprimé par Mme Bl., *pessu* est certainement le participe passé de *paistre*, cf. Fouché, *Le Verbe Français*, Paris 1967, § 191.

Au fol. 378, Chastelain développe Matth. 6, 19 ss.: *Nolite thesaurizare* . . . La source du passage aurait pu être signalée en note, d'autant plus que *tine* de Chastelain, brièvement qualifiée dans le glossaire par «teigne», semble correspondre à *aerugo* de Matthieu.

La deuxième str. du seul poème du *Temple de Bocace* (p. 17-21) présente un texte très obscur, dont le commentaire n'est pas assez poussé (cf. p. 18 note 1). On peut se demander si le *leur* du troisième vers de cette str. (f. 325) n'a pas le sens de «eux» (italianisme?)<sup>4</sup>.

Michel Burger



JELLE KOOPMANS, *Recueil de sermons joyeux*. Editions critique avec introduction, notes et glossaire., Genève (Droz) 1988. 668 p. (*Textes littéraires français* 362).

Avec cinq sermons déjà publiés par l'éditeur<sup>1</sup>, la présente édition complète le corpus des sermons joyeux français des XV<sup>e</sup> et XVI<sup>e</sup> s. (31 sermons en tout).

J. K. commence utilement par une définition rigoureuse du genre littéraire appelé «sermon joyeux». Le sermon joyeux se distingue des autres pièces à une voix (dont monologues dramatiques, p. ex.) par sa rhétorique spéciale, étroitement liée à la pratique homilétique et à la situation particulière, où s'insère le sermon et qu'il évoque. Comme les sermons sérieux (prononcés non nécessairement dans une église, mais aussi bien en plein air, par quelque prédicateur ambulant, ou à l'intérieur d'une maison particulière lors d'une fête de famille), le sermon joyeux contient le plus souvent une *benedictio*, un *thema* avec l'indication de la source (*thematis inventio*). Suit une analyse du *thema* ou *extractio*, à partir du *thema*, des parties que le prédicateur va développer dans la *teneur* du sermon. Après avoir présenté la *teneur*, le sermonneur donne un *exemplum* (légende, fabliau, etc.) et finit par une prière terminale. Nombre de traits stylistiques facultatifs s'ajoutent à cette construction de base — J. K. fait bien d'inclure un glossaire succinct de la prédication médiévale — et certains types particuliers de sermons se distinguent à l'intérieur du genre (sermons hagiographiques, p. ex. S. Hareng, S. Oignon; sermons adressés à un état particulier, aux étudiants p. ex.; ou sermons motivés par une situation, ceux *ad conjugatos*, p. ex.). Cependant d'autres détails communs corroborent l'unité du genre: les textes sont en général des monologues en octosyllabes à rimes plates; ils contiennent des passages en latin (ou en latin macaronique, mais cf. sermon 1,

<sup>4</sup> Sur *leur* «eux», cf. P. KNECHT, «Zu ILLORUM als Reflexivpronomen im französischen und frankoprovenzalischen Sprachgebiet», *VRom.* 40 (1981), 63.

<sup>1</sup> *Quatre sermons joyeux*, Genève (Droz) 1984 (*Textes littéraires français* 327) et le «Sermon de Saint Belin» ajouté en appendice à l'article «François Villon et le Sermon de Saint Berlin» dans *Sermon joyeux et truanderie* publié en collaboration avec T18§P. Verhuyck, Amsterdam (Rodopi) 1987. — J. K. a donc continué le travail de J.-C. AUBAILLY (mentionnons notamment, de l'oeuvre de ce dernier érudit *Le monologue, le dialogue et la sottie, essai sur quelques genres dramatiques de la fin du Moyen Age et du début du XVI<sup>e</sup> s.* Paris, 1976); et il a pu utiliser les éditions récentes par J.-C. A. pour le *Sermon des barbes et des brayes* et le *Sermon de la choppinerie*.

ligne 7... *nul ne doit tant de latin/Gaster pour bailler ung tatin/Du sens qui luy vient de la teste*); avec ces éléments latins, leur vocabulaire ressemble au vocabulaire liturgique (qu'ils combinent avec le vocabulaire carnavalesque); en plus, les textes sont explicites dans leur intention parodique.

Très peu de sermons joyeux sont conservés dans des manuscrits du XV<sup>e</sup> s; le XVI<sup>e</sup> s. donne une récolte plus riche et plusieurs sermons ont été imprimés au XVI<sup>e</sup> s. et au début du XVIII<sup>e</sup> s. La survie des textes est assurée par des collectionneurs du XVIII<sup>e</sup> s. et les bibliophiles du siècle passé. A l'époque moderne, la bibliographie est la première science que s'intéresse au sermon joyeux, alors que l'étude de la tradition textuelle a été négligée. Nous savons gré à J. K. d'avoir consacré beaucoup d'attention à ce détail dans son édition, dont voici le plan:

Nous apprenons pour chaque sermon édité, la date et l'attribution (si ces détails sont connus); la tradition textuelle, les éditions modernes inclus; quelques points de repère pour la datation et la localisation (si le lieu et la date ont posé des problèmes); la situation où s'insère le sermon; et les particularités de la versification. S'ensuit le texte critique, avec, sur la même page, un appareil critique et un commentaire. Le feuillet du ms. de base est marqué dans la marge<sup>2</sup>. Certains sermons dont il existe plusieurs versions font l'objet d'une multiple édition (p. ex. Le sermon pour une noce par Roger de Collerye).

Cette présentation soignée des textes, que je qualifierais volontiers de définitifs, inspirera des travaux linguistiques et littéraires approfondis à la manière de l'admirable «François Villon et le Sermon de Saint Berlin» par l'éditeur lui-même en collaboration avec P. Verhuyck (cf. note 1). Je finis par quelques remarques de détail:

Un lien entre Nemo et Rabelais, cf. sermon 20 ligne 26 *Audite ergo, loco et capitulo prelibatis*, cf. Garg. XLII *tempore et loco prelibatis*, cf. B. Löfstedt, dans *Mém. de la Société Néophil. de Helsinki* 44 (1986), p. 219.

Un lien entre le Sermon de choppinerie et Rabelais, cf. sermon 5, ligne 106 *ergo clic*; -Garg. XIX *ergo gluc*.

Ce dernier sermon qui célèbre S. Nicolas, semble être adressé à des écoliers. Il donne des passages latins suivis de passages français d'une longueur égale, et il est évident qu'il existe une certaine ressemblance phonétique entre les deux passages, p. ex. 59 *Villarum culmina fumant/Villains caymens enfumez*; 165 *Honora patrem et matrem/L'onnourable patron et maistre*; 198 *Qui pius prudens humilis/Qu'il pioit pour deux au meilleur*, qui, soigneusement examinés, pourrait nous informer sur la prononciation du latin/du français à l'époque du sermon.

Dans sermon 3, ligne 81 s, *Se n'eult nulz contre mort refugel/Sinon Noel le patriarche / et Billouart, lequel en arche / Entre, ainsy comme on estime / Homme que femme, lui .VIII. me*, le terme *Billouart* est sans doute une qualification de Noë, juxtaposé à *patriarche*; Noë est le sujet de *entra*. — *Homme que femme* «autant d'hommes que de femmes» ou «des hommes aussi bien que des femmes» offre une construction intéressante à laquelle je n'ai pas trouvé de parallèles.

Leena Löfstedt

<sup>2</sup> J'aurais préféré ◊ pour les additions et [ ] pour les omissions. Cette pratique est observée dans l'édition des textes latins et une conformité se recommande surtout dans les cas où un texte fr. peut être sujet à une comparaison avec un ou plusieurs texte(s) latin(s). — De même, je préfère écrire *peuent* au lieu de *pevent* (p. 73).

JELLE KOOPMANS ET PAUL VERHUYCK, *Sermon joyeux et truanderie* (Villon — Nemo — Ulespiègle). Amsterdam (Rodopi) 1987 (*Faux Titre* 29).

C'est avec plaisir que nous présentons cette étude brillante qui situe le genre littéraire du sermon joyeux dans son contexte européen et en illustre la période intelligente et mouvementée à la charnière entre le moyen âge et la renaissance. Ce succès est dû non seulement à la bonne formation des auteurs<sup>1</sup>, mais aussi à la disposition tripartite du livre, disposition qui leur permet de traiter du sujet sous trois angles différents. Mentionnons aussi le soin du détail: les auteurs commencent chaque chapitre par une information bibliographique solide et exhaustive; ainsi le lecteur n'a pas de difficulté à suivre leur pensée. Le *Recueil de sermons joyeux* par J. K. a vu le jour après la parution de l'œuvre tripartite de J. K. et P. V.; le lecteur consultera utilement ce recueil, surtout pour le texte du *Sermon joyeux des faits de Nemo* (p. 379-408).

Dans le premier chapitre intitulé «François Villon et le sermon de Saint Berlin» les auteurs réussissent à situer le sermon de S. Belin, daté par Picot de 1500 environ, dans le contexte de la ballade de l'appel de Vilon, datée du 5 janvier 1463. Ils démontrent d'une façon convaincante que les deux pièces ont fait l'objet d'une même représentation (monologue mimé d'un acteur, qui joue le rôle du sermonneur, avec sa marotte, crâne ovin ou masque représentant un bélier).

Le texte ainsi analysé et expliqué était conservé par un seul exemplaire (BN, fonds Rothschild, Cat. I 588), une impression remontant à la première moitié, peut-être au premier tiers du XVI<sup>e</sup> s. Le texte en était lacuneux sans que la lacune eût détruit le sens du poème: dans *Et en après une trippiere/En eut le foye et le poulmon/ . . . / Qui fut extrait de boucherie*: il n'y a que l'inexactitude de la rime qui signale la lacune. Le sermon proprement dit a perdu un vers (59 poulmon:?) et la ballade de l'appel — dont le texte commence, ici, par *Qui fut extrait de boucherie* — n'a pas de début<sup>2</sup>. Si on termine le sermon, avec J. K. et P. V., par *Vecy la fin de mon sermon*, rien n'empêche de faire suivre le sermon par la ballade entière, dont les 9 premiers vers, absents dans l'exemplaire de Rothschild, peuvent être empruntés à un autre exemplaire de la ballade.

Après avoir émendé le texte lacuneux, J. K. et P. V. s'interrogent sur la raison de la présentation des poèmes comme une unité. Ils identifient, correctement, je pense, S. Belin avec Villon qui s'appelle Michel Mouton après la rixe de 1455 au cours de laquelle il a blessé à mort le prêtre Philippe Sermoise. Après avoir fait appel, Villon, déjà condamné à mort, est exilé: il est donc cette *a mortuis exillata . . . roussa brebia* évoquée par le sermonneur; et le sermon joyeux de S. Belin peut être censé décrire le traitement subi par Villon dans la prison.

Le chapitre «Nemo» mentionne l'existence de deux versions françaises de la pièce en question, dont l'une, «Les grands et merveilleux faits de Nemo», imitée en partie des vers latins d'Ulrich de Hutten<sup>3</sup>, n'a malheureusement pas été retrouvée, et dont l'autre est publiée par J. K. dans son *Recueil* (cf. ci-dessus)<sup>3</sup>. Sous une forme ou une autre, le sermon joyeux de Nemo circulait peut-être dès avant 1500: en effet G. Brunet en signale un exemplaire incunable, malheureusement non re-

<sup>1</sup> J. KOOPMANS, «Prolégomènes à une édition critique des sermons joyeux français des XV<sup>e</sup> et XVI<sup>e</sup> siècles» *Tréteaux* V, 1 (1983); *ID.*, éd. *Quatre sermons joyeux*, Genève 1984; *ID.*, «Sermon joyeux et théâtre profane» *Rapports — het franse boek* 55 (1985), p. 97-110; J. K. ET P. VERHUYCK, «Quelques sources et parallèles des sermons joyeux français des XV<sup>e</sup> et XVI<sup>e</sup> siècles» *Neophilologus* 70 (1986), p. 168-184; P. VERHUYCK, «Zingende Zotten, de fonctie van de liedjes in de laat-Middeleeuwse sottie» dans *Woord en Muziek in samenspel*, Muiderberg 1986, p. 35-55; *ID.*, «Parole et silence dans le sermon joyeux» *V<sup>e</sup> Colloque de la S. I. T. M.*, Perpignan 1986; *Le Recueil de sermons joyeux* par J. K. a paru à Genève (Droz) 1988 (*Textes littéraires français* 362); c'est une thèse de Leyde 1987. Cf. notre compte rendu *supra*.

<sup>2</sup> Les deux textes avaient été identifiés déjà par Picot et par Petit de Julleville.

<sup>3</sup> *V. J. K. Recueil*, p. 382, sous h.



trouvé (cf. J. K. et P. V., p. 91). Une source importante du sermon joyeux français est l'*Historia Neminis* de Radulphus, composée peu avant 1290 et qui peut avoir été un sermon sérieux.

Nemo occupe une place particulière parmi les personnages qui lui ressemblent (comme Trop, Peu, Chacun): Nemo figure dans la littérature grecque (Odyssée IX, 366 OYTIS) et, à partir de Radulphus, les érudits néminiques ont su que Nemo a existé dès le début de l'histoire traditionnelle de la création: *Dies formabantur et Nemo in eis* (Psaumes 138, 15); et que c'est lui qui est le maître de l'impossible: *Deus claudit et Nemo aperit* (Apoc. 3, 7); *Nemo ascendit in celum* (Jean 3, 13). En 1507 et grâce au poème *Niemand* de Georg Schan de Strasbourg, Nemo accepte un nouveau rôle: c'est le valet qui casse tout, qui est le seul responsable quand le ménage ne fonctionne pas; la même année déjà, Ulrich de Hutten présente ce Nemo valet à côté du Nemo de l'antiquité et du Nemo de Radulphus. Dans le monde de la fin du moyen âge le personnage de Nemo, ce «Nobody» qui est «Somebody», est semblable à zéro, ce rien que pourtant est quelque chose.

Dans le jeu de tarot, introduit en France et en Suisse peu avant 1500, Nemo est le nom du Fou, du Mat: le Mat du tarot est représenté comme le Nemo domestique de Schan<sup>4</sup> (vêtu de hardes, portant des plumes sur la tête). Nemo n'obéit pas aux règles; il est au-dessus de la loi; seul Nemo peut clore le cercle dans le *ludus triumphorum*. Nemo figure aussi dans les chars allégoriques et carnevalesques des triomphes urbains.

Si le premier chapitre était le résultat d'une analyse textuelle et littéraire et le second discutait la tradition culturelle d'une époque entière, le troisième, «Ulespiègle et le sermon joyeux», se trouve ancré dans l'étude comparée des bois gravés. Le *Volksbuch* de Till Eulenspiegel par Hermann Bote (douanier de Brunswick mort après 1520) a connu plus de trente éditions en allemand au XVI<sup>e</sup> s.; ce livre existe dès 1525 en flamand (Tyl Ulespiegel); et dès 1532 en français (Tiel Ulespiègle, traduit du flamand): ces traductions, elles aussi, ont été plusieurs fois rééditées et réimprimées. J. K. et P. V. observent que les bois gravés dont les imprimeurs se sont servis pour illustrer la tradition d'Ulespiègle, ont été utilisés dans d'autres textes également, p. ex. le bois «Tiel à Prague», qui représente un prédicateur au doigt levé, se retrouve comme illustration des sermons joyeux *Entrée de table*, *Maux de mariage* et *Saint Velu*; alors que le bois «Tiel charlatan» qui représente un prédicateur au crâne, se retrouve dans l'*Entrée de table* et dans les *Maux de mariage*.

Cette découverte ne concerne pas que l'histoire de la gravure: les auteurs découvrent un lien textuel qui réunit Ulespiègle à ces sermons joyeux. C'est la sottie: Ulespiègle est le sot par excellence et le sermon joyeux ressemble à la sottie au niveau de la réception.

Tiel Ulespiègle est toujours en quête d'un repas gratuit, ce qui permet de rapprocher certains chapitres de ce livre des *Repues franches* de la tradition villonnaise: J. K. et P. V. trouvent quatre histoires identiques chez Till et dans les *Repues franches*, observation qui ouvre une nouvelle perspective sur la ressemblance qui existe entre l'*Entrée de table* et Ulespiègle . . .

Finissons là: d'une richesse énorme de documentation et surtout d'une admirable souplesse de pensée, le livre invite à la lecture. Les auteurs constatent eux-mêmes (p. 195) que «l'étude de ce monde saugrenu et marginal tend à déperiodiser l'histoire de la littérature française.» J'ajouterais que l'étude des sermons joyeux sert aussi à donner un aspect international à la littérature française des XV<sup>e</sup> et XVI<sup>e</sup> siècles: voici un genre littéraire du moyen âge français qui reflète certaines idées de l'humanisme allemand (cf. Hutten) et de la renaissance italienne (Boccace, Pogge).

<sup>4</sup> Nous lisons, p. 114 «Si Schan n'a pas emprunté ces traits à un jeu de tarot, il faut croire à une coïncidence assez rare, à un cas exceptionnel de polygenèse». L'arlequin, le serviteur stupide de l'ancienne commedia dell'arte italienne a donné son nom au Fou du jeu de *kille* (variante — exclusivement? — suédoise du jeu de tarot), et, ensuite à tout le jeu (v. E. HELLQUIST, *Sv. etym. ordbok*, Lund 1922, s. v. *kille*). Ajoutons que l'arlequin du type le plus ancien avait l'apparence d'«un bufone dall abito guernito di campanelli» (*Enciclopedia Garzanti*, s. v. *Arlecchino*). Ce parallélisme ne saurait être dû à une coïncidence, mais j'ignore la relation des développements.

Remarques de détail:

p. 38 La dégradation cléricale de Villon avant sa condamnation serait conforme au Décret de Gratien (cf. Dist. 50).

p. 42 Je traduirais *du flux, . . . de la pepie* (causes de la mort) par «par perte de sang . . . étranglés».

p. 65 *capasce* est probablement une graphie de *car/al/pasce* «carapace», cf. la rime, citée p. 33, *hape:Harpe*, qui indique qu'un *r* préconsonantique n'était pas prononcé. D'ailleurs, à cause du mot rime *appel* je préférerais substituer à *carapasce* le terme *chapel* (peut-être *capel*, étant donné la syllabe *cap-* transmise), qui signifierait le crâne ovin de S. Belin.

p. 110 Les autres qualifient *tarot* «d'origine inconnue» en ajoutant «quoique les hypothèses ne manquent pas». Pour ma part, j'accepte l'explication du FEW 19, p. 183 ab, article *tarh* (ar.) «abzug»: «. . . ist entlehnt aus it. *tarocco*, gleich wie auch dt. *tarock*. Bei diesem spiel muß der spieler unter gewissen umständen eine karte beiseite legen. Es wird ihm also eine art abzug gemacht.»

Leena Löfstedt



ELOY D'AMERVAL, *Le Livre de la Deablerie*. Édition critique par ROBERT DESCHAUX et BERNARD CHARTIER, Genève (Droz) 1991, 777 p. (*Textes Littéraires Français* 406).

1508 erschien bei Michel Le Noir (Paris) auf 124 nicht nummerierten Folios ein 20.798 Achtsilbner zählendes Gedicht unter dem Titel *Le Livre de la Deablerie* (heute BN Paris, Rés. Ye 43), für dessen Autor, Eloy d'Amerval, ein Jahr zuvor von König Ludwig XII. «(. . .) a congé (. . .)/ De le faire, a Paris, imprimer» (fol. 1 r<sup>o</sup>, vv. 4–5). Bei dem *Livre de la Deablerie* handelt es sich um eine aus zwei Büchern bestehende Darstellung des Wirkens des Teufels in der irdischen Welt. Didaktisches Ziel des Gedichts, das «est à inscrire dans l'effort de la restauration spirituelle entrepris en France à l'issu de la guerre de Cent Ans» (p. 26), ist es, «à mettre en gard le peuple contre ses (= Teufel) agissements» (p. 25).

Das erste Buch (3.050 Verse, in 45 Kapitel gegliedert) enthält den an Satan gerichteten Vorwurf Luzifers, Satan lasse in der Ausübung seines Werkes den gebührenden Eifer vermissen (cf. vor allem vv. 449–485). Nachdem Satan das von ihm über die Erde verbreitete Böse eingehend dargestellt hat (cf. insbesondere vv. 2.177–2.198), nimmt Luzifer seine Vorwürfe zurück und bittet Satan, ihm über das Verhalten der Menschen zu berichten («Plaise toy aussi vitement/Ung peu de leur (3 humains) gouvernement/Me parler en particulier»; vv. 2.927–2.929). – Und diesen Bericht liefert Satan dann im zweiten Buch (17.596 Verse, in 207 Kapitel gegliedert), das in der Tat – wie die Herausgeber feststellen – durch «une grande richesse documentaire» (p. 26) gekennzeichnet ist, da der Autor hier «déroule un vivant tableau d'une bonne partie de la société française à la fin du XV<sup>e</sup> siècle» (p. 25). Satans Vision der Welt ist in neun Gruppen gegliedert: 1) Die menschlichen Freuden und Laster wie Spielleidenschaft, Wollust, Wucher u.a. (Kapitel 1–47, Verse 3.051–7.171); 2) Die Rolle der Frau (Kapitel 48–62; Verse 7.172–8.684); 3) Die Welt der Justiz (Kapitel 63–81; Verse 8.685–10.743); 4) Die Welt der Intellektuellen, der Gebildeten und der Studenten (Kapitel 82–93; Verse 10.744–11.952); 5) Die Welt der Händler und Kaufleute (Kapitel 94–105; Verse 11.953–12.848); 6) Die kleinen Leute (Kapitel 106–125; Verse 12.849–14.522); 7) Ehe und Familie (Kapitel 126–149; Verse 14.523–16.267); 8) Räuber und Diebe (Kapitel 150–158; Verse 16.268–16.982); 9) Adel und Klerus (Kapitel 159–188; Verse 16.983–19.206). – Es folgt dann eine Bilanz des Vorhergehenden (Kapitel 189–205; Verse 19.207–20.547), in der herausgestellt wird, daß Gott jedem Sünder, der ein ihm wohlgefälliges Leben führt, verzeiht und vor den Qualen der Hölle rettet (cf. vor allem vv. 19.879–20.008). Mit abschließenden Worten Luzifers und Satans (Kapitel 206–207, Verse 20.548–20.798) und Anmerkungen des Dichters über das Ziel seines Werkes (Verse 20.647–20.798) endet das zweite Buch.

Über den Autor des *Livre* besitzen wir nur spärliche Informationen; im wesentlichen sind sie seinem Gedicht selbst zu entnehmen: Eloy wurde in Béthune geboren (v. 1); er war «chantre (. . .) et musicien (. . .)» (v. 7) und wurde wahrscheinlich erst sehr spät zum «prestre» (v. 9) geweiht; möglicherweise war er vorher verheiratet und Familienvater. Er war, wie die Zitate aus anderen Werken in seinem Gedicht belegen, ein äußerst gebildeter Mann, dem die altfranzösische und insbesondere die religiöse Literatur (Bibel, Kirchenväter, Boetius, Thomas von Aquin u.a.) bestens bekannt war. Seine besondere Vorliebe galt jedoch der Musik. Im *Livre de la Deablerie* zitiert er nicht weniger als 19 zeitgenössische Komponisten. Und es spricht alles für die Annahme, daß er selbst mehrere Motetten und die Messe *Dixerunt discipuli* komponiert hat. Denn der in einem Register von 1483 erwähnte «messire Eloy d'Amerval, maistre des enfans de cuer de Sainte Croix d'Orléans» (Archives communales d'Orléans, CC 669, fol. 32 r<sup>o</sup>), dessen Autorenschaft für die genannten musikalischen Werke als gesichert gelten kann, ist mit größter Wahrscheinlichkeit identisch mit dem Dichter des *Livre*<sup>1</sup>.

Von dem Gedicht lagen bislang nur drei z.T. mehr als überaltete, obendrein fehlerhafte und den Ansprüchen moderner Editionstechnik kaum mehr genügende Ausgaben vor: 1) Die bereits erwähnte Edition des Jahres 1508, die zahlreiche Fehler enthält und deren «graphie est souvent fantaisiste et approximative» (p. 26); 2) ein in den Jahren zwischen 1510 und 1520 publizierter Neudruck dieser Edition, der es aber ermöglicht, «(de) corriger quelques étourderies, notamment plusieurs vers faux» (p. 9) der Erstausgabe; 3) eine 1923 von Ch.-F. Ward besorgte Edition, die den Text von 1508 reproduziert, ohne dessen Fehler zu korrigieren; immerhin sind dieser Ausgabe aber ein Glossar und einige (allerdings sehr unvollständige) Anmerkungen beigelegt.

So ist es denn nur zu begrüßen, daß Robert Deschaux und Bernard Chartier mit der hier anzuzeigenden Arbeit eine neue Edition des *Livre de la Deablerie* vorlegen. In der «Introduction» (p. 7–36) informieren sie über Textgeschichte, Inhalt des Werkes, Autor, Sinn des Gedichtes und dessen Sprache. Diese Ausführungen liefern zwar einige wesentliche Hintergrundinformationen, sind aber einerseits bei weitem zu summarisch und erwähnen andererseits wesentliche Aspekte überhaupt nicht. Der wichtige Gesichtspunkt der Quellen etwa wird gar nicht angesprochen; zu Sprache und Reim hätte man mehr sagen müssen; und was hätte sich noch alles darlegen lassen bzw. dargelegt werden müssen zum geistesgeschichtlichen Hintergrund und zur spirituellen Erneuerung Frankreichs, ohne deren umfassende Kenntnis das Gedicht nicht verstanden werden kann. Sollte hier die Überlegung eine Rolle gespielt haben, man könne nicht noch mehr Seiten in einen einzigen Band pressen? Dann hätten leider technische gegenüber qualitativen Kriterien obsiegt. Ohnehin wäre es praktischer und handlicher gewesen, diese dickleibige Edition auf zwei Bände zu verteilen.

Die Textausgabe selbst, der sich ein umfangreicher «Glossaire» (p. 753–769) und ein «Index des noms propres» (p. 771–777) anschließen, ist – was die Darbietung des Quellentextes angeht – einwandfrei. Die Editoren transkribieren die Ausgabe von 1508 und korrigieren dabei überzeugend – und das geschieht hier erstmalig – deren Fehler unter Heranziehung der Ausgabe von 1510–1520. Im textkritischen Apparat verzeichnen sie unter dem Sigle «L.n.c» (= «Leçons non conservées de l'édition de 1508») die fehlerhaften Versionen der Edition von 1508. Außerdem bieten sie im Apparat die von Eloy benutzten Quellentexte (mit Angabe der genauen Fundstellen) sowie, jeweils mit dem Zeichen «N» (= «Notes») einige (leider viel zu wenige) Kommentare zu inhaltlichen und sprachlichen Problemen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß Deschaux und Chartier eine ausgezeichnete Arbeit vorgelegt haben, für die ihnen jeder Mediävist dankbar sein wird. Meine wenigen kritischen Bemerkungen betreffen nur Details; sie können den positiven Gesamteindruck auf keinen Fall trüben.

Arnold Arens

<sup>1</sup> Cf. M. BRENET, «Un poète musicien français de XV<sup>e</sup> siècle: Eloy d'Amerval», *Revue d'histoire et de critique musicales* 1 (1901), 46–53.



DOROTHÉE WERNER, *Le Sermon sur l'Enfant prodigue de Michel Menot (1520)*. Introduction, édition critique, étude lexicologique. Tübingue (Max Niemeyer Verlag) 1989, VI + 150 p. (*Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie* 227).

Issu d'un séminaire de K. Baldinger (p. 1), ce petit livre aborde sous le microscope et selon une optique avant tout lexicologique, un sujet à peine effleuré sous cet angle les sermons *mistilingui* (latin/français) du XVI<sup>e</sup> siècle, genre dont le texte de Menot qui a retenu l'attention de l'autrice est un bon témoin. «Textes hybrides, à base latine, avec un apport important d'éléments vernaculaires» (2). Exemple: «Iste puer perditus, mundanus et superbi animi, cest enfant gasté, mondain et de fyer couraige, quando bene fuit in suis pompis studuit a l'exercice de toute meschanceté et de paillardise, in exercicio totius infelicitatis et luxurie, et pro complemento sue vilissime vite faciebat quotidie convivia, aux ungs et aux aultres tenoit table ronde, riens n'y estoit espargné, quibusdam et aliis tenebat mensam rotundam toti mundo, nihil habebatur in precio» (75)<sup>1</sup>.

Cherchant à caractériser la langue de ces sermons (28-51), Dorothee Werner indique bien en quoi ils ont embarrassé la critique: «spécialement dans la France du XIX<sup>e</sup> s., qui se vantait non sans raison [?] de sa langue claire, classique et cartésienne développée au XVII<sup>e</sup> siècle, tout langage mixte paraissait impur, incompréhensible, ridicule, en un mot, déraisonnable et était donc, pour le moins, suspect» (31), voire «scandaleux» (32). Pour sa part, D.W. adopte la perspective générale de L. Lazzarini (1971), qui considère l'hybridation latin/vernaculaire dans la prédication médiévale et du XVI<sup>e</sup> siècle un «moyen d'expression intentionnel», jouissant d'un «caractère institutionnel» et constituant une «langue spéciale» des sermons» (34). Elle parie donc sur une «prédication effective des sermons hybrides délibérément conçus comme tels» (38), même si L. Lazzarini parlait plutôt, à propos de la prédication française, d'«alternanza delle due lingue» ou «mescidenza inorganica» que de «mescidenza organica» ou hybridisme proprement dit. Ce pari repose entre autres sur l'analyse du public (un «public mixte de laïcs et d'ecclésiastiques» [23]) (21-24) et sur l'étude stylistique et rhétorique des textes de Menot (39-51).

En plus de la discussion de la problématique générale de la prédication bilingue qu'elle contient, l'«Introduction» (7-51) replace Menot et ses sermons dans leur cadre historique: indications biographiques (7-9), «lieux et dates de la prédication de Menot» (24), «transmission des sermons» (25-27), notamment.

On lit ensuite l'«édition critique du sermon de l'Enfant prodigue» (53-86), très minutieuse, qui suit l'«édition de 1519» (= 1520, v. p. 57-58). Le texte est aussi reproduit en facsimilé (67-70). Les variantes substantielles des éditions postérieures (1522 et 1526) sont fournies dans l'apparat. La décision de mettre en italique les formes traitées dans l'étude lexicologique n'est peut-être pas très heureuse.

Cette étude lexicologique (87-146) est fortunément conçue comme un complétage systématique du *FEW* (87-89). Elle s'attache aux «attestations intéressantes» pour la lexicologie historique du français: «premières attestations», «dernières attestations», «attestations uniques», «rares», «précoces» ou «tardives» (87 et n. 1). Les résultats les plus intéressants concernent sans doute la phraséologie (3). D.W. peut en effet attester grâce à Menot plusieurs locutions sous une forme macaronique ou semi-macaronique qui devance les premiers enregistrements sous une forme purement française: *cito vel tarde* (*tôt ou tard* dp. Palsgrave 1530) (104), *rodere jusques aux os* (OudC 1640-DG [1897]) (136), *hec est minima sollicitudinum suarum* (*c'est là le moindre de mes soucis* dp. Ac 1694) (138), *tangere au vif* (dp. Amyot) (139), etc. L'introduction de ces «calques macaroniques» (29) dans la lexicographie historique pourra poser quelques problèmes, ou, du moins, mettre en évidence son unilinguisme foncier. . .

<sup>1</sup> Quelques passages plus proches de véritables énoncés bilingues (sans reprise synonymiques ou «sinonimia glossante» [49]); par exemple: «Vidit ce galand, ce malotru, et dicit intra se [. . .]» (82).

Les articles du glossaire, composés suivant un plan uniforme et rationnel, sont très clairs, mais il y a quelques observations à faire sur la réalisation dans le détail. Tout d'abord, les entrées devraient apparaître, suivant l'usage, sous leur forme non-marquée ou conventionnelle (et non «sous la [les] forme[s] qu'elle a dans [le] texte» [88]) et être allégées des contextes superfétatoires. Par exemple: aimer *mieux*, et non *aymeroit mieux* (avoir mains pain) (97); chancher de, et non: *j'ay . . . chanché d'(estat)* (104); egrené, et non *egrenez* (110); fronsé et non *fronsée* (115); galoise et non *galoises* (116); etc. Parallèlement, les définitions devraient concerner l'unité lexicale à décrire et non consister en une paraphrase du passage; c'est, par exemple, mettre qn *en besongne* «engager (qn) en vue d'un travail» qui demande à être défini, et non le fragment de texte *mettez* (moy) *en besongne* (que l'autrice traduit par «employez-(moi), donnez-(moi) du travail chez vous») (100). De plus, l'indication de la catégorie grammaticale est très loin d'être systématique; elle manque au contraire systématiquement dès que l'unité lexicale traitée dépasse le mot simple; elle manque aussi pour trop de mots simples, par exemple sous *acoustrer* (v. tr.), *auge* (subst. f.), *courage* (subst. m.), *grant* (adj.), etc. Signalons enfin que la catégorie «participe passé» recouvre indistinctement des formes verbales, à lemmatiser sous l'infinitif (par ex. *exposé* [113]), et des (participes-)adjectifs (par ex. *fronsé* [115]).

Ces imperfections lexicographiques sont monnaie courante dans les glossaires d'éditions de textes, nous le savons, mais elles devaient être évitées dans une «étude lexicologique». Quand elles s'accumulent, elles contraignent le lecteur à une gymnastique lassante:

qui . . . *frequente* pays «qui . . . voyage, voit du pays» (128)

doit se réécrire

*frequenter* *pays* loc. verb. «voyager, voir du pays»,

et ainsi de suite.

Quelques observations faites au fil de la lecture: — 94: *macer sicut alec* est traduit par «maigre comme un hareng», mais l'autrice ne dit pas clairement que *alec* représente mlt. *allec* «hareng» que l'on trouve bel et bien (malgré son «Dict. lat. méd. 0») dans les dictionnaires de latin médiéval (v. *MltWb*, *LathamDict*, etc.); la référence à *FEW* 16 sous *HARING* est quelque peu trompeuse; — 96: sans *monsieur d'argenton* «sans argent», intéressante attestation, se base probablement sur la prononciation de lat. *argentum*. — 96: supprimer «amoureux» dans la définition de *assoté*. — 96: sous *assurez*, il y a quelque chose d'anachronique à demander au *FEW* (celui des années '20!) de «préciser les différentes significations» de *assurer*. — 111: D.W. ne nous semble pas avoir compris le sens de *entretenir* dans «si bien l'avoient entretenu en sa prospérité, et en ses pompes, ces galoises»; elle y voit un emploi de *entretenir* qn «avoir des relations amoureuses avec (qn)», alors que nous y verrions plutôt le sens de «maintenir» (ici ironiquement). — 111: *escarlante* est défini «couleur rouge», mais le contexte appelle plutôt un nom de matière («étoffe précieuse», *FEW* 19, 149b ?). — 117: pour *gouffre* «ruine, perte (d'argent, de biens)», cf. *gouffre d'argent* dans *Cotgr* 1611 (*TLF*). — 128: le sens de *patron* est plutôt «modèle sur lequel on fabrique certains objets» (1375-Ac 1878, *FEW* 8, 26a); dans le même passage, *forme* doit avoir celui de «moule» (déjà attesté pour *forma* en latin), qui serait une première attestation (cf. *FEW* 3, 715a et b); D.W. ne paraît pas avoir saisi l'image concrète dont se sert Menot. — 140: pour *florence* dans *tocque de florence*, cf. M. Hofler, *ZBeih* 114, 106 et n. 8. — 141: pour *net comme torchette*, renvoyer aussi à *FEW* 13, II, 104b. — 145: traiter la locution adjectivale *plain de sa volenté* «qui n'en fait qu'à sa tête».

Quelques maladresses, surtout stylistiques, auraient dû être éliminées: 1, n. 1: H. Martin] R. M.; 3: tout-à-fait] tout à fait; 4: conrète] concrète; 15, n. 32 (*et passim*): Ma parenthèse] Parenthèse mienne; 31: exprès] expressément; 33: conclua] conclut; 53: et ne tiennent compte]e.n.t. pas c.; 55: datée 1519] d. de 1519; 57: a été datée [. . .] à 1519] a é.d. [. . .] de 1519; 62: édition] édition; 89: Il m'a été possible] Cela m'a é.p.; 103 (*et passim*) Menot [. . .] est première attestation] M. [. . .] e. la p.a.;

116: réservée] propre; 120: ca. 1485, Mist] ca. 1458, Mist (1485 est une célèbre faute d'impression du Beiheft du *FEW!*).

Au total, malgré quelques imperfections, un premier travail sympathique, sur un sujet propre à intéresser aussi bien la sociolinguistique historique que la lexicologie.

Jean-Pierre Chambon



JELLE KOOPMANS ET PAUL VERHUYCK, *Ulenspiegel, De sa vie et de ses œuvres*, Anvers et Rotterdam (De Vries Bouwers) 1988, 327 p.

Les auteurs nous procurent, dans un beau volume abondamment illustré, agréable à lire et à manier, l'édition critique de la plus ancienne version française connue des histoires de Till Eulenspiegel: le texte imprimé à Anvers en 1529 leur sert de base, corrigé çà et là par celui de Paris 1532 ainsi que celui de A. Lotrian (Paris, s.d.; sans doute 1532-33), et (pour quinze de ces quarante-six histoires) par l'anthologie intitulée *Le parangon de nouvelles* (Paris, s.d.).

S'agissant de textes de «littérature populaire», les problèmes philologiques posés sont spécifiques; et leur solution exige qu'une attention extrême soit portée à la tradition considérée comme un tout dont émerge l'ouvrage retenu, sans qu'à aucun moment le critique puisse faire abstraction de ce rapport. K. et V. se sont acquittés excellemment de cette tâche malaisée. Ils intègrent à leur étude (comme le fit K. il y a quelques années, pour les sermons joyeux) une analyse comparative des gravures sur bois illustrant les diverses éditions: c'est là une mine très riche d'indices permettant d'éclairer les mouvements internes de la tradition. Les quatre-vingts pages du texte sont suivies des annexes habituelles (variantes, notes, glossaire: au total quatre-vingt-treize pages), et précédées par une substantielle introduction (p. 7-143) qui fait l'histoire des textes, dans les trois domaines linguistiques où est attestée la diffusion d'Eulenspiegel: allemand, flamand et français.

Le personnage bouffon d'Eulenspiegel existe à peine comme caractère, mais, autour de cette figure d'heureux roublard, se produit progressivement, au cours du XIV<sup>e</sup> siècle, un phénomène de concentration épique qui, par addition d'anecdotes de toutes origines rapportées à ce «héros», a fini par lui créer une sorte de pseudo-biographie. Des exemples analogues sont fréquents dans toutes les littératures populaires. Les livres de colportage du XVI<sup>e</sup> s. dans lesquels Eulenspiegel apparaît à notre horizon, le saisissent à cette phase ultime de l'évolution: le texte d'Anvers 1529 le mène de son baptême à son enterrement. Il y avait alors un demi-siècle déjà qu'avait paru (à Lübeck?) la première édition, en bas-allemand, qui suivait peut-être un manuscrit (perdu) de 1450 environ. Les pp. 10 à 46 débrouillent, dans la mesure du possible, cette histoire jusqu'au moment où «Till l'Espiegle» pénètre, sans doute sous une influence flamande directe, dans la littérature populaire de France. Suit une liste descriptive détaillée (p. 46-80) des quatre-vingt-dix éditions françaises du XVI<sup>e</sup> au XIX<sup>e</sup> siècles. Quelques chiffres de vente, rassemblés par les auteurs (non moins que les adaptations latines savantes) prouvent la vogue dont jouit jusqu'au milieu du XVII<sup>e</sup> s. cette littérature: vogue qui se prolonge au XVIII<sup>e</sup>, mais dès lors uniquement en livrets de colportage. L'abondance de la matière contraint les auteurs à laisser de côté la masse considérable des adaptations, remaniements, transcodings de la «légende» d'Eulenspiegel dans les traditions narratives, les arts plastiques, voire (depuis que la *Légende d'Ulenspiegel* de Charles Coster, en 1867, eut forcé l'entrée de la littérature universelle) le cinéma!

Le livre de K. et V. sera d'autant mieux venu que la critique de langue française a négligé Eulenspiegel. Leur édition leur fournit l'occasion de faire le tour des nombreux problèmes soulevés par cette histoire, d'en signaler au moins, l'existence en suggérant une solution: origine; langue originale (allemand ou flamand?); variation du nombre d'histoires rapportées au héros (de quarante-



cinq à quatre-vingt-quinze selon les recueils); diversité des traditions (ils en relèvent trois en France, autour de centres émetteurs de littérature de colportage: Paris, Lyon, Orléans).

Une dizaine de pages seulement (p. 120-132) esquissent une étude littéraire. C'est un peu bref, mais des remarques pertinentes situent clairement le texte dans la perspective des Folies médiévales et des renversements carnavalesques. A des traits d'ironie sociale s'associe une constante et assez épaisse scatologie, à l'exclusion, chose étonnante, de tout érotisme.

Paul Zumthor



*Claude-Ferdinand Guillemay du Chesnay dit Rosidor, Les valets de chambre nouvellistes. Comédie inédite en cinq actes et en prose, écrite à Stockholm vers 1701. Texte établi, présenté et annoté par MOHAMED SAMY DJELASSI, vol. I: Texte; vol. II: Introduction et notes, Uppsala (Almqvist & Wiksell) 1988, 111 p. + 167 p. (Acta Universitatis Upsaliensis Studia Romanica Upsaliensia 42:1 + 42:2).*

Claude-Ferdinand Guillemay du Chesnay, genannt Rosidor (Mitte 17. bis Anfang 18. Jh.), dürfte – wenn überhaupt – nur sehr wenigen bekannt sein. Rosidor war Schauspieler und wirkte als solcher zunächst in verschiedenen Städten Frankreichs (z.B. Metz und Paris, wo er an der Comédie Française seinen größten Mißerfolg erleben mußte), bevor er am Hof König Karls XII. von Schweden eine Anstellung fand. In Stockholm machte er sich nicht nur als «introduceur du théâtre français en Suède» (vol. II, p. 14) einen Namen; hier schrieb er auch 1701 die fünf Akte umfassende Prosakomödie *Les valets de chambre nouvellistes*. Vielleicht stammt aus seiner Feder auch die Komödie *Les amours de Merlin*.

Zwar ist und bleibt Rosidor ein «auctor minor». Der Literaturwissenschaftler sollte, ja er muß sich auch mit den Autoren befassen, die allgemein nicht zum Kreis der «großen Dichter» gezählt werden; liefern ihm deren Werke doch oft wichtige Erkenntnisse zum Verständnis der Zeitbedingtheit von Literatur. Und so ist es denn auch nur äußerst begrüßenswert, daß Djelassi mit der hier anzuzeigenden Arbeit einen bislang faktisch überhaupt nicht beachteten Text zugänglich macht.

Das Geschehen der Komödie *Les valets de chambre nouvellistes* rankt sich um die zwischen den Schweden und den Russen ausgetragene Schlacht von Narva (30. November 1700): Während der Abwesenheit von M. Dinasse, der als Offizier des Königs in den Krieg gezogen ist, wird die Heirat seiner Tochter L'Eonore mit Durimont vorbereitet, wobei sich aber immer wieder neue Komplikationen ergeben; die Zeit des Wartens auf die Rückkehr von M. Dinasse wird ausgefüllt mit einer Vielzahl komischer Berichte, die die Diener La Breche und Don Eriquet über den Schlachtverlauf und andere Geschehnisse geben.

Ist es, wie bereits gesagt, lobenswert, daß Rosidors Komödie nun erstmalig ediert wird, so ist jedoch die Art, wie das hier geschieht, mehr als bedenklich, ja sogar äußerst enttäuschend. Band I, zu dem zunächst etwas gesagt sei, enthält die Textedition. Warum diese (immerhin ist sie der wichtigste Teil der Arbeit!) als fotomechanischer Nachdruck eines Typoskripts, Band II hingegen in feinsäuberlichem Satzverfahren vorgelegt wird, ist mir unverständlich. Aber vielleicht ist das eine Geschmacksfrage. Um eine Geschmacksfrage dürfte es sich dann allerdings nicht mehr handeln, wenn der Text der Handschrift (er liegt offenbar in nur einem Manuskript vor) ohne jegliche Veränderung, mit allen auch noch so eindeutigen Schreibfehlern des Kopisten (cf. z.B. vol. I, p. 19 [nach 420] die falsche Schreibung «M. Durement» statt M. Durimont) übernommen wird. Die in vol. II, p. 9 für dieses Verfahren gegebene Begründung «Comme nous n'excluons pas la présence de spécialistes parmi nos lecteurs, il nous a paru préférable d'éviter toute intervention de

notre part» spricht für sich. Es mag vielleicht sehr hart klingen, sei aber trotzdem gesagt: Eine Kopie der Handschrift hätte, falls diese gut lesbar ist, denselben Zweck erfüllt wie der hier vorgelegte Band I.

Leider fällt mein Urteil auch nicht besser aus über den Band II, der sich zusammensetzt aus den Abschnitten «Introduction» (p. 9-56), «Notes» (p. 57-118), «Tables» (p. 119-134), «Bibliographie» (p. 135-151), «Appendices» (p. 152-166) und «Table de matières» (p. 167). Generell läßt sich zu Band II sagen, daß hier sehr weitschweifig, vielfach widersprüchlich und oft rein spekulativ argumentiert wird und daß weite Teile der Ausführungen aus einer bloßen (und zudem unkritischen) Aneinanderreihung von Zitaten bestehen. Es seien nachfolgend mehrere konkrete Beispiele angeführt: 1) p. 9-10 findet sich ein langer, völlig nichtssagender Abschnitt, in dem aufgezählt wird, wie viele Ausrufungs-, Fragezeichen, Kommata etc. im Text enthalten sind. – 2) Die Tatsache, «que le titre même de la pièce mentionne le nom de l'auteur» (p. 12), ist noch kein Beweis für die Annahme, in Rosidor selbst den Redaktor der Handschrift zu sehen. – 3) p. 14 stellt Djelassi Rosidors Autorenschaft der Komödie *Les amours de Merlin* als gesichertes Faktum dar; p. 19 hingegen wird von der Möglichkeit seiner Autorenschaft gesprochen, p. 21 dann wird Rosidor als «auteur probable» bezeichnet. – 4) In den sehr langatmigen Ausführungen zu *Les amours de Merlin* (p. 18-22) finden sich auf Schritt und Tritt durch nichts bewiesene Pauschalurteile wie etwa: «La pièce est amusante à plus d'un titre et, malgré quelques maladroites, présente certains passages heureux» (p. 22). – 5) p. 16-17, 24-26 und 27-29 bieten eine bloße Aneinanderreihung von Zitaten. – 6) Am wenigsten überzeugend ist der Abschnitt «Le comique des *Valets novellistes*: burlesque et ridicule» (p. 33-44). In ganz unzulässiger Weise werden hier die Begriffe «comique», «ridicule» und «burlesque» als Synonyma verwendet. Auf die Auflistung des «vocabulaire burlesque» (p. 34-37) hätte verzichtet werden können, da p. 119 ss. nochmals eine solche Auflistung geboten wird. Es ist mehr als fraglich, ob Lexeme wie «belle», «barbe», «engager» u. a. dem burlesken Vokabular zuzuordnen sind. p. 38 schreibt Djelassi: «nous nous bornerons à citer deux exemples représentatifs»; anschließend (p. 38-40) führt er dann aber drei Beispiele an. – 7) Die Darlegung in dem Abschnitt «La mise en scène des *Valets novellistes* et les unités» (p. 44-51) sind mehr als oberflächlich. Was heißt z.B. eine Feststellung wie «l'unité d'action est ici (. . .) un peu oubliée» (p. 51)? – 8) Die «Notes» (p. 57-118) zeugen zwar von großem Fleiß, zeigen aber auch, daß Djelassi sich offenbar an einen nichtspezialisierten Adressatenkreis richtet; es werden nämlich hier wiederholt Selbstverständlichkeiten kommentiert. – 9) In der Bibliographie (p. 135-151) vermisste ich das Standardwerk A. Adam, *Histoire de la littérature française au XVII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1848 ss. sowie auch A. Gasté, *La querelle du Cid. Pièces et pamphlets publiés d'après les originaux avec une introduction*, Paris 1898. Bei den Zeitschriftenaufsätzen fehlt leider die Seitenangabe; statt «in» zur Angabe der Zeitschrift muß es übrigens «dans» heißen.

Als Gesamturteil läßt sich festhalten: Djelassi hat mit seiner von unbestreitbar großem Fleiß zeugenden Arbeit auf den bislang kaum beachteten Autor Rosidor aufmerksam gemacht und erstmalig dessen Komödie *Les valets de chambre novellistes* ediert. Man hätte dies allerdings wesentlich besser machen können. Es ist schade, daß die Arbeit mit so vielen Mängeln behaftet ist.

Arnold Arens



HERMANN LINDNER, *Der problematische mittlere Stil. Beiträge zur Stiltheorie und Gattungspoetik in Frankreich vom Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn der Aufklärung*, Tübingen (Gunter Narr Verlag) 1988, IX + 292 p. (*Romanica Monacensia* 28).

Die europäische Literaturgeschichte läßt sich in zwei große Epochen einteilen. Jahrhunderte hindurch konnte sich jemand als Schriftsteller bezeichnen, solange er nur gewisse traditionelle Re-

geln und Techniken befolgte oder Musterstücke imitierte. Als sich aber im *siècle de Louis XIV* das neue Natürlichkeitstheorem verbreitete, sahen die Dichter u.a. ein, daß man wirklich verliebt sein muß, um echte Liebeslyrik zu schreiben (Boileau «C'est peu d'être Poète, il faut estre amoureux», zit. 258). Die Geschichte der Literatur kann also für die erste Epoche auf eine Geschichte der Rhetorik und Stiltheorie reduziert werden, mit Hinweisen auf die Wiederentdeckungen früherer Autoren als Muster und Theorielehrer; für die Neuzeit hingegen kann man wenig mehr tun, als eine Reihe von Biographien zu schreiben.

Derart simplistische Verallgemeinerungen sind in Lindners Habilitationsschrift nicht zu finden, aber der Leser wünscht sich oft, der Autor hätte seine langen Ausführungen mehr gestrafft und profiliert. Die «Problematik» des mittleren Stils ist ein wenig zur Problematik dieser Studie geworden. Wie Lindner häufig zeigt, ist diese Stilsorte in vielen Epochen abwesend, oder wird nur im Kontrast zu den beiden anderen Stilen gesehen. Über die Jahrhunderte hinweg bildet sich ein Vokabular aus, Stilsorten zu beschreiben, und es war verlockend, solche Schlüsselwörter als Zugang zu den Quellen der Geschichte der Literatur zu wählen. Nun ist es aber gefährlich, jeden Kritiker, der z.B. das Epithet «simple» benutzt – z.B. mit Bezug auf LaFontaines Fabeln – gleich zu der Tradition der Theoretiker zu zählen, die dieses Wort wirklich als Echo an die traditionelle Rhetorik verstanden wissen wollten. «Um dieser Gefahr, in den einschlägigen französischen Stiletiketten die analogen antiken Terme immer nur als gleichbleibende ästhetische Äquivalenzgrößen «wiederzufinden», zu entgehen, muß sich deshalb diese Untersuchung darauf einlassen, den gewählten kleinen Ausschnitt aus der elocutionellen Dimension der Rhetorik und Poetik unter das Vergrößerungsglas seines regionalen und epochalen kulturellen Kontextes zu halten» (5). Der «kulturelle Kontext» kommt aber gewiß zu kurz, wenn durchgehend die kreative literarische Produktion ausgeklammert wird. Nach all den Kritiken an Schriftstellern oder Vorschriften für sie, möchte man doch wissen, wie diese die graue Theorie in die Praxis umgesetzt haben. Am nächsten kommt Lindner zu einem Literaturausschnitt p. 109 mit dem Beispiel von Fabri, wie man einem König zu einem gewonnenen Krieg gratulieren soll, mit «haultz termes», «termes communs» und «bas termes»:

«Sire, vous estes souuerain roy tresredoubté par le monde vniuersel, pour les tresgrandes et rigoureuses batailles esuelles vous auez victorieusement triumpné de voz ennemis. La loyaulté de voz inuincibles cheualiers (. . .)/Quelle plus grande ioye pourroit il plus aduenir a voz subietz que d'estre en paix mainteneus (. . .)/Doresnauant, marchandise affluera de toutes regions en ce royaume. Les gens se reposeront, qui par ca deuant ont esté longuement molestez; les pastoureaulx dormiront seurement aux champs avec les brebiettes; les belles et mignonnes bergieres danseront au son de la musette . . .» (109).

Um nicht wie Fumaroli (*L'âge de l'éloquence*, Genf 1980) in Gefahr zu geraten, im «eigenen Materialreichtum zu «ertrinken»» (189), beschränkt sich Lindner auf eine Geschichte der metasprachlichen theoretischen Diskussion über den Stil. Dies allein kann natürlich schon reichlich kompliziert ausfallen, da die Kombinationsmöglichkeiten der Varianten auf den beiden Achsen Stilhöhe, Textsorte (oder Thema) – und vielleicht, in der Renaissance, einer dritten Achse, die der *ideae elocutionis* des Hermogenes, oder ästhetischer Absichten, oder des Ideals des *prodesse et delectare* – sehr zahlreich sind. Eine erste Konstante ist nun, daß drei Genres für drei Stile vorbildlich wurden, und dies, gemäß der *rota Vergilii*, die *Aeneis* als Epos (oder Tragödie), die *Georgica* als Lehrgedicht und die *Bucolica* als Ekloge (oder Komödie). Daß die Textsorte den Stil bestimmt, ist dabei für theoretische Stellungnahmen von geringem Belang (siehe vor allem die Beobachtungen zu Sonett und *tragicomédie*. Stellenangaben im «rhetorisch-poetischen Sachregister», 286-292).

Die Generationen überdauernde Diskussion darüber, wieviele Stilebenen es gibt, war für Lindner von größerer Bedeutung. In faszinierender Art gelingt es ihm, zu zeigen, wie die Dreistillehre Jahrhunderte hindurch mit dem binären Stilkonzept konkurrierte. Dabei wird offensichtlich, daß die aristotelische Grundidee – vor allem von Cicero verbreitet – von der idealen Mitte zwischen den beiden tadelnswerten Extremen des Übermaßes und des Mangels von der Tugend-



lehre auch auf Stilvorstellungen abfärbte. Parallel dazu verlief die christliche Vorstellung der Bipolarität von Tugenden und Lastern, die eine dualistische Stilordnung empfahl. Beide Konzeptionen führen zu dem Schluß, daß es nur *einen* Stil geben kann, der dann eben, gemäß der *aptum*-Vorschrift, vom Genre her bestimmt ist, wie z.B. die an der Bibel orientierte sakrale calvinische Einheitsdiktation. Eine von Wertvorstellungen freie Stiltriade aber führt dazu, daß statt der «goldenen Mitte» eine «weder-noch Mediokrität» aufkommt. Der Weg von Ciceros *tripartita varietas* zur *hiérarchie tripartite de style* des 17. Jh. verlief gewiß nicht so geradlinig und regelmäßig, wie es z.B. J. Morel annimmt («Médiocrité et perfection dans la France du XVII<sup>e</sup> siècle», *Rev. d'hist. lit. de la France* 69, 1969, 441-450), und Lindner beschreibt eindrucksvoll die «Interpenetration und Kollision der verschiedenen Traditionsstränge» (226). Daß dies nicht gerade ein einfaches Unternehmen ist, ist selbstverständlich, und Lindners Studie erfordert vom Leser Konzentration und Geduld, belohnt aber die Mühe mit Einsichten in Details und größere Zusammenhänge.

Der erste Teil (7-49) bespricht die antiken Ausgangsdaten und das gewandelte Verständnis davon im Mittelalter und den Synkretismus der Traditionen in den Klassikerkommentaren des Humanismus. Der zweite Teil (50-187) geht auf die humanistische Ästhetik in der volkssprachlichen Stillehre der fr. Renaissance ein und verfolgt weiterhin die wechselnden Reaktionen auf das überlieferte heterogene Definitionsangebot oder die stagnierende Bewußtseinslage, geht aber vor allem den polaren Kriterien von Stilgrenzen wie «bas – enflé», «grave – plaisant», «docte – commun», «orné – nu» nach. Der dritte Teil (188-252) behandelt den *style médiocre* in der fr. Poetik des 17. Jh., in seinen Wertoppositionen des «style orné», «style modeste», oder «style fleuri». Kapitel wie «Frankreichs stiltheoretischer Ort in der Romania» (178-187) lassen den Leser auf weitere Arbeiten Lindners hoffen.

Curt Wittlin



*Zeitschrift für Katalanistik (ZfK) – Revista d'estudis catalans.* Hrsg. von TILBERT DIDAC STEGMANN, AXEL SCHÖNBERGER, INGE MEES und CHRISTINE BIERBACH. Frankfurt am Main. Vol. I, 1988, Vol. II, 1989.

Voilà que déjà deux volumes ont été publiés de cette intéressante revue. En fait, c'est plus qu'une revue. Il s'agit d'un véritable annuaire des études catalanes dans les pays de langue allemande. Il n'en paraît qu'un volume par an, mais il est copieusement fourni d'articles, en catalan et en allemand, de compte-rendus de livres et d'un panorama des publications et des activités littéraires germano-catalanes, sans oublier le programme des cours universitaires de langue et de culture catalanes offerts dans toute les hautes écoles de la République Fédérale, de l'Autriche et de la Suisse de langue allemande (y compris l'Université de Fribourg!). Dans cette revue bilingue, les articles ne sont pas traduits, mais ils font l'objet d'un résumé dans l'autre langue, à la fin du volume.

La publication se fait sous les auspices de la Deutsch-Katalanische Gesellschaft (DKG), de l'Institut für romanische Sprachen und Literaturen de la Johann Wolfgang Goethe-Universität, à Frankfurt am Main, et encore du Centre UNESCO de Catalogne et du Département de culture de la Généralité de Catalogne, avec l'appui financier de la société Hoechst Ibérica AG, de Barcelone.

Son utilité comme moyen d'information, lorsque la culture catalane est en train d'obtenir sa consécration officielle et d'élargir chaque jour son image dans les milieux intellectuels internationaux, est évidente. Et, de plus, avec le volume, on reçoit des feuillets de propagande de plusieurs maisons (telles que Suhrkamp, Vervuert Verlag, de Frankfurt, ou Edition Tranvia, de Berlin) qui toutes publient de traductions littéraires ou des ouvrages divers sur la Catalogne, du plus haut intérêt.

Mais la revue ne se borne pas à faciliter des informations générales. Le contenu intellectuel de ses articles est aussi remarquable – avec les inévitables auxquelles il faut s'attendre dans toute publication de ce genre. Dans le premier numéro (1988), il n'y a pas moins de dix-huit articles et de cinq comptes-rendus; dans le deuxième, treize articles et onze recensions bibliographiques. Les sujets des articles vont de Raymond Lulle (Rudolf Brummer et Armand Llinarès) et de la littérature médiévale (Curt J. Wittlin, sur Francesc Eiximenis, F. Massip sur la mise en scène des représentations de théâtre sacré), à la littérature catalane du XIX<sup>e</sup> et du XX<sup>e</sup> siècle. Pour ce qui est de la linguistique, les contributions vont, encore une fois, de la langue médiévale à des considérations socio-linguistiques sur les concepts de «langue» et de «dialecte» ou sur la normalisation supra-dialectale de la langue «standard» actuelle et la modernisation du lexique dans l'usage public et dans les médias, – sujets dont on ne saurait ignorer la portée de nos jours en Suisse... Des articles aussi plus généraux portaient, dans le premier cahier, sur les relations culturelles germano-catalanes à travers l'histoire (Dietrich Briesemeister) et, dans le deuxième, sur *Europa, Okzitanien und Katalonien: Vom Ende der Zentralstaatsideologie im wirtschaftlich vereinten Europa*, de Robert Lafont, professeur à Montpellier.

Il est heureux qu'une telle publication ait pu voir le jour et il faut souhaiter qu'elle continue longtemps sa route bienfaisante. Et je rappelle ici qu'une revue analogue paraît aux États-Unis, avec le titre *Catalan Review*. Un seul exemple de l'importance que ces publications peuvent avoir, même au delà des milieux littéraires: la dure critique que le Prof. Tilbert D. Stegmann, l'éditeur principal de la *ZfK*, adresse à la nouvelle édition de la *Brockhaus Enzyklopädie* pour la manière dont elle rend compte de l'onomastique catalane. Dans les cinq volumes parus, elle utilise toujours, en effet, les noms des lieux et des personnes dans la forme «espagnolisée», imposée par des siècles de centralisme castillan. Cela est aujourd'hui inadmissible lorsque sur place la graphie catalane correcte a remplacé celle d'autrefois, même au long des routes. Des règles précises de normalisation linguistique sont désormais en vigueur aussi bien en Catalogne que dans les Îles Baléares et à Valence. Continuer à donner les formes abandonnées peut même induire en erreur les nombreux touristes de langue allemande qui s'y rendent chaque année... .

Adresse de la revue: Katalanisches Kulturbüro, Jordanstraße 10, D-6000 Frankfurt a.M. 90.

Ramon Sugranyes de Franch



RAYMOND LULLE: *Principes et questions de théologie. De la quadrature et triangulation du cercle*. Traduction de RÉNE PRÉVOST OSB, et de ARMAND LLINARÈS. Introduction et notes de ARMAND LLINARÈS Paris (Les Editions du Cerf) 1989, 264 pp. (Sagesses chrétiennes).

Les deux dernières années ont été des plus fertiles pour les études lulliennes. J'énumère rapidement les plus importantes nouveautés dans ce domaine, pour me concentrer ensuite sur le livre de M. Armand Llinarès. Pour ce qui est de l'édition de textes, nous avons vu paraître avec leur régularité coutumière deux volumes des *Raimundi Lulli opera latina* (ROL), que prépare le Raimundus Lullus Institut de l'Université de Freiburg im Breisgau pour le *Corpus christianorum* de Turnhout. Il s'agit des volumes XVI, qui comprend les titres 190–200 de l'*opus* lullien (1311–1312)<sup>1</sup>, et XVII,

<sup>1</sup> RAIMUNDUS LULLUS, *Opera latina*, vol. XVI: 190–200. *Viennae Allobrogum, in Monte Pessulano et in Civitate Maioricensis, annis MCCCXI-MCCCXII composita*, ediderunt ANTONI OLIVER et MICHEL SENNELART, FERNANDO DOMÍNGUEZ REBOIRAS comite. Turnhout (Brepols) 1988, 406 p. (*Corpus christianorum, continuatio mediaevalis* 78).

avec les titres 76–81 (1297–1299)<sup>2</sup>. La publication scientifique des oeuvres catalanes de Raymond Lulle s'est enrichie à son tour d'une nouvelle édition, rigoureusement critique cette fois, de son *Llibre de l'Orde de cavalleria*<sup>3</sup>, souvent reproduit modernement sans trop de fidélité envers les manuscrits médiévaux. Et enfin nous avons vu paraître en catalan l'excellente anthologie d'Antoni Bonner, *Obres selectes de Ramon Llull*<sup>4</sup>, que nous possédions jusqu'ici seulement en anglais, sous le titre de *Selected Works of Ramon Llull*, de la Princeton University Press. Il faut ajouter que le deuxième volume de cet ouvrage contient un apport précieux à nos études. Il s'agit d'un nouveau catalogue chronologique des oeuvres de R. Lulle – qui occupe soixante pages! – avec indication précise de tous les manuscrits, éditions et traductions (complètes ou partielles) de chaque titre, ainsi que la mention des oeuvres perdues dont nous connaissons l'existence par le témoignage de l'auteur lui-même.

A côté de cet indispensable travail d'édition et de catalogage des textes, je rappelle encore un nouvel exposé général de la figure et l'oeuvre de R. Lulle, dû à la plume du même Antoni Bonner et de Lola Badia, *Ramon Llull: vida, pensament, obra literària*, paru à Barcelone<sup>5</sup>, et la destruction définitive du mythe qui faisait de notre auteur un alchimiste et un magicien. C'est Madame Michela Pereira, professeur à l'Université de Florence, qui s'en est chargée dans un livre fort important *The Alchemical corpus attributed to Raymond Lull*, publié par le Warburg Institute de l'Université de Londres<sup>6</sup>.

Chacun de ces livres mériterait une recension détaillée. Si j'ai voulu les signaler ici c'est pour montrer combien le lullisme est aujourd'hui un secteur vivant et actuel dans le monde des médiévistes. L'ouvrage que je vais présenter maintenant est d'un autre genre. Parallèlement au travail des philologues et des historiens, un philosophe de formation, lulliste fervent, Armand Llinarès poursuit inlassablement sa tâche de divulguer la pensée lullienne, en langue française. Depuis sa thèse de doctorat, publiée en 1964, *Raymond Lulle, philosophe de l'action*<sup>7</sup>, M. Llinarès a multiplié les éditions modernisées de traductions médiévales de Lulle ou ses propres traductions d'ouvrages peu connus: le *Livre des bêtes*, le *Livre du Gentil et des trois sages*, la *Doctrine d'enfant*, le *Livre d'Evast et de Blaquerne*, l'*Arbre des exemples, fables et proverbes philosophiques* et tout dernièrement le *Traité d'Astrologie*<sup>8</sup> et celui dont il va être question.

Ces *Principes et questions de théologie* constituent un échantillon merveilleux de la méthode lullienne de raisonner afin de «démontrer» que les mystères chrétiens, en particulier les dogmes de la Trinité et de l'Incarnation font partie de la structure même de l'univers. Le titre que l'éditeur lui a donné n'est d'ailleurs pas – ou pas entièrement – de Lulle. Ces pages s'insèrent dans un traité plus vaste intitulé *De quadratura e triangulatura de cerce*, écrit en catalan, pendant le deuxième sé-

<sup>2</sup> RAIMUNDUS LULLUS *Opera latina*, vol. XVII: 76–81. *Parisiis annis MCCXCVII–MCCXCIX composita*, ediderunt MICHAELA PEREIRA et TH. PINDL-BÜCHEL. Turnhout (Brepols) 1988, 462 p. (*Corpus christianorum, continuatio mediaevalis* 79).

<sup>3</sup> RAMON LLULL *Llibre de l'Orde de cavalleria*, a cura d'ALBERT SOLER LLOPART, Barcelona (Barcino) 1988, 245 pp. (*Els nostres clàssics* 127).

<sup>4</sup> ANTONI BONNER, *Obres selectes de Ramon Llull (1232–1316)*, edició, introducció i notes per A.B., Mallorca (Moll) 1989, 2 vols. (*Els treballs i els dies* 31–32).

<sup>5</sup> ANTONI BONNER i LOLA BADIA, *Ramon Llull: vida, pensament, obra literària*, Barcelona (Empúries) 1989, 250 p.

<sup>6</sup> MICHELA PEREIRA, *The Alchemical Corpus Attributed to Raymond Lull*, London. (The Warburg Institute, University of London) 1989, 118 p. (*Warburg Institute Surveys and Texts* 18).

<sup>7</sup> ARMAND LLINARÈS, *Raymond Lulle, philosophe de l'action*, thèse de l'Université de Paris (Presses Universitaires de France) 1963, 510 p. (*Université de Grenoble. Publications de la Faculté des lettres et sciences humaines* 33).

<sup>8</sup> J'aurai garde d'oublier parmi ses publications le délicieux petit livre: ARMAND LLINARÈS, *Raymond Lulle, le Majorquin universel*, Palma de Mallorca (Moll) 1983, 115 p.



jour de R. Lulle à Paris, en 1299. En dépit de quoi, ce n'est point de géométrie dont il s'agit, mais bien d'un essai apologétique destiné à «prouver la divine Trinité aux Sarrasins». C'est lui-même qui le dit dans une sorte de postface sur la finalité de l'ouvrage — où il en vient à oublier la quadrature du cercle pour parler simplement de *Principes de théologie* (p. 255). De géométrie il n'en est question que dans une première partie, très courte, qui se résume à la présentation d'une série de figures, dénommées «cercles», dans lesquels par approches successives on arrive à inscrire dans le cercle un triangle ou un carré, puis un pentagone, un hexagone et un octogone, qui lui sont prétendument égaux. Ensuite ces figures serviront, comme toujours chez R. Lulle, pour montrer visuellement que son raisonnement a une validité universelle.

Car le seul dessein du Docteur illuminé, son unique objectif — si non sa généreuse chimère — est de convaincre les infidèles de la vérité chrétienne, pour obtenir leur conversion. Et comme les «infidèles» qu'il connaît sont surtout les musulmans, qui croient en un Dieu unique, tout son effort consiste à prouver rationnellement la Trinité divine et l'Incarnation du Fils en la personne de ce Jésus, que les musulmans vénèrent, à leur façon. C'est dans ce seul but qu'il a inventé son art combinatoire et ces jeux de lettres et de figures, par quoi il est un véritable précurseur — quoique lointain — de la moderne logique mathématique. Il a développé ce système, vertigineusement, dans son *Art général* et dans les innombrables ouvrages qui en prolongent la méthode, appliquée à toutes les sciences: une logique et une dialectique surabondantes, dans une finalité strictement religieuse, celle de convertir les infidèles par la voie de la raison.

C'est qu'il ne faut pas oublier que notre Docteur n'a jamais recherché un savoir «désintéressé». Quant il écrit sur la philosophie, ce n'est jamais en tant que philosophe; quand c'est sur la science, il le fait encore moins en tant que scientifique. Face à l'Islam qui a sommé le christianisme de quitter le plan du dogme pour celui de l'argumentation rationnelle, Maître Raymond relève le défi. Puisque la théologie musulmane, le *kalam*, est en quête de démonstrations certaines, il va lui en fournir. Ses «raisons nécessaires» seront en somme un emprunt aux armes de l'adversaire!

Armand Llinarès a donc raison de ne publier de son texte que les parties vraiment importantes, en l'élaguant de tous ses propos pseudo-scientifiques. Ce faisant, il a pris le contre-pied de l'éditeur allemand du même ouvrage<sup>9</sup>, qui, lui, n'avait publié que la partie géométrique d'un des manuscrits latins de la Bayerische Staatsbibliothek. Pour la présente édition, Llinarès s'est servi de la traduction du ms. latin Clm 10510 de la même bibliothèque, faite par le Père René Prévost et revue grâce à deux manuscrits catalans, également à Munich, le Cod. 602 (hisp. 58) du XIV<sup>e</sup> siècle et Cod. 607 (hisp. 64), de la fin du XIV<sup>e</sup> ou du début du XV<sup>e</sup> siècle.

*Principes et questions de théologie*, l'a-t-il intitulé, ce qui correspond à la structure du texte. Car ici, comme dans la plupart des traités issus de l'*Art général*, Lulle fait suivre l'exposé de ses «principes» d'une longue série de «questions», qui sont autant d'objections, toujours suivies de la réponse découlant des principes énoncés.

La doctrine de Raymond Lulle — l'ai-je assez dit? — est tout entière finalisée par le dialogue apologétique. Or, un dialogue efficace exige un point de départ qui soit commun aux interlocuteurs. Et ce point n'est autre que la théologie des attributs ou *dignités* de Dieu et des relations entre eux et avec le monde, dont ils sont l'exemplaire infini<sup>10</sup>. Fort heureusement, les dignités divines — bonté, grandeur, éternité, puissance, sagesse, vertu, vérité, gloire et ainsi de suite — sont des principes communs et acceptés par les trois religions monothéistes. De leur considération peut donc partir tout le raisonnement théologique. Ces dignités possèdent une activité dynamique et inépuisable, car en Dieu l'exister et l'agir sont inséparables et sans cette action éternelle de ses dignités, Dieu ne pourrait se manifester. L'essence divine ne saurait être toute-puissante sans le «défiant»

<sup>9</sup> J. E. HOFMANN, *Ramon Lulls Kreisquadratur*, Heidelberg 1942, (*Cusanus Studien* 7) p. 21–38.

<sup>10</sup> La théologie des *dignités* divines n'est guère une création de R. Lulle. Nous la trouvons développée déjà dans saint Anselme, Richard de St-Victor, Albert le Grand et saint Bonaventure.

(puissance de produire Dieu), le «déifié» (Dieu produit par Dieu) et le «déifier» (l'acte de produire Dieu). C'est-à-dire, sans la procession éternelle de la divine Trinité dans une unité essentielle.

Les douze brefs chapitres qui exposent les principes sont désignés dans cette traduction d'après leur contenu, avec une simple allusion à la «figure» géométrique, afin d'en faciliter l'accès au lecteur actuel. Ils traitent successivement de l'essence et des dignités divines, de Dieu acte, de la Trinité, de la production et de l'égalité des personnes divines, de la création et de l'Incarnation, de Jésus-Christ, Dieu et homme, — sans oublier des aspects fondamentaux de la religion catholique tels que les sept sacrements, la hiérarchie ecclésiale et la hiérarchie céleste (les anges). Rien d'étonnant, devant l'importance et la gravité de ces principes, à ce que les questions fusent dans tous les sens: il n'y en a pas moins de trois-cent trente-six! Et chacune est suivie d'une objection surgie de la raison ou de l'expérience, qui reçoit ensuite la réponse adéquate, selon le mode de raisonner propre à notre penseur.

Mais Raymond Lulle n'est pas seulement le ratiocineur abstrait qu'on pourrait craindre. D'une part, la connaissance — de Dieu et des hommes — «par manière d'amour», sa philosophie cordiale constitue la véritable originalité, ce que j'ai appelé ailleurs l'«esprit du lullisme»<sup>11</sup>. Et d'autre part cet utopiste n'ignore point le cœur de l'homme. Et un bon nombre de ses «principes» — formulés comme autant de maximes, de manière apodictique — contiennent des enseignements valables pour tous les temps. Par exemple: «Nul vice n'est plus contraire à la pénitence que l'hypocrisie» (p. 73), ou «Il y a une contradiction flagrante entre l'habit humble et le religieux orgueilleux» (p. 79) . . .

Il faut être reconnaissants à Armand Llinarès de son infatigable effort pour mettre à la portée de tous une bonne partie des trésors de la pensée médiévale. De nos jours, comme chaque fois dans l'histoire que le lullisme a connu une réviviscence, il est important que des savants compétents s'appliquent à diffuser une oeuvre qui ne saurait demeurer toujours réservée à la seule jouissance des spécialistes.

Ramon Sugranyes de Franch



ISABELLE SECRETAN, *Traite d'Ichthyonimie Catalane. De l'Origine des Noms des Poissons Marins*, Wien, (VWGÖ) 1988, 447 págs.

El trabajo realizado por I. S. es una respuesta — podrían elaborarse otras con algunos ictiónimos más — al problema planteado por J. Veny (*Actas V CIELM*, Madrid, 1977, 315) en relación con la necesidad de disponer del inventario de los nombres de los peces en catalán para que pueda desarrollarse el estudio etimológico de los mismos, ya que su inexistencia, a su juicio, es causa del retraso de los trabajos de naturaleza etimológica en el dominio lingüístico catalán.

Ahora bien, el trabajo de I. S. no es simplemente una nómina, pero tampoco es una investigación en la que, salvo los principios de clasificación de los ictiónimos y la recogida de, al parecer, bastantes de ellos de viva voz durante sus estancias en tierras valencianas y catalanas, haya alguna aportación científica o científico-lingüística personal, lo que tampoco es difícil de descubrir ya que la misma autora lo deja bien claro: «Mon travail est en definitive livresque et diachronique» (p. 10).

<sup>11</sup> Cf. R. SUGRANYES DE FRANCH, *Raymond Lulle, docteur des missions*, Schoeneck-Beckenried, (Nouvelle Revue de Science Missionnaire) 1954, p. 14–17 (*Supplementa* 5).

Los principios en que se basa la organización técnica de los resultados de su «búsqueda» de ictionimos, tanto actuales como del pasado, tanto de especies comestibles como de otras cualesquiera, son tres, de acuerdo con determinados criterios lexicosemánticos, que indicaremos más adelante.

Más interesante que esta pequeña síntesis de lo que es el estudio de I. S. creo que será el análisis de algunos enunciados referidos a problemas concretos.

1º) La diversidad de nombres de un mismo pez ha obligado a los pescadores y a los compradores a establecer una nomenclatura de los mismos «cf. M. Alvar, RFE 155–160» (p. 7). Esta referencia bibliográfica habrá que considerarla de urgencia y referida a la cuestión teórica, porque hay otras nomenclaturas también muy útiles, de las cuales la autora elenca sólo en su bibliografía la de F. Lozano Cabo (M., 1963; cf. p. 446). He aquí otra importantísima: *Catálogo de denominaciones de especies acuícolas españolas*, I. Peces (1985); II. Crustáceos. Moluscos. Otros grupos (1985); *Catálogo de denominaciones de especies acuícolas foráneas*. Peces, Crustáceos, Moluscos (1986), todos publicados por la Secretaría General de Pesca Marítima del Ministerio de Agricultura, Pesca y Alimentación; estos catálogos se adornan con buenos dibujos coloreados de los peces, aunque, alguna vez, no haya sido la coloración del todo acertada; el anverso de cada lámina ofrece el nombre de la criatura marina en *castellano, catalán, gallego, y vasco*; el reverso, en *inglés, francés, y español*, amén de los correspondientes, más o menos locales, de las regiones de España, sin que falten los propios de otros países y lenguas. Los nombres científicos de cada individuo presiden la nomenclatura, después de los cuales se propone como español el más generalizado o con el que mejor se conoce el pez.

2º) I. S. nos hace saber que la inmensa mayoría de los ictionimos catalanes son indígenas, además de que hay pocos de origen griego y algunos más de origen latino, a su vez tomados -bastantes- del griego. La verdad es que semejante «descubrimiento» no sorprende a ningún ictionimista. Por otra parte, la necesidad y la urgencia de poseer una nómina de nombres vulgares de los peces es algo que se manifestó hace relativamente poco tiempo, podría decirse que con el nacimiento de la FAO, y, especialmente, con el de los organismos de la CE que entienden de la compra, venta y regulación de la pesca, y no con la actividad pesquera en el pequeño mundo de pescadores y vendedores de la mercancía.

3º) Que los nombres de los peces utilizados por los pescadores y cuyo ámbito de conocimiento, a veces, no va más allá de unos kilómetros de costa, tampoco debe sorprender a los iniciados en este género de estudios. Incluso los diccionarios (generales y etimológicos) los ignoran.

4º) Es absolutamente normal que los tratados de ictiología den descripciones, nombres científicos y sinónimos distintos de un mismo pez, ya que, p.e., la coloración del mismo varía muchísimo dentro y fuera del agua y según se haga, teniendo en cuenta esta circunstancia, así será la descripción; por otra parte, a veces, el que la hace no lo ha visto y estudiado directamente, no lo ha tenido ante los ojos, de ahí la gran cantidad de errores y confusiones heredados. Pero estos problemas librescos son relativamente fáciles de resolver — si el animal marino se conoce en la realidad de verdad — consultando el *Clofnam (Catalogue des poissons de l'Atlantique du Nord-Est et de la Méditerranée*, Paris, UNESCO, 1973, 21979) y el tratado *Poissons de l'Atlantique du Nord-Est et de la Méditerranée*, Paris, UNESCO, I, 1984, II y III, 1986. En el *Clofnam*, la sinonimia científica es prácticamente exhaustiva; en el tratado de los peces las descripciones y la nómina científica es igualmente rigurosa que la del *Clofnam*, la de los nombres vulgares es muy fiable; las descripciones, concisas y acompañadas cada una de ellas de la correspondiente ilustración son casi exactas.

El trabajo de I. S. está dividido en categorías onomasiológicas cuya justificación se encuentra en los resultados del análisis de los nombres de los peces, esto es, en función de la naturaleza de los componentes — si el nombre consta de más de un elemento — o del origen del mismo: I. Nombres descriptivos y metafóricos en catalán, II. Nombres descriptivos en la lengua de origen, y III. Nombres cuyo étimon es un nombre de pez.

Grupo aparte forman los nombres cuyo origen se ignora.



### *El método*

Metodológicamente, el trabajo es «libresco y diacrónico» (p. 10). Lo de libresco, pase (la etimología, la documentación, la primera datación, la sinonimia científica y vulgar, etc., todo está en los libros consultados); lo de diacrónico ya es discutible, por varias causas, 1ª) nunca se explica la evolución fonética — ni semántica en su caso — de la base hasta el nombre que da en la nómina catalana; 2ª) tampoco se dice nada respecto de que determinado ictiónimo siempre haya designado el mismo pez, y 3ª) jamás se dice si el nombre dominante de un determinado pez fue siempre el mismo o entró en lucha sociolingüística con otros: hoy, en español, nadie dice *pez sapo* en lugar de *rape* (cf. G. Colón, «El rap i la nostra lexicografia», *L'Espill*, 9 (1981), 55–63); tampoco se compran, en general, en el Centro y Sur de España *anchoas* en lugar de *boquerones* (cf. J. Mondéjar, «Los nombres de los peces en las Ordenanzas Municipales (siglo XVI) de Málaga y Granada», in: *Actas del V CIELM*, Madrid, 1977, 195–231, espec. 220–226); etc.

### *Las conclusiones*

Los resultados del análisis no son excesivamente brillantes: 1º) la escasa documentación literaria no prueba que los peces y sus nombres son conocimiento propio de pescadores y de algunos eruditos (y de las gentes, que giran en torno del mundo de la pesca); pero no hay tal escasez — en cualquier caso, la recogida en las obras literarias no tiene que ser necesariamente el nivel sociolingüístico de referencia — como he demostrado más de una vez; 2º) que los nombres catalanes de los peces hayan sido tomados de la fauna terrestre (animales domésticos o no, y de los pájaros) ni es propio del catalán ni esto significa que haya simbiosis entre campesinos y pescadores; tampoco lleva a la misma conclusión que determinados nombres de naturaleza religiosa sean dados a los peces, porque ese fenómeno se da en muchas otras lenguas; y 3º) la etimología popular ha actuado, y actuará, en la creación y transformación de los nombres de todas las «cosas» naturales.

### *La clasificación*

Como quiera que la clasificación de los ictiónimos obedece a principios no unívocos (un pez puede ser designado por sus características cromáticas en catalán y haber sido nombrado con el mismo criterio en latín y, a su vez, ser un préstamo griego) no será extraño que alguno de ellos aparezca en dos de las rúbricas establecidas e, incluso, en las tres; pero como, además, la rúbrica «Nombres descriptivos en catalán» es tan extensa, a causa de que la demarcación descriptiva puede obedecer a múltiples datos (el color, el hábitat, el olor, la sensación táctil, etc.) un mismo nombre puede encontrarse en más de una de estas subdivisiones.

### *Observaciones varias*

1º) Esto no es un tratado, sino poco más que una nómina; para que lo fuera, habría sido necesario que en cada entrada, además de lo dicho, se hubiese aplicado I. S. a discutir algún problema lingüístico, hubiese tenido en cuenta la bibliografía pertinente en cada caso, la trayectoria del nombre antes de llegar al catalán (si se tratase de un préstamo), haber dado documentación anterior y posterior — sobre todo anterior, que la hay — a la registrada por el DECLLC y DCVB, etc. Lo que aporta esta nómina — y es una valiosa novedad — es su criterio de clasificación, cosa que nunca se le había ocurrido a un ictiólogo, por innecesaria, pero perfectamente imaginable por un filólogo.

2º) El hecho de organizar la nómina por los sinónimos vulgares obliga a la autora a repetir el nombre científico y el resto de los populares en cada ocasión que uno de ellos es estudiado, varias e, incluso, muchas veces; p.e., sea el caso del *congrío*: como quiera que ha recogido 12 nombres vulgares, el científico aparece otras tantas y, cada vez, aunque no siempre, los 11 restantes, en cada entrada.

3º) La nómina de nombres populares de otras lenguas, sobre todo del español y del italiano, deja mucho que desear.

4º) La sinonimia vulgar concordante es muy rica — se recoge ¡incluso! la turca y la serbo-croata — pero falta, siendo un trabajo sobre ictionimia catalana, la de dos lenguas románicas: la del portugués y la del rumano.

5º) La bibliografía recogida en los tres apartados que establece I. S. no es nutrida, no está al día y sobran bastantes títulos, porque ¿qué hace en ella la *Gramática histórica catalana* de A. Badía si nunca la autora se ha detenido en explicar una evolución fonética? ¿qué *Les langues romanes* de C. Camproux? La casuística es bastante abultada.

Por el contrario, faltan referencias a investigaciones del ámbito de la ictionimia que pudieron haber sido consultadas — aunque se trate de una nómina — de M. Alvar (7 trabajos), G. Colón (2 trabajos), J. Veny (5 trabajos) y de mí mismo (7 trabajos). Esto sin salir del dominio románico próximo. El número de nombres de peces que en ellos se estudia es bastante mayor.

#### Final

Este trabajo es útil para un filólogo, dada la ordenación de los ictiónimos y las mínimas notas léxicas, amén de las caracterizadoras de los peces; es una buena nómina dialectal catalana y poliglota.

Es lástima que el tiempo y la dedicación gastados en semejante trabajo no haya dado el fruto que esperé al tener conocimiento del título del libro.

José Mondéjar



BODO MÜLLER, *Diccionario del español medieval*, fascículos 1–5, Heidelberg (Winter) 1987–90 (*Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, Dritte Reihe: Wörterbücher*).

¡Bienvenido sea el *Diccionario del español medieval (DEM)*! Bajo la dirección de Bodo Müller y con el apoyo de la Deutsche Forschungsgemeinschaft se viene proyectando desde 1971, y gracias a Dios ya se halla en plena marcha. Bienvenido sea, pues, pero no resulta nada fácil presentar el *DEM* en vista de las magnas dimensiones del proyecto. No cabe, desde luego, ninguna duda de que este nuevo diccionario, cuyos cinco primeros fascículos ya se han publicado<sup>1</sup>, ha sido un gran *desideratum* de la filología española. Mientras que en francés se dispone desde hace décadas de obras fundamentales para la lengua antigua, como lo son el *Dictionnaire de l'ancienne langue française* (1881–1902) de Godefroy, el *Altfranzösisches Wörterbuch* de Tobler, así como el *FEW*, el hispanismo carecía de algo semejante, viéndose, pues, en la necesidad de recuperar un atraso de casi 100 años en el campo de la lexicografía de la lengua antigua. Algunas obras existentes — aunque muy usadas — no han conseguido colmar esta evidente laguna lexicográfica, ya sea por su carácter incompleto, su metodología anticuada o por su calidad, extensión y profundidad no del todo satisfactorias. Pienso concretamente en obras como el *Diccionario histórico de la lengua española* (a — cevilla), iniciado en 1933 y estrangulado tres años más tarde por la Guerra Civil; el nuevo *Diccionario histórico de la lengua española* de la Real Academia, que en sus 30 años de existencia no ha sobrepasado todavía la letra *a* y que, siguiendo este ritmo de publicación, se acabará en nada menos que cuatro siglos<sup>2</sup>. Otras son las razones en las conocidas obras de Cejador y Frauca (1929, reimpresso significativamente en 1971), Oelschläger (1940), Boggs-Kasten-Keniston-Richardson (1946), Corominas (1954 y 1980) y Martín Alonso (1947 y 1986). Este panorama tampoco fue mejorado esencialmente por la gigantesca labor del Hispanic Seminary of Medieval Studies de Madison (Wisconsin), que ha ofrecido exhaustivamente el vocabulario alfonsí y herediano, pero en listas computerizadas de orden puramente formal sin diferenciación semántica u homonímica alguna. Como fuentes para el nuevo *DEM*, sin embargo, han sido de inapreciable valor.

<sup>1</sup> Fasc. 1: *a-abajar*; fasc. 2: *abajar-abollado*; fasc. 3: *abollado-abrego*; fasc. 4: *abrego-acabado*; fasc. 5: *acabador-acebuche*.

<sup>2</sup> *Proyecto de lexicografía española*, Barcelona 1976, p. 30.

Una vez reconocida la necesidad imperiosa del proyecto lexicográfico aquí reseñado, que será de gran utilidad para cualquier estudioso que busque el acceso a textos de la Edad Media española, queda por aclarar brevemente el propósito de la nueva obra, cuyo ritmo de publicación ha sido de dos fascículos por año. Según Bodo Müller, el Director del proyecto, que cuenta actualmente con la colaboración de cuatro redactores (Jutta Langenbacher-Lieb Gott, Peter Michael Pitzer, Elke Grab-Kempf y Eva-Maria Güida), la finalidad del *DEM* es doble<sup>3</sup>:

1) «Ofrecer un panorama exhaustivo del tesoro léxico del español medieval» y no sólo de los textos literarios sino también de ese enorme y rico *corpus*, insuficientemente aprovechado hasta ahora, de colecciones diplomáticas, fueros, crónicas, tratados científicos, documentos jurídicos, libros de comercio, etc.

2) En un contexto panrománico el *DEM* está destinado a «contribuir al progreso de los estudios históricos de las lenguas románicas» y de esta forma sentar las bases hispánicas para la redacción de un nuevo *Diccionario etimológico románico*.

Huelga decir que para llevar seriamente a cabo tal proyecto se impone el establecimiento y estudio de una casi inabarcable cantidad de fuentes. Para dar una idea: Actualmente el fichero (sin contar las concordancias de factura propia) asciende a unas 400.000 unidades léxicas, procedentes de textos literarios y no literarios desde los orígenes hasta 1400. Ya el análisis filológico de las letras *ab-* y *ac-* ha dejado claro que el nuevo *corpus* impone sorprendentes nuevas dataciones para los primeros testimonios en comparación con las fechas indicadas por el *DH* de la Real Academia y el *DECH* de Corominas. Sirva de ilustración el siguiente cuadro de Bodo Müller<sup>4</sup>:

	Corominas ( <i>BDEC, DECH</i> )	<i>DHLE</i>	<i>DEM</i>	
ablativo	1445–50	1445–55	c 1250	(Vidal Mayor)
abstraer	c 1500	a 1511	1284	(Docs. Alto Aragón)
abismar	1604	1604	1238	(Docs. Inst. Pol. Nav.)
abogación	—	1617	c 1250	(Vidal Mayor)
acollonar	—	1786	1280	(Docs. Murcia)
abducir	—	1853	1253	(Docs. Alf X)

Desde el punto de vista cuantitativo el *DEM* no deja pues nada que desear. Pero como el valor de un diccionario es, sobre todo, de orden cualitativo, conviene dirigir la mirada hacia la riqueza informativa, es decir hacia cómo el *DEM* presenta en su macro y microestructura el material léxico. Y puedo anticipar que lo hace de una manera realmente admirable, presentando al usuario los resultados detallados del análisis de la polisemia, la etimología y de otros rasgos lingüísticos de cada palabra, fundándolo todo en los testimonios fichados.

La macroestructura organiza los lemas por orden alfabético. En vista de la gran diversidad ortográfica que puede ostentar una palabra en las diferentes fuentes medievales, los redactores han optado acertadamente por uniformar los lemas confiriéndoles una grafía moderna (p.ej. *abajar* y no *abaiar* o *abaxar*). A pesar de ello, la mayoría de las variantes gráficas antiguas aparecen igual

<sup>3</sup> Tomo las dos citas siguientes de: K. BALDINGER, «Cuatro diccionarios que se preparan en Heidelberg (*DEAF, DAO, DAG, DEM*)», en: *Coloquio de lexicografía*, Universidad de Santiago de Compostela 1988, p. 67 (*Verba*, anejo 29).

<sup>4</sup> B. MÜLLER, «Diccionario del español medieval (*DEM*)», en: *Deutsche Forschungsgemeinschaft, Wörterbücher der deutschen Romanistik*, hg. von H. STIMM/M. BIEGEL, Weinheim (Acta humaniora) 1984, p. 77–91 (el cuadro en la p. 79). He aprovechado varias informaciones de este artículo en la presente reseña.



mente, seguidas de una flecha que remite al lema que encabeza la microestructura buscada (p.ej. *abdiencia* → *audiencia* / *abebrar* → *abreviar*). Este amplio sistema de remisiones — imprescindible en un diccionario de este tipo — aclara también dónde se encuentran unidades léxicas compuestas (p.ej. *a basto* → *abasto*). Los lemas no documentados, pero derivados de otras formas, se colocan entre corchetes (p.ej. [*abete*] atestiguado sólo como *auet* en *Vidal Mayor* IV, 24, 2). Además, los lemas suelen ir acompañados de una etiqueta de identificación gramatical, que indica si se trata de un verbo, un adjetivo, etc., y en el caso de un sustantivo, cuál es el género. Para dar una leve idea de la enorme versatilidad del *DEM* no me parece inútil enumerar brevemente las informaciones que puede contener la microestructura de un lema. Son las siguientes<sup>5</sup>:

- panorama de las formas documentadas (a través de citas);
- indicación de las categorías gramaticales y funciones, p.ej. en el caso del verbo *abajar* la distinción entre los usos transitivo, intransitivo y reflexivo;
- distinción de los diversos subsignificados (sememas) con el primer testimonio de cada uno de ellos (y con fecha);
- indicación de las fuentes, del contexto y de las variantes manuscritas;
- otros (hasta 15) testimonios por cada subsignificado (como ejemplos del uso morfosintáctico y para dar cuenta de la frecuencia y la distribución);
- giros semilexicalizados (p.ej. s.v. *abajar*: *abajar los hinojos*);
- indicación de la aparición del lema y de definiciones del mismo en los diccionarios de los siglos XV a XVIII;
- indicación de la aparición del lema en los diccionarios históricos españoles;
- etimología del lema;
- Remisión a los artículos correspondientes de diccionarios etimológicos y latinos.

Loablemente, numerosos lemas, sobre todo los problemáticos o los que presenten una nueva perspectiva etimológica, van acompañados de un comentario lingüístico (una novedad en los diccionarios medievales), ya sea para aclarar problemas semánticos, morfosintácticos y de transmisión manuscrita o porque se trate de un hápax (p.ej. *abadar*, *acazurrado*). Asimismo me parece digno de destacar la flexibilidad de la redacción, que no incluye solamente un saber libresco en su diccionario sino que se muestra también abierta a sugerencias de investigadores (cf. p.ej. en el artículo *a(a)bteza*, 2. pl. «riquezas, objetos de valor, alhajas» la lectura *abtezas*, que el Prof. G. Hilty confirmó para la *Fazienda de Ultramar*, comunicándolo a la redacción por carta.)

Para ilustrar cómo en la práctica se presenta, pues, un artículo del *DEM* sirva de ejemplo un extracto del correspondiente al lema *abadía*<sup>6</sup>:

Un cotejo de todo el artículo *abadía* con el mismo que presenta el *Diccionario histórico* de la Real Academia Española revela enseguida la diferencia entre ambas obras. Este último abarca un período mucho más amplio (desde los orígenes hasta el siglo XX), incluye por tanto también significados modernos y se ve obligado, por esta misma razón, a agrupar significados que el *DEM*, por limitarse a la Edad Media, diferencia minuciosamente. Además el *DH* se limita a ofrecer por orden cronológico algunos testimonios escogidos. Faltan, en cambio, todas las demás informaciones — valiosas todas ellas — que ofrece el *DEM*. Mientras que éste incluye 32 testimonios literarios y no literarios para ilustrar la polisemia (5 subdivisiones) y la distribución de la voz, el *DH* se restringe a 8 ejemplos exclusivamente literarios. Los otros 23 ejemplos proceden de siglos posteriores.

La macroestructura del primer fascículo del *DEM* va precedido de una breve introducción (p. V–VI), del ejemplo de *abadía* arriba reproducido (p. VII), de una amplia bibliografía (p. VIII–XLIV) y de las abreviaturas y siglas (p. XLV). Dicha bibliografía, que se divide en tres partes (1. *Fuentes*, 2. *Diccionarios, vocabularios, concordancias, estudios léxicos* y 3. *Revistas*), se considera prudentemente como bibliografía «provisional». Y digo «prudentemente» no sólo por las nuevas

<sup>5</sup> *Ib.*, p. 83–84.

<sup>6</sup> *DEM*, fasc. 1, p. VII.

## ESTRUCTURA DE LOS ARTÍCULOS

**abadía f.****1. «iglesia o monasterio regido por abad o abadesa»**

[c 1215–20] MaríaEgipciaca v 799: contar vos é de huna *abadia* que era en cabo de la montanaya – v 1342: Don Gozimas priso la via, / tornóse a su *abadia*.

[c 1230] Berceo StoDomingo v 165b: Fabló con el abbat el rei don García: / Abbat – diz – só maltrecho en vuestra *abbadia*.

**abadia acompañada****definición dada en el texto:**

[c 1275] Alf X GEstoria I p 307a30: onde ueemos que della [sc. la edad de xxx annos] judgan los prelados dela sancta Eglezia de Cristo all clerigo por ser de ordenar la missa, e otrosi de fazer le abbat de *abbadia acompannada*, que es la que a canonigos o monies, e de fazer le otrosi obispo o aun arçobispo.

**2. «templo pagano»**

[2<sup>a</sup>mit.s XIV] Heredia MarcoPolo 65r37: los ydolatres han language por si et es entre griego et leuant qui viene del començamiento dela tierra et han muchas *abadias* delas ydolas que ellos han et fazen grandes sacrificios

→ DocsAltoAragón Voc.; RoyalScriptMss.Conc.; Heredia Conc.; ViajesMandavilla Conc.; DHLE; Fichero DEM.

→ **abacia.**

Nebrija 1492: *abbatia.ē. ex syrisca lingua interpretatur pater*; Nebrija 1495(?): *Abadia* dignidad de aquestos [de “abad” y “abadessa”]. *abbatia.ē.*; Nebrija 1516: *abadia* dignidad de aquestos *abbatia -ae*; TL I 2 c; Boyd-Bowman 10 a; Cov. 25 a [s.v. *Abadesa*: *Abadia*, la dignidad de abad; Aut. I 4 b *Abadia*: Vale assimismo el lugar, ò sitio donde está fundada la Iglésia, Monasterio, y habitación del Abád, Monjes, ò personas eclesiásticas destinadas para el servicio y culto divino de la tal Iglésia Abaciál.

Cej. I a; DicHist. I 12 b; Oelschl. I a; TD I 1; MALonso I 5 a; DME I 19 a; DHLE I 29 b.

< lat. ABBATIA, de la familia de ABBAS (→ *abad*), 1<sup>a</sup> doc.: 651 («la charge, la dignité d'abbé», Niermeyer s.v.). Para la historia del sufijo grecolat. *-ia* en esp.ant., vid. Y. Malkiel, en: *Estudios Menéndez Pidal*, I, Madrid 1950, 121–123.

N.: Se remontan a ABBATIA el ital. *abbadia, badia* (s. XIII, LEI I 54), el retorrom. *abazia* (DRG I 58 b), el fr.ant. *abbeye* (c 1090, fr.mod. *abbaye*, FEW XXIV 15 b), el occit.ant. *abadia* (1157, Brunel 78,18), el cat. *abadia* (960; DECcat. I 8 b, DCVB I 7 a), el port. *abadia* (s. XIII?, DELP I 26 a) y la forma esp. El sardo (logud. y campid. *ab(b)adia, badia, abattsia*) se halla influido por el italiano (DES I 35 a, Atzori 24).

ThLL I 49; DuC I 6 c [*abadia*], I 10 b, I 16 b [*abbadia*]; MLWI 11; REW 9; DEEH 431 b; DCEC I 12 b [s.v. *abad*]; BDEC 19 a [s.v. *abad*]; DECH I 4 a [s.v. *abad*].

← Lema. El paréntesis [ ] designa una forma leemática que no pudo ser documentada en español medieval.

← El DEM ofrece, debida consideración de las diversas acepciones, por lo menos las cinco primeras documentaciones para cada lema. Se añaden otros ejemplos escogidos, en el número que parezca necesario para ilustrar el uso semántico, morfológico, sintáctico y gráfico del vocablo.

← Lema secundario (sintagma autónomo construido con la voz guía, expresión idiomática, adverbio en *-mente*, etc.).

← Vocabularios, glosarios, concordancias, que traen más ejemplos. ‘Fichero DEM’ remite a mayor documentación contenida en los archivos del DEM en Heidelberg.

← Remisión a lemas morfológica y funcionalmente afines.

← Visión general del tratamiento del vocablo en los diccionarios del español relativos al período que se extiende entre los siglos XV y XVIII.

← Visión general del tratamiento del vocablo en los diccionarios del español antiguo así como en los diccionarios históricos.

← Origen del vocablo.

← Observaciones sobre la etimología y peculiar evolución / estructura de la palabra española así como acerca de la primera documentación y extensión de la forma en las otras lenguas románicas.

← Diccionarios del latín y diccionarios etimológicos del español que deben consultarse para la historia del vocablo.

entradas que, sin duda, habrá que añadir continuamente, sino también por algunas insuficiencias que se detectan en ella. Permítaseme evocar algunas de ellas que he localizado repasando un poco a la buena de Dios algunas entradas.

En primer lugar me parecen sumamente problemáticas las fechas indicadas tras algunas fuentes. El hecho de que algunas de estas fechas estén marcadas con un punto de interrogación para marcar cierta duda (p.ej. *Cid* [c 1140?]) induce a creer que las demás fechas, no marcadas, parecen más o menos seguras. Pero no es así. Por ejemplo, la fecha de 1205 para la *Razón de amor* no es más que una mera especulación. Proviene probablemente de la *Crestomatía de español medieval*, que indica como fecha inexplicablemente «hacia 1205», pero nadie sabe de dónde procede esta fecha, pues jamás se ha discutido científicamente que yo sepa. Todos los investigadores de la *Razón de amor* (incluido Ramón Menéndez Pidal) han coincidido en situar el poema en la primera mitad del siglo XIII, pero nada más. En una amplia monografía que acabo de terminar sobre la *Razón de amor*, y que está en vías de publicación, demuestro que hay razones de peso para fechar la composición de la obra en los años 30 o 40 del siglo XIII. Algo parecido ocurre con los *Diez Mandamientos*. La fecha de 1210 que propone el *DEM* carece de todo fundamento, basándose probablemente en una conjetura de su primer editor A. Morel Fatio. Tras haber descubierto la fuente latina del tratado en cuestión, he podido demostrar en mi monografía arriba mencionada que los *Diez Mandamientos* datan de alrededor de 1275. Como se ve, la indicación de las fechas debe hacerse con mucha precaución, máxime cuando no es posible apoyarse suficientemente en un fundamento científico. He aquí algunos detalles más que me han llamado la atención: El *DEM* cita Valencia como lugar de publicación de la edición en tres volúmenes que hizo M. Alvar del *Libro de Apolonio*. Pero se suele citar Madrid (sede de la editorial Castalia) y no Valencia (lugar de la imprenta). El mismo M. Alvar lo hace en su edición de bolsillo. En una revisión de la bibliografía habrá que añadir naturalmente la edición de Carmen Monedero. Entre las ediciones de los *Milagros de Berceo* echo de menos la edición crítica de Claudio García Turza. Y en cuanto al *Poema de Santa Oria* no comprendo por qué figura de Isabel Uría Maqua únicamente la edición de bolsillo en *Clásicos Castalia*, pero no la edición crítica que la misma editora había publicado en el Instituto de Estudios Riojanos, que sirve de base a la edición de Castalia y que comprende además la transcripción más fiable del poema, que es la transcripción paleográfica. Para la *Disputa del alma y el cuerpo* se indica la fecha de 1382. ¿Dónde figura la versión de Oña de finales del siglo XII o principios del XIII? Los *Fueros de la Novenera* fueron publicados en Uppsala y no en Estocolmo. Para las *jarchas* no se han tenido en cuenta los trabajos de Sola-Solé. G.H. London no publicó su edición de la *Razón de amor* en la *Revista de filología española* sino en *Romance Philology*. También me parece un poco extraña la poca uniformidad en la elección de las abreviaturas. Se basan sin ningún criterio reconocible en el autor o en el título de una obra. Por ejemplo, la *Enciclopedia del idioma* de Martín Alonso se abrevia como *MAlonso* mientras que el *Diccionario medieval español* del mismo autor lleva las siglas *DME*. Claro, que una vez fijadas estas abreviaturas ya no pueden cambiarse, pero en fin de cuentas no es más que una cuestión de etiquetas, que no afecta en absoluto a la sustancia del diccionario. Tampoco es grave lo dicho acerca de la bibliografía, ya que al ser provisional tiene fácil arreglo.

Supongo que habrá quedado más que claro que el *DEM* es un diccionario magnífico, la obra con la que muchos lingüistas y medievalistas hispánicos habrán soñado. Satisface plenamente todas las esperanzas depositadas en él, y es de esperar que los investigadores contribuyan todos a enriquecerlo. Pero las enormes dimensiones del proyecto tienen una doble cara. Me temo que para acabar el *DEM* hagan falta por lo menos 400 fascículos. Si no puede acelerarse el actual ritmo de publicación, ¿tenemos que esperar realmente dos siglos para consultar un lema que empieza por la letra z?

Enzo Franchini





HILDEGARD SCHEDE, *Die Morphologie des Verbes im Altspanischen*, Frankfurt am Main/Bern/New York (Lang) 1987 (Europäische Hochschulschriften, Reihe XXIV: *Ibero-Romanische Sprachen und Literaturen* 26).

La tesis doctoral de Hildegard Schede se compone de dos partes. En la segunda, que abarca 628 páginas, la autora presenta por orden alfabético el *corpus* de todas las formas verbales que ha encontrado en una serie de textos medievales desde los orígenes del idioma hasta 1492. Para cada lema la autora indica la fuente y el pasaje del que procede. Las fuentes han sido explotadas de forma exhaustiva. La primera parte, en cambio, está constituida por 20 artículos de 2 a 10 páginas cada uno, en los que se comentan diversos temas de la morfología verbal del castellano antiguo relacionando los temas con los resultados del *corpus*. Personalmente encuentro una lástima que estos artículos estén redactados en alemán y no en español, pues sabido es — y las razones son evidentes — que los estudios hispánicos que no estén escritos en castellano, inglés o francés son muy poco tenidos en cuenta por el hispanismo internacional. De ahí que hubiera, sin duda, valido la pena el esfuerzo de expresarse en una de esas lenguas. Pero como no es así, me permito enumerar al hispanista no versado en alemán los temas tratados en estos comentarios lingüísticos: 1. «*Soy, doy, estoy, voy* en español antiguo» (p. 23–31); 2. «La dental *-t* en posición final» (p. 33–35); 3. «La *-d* en la segunda persona del plural» (p. 37–39); 4. «El imperativo plural con la desinencia *-dy -t*» (p. 41–51); «El imperativo en *-aba* de la primera conjugación» (p. 53–54); 6. «Los imperfectos en *-ía y -ié* de la segunda y tercera conjugación» (p. 55–61); 7. «La desinencia *ei (ei, ej, ey)* en la primera persona del indefinido y del futuro» (p. 63); 8. «La segunda persona singular y plural del indefinido de los verbos en *-ar* (salvo *andar, dar, estar*)» (p. 65–70); 9. El indefinido en *-iemos/-imos y -iestes/-istes* con una alusión a *-ieron* y a la segunda persona del singular» (p. 71–77); 10. «El indefinido de la tercera persona del plural con las desinencias *-iron y -ieron*» (p. 79–81); 11. «Las formas simples y compuestas (es decir con pronombre personal o reflexivo intercalado) del futuro» (p. 83–92); 12. «El subjuntivo de futuro: La primera persona del singular con la desinencia *-o*» (p. 93–94); 13. «Las formas del condicional en el presente *corpus*» (95–100); 14. «Las desinencias del condicional en *-ía y -ié*» (p. 101–105); 15. «La apócope del verbo» (p. 107–110); 16. «Asimilación: infinitivo y pronombre» (p. 111–112); 17. «El participio perfecto en *-udo* de los verbos en *i-* y *e-*» (p. 113–117); 18. «El presente, el indefinido y el futuro de *oyr*» (p. 119–123); 19. «El indefinido de *andar*» (p. 125–129); 20. «El indefinido de *(a)prender*» (p. 131–135).

La orientación de estos comentarios es casi exclusivamente de tipo estadístico y distribucional. Por lo visto no era la intención de la autora analizar o incluso explicar lingüísticamente la presentación de los datos. En el caso de los imperativos en *-dy -t* cabe preguntarse si se trata realmente de un asunto morfológico o más bien de un problema fonético-ortográfico. Por otro lado me parece muy positivo que en los comentarios lingüísticos se hayan tenido en cuenta también obras medievales que no forman parte de las fuentes del *corpus*, como el *Libro de Alexandre*, obras de Berceo, etc. Dada la diversidad de los temas tratados, resulta imposible entrar en cada uno de ellos. Por eso, me voy a limitar a uno que me interesa particularmente, el de las desinencias del imperfecto y condicional en *-ía y -ié*. La autora trata este tema en dos comentarios separados, también con respecto a la sucesión de los párrafos, remitiendo del uno al otro, pero sin establecer una relación directa de contenido. Sin embargo, parece obvio que se trata del mismo fenómeno en ambos casos. Además, como se deduce de los comentarios de Hildegard Schede, los resultados de ambas formas verbales — imperfecto y condicional — son totalmente concomitantes. La presentación de los datos resulta interesante, pero a mi juicio la autora se concentra excesivamente en diferencias cronológicas, haciendo como si la lengua que estudia fuera totalmente homogénea y uniforme, sin pensar en la posibilidad de diferencias geográficas. De ahí que me parezca muy discutible comparar los dos manuscritos, O y P, del *Libro de Alexandre*, sin más, y afirmar que ambos, a pesar de datar de los siglos XIV y XV, reproducen mayoritariamente la situación del siglo XIII al conservar numerosos imperfectos y condicionales en *-ié*. Resulta problemático proceder así, puesto que el ms. O fue copiado por un copista leonés, y el ms. P manifiesta a todas luces una influencia arago-

nesa. Hildegard Schede olvida en su comentario que diferencias morfológicas pueden no sólo deberse a factores cronológicos sino también a razones geográficas y dialectales. Y precisamente en el caso de las desinencias en cuestión es así. Frente al castellano medieval «puro» (que es más una creación de los historiadores de la lengua que una realidad lingüística), que, como sabemos, prefería a lo largo del siglo XIII las formas en *-ié* (excepto en la primera persona del singular), los dialectos navarro-aragoneses se distinguían por una marcada conservación de las formas en *-ía* en todas las personas gramaticales<sup>1</sup>. Un examen de diversas obras literarias y colecciones documentales navarro-aragonesas del siglo XIII confirma esta visión, ya que de las formas en *-ié* no se encuentran sino algunos asomos. Un enfoque cronológico monocausal oculta, pues, hechos importantes. Otro tanto ocurre con el uso demasiado estricto de siglos como unidades temporales para estudiar diferencias formales de la lengua antigua. Una evidencia palpable de este hecho se halla en un estudio de Guillermo Rojo y Emilio Montero Cartelle sobre la evolución de los esquemas condicionales<sup>2</sup>. La lengua no cambió en 1200 ó 1300. La reticulación cronológica de la evolución lingüística debe ser mucho más fina. Y más importantes que las fechas citadas son, sin duda, fechas como 1252 (intronización de Alfonso X).

En cuanto al *corpus*, cuya elaboración supone un gigantesco trabajo, especialmente si se tiene en cuenta que la autora lo hizo todo «a mano», es decir sin computadora, el lector agradece la clara presentación de las formas y fuentes, que ofrecen un material interesante para cualquier estudio sobre la morfología verbal del español antiguo. La reserva que me veo obligado a hacer no afecta a la presentación o a la metodología, sino a la selección de las fuentes. Del hecho de figurar entre ellas los *Documentos lingüísticos de España (Reino de Castilla)* de 1044 a 1492 y obras literarias de los siglos XIV y XV, así como del título de la tesis (*La morfología del verbo en español antiguo*) deduzco que la intención de la autora fue ofrecer un *corpus* si no completo, al menos representativo de la lengua medieval. Y precisamente aquí tengo serias dudas. Para el siglo XIII Hildegard Schede se sirvió del *Libro conplido*, del *Libro de ajedrez*, de la *Primera crónica general* y de un *manuscrito del Cantar de los cantares* aparte de los *Documentos lingüísticos de España (Reino de Castilla)* de 1044 a 1492. Selección bastante arbitraria y, sobre todo, poco representativa. Se trata de textos científicos, crónicas, documentos y de la traducción de un pasaje de la Biblia. Los textos literarios propiamente dichos brillan totalmente por su ausencia. No figura ningún texto épico, ninguno del meseter de clerecía, ningún poema clerical o de debate. ¿No hubiera sido preferible limitarse a un solo libro alfonsí a favor de textos literarios de la primera mitad del siglo XIII? En cuanto al siglo XIV no hay nada que discutir, ya que las obras de Juan Ruiz y Don Juan Manuel son indudablemente representativas de su época. Una versión del *Cantar de los cantares* y algunas formas sueltas de Pedro López de Ayala y *Titus Livius* para el siglo XV, en cambio, me parecen insuficientes. En resumidas cuentas, creo que la autora hubiera hecho bien en optar por un *corpus* más representativo o bien limitarse a un solo autor, una sola obra, un solo género textual o una época menos extensa. Pienso que incluso en la selección actual habría habido cabida para alguna obra más, si se hubieran ahorrado esfuerzos innecesarios. Comprendo que la autora haya aspirado a la exhaustividad en el marco de sus fuentes. Pero a pesar de ello cabe preguntarse en qué consiste la utilidad, por ejemplo, de los centenares de testimonios de la forma *es* (tercera persona sing. de *se[er]*). Con un concepto inicial distinto se hubiera conseguido matar dos pájaros de un tiro: ahorrar un derroche de energías por un lado para aumentar la representatividad del *corpus* por el otro.

<sup>1</sup> «Las desinencias *-ie* del imperfecto de indicativo y del condicional, raras en los textos aragoneses, son casi desconocidas en los navarros.» (D.J. GIFFORD/F.W. HODCROFT, *Textos lingüísticos del medioevo español*, Oxford 1959, p. 127).

<sup>2</sup> G. ROJO/E. MONTERO CARTELLE, *La evolución de los esquemas condicionales (potenciales e irrealizables desde el poema del Cid hasta 1400)*, Universidade de Santiago de Compostela 1983, p. 8 (*Verba*, anexo 22).

Pese a esta crítica importante creo que el libro de Hildegard Schede es útil, sobre todo por su clara presentación del *corpus* y los concisos panoramas ofrecidos en los comentarios lingüísticos.

Enzo Franchini



TIMO RIIHO, *La redundancia pronominal en el iberorromance medieval*, Tübingen (Niemeyer) 1988, VII + 186 p. (*Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie* 222).

Como es sabido, el empleo redundante de los pronombres personales clíticos es particularmente frecuente en español y en los demás romances peninsulares, lo que ha movido a algunos lingüistas a interpretar el fenómeno como sistema afijado, similar a la llamada «conjugación objetiva» de ciertas lenguas. Partiendo de esta hipótesis, T. Riiho se ha propuesto analizar a fondo el comportamiento del clítico redundante en las variedades medievales del castellano, el portugués y el catalán. Encabeza el trabajo una excelente introducción sobre el estado de la cuestión, en la que el autor pasa revista a una serie de problemas generales relacionados con los pronombres átonos, como son la mencionada teoría de la conjugación objetiva, la naturaleza de los elementos clíticos (especialmente su función deíctica), la dicotomía entre predeterminación y posdeterminación, y la posición del pronombre átono con respecto al verbo; a continuación, se reseñan los distintos estudios dedicados a la redundancia pronominal en español, desde la publicación en 1893 del ya clásico artículo de E. Gessner. Todo este capítulo constituye al mismo tiempo una valiosa guía a través de una bibliografía temática particularmente abundante y variada en sus orientaciones metodológicas.

En el análisis propiamente dicho, el autor se limita a «estudiar únicamente las estructuras en que existe un pronombre personal átono (en caso oblicuo) correferente con un sintagma nominal o pronominal tónico» (25). La clasificación de los distintos contextos en que se puede encontrar un pronombre reduplicado aprovecha en primer lugar la distinción entre complemento directo e indirecto y, en segundo, la localización de esos actantes delante o detrás del verbo — recuérdese que es el complemento antepuesto al verbo el que de modo más insistente exige un pronombre redundante. Además de estos elementos y del complemento circunstancial, se tienen en cuenta los morfemas (pronominales y sufijales) indicadores de sujeto, objeto directo e indirecto, así como la divisoria entre cláusulas diferentes. Todos estos datos permiten formalizar un cierto número de esquemas morfosintácticos que constituyen la base del estudio.

Un trabajo como el que se propone Riiho debe contar con algunas variables, en este caso la diacronía, la diatopía y la variación del género textual. Contrariamente a lo practicado en otros estudios de lingüística histórica, el autor ha optado por la extrapolación de la diacronía (30), tomando como conjunto homogéneo una serie de textos compuestos entre los siglos XIII y XV; tampoco toma en consideración una posible variación dialectal (p. ej., leonesa o aragonesa), omisión compensada en cambio por la inclusión del gallego-portugués y del catalán. De modo que el análisis se centra esencialmente en las desviaciones que se pueden observar entre diferentes géneros de textos.

Tres son las clases de textos en que se subdivide el corpus: la primera viene constituida por la poesía épica y narrativa castellana, esto es, fundamentalmente el *Cantar de mio Cid* y las obras del Mester de clerecía, siendo de notar que en ella faltan, lógicamente, ejemplos portugueses y catalanes; la segunda abarca la poesía lírica y filosófica, y la tercera, la prosa literaria y doctrinal, ambas con muestras de los tres romances peninsulares que jalonan los tres siglos de la literatura medieval. El segundo grupo es probablemente el menos unido, ya que en la sección castellana incluye también una obra de teatro, el *Auto de los Reyes Magos*, y el *Libro de buen amor*, que intercala en una trama narrativa una serie de piezas líricas. En cuanto al catalán, deberían tomarse con precaución los poemas de Ramón Llull, redactados en una mezcla de provenzal y catalán. Finalmente, pensamos que en verso los imperativos de la métrica podrían distorsionar excesivamente la realidad del uso espontáneo. Pero en conjunto puede darse por válida esta preferencia por el estudio



diferencial de los géneros, puesto que la redundancia pronominal se halla abundantemente documentada desde los textos más antiguos y que, hoy en día por lo menos, está muy extendida en el español hablado.

En los capítulos dedicados a cada uno de estos grupos, expone el autor los distintos esquemas sintácticos en los que aparece el clítico redundante, alegando para cada lengua hasta una docena de ejemplos. Sin embargo, no se avanzaría mucho en la formulación de una teoría sin el apoyo de datos cuantitativos; en este sentido, Riiho nos proporciona unos cuadros estadísticos sumamente instructivos, referentes entre otras cosas al número de frases con objeto que presentan redundancia pronominal o no, a la frecuencia del clítico en los distintos contextos sintácticos y al índice de empleo del mismo con objetos antepuestos y pospuestos al verbo. Por otra parte, y teniendo en cuenta que las pautas sintácticas no permiten más que una primera aproximación al problema, se comentan a continuación otros factores que pueden favorecer la redundancia, como son la naturaleza humana o animada del concepto que ocupa el lugar del complemento, el hecho de estar determinado o no, de formularse como oración relativa o completiva, así como el complemento de género neutro. En un texto denso y bien estructurado, Riiho aporta aquí unos materiales de gran valor y consigue convencernos mediante una argumentación perspicaz y prudente a la vez.

La evaluación de los datos corrobora algunas de las hipótesis que solían manejarse desde hace tiempo — como, por ejemplo, la que atribuye a los complementos antepuestos una redundancia más frecuente que a los complementos pospuestos —, pero permite al mismo tiempo la elaboración de un cuadro más diferenciado y relativiza ciertas afirmaciones demasiado categóricas. Así, resulta evidente que la redundancia pronominal en iberorromance no es un mecanismo rígido, comparable a la conjugación objetiva, ya que en el sector donde más abunda, en la épica castellana, no rebasa el 15.4% del número total de frases con complemento directo o indirecto. En el empleo medieval de la duplicación pronominal había, pues, un amplio margen de libertad. Explorar los contextos donde el clítico se podía emplear o no, ha sido otro de los cometidos del autor; para ello estudió las variantes de dos textos castellanos que se nos conservan en más de una versión, *Calila y Dimna* y *Berlaam y Josafat*. Al mismo método recurre a continuación en un estudio interlingüístico de las versiones portuguesas y castellanas de dos piezas del ciclo del Santo Grial.

Siguen unos capítulos complementarios sobre la redundancia en los textos aljamiados, en gascón y en vascuence; lenguas, estas últimas, que vienen considerándose de gran importancia para la discusión en torno a las posibles influencias adstráticas en castellano y a la conjugación objetiva. A la vista de las disparidades entre ellas y el castellano, el autor se muestra muy reservado respecto a la posibilidad de que la extensión y el arraigo del fenómeno en castellano se relacionen con el euskera. La redundancia pronominal existe en las tres lenguas románicas de la Península, aunque con una tendencia más marcada en castellano; pero durante el período medieval su uso fue mucho más libre que en la actualidad, y Riiho no se atreve a «hablar de una obligatoriedad en ningún contexto» (143), lo que contrasta con la petrificación de la duplicación en ciertos contextos de la lengua moderna. Con todo, hay unos entornos — p. ej., la iniciación de la frase por un tópico aún no evocado o por un complemento preposicional — que aparecen como particularmente propicios al empleo del clítico redundante. Desconfiando de ciertas explicaciones genéticas, el autor insiste en que, al conservarse en iberorromance una organización relativamente libre de las partes de la oración, las funciones sintácticas se expresan menos que en otras lenguas románicas por el orden de los elementos; papel que, precisamente, vienen a desempeñar en muchos casos los clíticos.

Volviendo a la decisión del autor de descuidar la perspectiva diacrónica, nos parecería, a pesar de todo, interesante continuar la investigación sobre el tema recuperando la dimensión temporal y relegando, en cambio, la variación del género textual. Si, como dice el mismo Riiho, se nota un contraste entre la relativa libertad del uso medieval y la fijación de ciertos mecanismos en español moderno, resulta en efecto tentador ver cuándo y de qué modo se produjo dicho proceso de petrificación.

GILLES LUQUET, *Systématique historique du mode subjunctif espagnol*, Paris (Séminaire d'études médiévales hispaniques de l'université de Paris-XIII) 1988, 341 p. (*Annexes des Cahiers de linguistique hispanique médiévale* 5)

Si los estudios sobre el sistema temporal del verbo español han sido numerosos en las últimas décadas, conviene recordar que la mayoría de ellos se centran en el cuadro de valores expresados por el indicativo, mientras que los del subjuntivo solían pasar por ser una simple reducción de aquéllos. Por otra parte, hay ciertos problemas relacionados con el subjuntivo — como la historia de las formas en *-ra* y en *-se*, la desaparición del futuro de subjuntivo, o la correlación temporal en este modo — que constituyen ya temas clásicos de la lingüística hispánica y cuentan con una abundante bibliografía.

Evidentemente, no resulta fácil acometer a estas alturas un estudio de conjunto sobre cuestiones tan dispares y tratadas desde puntos de vista a menudo radicalmente diferentes. Un simple balance crítico de los trabajos realizados hasta el momento sería materia para un libro entero. Y de hecho, G. Luquet prescinde desde el principio de comentar el estado general de la cuestión, situándose explícitamente en la teoría lingüística de Gustave Guillaume. El punto de partida de su investigación son dos conocidos tratados de orientación guillaumiana sobre el sistema verbal del español, uno de M. Molho<sup>1</sup> y otro de J.-Cl. Chevalier<sup>2</sup>. En el primero observa Luquet una cierta falta de atención a la temporalidad peculiar del modo subjuntivo, ya que ésta es descrita como un estado embrionario — muy dentro de la idea de la cronogénesis guillaumiana — de la estructura más evolucionada que presenta el indicativo; también opina el autor que Molho fuerza el sistema al postular una simetría «modal» entre las formas *cante/cantara* (modo corto), y *cantare/cantase* (modo largo) (15–17).

A continuación expone Luquet una nueva teoría de la morfogénesis verbal. Si el verbo expresa una *operación* O que implica la existencia de un *soporte* E (el ser, la entidad a la que se refiere O) y de un *aporte* I (información sobre E que se enuncia), la morfogénesis consiste en la progresiva definición de estos elementos, proceso que se desarrolla en seis fases. En la primera se perfila la variable E, distinguiéndose entre el estado de la no identificación y el de la identificación, instaurador de las tres personas del verbo. En las fases 2 a 5, en cambio, se estructura la variable I. La fase 2 es la de la aparición de la voz (activa, pasiva y pronominal), mientras que en la fase 3 se define lo que Luquet llama *aspecto*: se trata de las relaciones de simultaneidad, anterioridad y posterioridad que se establecen entre el proceso O y el ente E; sólo la anterioridad, el llamado aspecto transcendente, recibe en español una expresión sistemática, las perífrasis del tipo / *haber*+ participio perfecto /. El *modo*, que se construye en la fase 4, es para el autor la categoría en que se manifiesta la *exocronía*, esto es, las representaciones específicas del tiempo que se conciben desde el punto de vista del sujeto hablante. Luquet distingue entre una representación tripartita (pasado, presente y futuro), vinculada al Yo locutor, y una representación bipartita (tiempo transcurrido, tiempo por transcurrir): los procesos evocados según esta segunda concepción no pueden acceder a la actualidad, de manera que nunca pasan de un plano virtual; además, su instancia de enunciación puede ser tanto el Yo locutor como su reflejo, el «moi délocuté», capaz de localizarse en cualquier punto del eje temporal; existe, finalmente, una última representación, indivisa, del tiempo. En estos esquemas temporales se basa, pues, la definición de los tres modos de la tradición guillaumiana, el indicativo, el subjuntivo y el casi nominal (infinitivo, gerundio y participio). La fase 5 se reserva a la configuración de la *endocronía*, término con el que se designa una categoría estrechamente relacionada con el aspecto de la fase 3 y que se refiere al grado de realización con el que se evoca el proceso (Luquet distingue entre *incidencia*, *decadencia imperfectiva* y *decadencia perfectiva*). En la fa-

<sup>1</sup> MAURICE MOLHO, *Sistématica del verbo español*, Madrid (Gredos) 1975.

<sup>2</sup> JEAN-CLAUDE CHEVALIER, *Verbe et phrase (les problèmes de la voix en espagnol et en français)*, Paris (Editions Hispaniques) 1978.

se 6, la única optativa, el autor vuelve sobre la variable I, para definir ahora las personas del verbo ya mencionadas en la fase I.

Del mismo modo que Luquet evita entablar un diálogo con otras escuelas lingüísticas cuyos representantes han analizado las categorías del verbo<sup>3</sup>, resulta difícil intentar una crítica de sus propuestas desde el exterior del sistema filosófico guillaumiano. Para ello sería indispensable que se comentaran oposiciones funcionales entre formas verbales concretas, cosa que el autor elude en este capítulo programático, aunque no en los siguientes. Varias de las categorías mencionadas son también corrientes en la lingüística funcional, si bien sus denominaciones y funcionamiento interno resultan diferentes; por ejemplo, lo que Luquet llama *aspecto* es lo que se conoce como la relación de tiempo relativa, y el aspecto de los funcionalistas se corresponde en líneas generales con lo que el autor expone bajo el epígrafe *endocronía*. Por lo demás, nos quedan dudas acerca del concepto de morfogénesis, cuyas fases y sobre todo el orden en que éstas se suceden no nos parecen suficientemente fundadas.

A estas consideraciones generales sigue un capítulo sobre la sistemática del subjuntivo en español moderno. Se insiste en la necesidad imperativa de eliminar de él el futuro en *-re*, por ser un arcaísmo sin valor funcional en la lengua actual, y en la fundamental identidad semántica de los imperfectos en *-ra* y *-se* — los restos de una diferenciación serían simples residuos de un sistema más antiguo. Aquí convendría, sin embargo, recordar que, aun cuando nos situamos en una determinada sincronía, la lengua es siempre un diasistema cuyas variedades diatópicas, diastráticas y discursivas pueden ofrecer sistemas divergentes, que sería impropio relegar al desván de las antigüedades. En cuanto a la estructura temporal que expresan las formas en cuestión, afirma Luquet la inoperancia del esquema tripartito (pasado, presente y futuro), ya que el subjuntivo carece de la oposición presente/futuro: en la exocronía se observa una simple división entre tiempo transcurrido y tiempo por transcurrir, ambos situados en un plano hipotético.

De gran interés para la historia del español son los capítulos IV y siguientes, en los que, sobre la base de una amplia documentación, se ofrece una meticolosa revisión de la trayectoria del subjuntivo. Es sabido que los problemas que suscita la evolución de este sistema se agrupan casi todos en torno a dos binomios de formas cuyo funcionamiento ha sufrido cambios profundos a lo largo de los siglos: *cantara/cantase* y *cante/cantare*. Luquet se centra esencialmente en el primero, tratando el segundo de modo mucho más expeditivo, sin duda porque las alteraciones resultan en este caso más difíciles de captar<sup>4</sup>; y aún dentro de la oposición *cantara/cantase*, se dedica casi exclusivamente al análisis de los valores semánticos que adoptan dichas formas en el marco de su sistemática personal — esto es, fundamentalmente los de la exocronía y la endocronía —, prescindiendo, por ejemplo, de definir detenidamente las funciones sintácticas que éstas desempeñan. El objetivo último del estudio es la evaluación del cambio lingüístico y de su articulación en el tiempo; se comprende, pues, que en los distintos planos sincrónicos ocupen un lugar privilegiado los fenómenos más conflictivos, mientras que se descuidan un tanto otros más marginales, como podrían ser las

<sup>3</sup> En la bibliografía se echa también de menos una serie de trabajos sobre aspectos parciales tratados por el autor; así, p. ej., faltan sobre la forma en *-ra*, entre otros: O. BECKER, *Die Entwicklung des lateinischen Plusquamperfekt-Indikativs im Spanischen*, Leipzig 1928; H.-D. PAUFLER, «Das indikativische *-ra* im Spanischen und seine heutige Bedeutung in Lateinamerika (unter besonderer Berücksichtigung der kubanischen Variante)», *BRPh* 9 (1970), 125–132; H. ROGMANN, «Zur indikativischen Funktion der spanischen Verbform auf *-ra*», *Iberoromania* 3 (1971), 163–174; E. RIDRUEJO, «La forma verbal en *-ra* en español del siglo XIII (oraciones independientes)», in: F. MARCOS MARÍN (ed.), *Introducción plural a la gramática histórica*, Madrid (Cincel) 1983, p. 170–185.

<sup>4</sup> Véase también mi artículo «Sea como fuere». Zur Geschichte des spanischen Konjunktiv Futur», *VRom.* 42 (1983), 181–201; versión española, ampliada, en IGNACIO BOSQUE (ed.), *Indicativo y subjuntivo*, Madrid (Taurus) 1990, 383–409.



proporciones numéricas entre las ocurrencias del pluscuamperfecto sintético *cantara* y las del analítico *había cantado* o la generalización de las formas compuestas *hubiera/hubiese cantado*.

El continuum de la trayectoria histórica aparece dividido en cinco etapas, correspondientes a sendos estados del sistema. Reseñemos brevemente las principales modificaciones provocadas por los saltos cualitativos, que inician así la transición de un estado a otro. La primera etapa abarca desde los orígenes hasta ca. 1250 y se caracteriza por una separación todavía nítida de las formas en *-se* y en *-ra*; ésta última funciona ante todo como pluscuamperfecto actualizador y también como forma virtualizadora en la oración principal, parecida al futuro hipotético (por ejemplo, «Si yo non uviás, el moro te *jugara* mal» [137])<sup>5</sup>; Luquet afirma, en cambio, que *cantara* falta en la prótasis de las oraciones condicionales de esta época y considera que, si dicha construcción se documenta, a pesar de todo, en ciertos textos, ello se debe a la intervención de copistas posteriores; en los primeros tiempos, la forma en *-ra* pertenece exclusivamente al indicativo (146).

Entre 1250 y 1340 aproximadamente, encontramos un sistema con algunos rasgos nuevos respecto al anterior: el imperfecto de subjuntivo en *-se* queda sustituido por la forma en *-ra* en la prótasis de la oración condicional que expresa una condición pasada no satisfecha («del conde, si *podiera*, de grado s'desviara» [183]), estableciéndose así una clara diferenciación temporal. Para Luquet, la forma *cantara* sigue formando parte del indicativo, aunque por su nueva función pasa a ser ya «signifiant d'une unité de représentation subjunctive» (198), lo que la convierte de hecho en una forma sináptica.

En la etapa siguiente, comprendida más o menos entre 1340 y 1410, el formante *-ra* se da también en la expresión de la condición irreal de presente y se empieza a usar con carácter optativo («pero, pues que nascí, ya *fuera* consumido», [219]), así como en oraciones sustantivas del tipo «más valiera que *dexara* su tierra toda a don Sancho» (219) o «el Infante Don Pedro quisiera que *fuera*n más adelante» (222), con lo cual cae en menos de medio siglo la tradicional interdicción de emplear el morfema *-ra* en la cláusula sustantiva introducida por un verbo de expresión volitiva; también conviene señalar que la forma en *-ra* empieza a competir con el imperfecto de subjuntivo en el terreno de las oraciones concesiva, temporal y final, al tiempo que puede sustituir al futuro hipotético después de los verbos de opinión. Como se ve, las funciones de carácter virtualizador se vuelven cada vez más frecuentes. A partir de este momento, la forma parece pasar definitivamente del modo indicativo al modo subjuntivo. El autor interpreta este cambio profundo en términos de su propia sistemática temporal: *cantara* era «supernumerario» en el indicativo y podía, en cambio, colmar una laguna estructural en la vertiente pasada del subjuntivo, indicando el aspecto incidente en el plano de lo transcurrido. Luquet demuestra que desde principios del siglo XV la proporción de las formas en *-ra* con valor de pluscuamperfecto de indicativo disminuye rápidamente.

Llegamos así al sistema llamado «clásico», que se generaliza a lo largo del siglo XV y se mantendrá hasta principios del XVII. La función indicativa de *cantara* ha perdido toda vitalidad y, en cambio, se extienden sus valores subjuntivos, ya que la forma evoca actos hipotéticos sin distinción entre pasado, presente y futuro, siempre que se trata de una hipótesis irreal. Cabe preguntarse, sin embargo, si Luquet está en lo cierto cuando establece una distinción entre dicho sentido irreal de *cantara* y la condición también hipotética, pero a cuya realización no se oponen obstáculos insuperables, expresada por *cantase* (257–259). Por otra parte, y para remediar la neutralización de la antigua oposición entre la condición irreal de pasado y la de presente, la primera de estas condiciones se va expresando más y más mediante las formas compuestas del tipo */hubiera + participio perfecto/*.

<sup>5</sup> Complementan y avalan los datos de Luquet sobre la oración condicional las detalladas estadísticas y su comentario ofrecidos por G. ROJO/E. MONTERO CARTELLE, *La evolución de los esquemas condicionales (Potenciales e irrealis desde el poema del Cid hasta 1400)*, Santiago de Compostela 1983 (*Verba*, Anexo 22).

La etapa final nos lleva del sistema clásico al sistema actual. Sus principales hitos son la caída definitiva de la oposición entre *-ra* y *-se* y la decadencia del futuro de subjuntivo. En este capítulo merece especial atención la cuestión del conocido resurgimiento de la función indicativa de *cantata*, cuyo comienzo se solía situar a fines del siglo XVIII. Luquet niega resueltamente que el fenómeno pueda interpretarse como simple reanudación de un uso desaparecido en el siglo XV y duda de que el hecho se deba a la imitación de los autores antiguos o del romancero; aporta pruebas de que también los clásicos usaban el morfema esporádicamente con un valor muy similar al que se actualiza modernamente. Ahora bien, si es verdad que hoy en día los contextos sintácticos en que se puede emplear la forma son más limitados que los del pluscuamperfecto sintético, no firmaríamos, en cambio, la aserción de que se trata de un empleo perteneciente al discurso, reflejo de una forma verbal que sigue siendo subjuntiva (291).

Rolf Eberenz



VOLKER ROLOFF / HARALD WENTZLAFF-EGGEBERT (Hrsg.), *Das spanische Theater vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Düsseldorf (Schwann-Bagel) 1988, 445 p.

Im vorliegenden Band werden 31 Theaterstücke von 24 spanischen Autoren in exemplarischen Einzelinterpretationen vorgestellt. Aufgrund ihrer herausragenden Bedeutung werden Calderón vier, Lope de Vega drei und Valle-Inclán und Lorca je zwei Analysen gewidmet. Als chronologischer Ausgangspunkt wird nicht ganz zu Recht das Mittelalter benannt. Die ersten behandelten Stücke stammen indes aus der frühen Neuzeit. Juan del Encinas dramatische Eklogen, die Konrad Schoell im ersten Beitrag (p. 10-22) präsentiert, wurden gerade im Jahre 1492 erstmals aufgeführt; die *Celestina*, der Albert Giers Interpretation gilt (p. 23-35), erschien 1499 im Druck, und Gil Vincents *Tragicomedia de Don Duardos* wird von Rainer Hess auf die erste Hälfte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts datiert (p. 39). Der Band schließt mit Stücken, die aus der unmittelbaren Gegenwart stammen: mit Alfonso Sastres *Crónicas Romanas* und Arabals *El arquitecto y el emperador de Asiria*, die 1979 und 1975 in spanischer Sprache erschienen. Ausgewählt wurden im Prinzip Autoren, die dem literarischen Höhenkamm zuzurechnen sind. Besonders breit ist indes das 20. Jahrhundert mit 13 Stücken erfaßt, die nicht ausschließlich aufgrund ihrer ästhetischen Qualität, sondern auch aus historisch-soziologischen Gründen ausgewählt wurden. Die Analyse besonders erfolgreicher Stücke etwa José Echegarays oder Joaquín Calvo Sotelos erlaubt so auch Aufschlüsse über spezifische Tendenzen des spanischen Theaterlebens in unserem Jahrhundert.

Man versteht, daß die beiden Herausgeber, die aus München stammen, weitere vier Mitarbeiter der Universität München für ihren Sammelband verpflichtet haben. Diese Beiträge zeichnen sich durch eine innere Kohärenz des – oft diskurstheoretischen oder literaturpsychologischen – Ansatzes aus, so daß man geneigt ist, von einer Münchner Schule zu sprechen. Im übrigen sind die Beiträge wenig verzahnt. Man bedauert, daß die Herausgeber sich nicht bemühten, Wiederholungen zu vermeiden. Es wäre von Vorteil gewesen, wenn etwa bei gattungsgeschichtlichen Begriffen auf Passagen früherer Beiträge innerhalb des Bandes verwiesen worden wäre. So stellt Klaus Portl (p. 287) den Kontext der Entstehung der 98er Generation vor, nachdem sich vorher schon andere Aufsätze auf diese Schriftsteller bezogen hatten.

Bei den Mitarbeitern handelt es sich ausschließlich um deutsche oder in Deutschland tätige Wissenschaftler, die der Tradition der deutschen Romanistik verpflichtet sind, die zumeist komparatistisch arbeitet und das spanische literarische Schaffen vor dem Hintergrund der Gesamtromania betrachtet. Querverweise auf analoge Entwicklungen in anderen romanischen Nationalliteraturen sind darum nicht selten. Die tragische Disposition zu einem Außenseiterschicksal, die

Jovellanos mit didaktischen Handlungsteilen verquickt, erinnert T. Heydenreich an ähnliche Verfahren bei Nivelle de la Chaussée, Diderot und Sedaine. Moratíns *Comedia nueva* ordnet U. Schulz-Buschhaus in die Gattungsreihe ›dramatisierter Poetiken‹ ein, deren europäischer Parcours von Molières *Critique de l'Ecole des Femmes* und *L'Impromptu de Versailles* oder Goldonis *Teatro comico* eröffnet wurde und der seinen späten Höhepunkt in Pirandellos ›Trilogia del teatro sul teatro‹ fand. Der Protagonist in Casonas *Otra vez il diablo* wird mit Oreste in Sartres Stück *Les Mouches* in Verbindung gebracht und Buero Vallejos Dramen mit Sartres Konzept eines ›théâtre en situation‹. Nach Volker Roloff lassen sich schließlich die Besonderheiten der Arrabalschen Traum- und Spielästhetik besser verstehen, wenn man sie dem größeren Rahmen des surrealistischen Theaters Jarrys oder Apollinaires zuordnet. M. Lentzen warnt indes davor, etwa Miguel Mihura vorschnell als Vorläufer des ›absurden Theaters‹ zu bewerten: «Totale Zerstörung jeglicher Kommunikation und der personalen Identität wie bei Ionesco oder Beckett sucht man vergebens bei ihm» (p. 352). Nach R. Hess kann man auch beim Theater von Gil Vicente nicht von einer normativen Gattungstrennung sprechen: «Die Befunde stehen sehr im Gegensatz zur Poetik der französischen Klassik, wie sie zuletzt von Boileau in seinem *Art poétique* (1674) zur rigiden Doktrin erhoben worden sind. Romanisten, denen das klassische französische Drama als Inbegriff dramatischer Kunst gilt, übersehen leicht, daß die Beurteilung nicht-klassischer Dramen nach klassischen Normen die Eigenart der Sache verfehlt» (p. 38).

In zahlreichen Beiträgen wird die ›Modernität‹ der analysierten Werke unterstrichen. Albert Gier betont so, daß Rojas in der *Celestina* keine wohlfeile Alternative zum ›amour fou‹ seines Helden anbietet: der sexuelle Hedonismus komme nicht in Frage, und die vernünftige respektable Ehe bleibe ausgespart: «Insofern ist in der Kritik an Calistos ›romantischer‹ Leidenschaft vielleicht doch auch ein Teil Sympathie oder Bewunderung enthalten – die erstaunliche Modernität des Textes liegt nicht zuletzt hierin begründet» (p. 33). I. Nolting-Hauff sieht ihrerseits die Modernität von Lope de Vegas *Fingido Verdadero* auf der dramentechnischen Ebene: «Die Selbstthematization des Theaters, die Potenzierung und die fiktionsironische Bloßlegung der Fiktionalität und die Destabilisierung des Wirklichkeitsbewußtseins nehmen hier bereits Formen an, die sich in der europäischen Dramengeschichte vor allem mit dem Namen Pirandello verbinden» (p. 82). T. Heydenreich sieht insbesondere die aufklärerische Aktualität von Jovellanos Stück *Delincuente honrado*, das sich an den Anfang einer Reihe von Gerichtsdramen stellen läßt, «die besonders in unserer Gegenwart das (Miß-) Verhältnis von Rechtsprechung und sozialer Verantwortung hervorheben, ja in denen nicht ein rex ex machina, sondern unabhängige Richter über Leben und Tod des Angeklagten befinden müssen» (p. 210). Während W. B. Berg die esperpentische Ästhetik Valle-Incláns in die Nähe der Praxis postmoderner «Schreibe» (p. 326) rückt, erweist sich für H. J. Neuschäfer die Welt Lorcás – trotz ihrer Verankerung in einem archaischen Agrar-Spanien – als «eigentümlich modern»: «Modern in dem Sinne, daß die Mitspieler (unabhängig von ihrem Geschlecht) keineswegs bloß ›Archetypen‹ (wie ›Trieb‹ und ›Ordnung‹) verkörpern, sondern zugleich Tendenzen der historischen Aktualität (wie Vaterlosigkeit, Egozentrik, neurotische Gespaltenheit und Desorientiertheit, die ›Aufhebung der persönlichen Würde in Tauschwert‹)» (p. 368). In den Augen W. Floecks bleibt Lorca jedoch in seinen Dramen im Vergleich zu den ästhetischen Innovationen Valle-Incláns eher traditionell (p. 382). Gerade hier – aber auch an anderen Stellen – erweist sich die rein innerliterarische oder gattungsgeschichtliche Betrachtungsweise als zu eng, um den interpretierten Werken gerecht zu werden.

Die Analysen aus diskurs-, geistes- oder sozialgeschichtlicher Perspektive, die von einem umfassenden und nicht bloß innerliterarischen Horizont ausgehen, zeigen sich als besonders ergiebig. Über die Historisierung ist es so möglich, die für unser Verständnis spezifische Fremdheit etwa des Barocktheaters sichtbar zu machen. Es erstaunt nicht, daß mehrere Autoren in diesem Zusammenhang auf Hugo Friedrichs wichtige Studie «Der fremde Calderón» hinweisen. W. Matzat betont, daß es kaum gerechtfertigt ist, die *Comedia de capa y espada* «primär als Medium satirischer Gesellschaftskritik oder als utopischen oder karnevalesken Gegenentwurf zur herrschen-



den Gesellschaft zu begreifen. Das Wesen dieser Komödie besteht nicht in der Überschreitung der gesellschaftlichen Verhältnisse, vielmehr handelt es sich um eine spezifisch ästhetische Antwort, durch die beunruhigende Aspekte der gesellschaftlichen Wirklichkeit in ein lustvolles Schauspiel transformiert werden» (p. 101). Lopes Bauerndrama *Fuente Ovejuna*, das zu den in der Moderne beliebtesten Stücken zählt, scheint, wie J. Küpper ausführt, eine Problematik anzureißen, die sozial und partiell auch literarisch die Moderne bestimmt, die Frage nach der sinnvollen gesellschaftlichen Ordnung, die hier schon im «modernen» Sinne der Forderung nach Emanzipation und letztlich sogar der Egalität beantwortet zu sein scheint. Der Verfasser historisiert indes diese «moderne» Leseart vom zeitgenössischen Verstehenshorizont her, indem er in dem Stück nicht nur die Opposition zwischen den Dorfbewohnern und dem tyrannischen Komtur herausarbeitet, sondern auch diejenige innerhalb der Dorfbewohner (dem moralischen Laxismus der Vielen und der orthodoxen Exemplarität der Wenigen, über die tridentinisch inspirierte Verhaltensnormen propagiert werden sollen). Die soziale Frage der «gerechten» Herrschaft ist so der moralischen untergeordnet. Eine nur sozialkritische Lektüre bedeutet nach Küpper eine Vergrößerung des Stückes, das von ihm vor allem als ein Drama aus gegenreformatorischem Geist verstanden wird. Die obsessionelle Fixierung auf die Sexualität erkläre sich aus der Erschütterung der Kirche als Institution durch Luthers Gnadenlehre, die die Unabwendbarkeit des Sündigseins betonte, gegenüber der die tridentinische Kirche gerade im Bereich der *Concupuscentia* die Möglichkeit des richtigen Handelns im Zeichen des *liberum arbitrium* hervorhob. Das Drama als «eine Art Massenmedium der Zeit» (p. 114) stand im Dienste dieses enormen moraltheologischen Rigorismus gerade im Hinblick auf die Landbevölkerung, die aufgrund «kultureller Differenz» sich als resistent erwies («mangelnde Einsicht in die Sinnhaftigkeit einer strikten Regulierung des naturhaften Begehrens» [p. 116]). Die Forderung richtete sich aber auch ebenso an die dissoluten Feudalherren. Gleichheit wurde so moralisch und nicht sozial verstanden: «Möglicherweise erhält das moderne, im Jahre 1789 kulminierende Gleichheitsdenken in dieser Epoche entscheidende erste Anstöße. Aber dies ist eine Frage historischer Entwicklung und funktionaler Umbesetzung; in den Stücken gemeint ist solches noch nicht» (p. 116). Zu einem analogen Befund kommt Silvia Gonzalo in ihrem Beitrag zu Tirso de Molinas *Don Juan*, der als Renaissance-mensch, für den der Gedanke an die Transzendenz nicht von Belang war, aus gegenreformatorischer Perspektive verurteilt wurde.

Nicht eine soziale, sondern eine Egalität *sub specie aeternitatis* sieht Küpper auch in dem bekanntesten Stück der Epoche, in Calderóns *Gran teatro del mundo* realisiert. Für T. Heydenreich erweist sich die Vorstellung, dieses *auto sacramental* sei im Zuge der Gegenreformation zur Verteidigung der in Trient in Absetzung von der protestantischen These deutlich formulierten Transsubstantiationslehre geschaffen worden, als eindeutig falsch. Mittelalterliche Formen hatten in Spanien den Ansturm von Reformation und Renaissance überdauert. Aufgrund der komplexen konzeptistischen Sprachform intendierte das *auto sacramental* nicht so sehr das Volk als Zielpublikum. Heydenreich spricht von der Beeindrucksstrategie der städtischen Massenkultur des spanischen Barock: «Um die «*inteligencia atrevida*» auszuschalten, wird auch eine von der Umgangssprache abgehobene, nicht unmittelbar zugängliche Sondersprache verwandt, deren Funktion es ist, Autorität für das in ihr Ausgesagte zu fördern und zu erreichen» (p. 195).

In den Augen B. Teubers, der Calderóns *La vida es sueño* analysiert, findet die Nobilitierung der träumerischen Imagination ihre lebensweltliche Entsprechung jedoch nicht so sehr in der theologischen oder philosophischen Reflexion der zeitgenössischen Elite, sondern im weitverbreiteten Brauchtum und Aberglauben der frühneuzeitlichen Volkskultur. Teuber vermag sehr schön den Ort Calderóns gerade gegenüber Descartes auszumachen: «Beide stehen als ein gewissermaßen janusköpfiges Paar an der Schwelle zur abendländischen Neuzeit. Descartes blickt auf einen Raum, in dem zugunsten der Vernunft die Imagination, der Wahnsinn und der Traum ausgegrenzt bleiben. Calderón hingegen setzt einen Ort in Szene, an dem es gelingt, Imagination und Vernunft als verschiedene miteinander zu versöhnen, den *desengaño* der Sinne als wahrheitsfä-

hig und den desengaño der Vernunft als trügerisch aufzuzeigen» (p. 159)<sup>1</sup>. Für den Verfasser weist so Calderóns Theater schon an ihrem Anfang über das Ende der Neuzeit hinaus. In der Tat spricht auch Volker Roloff in bezug auf Arrabal von einer «Ästhetik der Traumform» nicht im Sinne der Freudschen rationalistischen Reduzierung des Traums, sondern in Analogie der Spielformen des Traums zum ästhetischen Phänomen und zu den literarischen Traditionen. Roloff unterschlägt allerdings auch die Unterschiede der beiden historischen Traumformen nicht: «Zwar werden in *El Arquitecto* [Arrabals] wie in *La vida es sueño* oder auch in *El gran teatro del mundo* die Rollen vom Autor (bzw. Gott) zugewiesen und am Ende wieder weggenommen, zwar gibt es wie bei Segismundo in *La vida es sueño* Phasen der äußersten Konfusion von Traum und Wirklichkeit; zwar gibt es Träume im Traum, auch jene Momente des desengaño, die die Spiele der Protagonisten ganz plötzlich abbrechen, aber nie führen die Traumspiele Arrabals zur wirklichen Besinnung, zur christlichen oder irgendeiner anderen Art moralischer Reflexion» (p. 440).

Wie ein roter Faden zieht sich die Honra-Thematik durch die Stücke des hier vorgestellten spanischen Theaters. So wird erstaunlicherweise in *Fuente Ovejuna* den Bauern «honor» zuerkannt, die in einer Epoche des Verfalls des feudalen Systems immer mehr zu einem differenzierenden Signum des Adels geworden war. Küpper betont indes, daß in Lopes Stück das eigentlich fundierende Konzept der Satisfaktionsfähigkeit ausdrücklich aus dem von den Bauern geforderten «honor» ausgeklammert und einzig ein «passives» Recht (die Respektierung bestimmter Grenzen seitens der Höhergestellten) gefordert wird. Wenn Calderón in *El médico de su honra* noch einmal die «reine Lehre» des Ehrenkodexes beschwor, dann geschah das nach Pere Juan i Tous darum, weil das feudale System in die Defensive geraten war und darum jene Symboltradition verhärtete, die seit dem Mittelalter die Sinnwelt der ständisch-repräsentativen Öffentlichkeit bestimmt hatte. «Wie die *Autodafés* inszenierten die Ehrendramen die Restaurierung der gefährdeten Ordnung – gefährdet durch die Dissidenz und die (vermutete oder bewiesene) Verletzung der Normen [...] Es ist ein fremdgewordener Augenblick unserer Kulturgeschichte. Es ist das stählerne Antlitz der Klassik im goldenen Rahmen des Barock» (p. 175). Auch in *Bodas de sangre* spielt die öffentliche Meinung eine zentrale Rolle, die man im klassischen Drama des Siglo de Oro mit der «honra» der Ehre einer Person oder einer Familie identifiziert. Nach H.-J. Neuschäfer kommt es nicht von ungefähr, daß sich bei Lorca Erinnerungen an das alte Ehrendrama einstellen. Lorca selbst erschafft eine Welt, die der Calderónianischen ähnlich sieht, am Schluß sogar bis hinein zur sprachlichen Stilisierung. Lorca entlarvt indes den Ehrenkodex als Ideologie: «Die Ehre, im Theater des Siglo de Oro synonym mit gesellschaftlichem Ansehen aufgrund tadellosen Verhaltens, kommt bei Lorca ins Zwielficht, insofern Ehre gleichbedeutend wird mit Besitz, genauer: mit Grundbesitz. In der Tat ist Lorcas Stück darin durchaus modern, daß es den ideellen Gegensatz von Prinzipien an den materiellen Interessenkonflikt zwischen Besitzenden und Besitzlosen koppelt und damit auch dem Problem von triebhaftem Begehren und Triebunterdrückung einen ökonomischen Hintergrund gibt» (p. 366). H.-J. Neuschäfer wendet sich vor allem dagegen, daß man den Autor von *Bodas de sangre* zum Verkünder einer mythenseligen Schicksalsergebenheit und zum Sänger einer als «universal» deklarierten spanischen Urtümlichkeit stilisiert. Die Vermutung liege vielmehr nahe, er sei von Franco-Schergen deshalb verfolgt worden, weil er sich in unorthodoxer Weise an den althergebrachten Spanienmythen vergangen habe. Wenn es in *Bodas de sangre* und *La casa de Bernarda Alba* zur Revolte gegen die Regeln komme, die das Verhalten bisher bestimmten, dann handele es sich dabei schon um eine modellhafte Vorwegnahme des großen historischen Dissenses von 1936. Es erstaunt dann allerdings, wenn W. Floeck im selben Band schreibt, daß in *Bodas de sangre* allegorische Figuren und mythische Schauplätze «den dramatischen Konflikt des Stückes unübersehbar extrahieren und ins Mythisch-Universale heben»

<sup>1</sup> Vgl. die ausgezeichnete Monographie BERNHARD TEUBERS, *Sprache — Körper — Traum. Zur karnavalesken Tradition in der romanischen Literatur aus früher Neuzeit*. Tübingen (Niemeyer) 1988 (*MIMESIS* 4).

(p. 373). Im Stück stehe «die tragische Hilflosigkeit des Menschen im Kampf gegen zwei gleichermaßen als fatalistisch und übermächtig empfundene, anonyme, überindividuelle und überhistorische Normensysteme» (p. 384) im Vordergrund.

Nach der Lektüre der 445 Seiten «Sekundärliteratur» zum spanischen Theater erscheint es trotzdem nicht angemessen, den von Hans Hinterhäuser in bezug auf Galdós – er verweist immerhin auf seine eigenen Beiträge zu diesem Autor – geäußerten – frivolen – Wunsch zueigen zu machen, «eine – sagen wir zehnjährige – Denk- und Publikationspause [...] einzulegen, ähnlich wie man in früheren Epochen des Ackerbaus die Felder «ausruhen» ließ, um sich dann an desto reicheren Erträgen zu freuen». Da sich dieser Wunsch als Utopie erweise, meint Hinterhäuser, bleibe nur eine einzige Rettung, daß der Liebhaber «in guten Stunden die ganze «Sekundärliteratur» einfach beiseite schiebt, um sich auf eigene Faust an den Texten selbst zu erlaben» (p. 284).

Einfach beiseite schieben möchte man aber den Sammelband *Das spanische Theater* nicht. Er bringt sehr viele Anregungen, die zu einem tieferen Verständnis eines wesentlichen Traditionsstranges der europäischen Literatur führen.

Joseph Jurt



*Tratado de la comunidad. (Biblioteca de El Escorial MS. u -II-8)*, Edited by FRANK ANTHONY RAMÍREZ, London (Tamesis Books) 1988 (*Colección Támesis B – XXXII*), 179 p.

Eine erste Ausgabe des *Tratado de la comunidad* (hier kurz *Tratado*), von Pater B. Difernan besorgt, erschien 1962 im *Anuario Jurídico Escorialense* 3, 461-504<sup>1</sup>. Difernans Abschrift mag gewiß fehlerhafter sein als die von Ramírez<sup>2</sup>, doch sie hätte die Entdeckung ermöglicht, daß der *Tratado* nichts anderes ist als eine Übersetzung von Auszügen aus Johannes von Wales' *Communiloquium*<sup>3</sup>. Ramírez füllt aber seine *Introducción* (9-83) und den Anhang (137-164: *Correspondencias entre el «Tratado de la comunidad» y otros textos*) mit Parallelstellen aus einer Anzahl thematisch verwandter spanischer Texte. Es ist vor allem die *Glosa castellana al «Regimiento de príncipes» de Egidio Romano* von Juan García de Castrojeriz von ca. 1350 (hg. von J. Beneyto Pérez, Madrid 1947), die dem Hg. als Hauptquelle des *Tratado* vorschwebt. Ramírez weiß zwar, daß mit Vergleichen wie *Tratado*: «Con los santos serás santo» – *Glosa*: «Ante el santo serás santo» (63) nicht viel anzufangen ist, füllt aber trotzdem Dutzende von Seiten mit Beispielen dieser Art. Er

<sup>1</sup> Auch M. Dualde Serranos Artikel «Una anónima suma de colaciones medieval», mit Abdruck aller Rubriken des von ihm entdeckten kat. Textes, ist in einer juristischen Zeitschrift erschienen: *Anuario de historia del derecho español* 18, 1947, 474-512. Dieser Index hätte genügt, die kat. *Suma* als Übersetzung Johannes von Wales' *Communiloquium* zu identifizieren und das sp. *Tratado* als Übersetzung von Auszügen aus demselben Original zu entlarven.

<sup>2</sup> Formen wie «item», Worttrennungen wie «amistad o bien querencia», oder Satztrennungen wie «... Policrato ... en el libro ... *Instrucción e enseñanza de Jullio Çésar*. Es escrito ...», schwächen unser Vertrauen auch in diese Neuausgabe, die 1979 von der University von California in Berkeley als Diss. angenommen wurde (cf. *DAI* 1980, V. 388).

<sup>3</sup> Für meine Textvergleiche benütze ich ein Faksimile von 1964 der Straßburger Ausgabe von 1489. Die immer noch beste Einführung zu diesem Text ist R. Galle, «Eine geistliche Bildungslehre des Mittelalters», *Zs. für Kirchenges.* 31, Gotha 1910, 523-555. Siehe nun auch JENNY SWENSON, *John of Wales: A Study of the Works and Ideas of a Thirteenth Century Friar*, *Cambridge Studies in Medieval Life and Thought* 10 (1989).



steht auf methodologisch festerem Boden, wenn er p. 72 s. bemerkt, daß der *Tratado* und die *Glosa* oft mehrere Themen oder *exempla* in derselben Reihenfolge anführen. Da er keine sprachlichen Übereinstimmungen finden kann, folgert Ramírez, daß es zwischen der *Glosa* und dem *Tratado* eine «obra intermediaria» gab.

Ein rascher Blick in das *Communiloquium* des Franziskaners Johannes von Wales macht sowohl die *Introducción* als auch den Anhang dieser Neuauflage hinfällig und den Text selbst unbefriedigend. Das *Communiloquium* war sowohl eine Hauptquelle der *Glosa* als auch direkte Vorlage des *Tratado*. Wenn nun der *Tratado* nur 23 Folios der Sammelhandschrift des Escorial füllt, das *Communiloquium* aber etwa 150 Folios benötigt, so liegt das nicht nur daran, daß im sp. Text nach f. 18 und 37 und am Ende insgesamt 23 Folios fehlen, sondern vor allem daran, daß der *Tratado* dem *Communiloquium* zwar Kapitel für Kapitel folgt, es aber drastisch kürzt. Johannes' Buch ist, wie der Untertitel *Summa collationum* zeigt, eine Zitatensammlung, nützlich besonders für Prediger. Im *Tratado* werden systematisch alle Autoren-Referenzen ausgelassen – im Gegensatz zur *Glosa* und auch zum arag. *Libro de actoridades* (*Rams de flors*) aus dem Skriptorium des Großmeisters Juan Fernández de Heredia. Der Übersetzer überspringt oft ganze Spalten, aber wenn er sich entscheidet, einen Satz oder ein ganzes *exemplum* zu übernehmen so übersetzt er wörtlich.

Im Kap. XXXII (S. 105) lesen wir im *Tratado*:

«Enxenplo: Aristódemos e Demóstenes eran abogados, e Demóstenes demandó un día cuánto avía avido por salario. E respondió Aristódemos que un pesante. Dixo Demóstenes, «Más he yo reçevido por callar que tú por fablar». Pues clara cosa es que estos vendedores non venden a sí solamente e a sus cosas, mas venden las privaciones de fablar, que non son cosa; e la lengua de los tales es mucho dañosa a la comunidat, los quales son tenudos e obligados a restitución de todo lo que han ganado injustamente. Que como . . .»<sup>4</sup>.

Dies ist die Übersetzung von *Communiloquium*, pars I, dist. 5, cap. 1:

«Narratur de Domostene quod cum Aristodemum auctorem fabularum interrogasset quantum mercedis accepisset, et ille respondisset talentum, Plus, inquit Demostenes, accepi ut tacerem. Planum est ergo tales esse mirabiles immo miserabiles venditores qui non solum se et sua sic vendunt sed privationes rerum, ut dictum est; et lingua talis venditoris multum damnifica est in republica, prout dicitur in Policrato libro V. (Folgen 22 Zeilen in der Ausgabe von 1489 mit Zitaten aus *Isaias* und *Augustinus*, nicht übersetzt.) Sed sciant tales omnes quod tenentur ad restitutionem omnium quod lucrati sunt iniuste, prout ait Augustinus . . .» (folgt Zitat).

Der *Tratado* als Übersetzung von Auszügen aus dem *Communiloquium* erfordert natürlich eine ganz andere Ausgabe als die hier vorliegende. Der Hg. einer mittelalterlichen Übersetzung soll keinesfalls den alten Text mit Hilfe des Originals korrigieren, darf sich aber doch vom Urtext in seiner Arbeit helfen lassen. Ein Beispiel: *n* und *v*, sowie *nu* und *mi*, sehen in Handschriften zum Verwechseln ähnlich aus. Wenn nun im *Communiloquium* «Pisistratus Millenus» zu lesen ist, so darf man annehmen, daß die Autoren des *Tratado* und der *Glosa* nicht «Picanto Millevo» (114) bzw. «Picacio Nulevo» (ed. cit., 155) geschrieben haben. (Es ist dabei nebensächlich, daß in Graesses Ausgabe des im *Communiloquium* zitierten Valerius Maximus «Pistacius Milenus»

<sup>4</sup> *Rams de Flors*, der unleserlichen Abschrift auf Microfiche des Spanischen Seminars der Universität Madison von 1982 zufolge, lautet: «aristodenus et demostenes eran aduocados en vna cort endo se leuaua vn pleyto et aristodeinus razonaua vna part et demostenes burlando demando le vn dia quanto auia houido por su salario et respuo aristodenus que vn besant et aquell respo·ndiole el otro yo mas he Recebido dixo demostenes por tal que callase que no as tu por tal que faulasses. Item el mismo enel vo=. libro capitulo .xo=. dize que . . .» (f. 213 r). Eine Randbemerkung verweist auf *Policrato*, und die Anekdote findet sich wirklich in Johannes von Salisburys *Policraticus* V. 10 (als Zitat aus Aulus Gellius XI. 9), einem Werk, das sowohl Johannes von Wales als auch der Kompilator der *Glosa* exzerpiert haben. Ramírez behauptet p. 151: «El cuento de Demóstenes no aparece en la *Glosa* y tampoco en los otros libros consultados».

steht, oder daß es sich wirklich um Pittakos von Mytilene handelt.) Auch das ungrammatische *que* in «Damara que dixo» (108) wird verständlich, wenn man im *Communiloquium* «Damagatus dixit» liest (I. 6.3).

Der *Tratado* verdient somit kaum die Ehre einer Monographie, wohl aber ein Kapitel in einer groß angelegten Studie über Fürstenspiegel auf der iberischen Halbinsel im allgemeinen und über den Einfluß der Werke von Johannes von Wales im besonderen. Vorarbeiten zu solchen Studien sind von Ruth Leslie, «La obra de Juan de Gales en España», *Actas del cuarto congreso de hispanistas*, 2, Salamanca 1982, 109-116, und von Conrado Guardiola (State University of New Jersey in New Brunswick) geleistet worden, der eine kritische Ausgabe der arag. Übersetzung des *Communiloquium* vorbereitet.

Curt Wittlin



M.<sup>a</sup> JESÚS DIEZ GARRETAS (Ed.), *La poesía de Ferrán Sánchez Calavera*, Valladolid (Secretariado de Publicaciones, Universidad de Valladolid) 1989, 143 p.

Ferrán Sánchez ist einer der «auctores menores» der insgesamt 55 Dichter, deren Werke in den sogenannten *Cancionero de Baena* Eingang gefunden haben. Der *Cancionero* ist eine Sammlung von 583 Gedichten, die während der Regierungszeiten der Könige Pedro I, Enrique II, Juan I, Enrique III und Juan II geschrieben wurden (z.B. von Pedro López de Ayala, Sánchez de Huete, F. Pérez de Guzmán, F. Imperial) und die Alfonso de Baena, ein im Dienste des Königs Juan II von Kastilien (1406–54) stehender Dichter, in den Jahren 1445–53 kompilierte. Die im *Cancionero* zusammengetragenen Texte sind nicht nur durch die Vielfalt der metrischen Formen, sondern auch und in erster Linie durch die Vielfalt der behandelten Themen gekennzeichnet: Neben Liebesgedichten, in denen deutlich der Einfluß der Troubadour-Lyrik zu bemerken ist, findet man (und das überwiegend) Lieder, in denen Fragen der zeitgenössischen Politik, der Moral, der Religion und der Philosophie aufgegriffen werden. Trotz thematischer Weite gilt es aber, mit Diez Garretas das einende Band aller Texte hervorzuheben: «Para esta nueva escuela la poesía tiene un fin útil, enseñar» (p. 15). Und gerade Sánchez Calavera ist ein Autor, der in seiner Dichtung bevorzugt theologische und philosophische Probleme behandelt.

Da alle Gedichte von Sánchez Calavera bereits ediert worden sind – dies zuletzt in der trefflichen von J. M. Azáqueta besorgten dreibändigen Gesamtausgabe des *Cancionero*<sup>1</sup> – erhebt sich die Frage, ob das hier anzuzeigende Werk nicht überflüssig ist; vorausgesetzt, man erachtet es nicht schon als hinreichenden Grund für eine neue Textedition, das gesamte Werk eines der 55 Beiträge zum *Cancionero* zusammen zu haben. Überflüssig ist eine Neuauflage der Gedichte von Sánchez Calavera dann nicht, wenn sie dem seit Erscheinen von Azáquetas Werk weit fortgeschrittenen Forschungsstand Rechnung trägt und eine aktualisierte textkritische Edition bildet, um – wie es Diez Garretas selbst formuliert – «ofrecernos conclusiones válidas para aproximarnos a un mejor conocimiento del quehacer poético de una escuela y de una generación que contribuyó a crear uno de los períodos más fecundos de la poesía castellana» (p. 9). Eine Neuauflage wäre aber überflüssig, wenn sie nicht über Azáqueta hinausginge, sondern lediglich die Gedichte von Ferrán Sánchez zusammenstellte und kommentierend mit bislang schon bekannten Ergebnissen versähe. Letzteres trifft leider – es fällt nicht leicht, dies zu sagen – für die hier anzuzeigende Arbeit zu. Nachfolgend meine Monita im einzelnen.

<sup>1</sup> J. M. AZÁQUETA (Ed.), *Cancionero de Juan Alfonso de Baena*, Madrid, 3 Bde., 1966.

Zunächst meine Bewertung der «Introducción» (p. 7–33). In dem mit «Huellas biográficas» überschriebenen Abschnitt (p. 9–11) trägt Díez Garretas die wenigen über Sánchez Calavera, der wohl zwischen 1370 und 1385 geboren wurde und 1442 starb, verfügbaren Informationen – und dies mit großer Sorgfalt – zusammen. – Abschnitt 2 der Einleitung («Poesía», p. 15–26) enthält dann – von zehn Sätzen (p. 20–21) abgesehen – nichts anderes als eine Paraphrase einiger Lieder des Dichters, dessen Themen «amor», «muerte», «moral y crítica» und «inquietud teológica» sind. Gerade hier hätte sich ein weites Feld für eine philologische Analyse unter Einbeziehung des aktuellen Forschungsstandes geboten. – Abschnitt 3 der Einleitung («Notas sobre métrica», p. 27–29) beschreibt in knapper Form die drei von Sánchez Calavera verwendeten Gedichtformen («preguntas», «recuestas», «decires»). Eine eingehendere Analyse des Metrums, zu dem man sehr viel sagen könnte, fehlt leider. – Abschnitt 4 («Transmisión de los textos», p. 31) bietet eine Tabelle zur Textgeschichte, die faktisch nicht lesbar ist oder dies nur mit kriminalistischem Geschick, da nur ein Bruchteil der in ihr verzeichneten Angaben aufgeschlüsselt wird. Die Tatsache, daß Díez Garretas hier von den «diecisiete poemas» (p. 31) des Dichters spricht, anschließend aber 29 Lieder ediert, gibt ein beredtes Zeugnis von seiner Arbeitsweise ab<sup>2</sup>. – Eine «Tabla de concordancias» (p. 33) schließt die Einleitung ab. Ihr folgen noch eine umfassende Bibliographie (p. 35–39) und ein Verzeichnis der Siglen (p. 40).

Die Textedition (p. 41–131) enthält 29 von Sánchez Calavera geschriebene Texte. Ob das Gedicht auf den Tod des Admirals Ruy Díaz de Mendoza (= Text XIV, p. 98–101) allerdings wirklich aus der Feder von Sánchez stammt, muß fraglich bleiben<sup>3</sup>. – Es wäre schön und auch logisch gewesen, wenn eine nach thematischen Gesichtspunkten (entsprechend den in Abschnitt 2 der Einleitung angesprochenen Themen) angeordnete Präsentation der Texte geboten worden wäre. Der Editor folgt hier statt dessen dem «orden (. . .) establecido por Baena en su *Cancionero*» (p. 43). – Die Edition eines jeden Gedichtes besteht aus der Darbietung des Textes selbst und aus «notas explicativas referentes a: Manuscrito y folios del cancionero o cancioneros en que se encuentra, atribuciones, ediciones, variantes, esquema métrico y glosario de voces, citas, refranes, etc.» (p. 43). Schade ist, daß Díez Garretas an keiner einzigen Stelle sagt, welchen Text er als Basistext heranzieht. Schade ist auch, daß er in dem mit «variantes» gekennzeichneten Abschnitt der Anmerkungen zwar die von seiner gewählten Lesart abweichenden Lesarten anderer Editoren anführt, für die von ihm getroffene Entscheidung aber keinerlei Begründung liefert. Und schließlich hätte es bei der Drucklegung einer größeren Aufmerksamkeit des Editors bedurft: mal wird der Name Azáceta korrekt mit Akzent, mal ohne Akzent geschrieben; mal erscheinen die «variantes» in Kursivdruck, mal nicht.

Zusammenfassend ist zu sagen: Díez Garretas hat die bislang schon in verschiedenen Editionen des *Cancionero* enthaltenen Lieder von Ferrán Sánchez Calavera in einem Band gesammelt und dazu die bislang schon vorliegenden Forschungsergebnisse zusammengetragen. Eine eigene Forschungsleistung stellt diese Arbeit nicht dar.

Arnold Arens

<sup>2</sup> Zu korrigieren ist auch die Angabe zu PN1, der gemäß dieses Manuskript 579 Gedichte enthalten soll; es muß richtig heißen: 583. – Ferner ist zu bemängeln, daß bei Zitaten mehrfach die Angabe der Fundstelle fehlt (so p. 15 Anm. 1; p. 16 Anm. 4 u.a.).

<sup>3</sup> Cf. H. FLASCHE, *Geschichte der spanischen Literatur*, 1. Band: *Von den Anfängen bis zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts*, Bern, München 1977, 286.



FRANCISCO GÓMEZ DE LA REGUERA, *Empresas de los reyes de Castilla y de León*. Edición y estudio por CÉSAR HERNÁNDEZ ALONSO, Valladolid (Secretariado de Publicaciones, Universidad) 1990, 284 p.

Mit der hier anzuzeigenden Arbeit wird das dichterische und künstlerische (!) Werk von Gómez de la Reguera erstmalig in einer kommentierten Ausgabe zugänglich gemacht. Gómez, eine bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stehende Persönlichkeit – Lope de Vega etwa spricht in *El Laurel de Apolo* von dessen «divino pincel» und dessen «docta pluma»<sup>1</sup> – dürfte heute nur wenigen Spezialisten näher bekannt sein.

Über Gómez' Leben und die Entstehung seines Werkes besitzen wir nur wenige verlässliche Angaben. Gómez wurde um 1599 in der Nähe der Stadt Valladolid geboren, in die er offenbar schon in früher Jugend übersiedelte und in der er bis zu seinem Tod (etwa 1674) lebte. Er war wahrscheinlich Kleriker; ob er an der Universität von Valladolid studierte, ist allerdings nicht zu ermitteln. Wie die zahlreichen Zitate in seinem Werk aus der Bibel, den Kirchenvätern und den antiken Autoren beweisen, «tenía una vasta cultura humanística» (p. 9).

Sein Werk schuf Gómez, wie er in dessen Prolog selbst sagt, im Auftrag des «Serenísimo Señor Infante Cardenal Don Fernando» (p. 54), der ein Bruder König Philipps IV. (1621–1665) war. Bei diesem Werk handelt es sich um die Darstellung von 34 ausgewählten «empresas de los reyes de Castilla y de León». Die Reihe der «empresas» beginnt mit König Ramiro II. von León (931–950) und sie endet mit König Philipp IV. von Kastilien (1621–1665); verschiedentlich (so im Fall der Könige Alfons der Weise [1252–1284], Ferdinand der Katholische [1479–1516], Karl I. [1516–1556], Philipp II. [1556–1598] und Philipp III. [1598–1621]) werden einer Herrscherpersönlichkeit zwei oder auch drei «empresas» gewidmet; und anders als es der Titel des Werkes vermuten läßt, werden nicht nur Könige, sondern auch Königinnen (insgesamt 7) behandelt. – Mit Hernández Alonso ist eine «empresa» wie folgt zu definieren: «( . . . ) es patrimonio de un personaje ilustre ( . . . ) y en su grabado encierra un mensaje no pocas veces secreto. También lleva un mote o lema allusivo al «alma» de la empresa y que encierra una enseñanza» (p. 23). Jede der 34 «empresas» von Gómez besteht aus drei Teilen: 1) Am Anfang befindet sich eine von Gómez selbst geschaffene Gravur (in vier Fällen ist die Gravur allerdings nicht mehr erhalten), in der man den Namen der behandelten Herrscherpersönlichkeit, eine symbolische Darstellung mit den unterschiedlichsten Motiven (Tiere, Schiffe, Pyramiden, Säulen des Herkules u.a.) und ein aus der Bibel oder den Autoren der Antike entnommenes Zitat vorfindet. 2) Es folgt dann ein Sonett, in dem das in der Gravur enthaltene Zitat thematisiert wird. 3) Den dritten Teil bildet ein meist sehr ausführlicher Kommentar des Dichters, in dem er anhand der Taten der jeweils angesprochenen Herrscherpersönlichkeit «un claro «memorial de príncipes», ( . . . ) unas claras ideas y principios de lo que debe ser la actuación de un príncipe» (p. 28) bietet. Hier wird deutlich, daß das Hauptanliegen von Gómez darin besteht, «de aconsejar a Don Fernando política y moralmente, apoyándose en el ejemplo de sus predecesores» (p. 28). – Gómez hat die «empresas», wie Hernández Alonso überzeugend nachweist (p. 37–38), bereits vor 1628 abgeschlossen und anschließend am Hof eingereicht, wo sie jedoch 38 Jahre «retiradas en el desamparo de su olvido» (p. 51) verblieben. Offenbar hat Graf Olivarez, in dessen Händen die politische Leitung des Staates zur Zeit Philipps IV. weitgehend lag, aus Angst, «de perder sus privilegios y gobierno» (p. 12), die Publikation der «empresas», in denen er unterschwellig hart angegriffen wurde, unterbunden. Erst 1667 wurden sie von Tomás de Llamazares, einem Freund von Gómez, wiederentdeckt und alsdann publiziert (Manuskript sg. 28-4-24 der Seminarbibliothek der Diözese von Valladolid); Gómez hat zu dieser wenige Jahre vor seinem Tod erschienenen Ausgabe noch drei «jeroglíficos» beigesteuert, in denen er auf die Feierlichkeiten anlässlich des Todes von König Philipp IV. eingeht.

<sup>1</sup> LOPE DE VEGA, *Colección de las obras sueltas*, tomo I, Madrid 1776, edición facsímil 1989, p. 62.

Hernández Alonso legt nun hier – und das ist nur begrüßenswert – eine Neuausgabe der von Tomás de Llamazares edierten «empresas» des Gómez de la Reguera vor. In der Einleitung des Bandes (p. 7–47) informiert er über Manuskript, Autor, Inhalt sowie Charakteristika und Quellen der «empresas». Er kann überzeugend nachweisen, daß Gómez «(e)s (. . .) el primer español que compone y escribe unas *Empresas políticas*» (p. 39) und daß er deshalb als Vorläufer von Saavedra Fajardo anzusehen ist. Schade ist, daß die Einleitung sehr viele Redundanzen aufweist; der Abschnitt «El Valladolid de la época» (p. 15–22) ist zwar informativ, in der Argumentation des Editors aber ohne Beweiswert; und schließlich ist es widersprüchlich, einerseits «emblema» und «empresa» deutlich voneinander abzugrenzen (p. 23), anschließend aber andererseits die beiden Begriffe synonym zu verwenden (p. 28 u.a.). Diese Bemerkungen betreffen aber nur Details. – Die Edition des Textes (p. 49–265) ist eine fehler- und einwandfreie Leistung. Und in den «Notas» (p. 267–281) werden in überzeugender Weise Kommentare zu Inhalt und Sprache des Textes geboten sowie die darin enthaltenen lateinischen Zitate übersetzt (was heute leider notwendig ist).

Zusammenfassend ist zu sagen, daß Hernández Alonso sein Ziel, «un notable artista olvidado» (p. 39) wieder zur Kenntnis zu bringen, in gekonnter Weise erreicht hat.

Arnold Arens



LUIS LORENZO-RIVERO, *Larra: Técnicas y perspectivas*, Madrid, (Ediciones José Porrúa Turanzas) 1988, 193 p.

Según afirma en su introducción, Luis Lorenzo-Rivero se enfrenta a los textos larrianos «a fin de interpretarlos y descubrir las vivencias del escritor plasmadas en su creación» (p. 4). Efectivamente, a partir de un estudio lingüístico, enfoca su interpretación desde el punto de vista biográfico. Dejando a un lado la discusión sobre la utilidad de este tipo de perspectivas interpretativas, el análisis lingüístico – que amplía su estudio de 1977 *Larra Lengua y estilo*<sup>1</sup> – aporta materiales interesantes para el estudio de la obra de Figaro.

En la Parte I se ocupa del lenguaje, estudiando sus propiedades léxicas, sintácticas y retóricas. Hace hincapié en el uso selectivo de neologismos, algunos de los cuales han pasado a enriquecer la lengua castellana. Analiza asimismo la función satírica de los compuestos, tales como *papel-utilidad* o *calavera-temerón*, notando la escasez de neologismos formados con prefijos. Aprecia en el empleo de terminología científica un «objetivo estilístico y lingüístico constructivo» (p. 19), lo que le aparta de la mayoría de sus contemporáneos que los empleaban por mera pedantería. De igual manera justifica los arcaísmos, bien para ridiculizar a los puristas, bien para resaltar el atraso de la sociedad de su tiempo.

Por lo que se refiere a la sintaxis, observa la sencillez de Larra frente a la grandilocuencia de sus compatriotas románticos. Analiza las bimetraciones, trimetraciones y plurimetraciones, afirmando que «utilizó siempre las enumeraciones como recurso satírico», recurso en el que reconoce un rasgo indiscutible de madurez. Dedicó a continuación un capítulo a la distinción entre metáfora, símil e imagen, en el que rebatía la opinión de José Luis Varela<sup>2</sup> sobre la escasez de metáforas en la obra larriana.

<sup>1</sup> LUIS LORENZO-RIVERO, *Larra: Lengua y estilo*, Madrid (Playor) 1977.

<sup>2</sup> JOSÉ LUIS VARELA, *Larra y España*, Madrid (Espasa Calpe) 1983.

En todos los campos estudiados observa un cambio cuantitativo a partir de 1833, que atribuye a sus desencuentros políticos y a la evolución que a partir de ese momento experimenta el escritor tanto en su vida pública como en su vida privada.

En la segunda parte se ocupa de los recursos satíricos, entre los que diferencia ironía, parodia, caricatura y paradoja, ilustrando su tesis con bien elegidos ejemplos.

Hasta aquí, como he dicho anteriormente, se trata de una revisión de su obra del 77, cuya novedad estriba en la interpretación — de carácter biográfico — de las diversas peculiaridades lingüísticas. Totalmente nuevos son, sin embargo, los dos últimos capítulos, centrados en la pluralidad de voces en la obra de Larra. En la línea de lo que Baquero Goyanes llama «perspectivismo»<sup>3</sup>, se centra en la figura del «espejo», presentando varios ejemplos significativos. El dualismo de la personalidad del atormentado articulista se manifiesta en una presencia continua del «doble». Este «doble» puede ser el lector al que increpa, atribuyéndole vicios en los que el mismo narrador se incluye (ejemplo significativo mencionado por Lorenzo es el de *Vuelva Ud. mañana*, donde se saca a relucir la pereza española), o puede ser el corresponsal, como en los artículos de carácter epistolar. Asimismo se manifiesta esta dualidad — o más bien, pluralidad («su personalidad consta de una compleja multiplicidad de yos» (p. 147) — en su variado uso de seudónimos. Termina el estudio con un acercamiento a *La Nochebuena del 36*, analizando la función de «alter ego» del criado astur.

Resumiendo, se trata de un trabajo interesante desde el punto de vista lingüístico. Lástima que el exceso de alusiones al hombre desvíen a veces la atención del escritor.

Maria-Paz Yáñez



GERHARD BAUHR, *El futuro en «-ré» e «-ir a» + infinitivo en español peninsular moderno*, Gotemburgo, 1989, IX + 405 páginas (*Romanica Gothoburgensia* 39).

Es sabido que la expresión de lo futuro representa un capítulo particularmente complejo de la morfología verbal, entre otras cosas porque la aparente simetría entre los términos «pasado» vs. «futuro», separados por el presente, no resiste a un análisis lingüístico detenido. Si los tiempos verbales del pasado suelen ofrecer una estructura mucho más rica y diferenciada que los del futuro, ello no hace más que traducir el antagonismo que existe entre el mundo de la experiencia y el de la virtualidad. Y como en la evocación de un acontecimiento anticipado suele mezclarse el punto de vista subjetivo del hablante, ya no sorprende el conocido hecho de que muchas de las formas y perífrasis verbales referentes a lo futuro tengan originariamente un valor modal. De ahí quizá la ambigüedad que se observa en las interpretaciones modernas de este tiempo, sobre todo en lo que respecta a su estatuto aspectual y la relación entre las formas sintéticas y perifrásticas. Estas últimas, especialmente las del tipo «*ir a* + infinitivo», tan corrientes en la mayoría de las lenguas románicas, aún no han sido aceptadas por muchos especialistas como integrantes del sistema verbal con pleno derecho; situación que resulta tanto más insatisfactoria cuanto la investigación ha demostrado, desde hace tiempo, la elevada frecuencia de uso de dicha perífrasis en el discurso oral.

G. Bauhr intenta, pues, resolver estos y otros muchos problemas anejos. Después de presentarnos una excelente visión del estado de la investigación, el autor define su posición teórica frente a

<sup>3</sup> MARIANO BAQUERO GOYANES, *Perspectivismo y contraste (de Cadalso a Pérez de Ayala)*, Madrid (Gredos) 1963.



los rasgos constitutivos de las perífrasis (él mismo prefiere hablar en este caso de «formas compuestas») y a las cuestiones de la temporalidad, del aspecto y de la modalidad. En cuanto a la temporalidad, se basa esencialmente en la concepción de Guillermo Rojo («La temporalidad verbal en español», *Verba* 1 [1974], 68–149), quien, a su vez, se inspiró en parte en el conocido libro de William E. Bull (*Time, Tense and the Verb*, Berkeley/Los Angeles, 1960). Bauhr piensa que «*ir a* + infinitivo indica, fundamentalmente, un hecho posterior a un acontecimiento simultáneo al origen» [62] y que «se le podría llamar «pos-presente»» [63]. En el comentario de la problemática aspectual, nos parece sugestiva la idea de distinguir entre el ASPECTO, en cuanto categoría básica (perfectividad vs. imperfectividad) y las CLASES DE ACCIÓN (cuyos términos serían *puntual, durativo, incoativo, terminativo, iterativo*, etc.). Se formula, finalmente, una diferenciada teoría de las modalidades, otro instrumento imprescindible para el presente cometido; así, el cuadro de modalidades que se nos propone está estructurado en tres niveles — epistémico, deóntico y funcional — y rebasa ampliamente las categorías como «intencionalidad» o «probabilidad» que tradicionalmente se manejaban en el análisis de la forma del futuro.

La parte empírica del libro constituye un minucioso análisis de un corpus extraído de textos teatrales, a saber, unas cincuenta obras españolas publicadas entre 1959 y 1973, que proporcionan unas 6.600 ocurrencias. Este tipo de documentación puede extrañar a primera vista. Sin embargo, quien ha intentado alguna vez recoger formas con valor futuro sabe lo difícil que es encontrarlas en la mayoría de los géneros discursivos. Incluso son poco frecuentes en los testimonios del habla viva, por ejemplo en los materiales sobre las variedades cultas de las grandes ciudades del mundo hispánico, ya que en las entrevistas dirigidas se comentan casi siempre asuntos que pertenecen a la experiencia de los entrevistados; y en los pasajes donde el entrevistador aborda explícitamente los proyectos del informante, éste parece preferir a las formas categóricas del futuro unas expresiones más matizadas, a menudo con valor modal (*pienso, tengo en mente, espero, quiero* + infinitivo; condicional, etc.). Frente a tal escasez de datos, el teatro ofrece unos materiales abundantes, lo que justifica indudablemente la opción de Bauhr.

No obstante, conviene notar que el corpus refleja un español peninsular medio, frente al cual pueden encontrarse variedades con diferencias significativas en el uso de las dos formas. En todas las obras examinadas, salvo dos, el futuro sintético es la forma predominante, ya que el número de sus ocurrencias oscila entre el 43% y el 88%. Estas cifras parecen, pues, desmentir los rumores de crisis del futuro en *-ré* de la que se hacen eco algunos estudiosos. Sin embargo, los materiales sobre el habla media culta de la Ciudad de México recogidos por Moreno de Alba [19] y, más aún, los datos procedentes de *Los hijos de Sánchez*, de Lewis, [18] hacen pensar que el retroceso relativo del futuro sintético en el lenguaje familiar y/o popular de ciertas zonas de América es ya una realidad; queda por averiguar si la misma tendencia existe también en las variedades correspondientes de la Península.

La clasificación de las ocurrencias que proporciona las «casillas» dentro de las cuales se realiza el análisis propiamente dicho se basa (1) en hechos de la sintaxis frástica y transfrástica (oraciones simples, coordinadas o principales de oración compuesta y oraciones subordinadas), (2) en el valor pragmático de los enunciados (oraciones declarativas, exclamativas e interrogativas, con distinción de las realizaciones afirmativa y negativa), y (3) en la persona gramatical en que se actualizan las formas; esta última diferenciación se aplica sólo a las oraciones declarativas afirmativas y a las exclamativas afirmativas, a las que pertenece la gran mayoría de las ocurrencias. En una segunda parte se comentan unos entornos sintácticos menos frecuentes, pero de indiscutible interés para el tema general; se trata de cuestiones como la interacción del tiempo verbal y del adverbio temporal, el comportamiento de las dos formas en la subordinada temporal, en la subordinada condicional o en oraciones precedidas por un imperativo + *y*, etc.

El objetivo principal consiste en definir en cada caso los contextos en que se encuentra sólo una de las dos formas y aquellos donde ambas se emplean indistintamente. La primera pregunta que se suele hacer el autor frente a sus ejemplos es si éstos indican posterioridad o no; en muchos casos se encuentra un cierto número de ocurrencias ambiguas que no admiten una respuesta tajante.

te. Cuando la forma en cuestión no expresa posterioridad, se analizan los valores modales que se le pueden detectar. Además de los datos meramente cuantitativos, que figuran al principio de los apartados, Bauhr ofrece sobre todo un minucioso examen interpretativo de sus ejemplos. Debido al gran número de citas, la lectura del texto no siempre resulta fácil. Por ello es de agradecer que cada apartado se cierre con unas conclusiones y un resumen de los puntos esenciales. El lector en busca de información rápida y concisa acudirá, pues, a estos resúmenes o a las conclusiones generales del libro, en las que se presentan los resultados más destacados de la investigación. Reproducimos a continuación algunos que nos parecen particularmente interesantes:

- «Los casos de neutralización temporal entre ambas formas (. . .) ocurren sobre todo en la tercera persona de las declarativas y exclamativas no pronominales y en los contextos en que la relación que mantiene el acontecimiento posterior con el origen se indica explícitamente por otros medios, como, por ejemplo, un adverbio o una subordinada temporal. En los casos de neutralización, *ir a* + infinitivo sustituye al futuro en *-ré*, tomando el valor temporal + V.» [348]
- «La modalidad juega un papel relativamente importante en ambas formas, mayor en el futuro en *-ré* (18% del total) que en *ir a* + infinitivo (13%).» [349]
- «Los valores modales que se dan con más frecuencia en el material son, para el futuro en *ré*, la INTENCIÓN y las modalidades epistémicas de PROBABILIDAD y POSIBILIDAD. En lo que se refiere a *ir a* + infinitivo (. . .), las modalidades más frecuentes son las negativas NO DEBIDO y NO POSIBLE y las afirmativas SEGURO y NECESARIO.» [349]

El libro contiene en su parte final una serie de cuadros estadísticos, una exhaustiva bibliografía así como un índice temático y onomástico que facilita la consulta de aspectos más específicos. Digamos para concluir que, si la relación entre el futuro en *-ré* y la perífrasis *ir a* + infinitivo hasta ahora sólo había sido tratada en una serie de artículos más bien limitados en su alcance, de aquí en adelante el libro de G. Bauhr será sin duda la obra de referencia.

Rolf Eberenz



*Biblioteca de Filología Asturiana (BFA)* (dir. Juan Carlos Villaverde Amieva) Uviéu (Universidá d'Uviéu), Band 1–4 (1987–1989).

Im folgenden sollen die vier ersten Bände der Reihe *Biblioteca de Filología Asturiana*, die von Juan Carlos Villaverde Amieva an der Abteilung für Romanische Philologie der Universität Oviedo herausgegeben wird, vorgestellt werden. Laut Herausgeber soll die Reihe zwei Schwerpunkte haben, die sich auch schon in den bisher erschienenen vier Bänden und in den – nach einer kurzen Unterbrechung – zum baldigen Erscheinen vorgesehenen drei folgenden Bänden<sup>1</sup> ablesen lassen: Zum einen sollen bisher schwer oder nicht zugängliche Materialien aus der Frühzeit der Erforschung und Dokumentation des Asturianischen (wieder) zugänglich gemacht werden. Dieser Teilbereich ist einzuordnen in andere verlegerische Initiativen, die zur Zeit in Asturien statt-

<sup>1</sup> Nach Auskunft des Hrsg. der Reihe sollen in Kürze erscheinen: Die asturianisch geschriebene Dissertation von Ramón d'Andrés über eine soziolinguistische Untersuchung in Deva (einem Dorf in der Nähe von Gijón); ALONSO GARCÍA LEAL, *Documentación latín en el reino astur-leonés*; die Akten einer Konferenz zum Galicischen in Asturien.

finden<sup>2</sup>. Zum anderen sollen neue Forschungsergebnisse zu bisher weniger beachteten Fragen des *dominio leonés*, sowie der Gebiete des Fürstentums Asturien, in denen Galicisch gesprochen wird, vorgelegt werden<sup>3</sup>. Diese Ausrichtung der Reihe ist aus den angezeigten Titeln ersichtlich (zum Galicischen in Asturien siehe Anm. 1 und 3).

Aus dem Charakter der Reihe leiten sich auch die Ziele der folgenden, ausführlicheren Vorstellung ab: Es gilt, Charakteristika der Neudrucke vorzustellen und die Existenz jetzt leicht zugänglicher Veröffentlichungen anzuzeigen, wobei wir in aufsteigender Reihenummer besprechen.

ÅKE W: SON MUNTHE: *Anotaciones sobre el habla popular de una zona del occidente de Asturias* [Anteckningar om Folkmälet i en trakt af Vestra Asturien, Upsala 1887, span], trad. M<sup>a</sup> Berta Pallares, ed. ANA M<sup>a</sup> CANO GONZALEZ, 1988 (BFA 1)

Daß eine Studie, die 1887 in Upsala auf Schwedisch erschienen war, und die Carmen Bobes in ihrem Vorwort zur Neuausgabe von *El dialecto leonés* von Menéndez Pidal (Oviedo [IDEA] 1962) zu Recht als *el primer estudio con método científico sobre un punto del leonés* bezeichnet hat, nun endlich auf Spanisch vorliegt und damit in doppelter Hinsicht leicht zugänglich wird, ist sehr zu begrüßen. So mischt sich vermutlich auch nur für regional(sprach)bewußte Asturianer ein Wermutstropfen in die Freude durch die Tatsache, daß es nicht gelang, eine(n) kompetente(n) Übersetzer(in) für eine asturianische Version zu finden, wie die Hrsgin Ana Cano in der Einleitung (p. IX) schreibt. Trotz der einschränkenden bzw. korrigierenden Bemerkungen zum Manuskript von M<sup>a</sup> Pallares durch Cano ist der Text vollgültig übersetzt.

Neben der eben erwähnten Einleitung von Ana Cano (p. IX–XVL), einer Karte Asturiens mit Schraffierung des Gebiets von Cangas del Narcea [*Cangas de Tineo* zur Zeit Munthes] (unpag) und einer Detailkarte dieses Gebietes mit genauer Lokalisierung der untersuchten Orte (unpag), alles auf Asturianisch, geht dem eigentlichen Text noch eine Bemerkung der Übersetzerin auf Spanisch voraus (p. XVII u. XVIII), in der sie ihre (sehr vorsichtige) typographische Modernisierung und durchgehende Numerierung der Anmerkungen (im Gegensatz zu der seitenbezogenen des Originals) rechtfertigt. Auf p. 1–101 folgt die span. Übersetzung des schwedischen Textes, wobei die Verbesserungen und Zusätze vom Ende des Originals sinnvollerweise in den Text eingearbeitet sind; daß dies für den letzten dieser Zusätze (zu p. 96 [entspr. 101 der Übers.] Z 14 v oben) nicht geschehen ist, sondern diese als Fußnote auftaucht, ist sicher ein Versehen. Allerdings ist uns nicht ganz klar, warum fremdsprachige Zitate im lfd. Text in der Originalsprache beibehalten wurden und als *nota de la Traductora* in der Fußnote übersetzt wurden (so p. 19 [Orig. p.

<sup>2</sup> Siehe u.a. die unter BFA 1, Literaturverzeichnis, zitierten Neuausgabe der Gedichte von Flórez y González, oder die Erstausgabe der Asturianischen Grammatik von 1869 von Junquera Huergo.

<sup>3</sup> Siehe dazu die Publikationen der MDGA (*Mesa prá defesa del galego de Asturias e da Cultura da Comarca*), die aus der *Grupo de Eilao [Illao] Pro-defesa da Nosa Lingua* hervorging. So insbesondere MDGA, *Normas ortográficas e morfolóxicas del galego de Asturias*, Eilao (Illao)? (MDGA) 1990, sowie die Kongresse zum *galego exterior* in Santiago de Compostela (22.–24. Nov. 1989; mit einer Vorstellung der MDGA durch deren Vorsitzenden Benigno Fernández Braña am 22.), Celanova (21.–22. Dez. 1989), Vilafranca do [Vilafranca del] Bierzo (6.–8. Juli 1990) und die Veranstaltung an der Universität von Oviedo *Problemática do galego de Asturias* vom 5.–7. März 1990. Auf dt. dazu auch ARTUR QUINTANA «Die galicische und die katalanische «Franja»: ein Vergleich» in ULFREID HERRMANN/AXEL SCHÖNBERGER (HRSGG.), *Studien zu Sprache und Literatur Galiciens*, Frankfurt/M. (TFM) 1991 (*Beihefte zu Lusorama, Erste Reihe: «Studien zur portugiesischen Sprachwissenschaft»* 3. Band).

Die MDGA hat auch mehrere Faltzettel herausgegeben; auch ist eine Sondernummer von *A Nosa Terra* XI, 359 (20. Okt. 1988), erschienen.



17)), in den Fußnoten dagegen fremdsprachige Texte ohne Beibehaltung des Originals übersetzt wurden (so p. 19, N 23 [Orig. p. 17, N1]); so könnte eine Anmerkungs- oder Seitenkonkordanz für das erste Kapitel des Texts nützlich erscheinen. Die im Vergleich zum Original viel übersichtlichere Typographie in den lexikalischen Anmerkungen (Teil III) ist besonders hervorzuheben. Dies gilt ebenso für das Schlußwort, wo die Auflistung von Charakteristika, die nach Punkten angeordnet ist, im Gegensatz zum Original nicht in fortlaufendem Text erfolgt, sondern die Einzelpunkte jeweils abgesetzt und eingerückt sind. Zusätzlich aufgenommen wurde ein bibliographisches Verzeichnis (*referencias bibliográficas*; p. 103–114), da die bibliographischen Angaben, wie in Veröffentlichungen der Zeit häufig, nur in den Anmerkungen verzeichnet waren. Zudem hat die Hrsgin die zeitüblich verkürzt zitierten Anmerkungen verdienstvollerweise aufgelöst, was die Konsultation der zitierten Werke erheblich erleichtert. Ebenfalls neu aufgenommen wurde ein Wortverzeichnis (p. 115–144). Insgesamt entstand so ein moderner typographierter und damit leichter lesbarer Text, der auch insbesondere durch die angeschlossene Bibliographie und das Wortverzeichnis viel benutzerfreundlicher ist als das Original. Für das Wortverzeichnis wäre vielleicht kritisch anzumerken, daß, wie von der Hrsgin in ihrer Einleitung gerechtfertigt (p. XIII), *ts* < lat *l*- (das sog. *ch vaqueira*) in einem an dieser Stelle falschen Normierungswillen im Text unter der Graphie *ts* auf *ch*, im Wortregister jedoch als eigener Eintrag (11) auf *ll* (wo für uns etwas unverständlich auch das port. *lhe* eingeordnet ist) folgt. Problematisch erscheint uns hier nicht die Graphie *ll* für den Laut, die im Zuge der (graphischen) Vereinheitlichung der Varianten des Asturianischen im Gegenteil einen echten Fortschritt brachte und sehr sinnvoll ist, sondern die spezifische Lösung: Entweder hätte man zur Radikallösung greifen sollen, und auch im Text *ll* schreiben (mit allen Konsequenzen), oder aber die Schreibung *Munthe* beibehalten sollen und dann auch an gleicher Stelle im Register einordnen. Was jedoch in allen Fällen vorhanden hätte sein müssen, sind Querverweise, deren Fehlen sich bei der Hybridlösung umso stärker bemerkbar macht.

Im Schlußwort (*Conclusiones*, p. 97–101) ist leider die Übersin (Hrsgin?) durch typographische Sparsamkeit im Original aufs sinnentstellende Glatteis geführt worden: *Munthe* gibt dort bei Herkunftsangaben von zitierten Formen die Sprachen in abgekürzter Form ohne Komma(ta) an, also z.B. *gal. ast. berc. pg.*, was, bei Auflösung der Abkürzungen, wie für die Übersetzung erfolgt, als *gallego, asturiano, berciano, ly portugués* wiederzugeben ist. Dies ist richtigerweise p. 101, [a] 9.<sup>o</sup> erfolgt: *gallego, portugués*, ebenso p. 95, 1.<sup>o</sup> *gallego y portugués* [Orig: *gal. pg.*]. Nicht jedoch in folgenden Fällen, wo es fälschlich *gallego portugués* heißt, was Anlaß zu Mißverständnissen geben könnte: p. 99, 2.<sup>o</sup>; p. 100, a) 2.<sup>o</sup>; p. 100, a) 5.<sup>o</sup>; p. 100, a) 6.<sup>o</sup> und p. 101 b); daß der fehlende Bindestrich nicht schon von vornherein gegen die Interpretation *gallego-portugués* spricht, zeigt p. 101, b) 1.<sup>o</sup>, wo es richtig *grupo gallego portugués* heißt, da hier das Original *galicisk-portugisiska grupper* hat! Ebenfalls eine irrtümliche Interpretation dürfte in den Benutzungshinweisen zum Wortverzeichnis *navarro-aragonés* für *nav. arag.* sein.

Im Register tauchen dann und wann kleine Ungereimtheiten auf. Z.B. erscheint *merezo*, 100 – vertretbar – einmal als Cangas del Narcea-Wort (ohne spezielle Kennzeichnung), dann noch als «gemeinasturianisch», mit eigenem Eintrag (*merezo*, ast. 100); daß es jedoch im Text auch als galicisch und portugiesisch gekennzeichnet wird, ist nicht verzeichnet. Auch scheint die hier geübte Praxis, das Wort einmal als Lemma für Cangas del Narcea (ohne Kennzeichnung), andererseits als Lemma für andere Zonen einzuführen, regelmäßig zu sein (siehe u.a. auch unter *acó, aladru, furacu, gochu* usw.), wird aber in den Benutzungshinweisen nicht eigens angeführt.

Neben kleinen Unstimmigkeiten (so p. IX wohl Almquist och Wiksell, p. X Ur. = «aus» [?]; auf ein Verzeichnis der Falschschreibung von Fremdwörtern verzichte ich – ärgerlich ist es, wo sie sich häufen wie p. 29 *seltene Diphthongierung*, p. 29 *diphthongs*), p. 31 *Encicl. Brit.*, ist als besonders positiv der ausdrückliche Hinweis in der Einleitung darauf zu sehen (p. XV), daß *Munthe* in seiner Arbeit das Vorhandensein von *s impura*, d.h. ohne *e*-Prothesis, im Dialekt feststellt (im Text p. 24, Punkt 7). Dies ist umso begrüßenswerter, als diese Erscheinung in keinem der Handbücher zur spanischen Dialektologie oder Sprachgeschichte verzeichnet scheint (siehe jedoch

García Arias: *Contribución*, 4.3.2.4 [p. 110]). Hier wäre auch anzumerken, daß Munthe ausführlich auf die gutturale Qualität von *-n* im Asturianischen eingeht (p. 18–20), die andernorts auch kaum erwähnt wird. Sie fehlt in den Handbüchern und auch bei Menéndez Pidal: *El dialecto leonés* (siehe jedoch García Arias: *Contribución*, 2.5 [p. 51/2]).

Nicht übereinstimmen können wir freilich mit der Hrsgin, wo sie Munthe aus einer heutigen, auf Normierung ausgerichteten, Position heraus kritisiert (p. XIII/XIV), wie sie von der *Academia de la Llingua Asturiana* vertreten wird, deren Mitglied sie ist. Es ist unangebracht – und dies egal, wie man zur Normierung und Normalisierung des Asturianischen in der heutigen autonomen Region Fürstentum Asturien stehen mag – dieses Konzept unhistorisch auf die damalige Zeit zu übertragen (Hrsgin zit. mißbilligend, daß das Asturianische *no es naturalmente una unidad sino que consiste en una variedad de dialectos, ... que varían de valle a valle, de consejo a consejo* [p. XIII]). Diese Äußerungen im Vorwort Munthe vorzuwerfen, ist jedoch umso weniger angebracht, als dieser selbst in seinem Schlußwort versucht, das *característico de los dialectos asturianos, tratados más como unidad* gegenüber dem Kastilischen einerseits und dem Galicischen und Portugiesischen andererseits abzugrenzen (p. 100).

Da Hrsgin in der äußerst verdienstvollen Zusammenstellung der von Munthe zitierten Bibliographie bei einigen wenigen Schriften Neudrucke angibt, dies aber, wie uns scheint, nicht systematisch durchhält, andererseits seit dem Erscheinen des Bandes (das Vorwort ist mit 1986, die Ausgabe selbst mit 1988 datiert; ein Neudruck von 1987 ist noch verzeichnet) begünstigt durch die Sprachregionalismuskussion in Asturien weiter neugedruckt worden ist, möchten wir uns bekannt gewordene Neudrucke, zumal einige der Originale außerhalb der Region oft kaum zugänglich sind, sowie Ergänzungen und Korrekturen anfügen: Die folgenden Anmerkungen beziehen sich auf p. 105–114; wir kommentieren nach den Kurztiteln bei Cano, in ihrer (alphabetischen) Reihenfolge:

ACEBAL: Die Gedichte, alle in der Zeitschrift abgedruckt, sind jetzt leicht zugänglich über einen Neudruck derselben: *La Ilustración Gallega y Asturiana*, 3 vols, Salinas (Cañeda) 1978. Vier der fünf Gedichte sind auch aufgenommen in *Antología del bable*, vol 1, Gijón (Gran Enciclopedia Asturiana) 1972 (*Cantar y más cantar*, p. 31–40; *La fonte de Fascura*, p. 100–105 und *Antología del bable*, vol 2, Gijón (Gran Enciclopedia Asturiana) 1972(?) (*i Pobre Madre!*, p. 230–233; *Amor de hogar*, p. 317–320).

ACEBAL, J. NAPOLEÓN, «El camberu en sin les truches»;

ACEBAL, J. NAPOLEÓN, *Los tratáuos*: Beide jetzt zusammen in JOSÉ NAPOLEÓN ACEBAL y MORAN: *Obres escéniques*, Uviéu (Academia de la Llingua Asturiana) 1990 (*Llibrería facsimilar* 6). Es handelt sich um einen Druck der (hervorragend leserlichen) Manuskripte.

*Andalucía y Asturias*: Ist jetzt in zwei Ausgaben leicht zugänglich: DIEGO TERRERO y TEODORO CUESTA, *Andalucía y Asturias, polémica en los dialectos andaluz y bable*, Gijón (Biblioteca Popular Asturiana) 1977 (mit einem Vorw. von Alarcos Llorach); und in TEODORO CUESTA, *Poesía*, Xixón (Libros del Pexe) 1990 (mit ausführlicher Einführung und Veröffentlichungsgeschichte der Werke Cuestas von Carmen Díaz Castañón).

BAIST, Zs VII: Der rezensierte Artikel, J. CORNU: «Etudes de grammaire portugaise (suite)», steht in *Romania*, 11, 75–96.

B. DE QUIRÓS: FRANCISCO BERNALDO DE QUIRÓS Y BENAVIDES, *El caballo*, ist auch in *Antología del bable*, vol 1, p. 52–62 (dort jedoch *Bernardo*) aufgenommen.

CAVEDA, *Colección*. Jetzt die ursprüngliche, nichterweiterte Ausgabe ebenfalls als Neudruck: JOSÉ CAVEDA y NAVA, *Colección de poesías en dialecto asturiano*, Uviéu (Alvızoras Llibros) 1989 (*Biblioteca Asturiana* 6); mit einem Vorwort von Caso González.

COVARRUBIAS: der *Tesoro de la Lengua Castellana o Española* erschien, hrsgg. mit einem Beitrag zur Editions-geschichte und Indizes von Martín de Riquer, Barcelona (S. A. Horta) 1943; diese Ausgabe als Neudruck Barcelona (Alta Fulla) 1987 (*Biblioteca, Serie «Lengua y Literatura»* 3), wo von Riquer in einer Notiz die Ausgabe Madrid (Turner) 1977 als Raubdruck bezeichnet

wird (zwar mit den Indizes der Ausgabe von 1943, jedoch ohne den Beitrag zur Editions-geschichte).

CUERVO, *Apuntaciones*:

CUERVO, *Diccionario*: sowohl die *Apuntaciones críticas sobre el lenguaje bogotano*, als auch der *Diccionario de construcción y régimen de la lengua castellana* sind in südamerikanischen Ausgaben (Bogotá) zugänglich.

DEMÓFILO: eigentl. Antonio Machado y Alvarez ist auch der Hrsg. von *Folk-lore andaluz* (siehe dort).

EBERT, *Jahrbuch*, 1861: Es handelt sich um *Jahrbuch für Romanische und Englische Literatur* [hrsg. v. ADOLF EBERT], daher *Ebert's Jahrbuch* in der Zitierweise der Zeit, 3 (1861). Hingewiesen wird auf JOSÉ AMADOR DE LOS RÍOS, «Romanzen Asturiens. Aus dem Volksmunde zum ersten Mal gesammelt und hrsgg.», p. 268–296. Enthält: Einen Text vom Verf.; 13 Romanzexte, mit Herkunft des Sängers und (meist) auch der Herkunft desselben; Übers. einiger davon von Paul Heyse.

FLÓREZ: Jetzt in Buchform einfach zugänglich: JOSÉ M.<sup>a</sup> FLÓREZ Y GONZÁLEZ, *Composiciones en dialecto vaqueiro*, hrsgg von Xosé Lluís García Arias, Cangas del Narcea (Arbás) 1989 (*Llibros de Cangas, Lliteratura* 1). Dort wird auch eine selbständige Ausgabe Vicálvaro, 1923 erwähnt. *Folk-lore andaluz, El*: Hrsgg und im Vlg von Demófilo (siehe dort).

GESSNER: EMIL GESSNER, *Das Altleonensische* steht in *Programme d'invitation à l'examen public du Collège Royal Français*, Berlin (J. F. Starcke) 1867.

HIDALGO, *Vocabulario*: Juan Hidalgo, *Vocabulario de germanía* ist aufgenommen in JOHN M. HILL: *Poesías germanescas*, Bloomington (Ind.) (Indiana University Press) 1945.

JOVELLANOS, *Apuntamiento*: Der *Apuntamiento sobre el dialecto en Asturias* jetzt abgedruckt in *Jovellanos in Asturias*, Hrsg. JESÚS MENÉNDEZ PELÁEZ, Vorw. José Miguel Caso González, Oviedo (Caja de Ahorros de Asturias) 1986 (*Biblioteca Académica Asturiana* 7), p. 127–148.

JOVELLANOS, *Bibl. Aut. Esp.* 50: Die *Cartas del Viaje de Asturias* («Cartas a Ponz») jetzt in der Ausg von JOSÉ M. CASO GONZÁLEZ, Salinas (Ayalga)<sup>2</sup>1985 [1. Aufl. 1981] (*Colección Popular Asturiana* 53 u. 54); dort die *Carta novena. Sobre el origen y costumbres de los vaqueiros de alzada en Asturias* in Bd 2, p. 47–72. Ebenfalls zu finden in *Jovellanos in Asturias*, p. 173–192 (dort irrtümlich *los origenes*).

JOVELLANOS, *Correspondencia*: Jetzt in der Ausgabe GASPAR MELCHOR DE JOVELLANOS, *Obras completas*, Hrsg JOSÉ MIGUEL CASO GONZÁLEZ, Bde II–V (*Correspondencia* 1–4), Oviedo (Centro de Estudios del siglo XVIII/Ilustre Ayuntamiento de Gijón) 1985–1990 (*Colección de Autores españoles del siglo XVIII* 22–[II–V]).

JUNQUERA HUERGO, J., *Gramática bable* (ms.): Gedruckt zugänglich, hrsg. XOSÉ LLUIS GARCÍA ARIAS, Uviéu (Academia de la Llingua Asturiana) 1991 (*Llibrería Llingüística* 1).

KNUST, *Mitt. aus dem Eskurial*: Unter HERMANN KNUST, *Mittheilungen aus dem Eskurial*, Tübingen (Literarischer Verein zu Stuttgart) 1879 (*Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart* CXLI) verbirgt sich eine Edition von *El libro de los buenos proverbios* und von *Los bocados de Oro*.

LAVERDE RUIZ, GUMERSINDO, «El dialecto asturiano»: Jetzt einfach zugänglich in dem oben erwähnten Neudruck der *Ilustración*.

LEITE, *Rev.* 1884–85: evtl. *Revista lusitana* (mir nicht zugängl.)

LEITE VASCONCELOS, J., *Revista de estudos livres*, 1883: mir nicht zugängl.

LUNDELL: statt *suenska* ist *svenska* zu lesen.

MADOZ: Der *Diccionario geográfico-estadístico-histórico de España y sus posesiones de ultramar* erscheint (neben anderen Teileditionen) als Neudruck seit 1984 bei Ámbito in Valladolid; der Band *Asturias* erschien 1987.

MARTÍNEZ MARINA, *Carta*: siehe Somoza.

PEREDA, JOSÉ M.<sup>a</sup> DE, *El sabor de la tierra*, Barcelona, 1884;

PEREDA, JOSÉ M.<sup>a</sup> DE, *Escenas montańesas*, Madrid, 1885: Von beiden Werken gibt es unzählige Neuauflagen. Zum regionalen Vokabular Peredas siehe FEDERICO VIDAL, «Adiciones y En-



- miendas propuestas a la Real Academia para la nueva edición del diccionario vulgar por Don José María de Pereda», *La Atalaya*, 23.1.1911 und EDUARDO DE HUIDOBRO, *Palabras, Giros y Bellezas del lenguaje popular de la montaña elevado por Pereda á la dignidad del lenguaje clásico español*, Santander (Imprenta «La Católica») 1907; beide jetzt in *Homenaje a Pereda*, Santander (Estudio) 1983 (*Cabo Menor* 10).
- RATO, *Carta*: kurze Auszüge (ins Asturianische übersetzt) in XOSÉ LLUIS GARCÍA ARIAS (Hrsg.), *Antoloxía de prosa bable*, Oviedo (Caja de Ahorros de Asturias) 1981 (*Biblioteca Académica Asturiana* 3).
- SCHUCHARDT, *Lit. Blatt*. 1883: statt *fur* ist *für* zu lesen.
- SOMOZA: Jetzt im Neudruck zugänglich: Julio Somoza, *Cosiquines de la mio quintana*, Vorw. Francisco Carantoña, Gijón (Auseva) 1988 (*Biblioteca de Autores Asturianos* 4).
- Una peseta para los pobres*, Uviéu [so?], 1886 (contién un poema de T. Cuesta): das Gedicht ist offensichtlich nicht in den *Poesias* (siehe unter *Cuesta*) erhalten.

FRITZ KRÜGER: *Palabras y cosas del suroeste de Asturias. Tres estudios*, ed. XOSÉ LLUIS GARCÍA ARIAS, 1987 (*BFA* 2)

Der Sammelband *der* Schriften Fritz Krügers, die Asturien direkt betreffen, enthält eine Einleitung des Hrsg. García Arias (p. VII–XVI), drei Studien von Krüger, sowie einen bibliographischen Anhang, ebenfalls vom Hrsg. Es wurden folgende drei Studien aufgenommen: *Las Brañas. Contribución a la historia de las construcciones circulares en la zona astur-galaico-portuguesa*, die in dieser span. Übersetzung von Carmen Guerra San Martín und Juana María Casielles zuerst in *BIDEA* VIII (1949), p. 41–94 erschienen waren (dt. *Las Brañas. Ein Beitrag zur Geschichte der Rundbauten im asturisch-galizisch-portugiesischen Raum*, in: *VKR* XVI (1944), sowie in *Actas do Congreso Nacional de Ciências da População*, II, Lisboa, 1940). Sodann *O linho na vale do Rio Ibias (Asturias)* (erstveröffentl. in: *Miscelanea Cláudio Basto*, Porto, 1948), sowie *La tornería, supervivencia asturiana de un antiguo oficio europeo* (erstveröffentl. in: *Homenaje Menéndez Pidal*, III, Madrid, 1925).

In der Einleitung werden die Beziehungen Krügers zu Asturien und den Asturianern dargestellt. Der bibliographische Anhang enthält in drei Sektionen (*Asturies, Restu'l dominio [Ileonés], Otros títulos d'interés inmediatu*) die asturienrelevanten Veröffentlichungen Krügers, wobei in der ersten Sektion neben den drei in den Band aufgenommenen Arbeiten noch neun Rezensionen aufgeführt werden. Es folgt eine (sehr) *curtia bibliografía sobre Krüger*. Es braucht wohl nicht extra zu betont werden, daß diese Ausgabe willkommen ist, und es zu hoffen wäre, daß sich der Wunsch des Hrsg. auf eine vollständige Herausgabe der Wörter und Sachen des Nordwestens der Iberischen Halbinsel bald erfüllt.

XOSÉ LLUIS GARCÍA ARIAS: *Contribución a la gramática histórica de la lengua asturiana y la a la caracterización etimológica de su léxico*, 1988 (*BFA* 3)

Die *Contribución* von García Arias könnte auch als Handbuch zur historischen Grammatik des Asturianischen bezeichnet werden (dies gilt insbesondere für den ersten Teil, und hier besonders für die Lautlehre, [p. 37–140]; der zweite Teil ist aufgrund der unzureichenden Forschungslage ungleichmäßiger und punktueller). Die Arbeit war in zwei Bänden erarbeitet worden (für die Neubesetzung des Lehrstuhls *Dialectología Hispánica* an der Universität Oviedo im Jahre 1987) und verstand/versteht sich als Vorarbeit für einen vom Autor geplanten *Diccionario Etimológico Asturiano*, sowie das *Corpus Onomasticum Asturiae*. Sie ist in zwei Teile gegliedert: *Contribución a la gramática histórica de la lengua asturiana* und *Caracterización etimológica del léxico asturiano*.

Der erste Teil ist weiterhin gegliedert in *Sincronía* (p. 39–56)<sup>4</sup>, i.e. eine synchrone Phonetik und Phonologie des Asturianischen, *Diacronía* (p. 57–140), eine historische Lautlehre des Asturianischen (siehe für diese Teile die Nachweise zu *-n* und *sK-* bei der Besprechung zu Munthe [oben]), sowie *Dos notas de morfología diacrónica* (über Reste von [lat.] Fällern, mit Beispielen aus der Typonymie [p. 143–161]; über den Artikel [p. 161–165], mit interessanten Ausführungen und Beispielen zu Palatalisierung [so noch Canella im XIX Jhd.] und zu *ipsa* als Artikel). Die beschränkten Ausführungen zum Bereich der Morphologie, sowie die fehlenden zur Syntax, werden in der Einführung vom Autor zu Recht mit dem völlig unzureichenden Forschungsstand gerechtfertigt; ihm ist gleichfalls zuzustimmen, wenn er das Fehlen von (Vor)arbeiten für eine strukturelle Semantik beklagt (p. 10).

Der zweite Teil ist untergliedert in *I El fondo latino*, p. 169–237 (*palabras prerromanas, términos latinos*, *II germanismos*, p. 239–249, *III arabismos*, p. 251–279, *IV galicismos*, p. 281–326, *V léxico*), *de otra procedencia*, p. 327–340. Der Autor stützt sich beim betrachteten Wortschatz hauptsächlich auf die Ausführungen der *Enciclopedia Lingüística Hispánica*, Madrid (Gredos) 1960–1967.

zu I: Neben einer kurzen Diskussion (und Relativierung) des archaischen Charakters des hispanisch-asturianischen Latein werden die von Johannes Hubschmid (*ELH I*, 27–66 *lenguas no indoeuropeas*; 131–134 *lenguas paraceltas*; 134–148 *palabras celtas*) vorromanische Wörter für das Asturianische überprüft und belegt; sinnvollerweise zieht Verf. nur die *testimonios románicos* heran, und läßt die schon ins Latein integrierten *testimonios latinos* (von Antonio Tovar) beiseite. Im Anschluß erfolgt eine Diskussion von Einzeletymologien, die den größten Teil des Abschnitts ausmachen.

zu II: Grundsätzlich geht der Autor von den von Gamillscheg (*ELH II*, 76–91) verzeichneten *germanismos* aus. Im Anschluß daran wird belegt und diskutiert (unter Einbeziehung von DCECH und der *Notas críticas* von H. Meier dazu, sowie von anderen Werken), ob diese auch im Asturianischen vorkommen. Problematisch erscheint uns hier die Unterabteilung *Otros posibles germanismos* (p. 248/9), die über das Vulgärlatein eingedrungen sind. Es wäre im Einzelnen zu fragen, inwieweit diese überhaupt als solche durch die Sprecher des hispanischen Latein empfunden wurden (dies trifft ebenso auf die angeblich über das Okzitanische eingedrungenen Germanismen zu).

zu III: Zu den Arabismen möchte ich auf die Rezension von Juan Carlos Villaverde Amieva in *Aljamía II – Boletín de información bibliográfica*, Oviedo (Universidad de Oviedo, Dep. de Filología Clásica y Románica) 1990, p. 58/9 verweisen, wo dieser Teil als Pionierleistung bezeichnet wird. So werde nachgewiesen, daß nicht alle Arabismen des Asturianischen über das Kastilische eingedrungen seien. Arias bringt einen Teil mit Einzeletymologien (p. 257–274), worauf er eine Charakterisierung der Arabismen im Asturianischen folgen läßt.

zu IV: Ausgegangen wird von den von Bernard Pottier (*ELH II*, 127–151) aufgeführten Gallizismen und den von Germán Colón verzeichneten Okzitanismen (*ELH II*, 153–192). Es folgen (p. 296–326) Einzeletymologien von dokumentarisch belegten oder in der heutigen Sprache üblichen Gallizismen.

<sup>4</sup> p. 44, Z 2 von oben ist *normalizadas* für den heutigen Diskussionsstand vielleicht etwa irreführend. Es ist aufgrund des Kontextes offensichtlich von normierten oder Standard-Formen die Rede, wobei der Bezug auf einen asturianischen (?) Standard erfolgt. Daß Verf. davon ausgeht, daß die Sprecher höchstens einen korrekten Gebrauch des Asturianischen *gesehen* haben könnten (*visto*), sagt viel über die (Nicht)existenz eines mündlichen Standards aus, der ganz entschieden durch die fehlende Sprachpraxis bzw. Möglichkeit zur Sprachpraxis seitens der Sprecher bedingt ist. So gibt es auch unseres Wissens keine Aussagen zur Orthoepie des Asturianischen, ein Problem, das bisher noch nicht in den Blickpunkt gerückt zu sein scheint bzw. rücken konnte.

zu V: Aus dieser Abteilung sind drei Bereiche besonders interessant. Die Kastilismen, die wegen Zahl, «Selbstverständlichkeit» und geringer Distanz besondere Probleme stellen. Auch ist dieser Bereich kaum erforscht, da zum einen in der traditionellen Dialektologie nur die (vom Kastilischen als Standard gedachten) «abweichenden» Formen untersucht wurden, sich andererseits das Interesse durch die sprachnationalistischen Bestrebungen verlagert hat (geschärft wurde?). Verf. gibt zum Schluß eine erste Aufstellung von Charakteristiken, die auf Kastilismen deuten. Die Problematik der Galegismen, für die sich das Abstandproblem insbesondere für die ältere Zeit (siehe die von Verf. angeführte Westorientierung des Asturianischen im Mittelalter nach Lapesa in seinem Beitrag zum *II Seminariu de llingua asturiana*, Uviéu (Universidá) 1980, p. 25–46) mindestens in gleichem Maße stellt, wird kurz dargestellt<sup>5</sup>. Nach einer (zu Recht) kurzen Diskussion möglicher Katalanismen und Italianismen folgen Einzel-etymologien zu gelehrten Bildungen. Zu bedauern ist, daß die ursprüngliche Bibliographie nur in verkürzter Form in den Band aufgenommen worden ist (wie Ver. in seiner Vorbemerkung angibt). Es wäre äußerst begrüßenswert gewesen, wenn die ursprüngliche Bibliographie in einem eigenen Band aufgenommen worden wäre, und damit ein bibliographisches Handbuch zum Asturianischen und weiteren *dominio leonés* entstanden wäre. Dies war wohl aus Kostengründen (?) nicht möglich. In diesem Zusammenhang ist auch der etwas zu kurz gewordene Wortindex zu bedauern, wo nur die ausführlicher behandelten — *raramente de la parte primera* — Wörter aufgeführt werden. Ein analytischer Sachindex fehlt leider ganz. Dies macht sich andererseits bei der Benutzung für die Lautlehre, dem Zentralstück der Arbeit im ersten Teil, kaum bemerkbar; diejenigen Wörter, für die im zweiten Teil (ausführliche) Etymologien gegeben werden, scheinen im Wortindex dagegen gut vertreten zu sein.

CARLOS GONZÁLEZ DE POSADA: *Diccionario de algunas voces del dialecto asturiano (1788) y otros papeles*, ed. XOSÉ LLUIS GARCÍA ARIAS, 1989 (BFA 4)

Eigentlich handelt es sich bei dem anzuzeigenden Werk um die zweite Veröffentlichung des Wörterbuchversuchs von Posada, der im letzten Viertel des 18. Jhd. im Umfeld der von Jovellanos geförderten *Academia Asturiana* entstand. So ist Posada einer der wichtigsten Briefpartner von Jovellanos, wie aus dem Gesamtindex des Briefteils der *Obras Completas* von Jovellanos in Band V hervorgeht. Allerdings ist dem Hrsg. García Arias zuzustimmen, daß die vorliegende Ausgabe wissenschaftlichen Kriterien eher gerecht wird, als die aus dem Jahre 1986: Marino Busto García, *El diccionario bable de González de Posada y la Academia Asturiana de Letras*, Oviedo (IDEA) 1986. Ob bei dem geringen Bestand an frühen Zeugnissen von und über das Asturianische und dem doch sehr begrenzten Leserkreis eine in Punctuation, Akzentsetzung sowie Groß- und Kleinschreibung modernisierte Ausgabe notwendig und zu vertreten ist (p. XVIII), sei dahingestellt. Die Ausgabe besteht aus einer Einleitung des Hrsg. mit Beschreibung der Dokumente, Nachweis der Autorschaft, Kriterien der Edition, alles auf Asturianisch<sup>6</sup>. Darauf folgen Faksi-

<sup>5</sup> Wir lassen hier außer acht, daß für das Mittelalter die Gallegismen auch als «Lusitanismen» bezeichnet werden könnten. Für die moderne Zeit dürfte es sich jedoch spezifisch um Gallegismen handeln, da das Eindringen von Lusitanismen aufgrund der geographischen Lage und der historischen Bindungen unwahrscheinlich erscheint. (Zu beachten wäre jedoch, daß in bestimmten marginalisierten Schichten der Bevölkerung die Portugiesen einen relevanten Prozentsatz ausmachen; auch wären die Übersetzungen aus dem Portugiesischen, die auf Asturianisch erschienen, auf Lusitanismen zu untersuchen, obwohl man gerade hier, aufgrund des hohen Sprachbewußtseins der Übersetzer und der (noch) geringen Zahl der Texte, wohl kaum fündig werden dürfte.)

<sup>6</sup> Hier ist darauf hinzuweisen, daß *curioso* im asturianischen Text des Hrsg. für «schön» steht.



miles von jeweils einer Seite der fünf Dokumente. Im Hauptteil werden diese fünf Dokumente ediert. Es handelt sich im Einzelnen um: I. einen Quartbogen mit einer *défense* des Asturianischen ohne Titel; es erscheint in der Edition unter dem Anfang des Texts: *Bien meditado . . .* II. den *Diccionario . . .* von 1788, ein 56seitiges Quartheft; III. vier Quartbogen *Voces del Dialecto Asturiano*; IV. eine Textgruppe von zwei Foliobögen, die Hrsg. mit *Carreño A* und *Carreño B* bezeichnet. Bei *A* handelt es sich um Etymologien zu 15 asturianischen Wörtern, *que se usan en Carreño entre cultivadores y ganadores* (offensichtlich die Anfänge des *pequeño vocabulario rústico-asturiano*, von dem Jovellanos spricht [in seinem *Apuntamiento sobre el dialecto de Asturias*, BAE LCVI 343]); bei *B* um einen abgebrochenen Versuch zur Beschreibung von *Wörter und Sachen* in *Carreño avant la lettre*, wie Hrsg. – *cum grano salis* – anführt; schließlich V. um 54 Quartbögen, *Explicaciones de voces del Dialecto Asturiano*, mit einem Wort pro Bogen, evtl. von 1796. Im Anhang wird noch ein Manuskript mit 23 *refranes* ediert. Abschließend folgt eine Inhaltsangabe. Die Ausgabe dieser Fragmente ist von hohem Interesse, da neben dem bekannten *Apuntamiento sobre el dialecto de Asturias* von Jovellanos<sup>7</sup> wo das Wörterbuchunternehmen Posadas mehrfach explizit benannt wird, kaum frühe Zeugnisse asturianischer Lexikographie vorhanden bzw. bekanntgeworden sind (auch kaum frühe Texte, übrigen).

Es gilt hier jedoch darauf hinzuweisen, daß es Jovellanos und seinem Kreis, also auch Posada, nicht um eine Normierung der asturianischen Sprache ging, da sein Interesse im Kontext der Aufklärung auf Regionalgeschichte und Naturkunde gerichtet war, und die Sprache hierfür die Rolle einer Hilfswissenschaft zu erfüllen hatte. So können wir die Meinung des Hrsg. dahingehend, daß *s'impón un criteriu normativu* (p. X) auch nur mit großen Einschränkungen unterstützen, zumal darüber hinaus das Material nur sehr begrenzt ist. Es sei denn, es werde mit dieser Bemerkung eine der Verschriftlichung inhärente Normierung verstanden (wie der Hrsg. jedoch, wie wir glauben, nicht verstanden werden will). Wie ja die Wiedergabe von *š* zwischen dem Wörterbuch von 1788. als *xs*, und dem von 1796, als *ch*, eher auf eine «Entasturianisierung»<sup>8</sup> hinweisen würde. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis auf Carmen Díaz Castañón: *El bable literario*, Madrid (Gredos) 1976 (*Trabajos<sup>9</sup> sobre el dominio románico leonés IV*) sehr angebracht, jedoch kaum p. 28, vielmehr p. 109–112, wobei dort auch *š* als Graphie angeführt wird.

Als Mangel der erfreulichen Veröffentlichung möchten wir die summarische Nennung der von Posada zitierten Belegautoren in der Einleitung des Hrsg. anführen (p. XVI), da die meisten dieser Autoren nicht unbedingt als bekannt vorausgesetzt werden können, wie diese reihende Nennung impliziert. Diese Auflistung ist uns auch deswegen unverständlich, da der Hrsg. offensichtliche Falschschreibungen nicht korrigiert. Es gilt ferner noch darauf hinzuweisen, daß neben den aufgelisteten Belegautoren noch Ducange und Sisenna zitiert werden. Ergänzungen und Korrekturen zu den einzelnen Autoren: Der *Padre Carvallo* wird üblicherweise [Alfonso de] Carballo geschrieben. *Argentville* oder *Argent-ville* findet sich fast ausschließlich unter [Antoine Joseph] Dezalliers (auch: Desalliers) d'Argenville (1680–1765). Von ihm stammt eine *Conchylologie*, ursprünglich der zweite Teil einer *Histoire naturelle*, die offensichtlich vom Padre Cornide für sein

<sup>7</sup> BAE XLVI, 343–349; jetzt auch in *Jovellanos en Asturias*, (siehe BFA 1). Siehe auch den Hinweis auf die Korrespondenz zwischen Jovellanos und Posada im besprochenen Werk, p. XVII, 6. Insbesondere interessant sind der Brief in BAE LXXXVI, 170–172 (und anschließendes Textfragment, 172–173 *Fragmentos de un discurso sobre el mismo tema*); in *Obras completas* nicht in *Correspondencia*.

<sup>8</sup> Cf. jedoch den Hinweis auf Marirreguera (XVII Jhdt.), p. XV, N 3, wo *viache*; dieser Autor stammte übrigens auch aus Carreño.

<sup>9</sup> So, und nicht *Trabayos!* «Regionalisierung» von Autoren und Titeln taucht leider auch (immer noch) häufig bei katalanischen und galicischen Werken auf, unnötiger- und irreführenderweise!

Werk über die Fische in Galicien benutzt wurde; es wird jedoch von Posada auch direkt angeführt. Von Hernán Núñez (1475?–1553), wegen seines Rufs als Gräzist auch *comendador griego*, hat Posada die *Refranes castellanos glosados* (1555?) benutzt; wegen seiner Herkunft (aus Valladolid) wird er auch El Pinciano genannt, ist jedoch nicht mit Alonso López Pinciano [auch: El Pinciano] (≈ 1547–nach 1627) zu verwechseln. Ambrosio de Morales (1513–1591) verfaßte einen Reisebericht durch Leon, Galicien und Asturien (*Viaje Santo*), der erst 1756 vom Padre Flórez, einem der Hrsg. von *España Sagrada*, veröffentlicht wurde. Flórez war Briefpartner von Jovellanos, ebenso wie der ebenfalls von Posada zitierte Manuel Risco (1735–1801). Iacopa Facciolati (1682–1769) gab eine verbesserte und vermehrte Ausgabe des *Calepinus septem linguarum, hoc est lexicon latinum variorum linguarum interpretatione adiuncta*, Padua, 1752, unter Beteiligung von Egidio Forcellini, heraus, der dann, auf Anregung von Facciolati, das *Lexicon totius latinitatis*, Padua, 1769–1771 ediert. Vermutlich ist das erste Werk gemeint (?). Bei der Nennung Ovids mit seinem *Halieuticon* wäre vielleicht anzumerken, daß dieses Werk von einigen neueren Autoren Ovid nicht mehr zugeschrieben wird. Schließlich wäre noch *Ahuja* (so im Text) oder *Ahúja* (so Hrsg.), anscheinend auch *Auja*, anzuführen; es handelt sich um einen Priester aus Carreño (geb. ca. 1743) von dessen Werken nichts erhalten bzw. nichts bekanntgeworden/veröffentlicht worden ist. Die Namensform ist eventuell eine versehentliche Schreibung für de la Uja, wie noch bei seinem Vater.

Sowohl durch das Interesse der Texte, als auch durch Qualität der Herausgabe, sind die bisher vorliegenden Bände für die Beschäftigung mit dem Asturianischen unverzichtbare Hilfsmittel. Die meisten erweisen sich jedoch auch für eine Beschäftigung mit dem gesamten nordwestiberischen Raum als äußerst nützlich und, wie wir meinen, darüber hinaus. Es soll an dieser Stelle jedoch auch die ansprechende Gestaltung, die wohl in hohem Maße dem Hrsg. der Reihe zuzuschreiben ist, und – keineswegs als geringster Punkt – die haltbare Bindung gelobt werden, die auch eine längere, intensive Benutzung erlaubt, ohne daß die Bücher auseinanderfallen (eine Tatsache, die bei broschürten Publikationen ja leider keine Selbstverständlichkeit ist).

Bernd Bauske



GERMÁN DE GRANDA, *El español en tres mundos. Retenciones y contactos lingüísticos en América y África*. Valladolid (Universidad de Valladolid, Secretariado de Publicaciones) (1991. 285 p. *Lingüística y Filología* 10).

Los estudios sobre la denominada Romania Nova van teniendo creciente importancia, no sólo porque surgen centros de investigación nuevos en países de África y de América, en los cuales se pone mayor énfasis en su realidad próxima, sino también porque en la Romania Nova se pueden poner en práctica de manera especialmente fructífera las innovaciones metodológicas de la sociolingüística y del examen de lenguas en contacto.

En el ámbito de los estudios hispánicos, mientras que la investigación sobre el español de América es antigua y está bien desarrollada, pues cuenta con revistas, congresos o asociaciones especializadas, tal como corresponde al gran número de países americanos hispanohablantes, en cambio es mucho más ignorado todo lo que atañe al español en África, tanto de manera absoluta como en comparación con lo que sucede con respecto al francés o al portugués. Y, sobre todo, son escasos los estudios que establecen vinculaciones, sincrónicas o diacrónicas, entre el español de

Africa y el de América. Éste es precisamente el elemento que conviene destacar más en la obra que describimos y que el autor ya había explorado previamente en otros trabajos<sup>1</sup>.

El libro de Germán de Granda reúne veinte monografías, una parte de ellas publicadas previamente, según indica el autor, y cuyo factor común queda suficientemente reflejado en el título: se ocupa de rasgos lingüísticos de variedades americanas y africanas del español, fundamentalmente en cuanto que se explican en virtud de contactos lingüísticos específicos.

A pesar de que la obra posee suficiente unidad temática y, sobre todo, metodológica, al lector le habría resultado de utilidad la indicación del lugar y fecha de aparición de cada artículo, para encuadrar convenientemente sus circunstancias así como el alcance que en él se ha buscado. Y ello porque en la obra se conjuntan propuestas teóricas de envergadura con estudios de detalle.

Los dos primeros artículos tienen carácter de pórtico y presentación del criterio del autor con respecto al concepto metodológico del español atlántico. Granda toma claro partido favorable sobre la realidad de tal entidad y rechaza la objeción más relevante formulada en contra: que el ceceo, el yeísmo o la neutralización de /R/ y /L/ en posición implosiva (rasgos que supuestamente diferenciarían al andaluz) sean tardíos en la Península o no estén suficientemente difundidos en América. Aporta documentación abundante de que tales rasgos se registran o se han registrado en la casi generalidad de las regiones americanas, lo cual obliga a rechazar la teoría de las etapas u ondas mantenida por Canfield y Catalán<sup>2</sup>, según la cual, tras una primera hispanización generalizada, sólo en época tardía (siglos XVII o XVIII) se difunden en zonas costeras los rasgos andaluces citados.

En tres de los estudios, Granda se ocupa de peculiaridades del español del Paraguay. Insiste, como ya había hecho en publicaciones anteriores<sup>3</sup>, en el arcaísmo relativo del habla de este país, y presenta un repertorio de formas léxicas de las que valora su carácter arcaico mediante testimonios lexicográficos junto a la descripción de su extensión territorial. Se trata de formas como *abanarse* 'abanicarse', *agallón* 'hinchazón', especialmente de la garganta', *barajar* 'reñir', etc., etc. En los otros trabajos de este grupo, el autor examina arcaísmos morfosintácticos, algunos de ellos tan llamativos como el empleo del auxiliar *ser* con verbos intransitivos, el del verbo *haber* en la expresión del tiempo o el uso del artículo indefinido más posesivo antepuesto.

El grupo más numeroso de estudios recae sobre el español de la República Dominicana, campo de investigación privilegiado tanto por su temprana y muy especial relación con la Península, como por los contactos con el francés y el criollo de Haití e incluso por su abundante población de origen africano. En estos artículos el autor siempre tiene en cuenta el entorno histórico y social en el que se encuadran los fenómenos lingüísticos estudiados. Como los rasgos examinados son muy variados pues atañen a todos los planos de la descripción gramatical y, además, los trabajos han si-

<sup>1</sup> Entre otros libros de GERMÁN DE GRANDA, en *Estudios sobre un área hispanoamericana de población negra. Las tierras bajas occidentales de Colombia*, Bogotá, (Instituto Caro y Cuervo) 1977; *Estudios lingüísticos hispánicos, afrohispanicos y criollos*, Madrid (Gredos) 1978; *Estudios de lingüística afro-románica*, Valladolid (Universidad) 1985; *Lingüística e historia. Temas afro-hispanicos*, Valladolid (Universidad de Valladolid) 1988.

<sup>2</sup> DIEGO CATALÁN, «Génesis del español atlántico. Ondas varias a través del Océano». *Revista de Historia Canaria* 24 (1958), 1—10; «El ceceo-zeceo al comenzar la expansión atlántica de Castilla», *Boletim de Filologia* 16 (1956-1957), 305—334. D. L. CANFIELD, *La pronunciación del español de América*, Bogota (Instituto Caro y Cuervo) 1979.

<sup>3</sup> GERMÁN DE GRANDA, «Observaciones sobre el voseo en el español del Paraguay», *Anuario de Letras* 16, México 1978, 265—273; *El español de Paraguay. Temas, problemas y métodos*, Asunción 1979; «Factores determinantes de la preservación del fonema /LL/ en el español de Paraguay», *LEA* 1, 2 (1979), 403—412; «Origen y formación del leísmo en el español del Paraguay. Ensayo de un método», *RFE* 62 (1982), 259—283; *Sociedad, historia y lengua en el Paraguay*, Bogotá, (Instituto Caro y Cuervo) 1988.



do publicados por separado, este proceder, en sí mismo inobjetable, conlleva ciertas repeticiones sobre el desarrollo histórico de La Española, que el autor no ha querido eliminar, sin duda para no retocar la redacción original.

Las consecuencias lingüísticas de las alteraciones políticas de fines del siglo XVIII y de la dominación haitiana de 1822 a 1844 son — según Granda — un pronunciado arcaísmo léxico y morfosintáctico (por ejemplo, en zonas rurales se emplea *su merced* como fórmula de tratamiento) junto con cambios fónicos muy radicales. Tal estado evolutivo es explicado en virtud de los procesos de eliminación de las élites y de aculturación que tuvieron lugar en el periodo haitiano y, posteriormente, durante gran parte del siglo XIX junto con una fuerte homogenización social en sentido descendente, resultado de la temprana eliminación de la esclavitud. A ello habría que añadir la cerrada compartimentación territorial provocada por la falta de comunicaciones y el retraso económico.

En su examen de documentación del siglo XVIII, el autor rastrea en un texto de L. J. Peguero algunos rasgos dialectales dominicanos, como la expresión de la pluralidad mediante el morfo *-se* en formas léxicas no oxítonas de final vocálico y el cambio general /D/ > /R/ en posición inicial o intervocálica. El texto de Peguero refleja una extraordinaria abundancia de rasgos fónicos dialectales (seseo, yeísmo, etc.). Sin embargo, las dos primeras peculiaridades citadas son notablemente escasas, lo cual lleva al autor a sacar la conclusión de que en el momento de redacción del texto (1763), para Peguero son todavía rasgos estigmatizados, y que hay que suponer de una extensión sociolingüística muy reducida. Frente a la postura de Peguero, en cuya obra se recogen numerosos rasgos dialectales, otro ilustrado dominicano del XVIII, Antonio Sánchez Valverde, refleja una acomodación abusiva a la norma metropolitana especialmente en el empleo de los pronombres átonos. Conducta que Granda interpreta como rasgo simbólico de rechazo de su grupo de origen, esto es el dominicano. En el tratamiento que ambos autores, Peguero y Sánchez Valverde, dan a los frecuentes galicismos de su discurso también hay divergencias. Mientras que los galicismos que utiliza Peguero pertenecen a registros populares y tienen frecuentemente una connotación negativa, el ilustrado Sánchez Valverde emplea formas más técnicas correspondientes a registros cultos.

El período de dominio haitiano en toda la isla es, lógicamente, objeto de atención del autor en cuatro artículos. Estudia las interferencias, léxicas primero y sintácticas después, que se producen entre el francés y el español en la documentación española suscrita por el caudillo haitiano Toussaint L'Ouverture (1801–1802) y por el presidente Boyer (1822–1844).

Las relaciones de las hablas de Santo Domingo con la de Canarias y con las lenguas africanas son exploradas en dos estudios léxicos — el primero de ellos realizado en colaboración con Irene Pérez Guerra —. De una parte el autor da cuenta de un arcaísmo léxico *mesturado* que es puesto en relación con la forma *mesturar*, arcaísmo de Canarias, quizá conservado allí por influjo portugués. De otro lado, han de considerarse transferencias de lenguas africanas la forma léxica *toto*, 'vulva', el topónimo *Engombe* y el entopónimo *Lemba*, nombre de un caudillo negro del siglo XVI. Frente a la hipótesis de W. W. Megenney, que proponía para *toto* origen en el lingala *toto* 'senos de mujer', Granda advierte la coincidencia en la forma y en el significado de esta voz con otra del mandinka. Para *Engombe* sugiere el étimo *ngombe* del kikongo o kimbundu con el significado de 'ganado vacuno'. A partir de tal etimología propone la hipótesis, quizá no suficientemente apoyada, de la transferencia metonímica al lugar que actualmente lleva el topónimo, una plantación cuya extensión e importancia debió de exigir el mantenimiento de abundante ganado. Mucho más segura parece su explicación de *Lemba*, en kikongo 'invencible', aplicado mediante antonomasia a un caudillo victoriosamente insurrecto durante largo tiempo.

Por último, al tratar de las consecuencias lingüísticas de las vicisitudes históricas más recientes, se ocupa de la retoponimización en español de las regiones fronterizas con Haití, tras la eliminación física de la población de origen haitiano durante el gobierno del general Trujillo.

En el estudio de interferencias de lenguas africanas sobre el español de América, obviamente sería de gran utilidad el conocimiento de la procedencia regional de las poblaciones negras que

han podido dar lugar al contacto. El capítulo sexto del libro — previo a los trabajos sobre Santo Domingo — propone establecer, al menos en parte, estos datos para la región colombiana del Chocó, donde se presentan rasgos dialectales como la evolución /D/ > /R/, la ocusión glotal /P/ en lugar de oclusiva velar sorda o la negación reduplicada. Es posible rastrear esta identificación a partir de la matrícula de esclavos de 1759 formada por el Maestre de campo Francisco Martínez, pues en ella se expresa la denominación étnica de una buena parte de los esclavos importados. Granda llega a la conclusión de que el grupo dominante (58.75 %) pertenecía al grupo lingüístico Kwa, a ellos le siguen los usuarios de lengua Akan (29.19 %), de Ewe (18.06 %) y de otras en porcentaje más reducido.

El trabajo que, de entre los dedicados a relaciones con lenguas africanas, tiene carácter más general es el titulado «La lengua española en el África subsahariana». En él se presenta el establecimiento del castellano en las Islas Canarias y en territorio del África negra (especialmente en labores misionales en colonias portuguesas); la existencia de factorías negreras en el siglo XIX y, finalmente, la presencia española en Annobon, Fernando Poo y Río Muni. Se recogen, además, algunas de las peculiaridades del español ecuatoguineano, variedad marcada por interferencias estructurales con las lenguas fang y bubí, por préstamos y, muy especialmente, por simplificaciones de los sistemas del español común.

Finalmente, en los dos últimos trabajos del libro se examinan con más detalle dos rasgos sintácticos ecuatoguineanos y su posible origen. El primero (compartido con el portugués de Angola) consiste en el empleo de la preposición *en* con verbos direccionales (*Voy en Bata*) frente al uso general de la preposición *a*. Aunque esta construcción de la preposición *en* aparece igualmente en el español de Paraguay, su causación ha de ser necesariamente distinta: en Paraguay puede ser considerado como un arcaísmo cuya persistencia debe de haber sido reforzada por el sustrato guaraní; en Guinea, lo tardío de la colonización impide plantearlo como arcaísmo y únicamente puede ser considerada como interferencia con estructuras paralelas de las lenguas locales.

La segunda característica, la marcación explícita del pronombre personal sujeto, había sido descrita por Lipski en el español de Malabo<sup>4</sup>, pero Granda señala que se extiende por todo el país. Es rechazada la posibilidad de relacionar el fenómeno con la presencia del sujeto en español vestigial de Estados Unidos, Trinidad o Filipinas, donde parece ser una probable interferencia del inglés, o en el Caribe, donde fundamentalmente tiene como función desambiguar el sincretismo de morfemas de persona que provoca la pérdida de *-s*. En Guinea Ecuatorial propugna como causa una interferencia de lenguas africanas de la familia bantú (de las ramas Niger-Kongo de la familia Niger-Kordofan), lenguas que exigen obligatoriamente un pronombre sujeto concordante.

Probablemente el apretado resumen que hemos hecho de los veinte densos artículos incluidos en el libro de Germán de Granda haya ocultado muchos de los méritos que éstos poseen. Habría que insistir, en síntesis, en la flexibilidad metodológica dentro de una constante atención a factores socio-históricos, en la utilización de datos de primera mano y en el continuo contraste de las propuestas propias con una extensa aunque seleccionada bibliografía.

Emilio Ridruejo

<sup>4</sup> JOHN M. LIPSKI, *The Spanish of Malabo, Equatorial Guinea. The Dialect of Malabo and its implications for Spanish Dialectology*, Tubinga (Niemeyer) 1985.

BEATRIZ GARZA CUARÓN, *El español hablado en la ciudad de Oaxaca, México. Caracterización fonética y léxica*, México (El Colegio de México) 1987, 169 p. (*Estudios de Dialectología Mexicana* II).

B. Garza Cuarón, die Direktorin des Centro de Estudios Lingüísticos y Literarios des Colegio de México, ist dem Hispanisten in der letzten Zeit vor allem durch ihre Arbeiten zur Semantik bekannt geworden<sup>1</sup>. Die vorliegende Monographie über die Mundart von Oaxaca stellt dagegen eine führende Etappe ihrer Forschungstätigkeit dar, handelt es sich doch um die Aufarbeitung und Erstveröffentlichung ihrer Dissertation aus dem Jahre 1964. Man wird der Verfasserin dankbar sein, daß sie sich trotz der im Vorwort geäußerten Vorbehalte zur Publikation dieses Frühwerks entschlossen hat, denn wer sich für die Gliederung der Varietäten des amerikanischen Spanisch interessiert, stößt hier auf eine Fülle interessanter Materialien.

Wie im Untertitel angedeutet, umfaßt die Arbeit gemäß ihrer ursprünglichen Konzeption nur Lautlehre und Wortschatz. Dazu kommt allerdings als Vorrede zur Reihe «Estudios de Dialectología Mexicana» eine aufschlußreiche Retrospektive zum Institut, dem die Verfasserin vorsteht; in diesem knappen aber sehr dichten Text findet sich eine Würdigung der bedeutendsten Mitarbeiter und ihrer Forschungsarbeiten, wobei zugleich ein wichtiger Teil der Dialektforschung in Iberoamerika nachgezeichnet wird. Die Untersuchung im engeren Sinne leitet ein Kapitel zur Geographie, Anthropologie und Geschichte der Stadt sowie des Bundesstaates Oaxaca ein, in welchem auch das Nebeneinander von Spanisch und amerindischen Sprachen behandelt wird: trotz der Vielfalt und Lebendigkeit dieser Sprachen im gesamten Bundesstaat — es herrschen vor allem Zapotekisch und Mixtekisch vor — wird in der Stadt selbst allerdings fast ausschließlich Spanisch gesprochen.

Im Kapitel zur Lautlehre geht die Verfasserin alle Phoneme des Spanischen durch, hält sich jedoch nur dort länger auf, wo die Ausprägungen für die Dialektologie des Spanischen in Amerika und besonders in Mexiko von Interesse sind. So setzt sie sich etwa mit der Schwundtendenz der unbetonten Vokale *-e* und *-o* im Auslaut auseinander (z.B. [aret<sup>e</sup>s] für *aretés*), eine Erscheinung, die für große Teile des mexikanischen Hochlands typisch ist, in Oaxaca aber die Unterschicht stärker erfaßt als Mittel- und Oberschicht [p. 36-38]; ferner mit dem *rehilamiento*, d.h. dem Wandel des Halbkonsonanten [y] zum Reibelaut [ʒ], der innerhalb Mexikos bereits in anderen Gegenden des Südostens registriert worden war (in Oaxaca ist er wiederum v.a. unter ungebildeten Sprechern auffallend stark ausgebildet; [p. 45-47]). Dann wäre auch die Velarisierung des auslautenden *-n* zu erwähnen, dessen Verbreitung u.a. in Andalusien, der Karibik und Teilen Mexikos bereits bekannt waren [p. 50-52]. In all diesen Fällen werden die weiteren dialektologischen Zusammenhänge aufgezeigt und die wichtigsten Arbeiten dazu erwähnt. Hierzu noch eine Randbemerkung: die bilabiale Variante von /f/, die Garza Cuarón für Oaxaca und andere Gegenden Amerikas erwähnt [p. 41], ist auch in Andalusien bezeugt<sup>2</sup>, ebenso der velare Reibelaut [χ] als Variante der anstelle von anlautendem F- getretenen Aspiration /h/<sup>3</sup>.

Der Wortschatz wird in einer ethnographischen Abhandlung zur Lebenswelt der Oaxaqueños vorgestellt und in einem alphabetischen Verzeichnis der einzelnen Termini für den Lexikographen zugänglich gemacht; als Grundlage für die Feldforschung diente die gekürzte Frageliste des *Atlas lingüístico-etnográfico de Colombia* [p. 27]. Frau Garza hat dabei berücksichtigt, daß die soziale Schichtung der Bevölkerung von Oaxaca mit einer Aufgliederung in Gruppen mit städtisch-

<sup>1</sup> Cf. etwa B. GARZA CUARÓN, *La connotación Problemas del significado* (México 1980), und *La referencialidad como concepto lingüístico*, *NRFH* 34 (1985-1986), p. 1-22.

<sup>2</sup> Cf. M. ALVAR, *Atlas lingüístico y etnográfico de Andalucía (ALEA)*, Granada 1961-1973, z.B. die Karten 1544 (·flop·), 1545 (·fuente·), 1546 (·fuera·), 1547 (·fuego·) und 1713 (·fue·).

<sup>3</sup> Cf. u.a. A. ZAMORA VICENTE, *Dialectología española*, 2<sup>a</sup> ed. Madrid (Gredos) 1967, p. 296-299, und M. ALVAR, *ALEA*, die zusammenfassende Karte 1715.



westlicher und in solche mit bäuerlich-indianischer Lebensweise einhergeht. In vielen Fällen werden daher die Wörter beider Gesellschaftsteile angegeben. Was die städtisch lebenden Einwohner betrifft, so stellt der angeführte Wortschatz eine wertvolle Ergänzung zu der Reihe von Untersuchungen über die wichtigsten Stadtvarietäten Spaniens und Iberoamerikas dar<sup>4</sup>. Hinsichtlich der bäuerlichen Gesellschaftsgruppen verdienen die mit Illustrationen versehenen Kapitel zu den traditionellen Formen des Hausbaus, der Landwirtschaft und der Kinderspiele besondere Aufmerksamkeit. Verdienstvoll ist schließlich auch, daß an manchen Stellen zusammenhängende Texte angeführt werden, sei es als Wiedergabe von Kinderreimen und -liedern, sei es als längere Zitate der Informanten zu den einzelnen Themen; bekanntlich herrscht in der Hispanistik immer noch ein großes Manko an Transkriptionen von Sprechtexten. Zur diatopischen Situierung der einzelnen Ausdrücke werden das Wörterbuch der Akademie (18. Aufl., 1956), dann auch diejenigen von Corominas (1. Aufl., 1954-57), Friederici, Morinigo, Malaret, Santamaria und Robelo verwendet. Entsprechend der im Vorwort geäußerten Absicht wurden also kaum neuere Untersuchungen oder Neuauflagen der genannten Repertorien eingearbeitet<sup>5</sup>. Daß Frau Garza das Buch in dieser Beziehung nicht ganz auf den neuesten Stand gebracht hat, mag man ihr aber angesichts der hohen Qualität der Studie nicht übelnehmen.

Rolf Eberenz



JOSE G. HERCULANO DE CARVALHO, JÜRGEN SCHMIDT-RADEFELDT, (organizadores), *Estudos de linguística portuguesa*, Coimbra (Coimbra Editora) 1985, p. 393 (*Colecção Linguística «Coimbra Editora»* 1)

Der in deutsch-portugiesischer Kooperation entstandene Sammelband eröffnet eine neue, von J. G. Herculano de Carvalho und J. Schmidt-Radefeldt betreute Reihe (*Colecção Linguística*), deren Ziel es sein soll, einem lusophonen Publikum internationale Arbeiten zur portugiesischen und allgemeinen Linguistik zugänglich zu machen. Bei den 10 Beiträgen dieses Bandes handelt es sich, von einer Ausnahme (Schmidt-Radefeldt) abgesehen, um die z.T. beträchtlich modifizierten portugiesischen Versionen von Aufsätzen, die 1983 in deutscher Sprache in dem Band *Portugiesische Sprachwissenschaft* erschienen sind.

Der thematische Schwerpunkt liegt auf der Syntax und Semantik der Verbalphrase, genauer: Modus, Tempus, Aspekt und Modalität sowie flektierter Infinitiv. 6 der 10 Beiträge fallen in diesen Bereich: Klaus Böckle («Para uma análise semântica do emprego dos modos nas orações ilativas iniciadas por *daí que* e semelhantes correlativos em português contemporâneo», 7–57), Wolf Dietrich («As perífrases verbais de «modalidade» em português», 59–91), José G. Herculano de Carvalho («Ficar em casa/ficar pálido»: Gramaticalização e valores aspectuais», 131–155), Karl-Hermann Körner («Infinito flexionado e classificação das línguas», 157–171), Jaromír Tláškal («Observações sobre tempos e modos em português», 237–255) und Paulo Martins Ferreira («Algumas considerações sobre o conjuntivo nas línguas românicas», 257–392). Auf die Ebene des

<sup>4</sup> Darunter zu Mexiko-Stadt: J. M. LOPE BLANCH (dir.), *Léxico del habla culta de México*, México (UNAM) 1978; ferner etwa die Beiträge zu Mexiko in: J. M. LOPE BLANCH (ed.), *Estudios sobre el español hablado en las principales ciudades de América*, México (UNAM) 1977.

<sup>5</sup> So fehlt in der Bibliographie z.B. der Sammelband von J. M. LOPE BLANCH, *Investigaciones sobre dialectología mexicana*, México (UNAM) 1979, dessen Beiträge das hier gezeichnete Bild in mancher Hinsicht ergänzen.

Satzes bezieht sich Jürgen Schmidt-Radefeldts Artikel zur Semantik der portugiesischen Sprichwörter («*Descrição semântica e funções semanfóricas do provérbio*», 213–235), auf die des Textes Michael Scotti-Rosins «*Fórmulas interlocutórias no texto português*» (195–212) und Reinhard Meyer-Hermanns «*Formas de 'atenuação' no ensino do português como língua estrangeira*» (173–194). António C. Franco schließlich beschäftigt sich mit den Interferenzen Deutsch lernernder Portugiesen («*Ensaio para uma linguística de erros no âmbito do Alemão-Português*», 93–129).

Wie ein Blick in die *Bibliografia selectiva da lingua portuguesa* von José de Azevedo Ferreira zeigt, hat der erste Themenkomplex relativ viel Literatur aufzuweisen (cf. die Abschnitte «*Morfologia*», p. 193–204, und «*Sintaxe*», p. 243–266). Zu den besonders häufig bearbeiteten Themen zählt dabei der flektierte Infinitiv, den Körner in seinem Beitrag einerseits im Verhältnis zu anderen romanischen und nicht-romanischen Sprachen, andererseits zu anderen, vordergründig nicht verwandten morphosyntaktischen Phänomenen wie dem präpositionalen Akkusativ betrachtet. Der flektierte Infinitiv ist, so K., eine Weiterentwicklung des nominativbegleiteten Infinitivs, der in den einzelnen romanischen Sprachen zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich ausgeprägt war. Das moderne Französisch und Italienisch kennen diesen stark nominalen Infinitiv praktisch nicht mehr; im Frz. geht die Tendenz stattdessen zu Formen des Typs «*je le vois qui arrive*» (166). K. zeigt weiterhin, daß eine Korrelation besteht zwischen der Verwendung eines Inf. + Nom. und der obligatorischen Setzung eines Subjekts. Das Frz., tendenziell auch das It. und Katalanische, gehen hier konform mit den Typ-A-Sprachen wie dem Englischen und Deutschen, die übrigen romanischen Sprachen größtenteils mit den Sprachen des Typs B.

Zwei Artikel, Böckle und Martins Ferreira, liefern neues Material zur Diskussion um den «Grundwert» des Konjunktivs. Auch hier handelt es sich um ein recht gut dokumentiertes Gebiet, nicht zuletzt deshalb, weil es um eine gesamtromanische Erscheinung geht. Ferreras Beitrag mit seinen zahlreichen Textbeispielen aus der Romania erreicht dabei Monographie-Umfang und gibt einen ausführlichen Forschungsbericht; bedauerlich ist, daß nur ein Teil der zitierten Titel außer in den Fußnoten auch in der Schlußbibliographie auftaucht.

Auch bei Tkáskal spielen die Modi eine Rolle, allerdings weniger in Hinblick auf einen Grundwert als in ihrer Beziehung zu anderen Modi und Tempora des portugiesischen Verbalsystems. T. fragt nach den jeweiligen Formen, die einen Sachverhalt wie «Zukunft», «Möglichkeit», «Nachzeitigkeit» etc. ausdrücken können sowie nach der Semasiologie der einzelnen Verbformen. Dabei beachtet er auch den allzu häufig vernachlässigten Unterschied zwischen dem Gebrauch der Tempora im «*português padrão*» und einem «*português familiar*» (das allerdings nicht klar definiert wird und wohl auch nicht ohne weiteres werden kann). Die Tendenz des gesprochenen Portugiesisch, Plusquamperfekt und Konditional durch Perfekt bzw. Imperfekt (cf. z.B. Hundertmark-Santos Martins 1982: 208) zu ersetzen, ist sicherlich unüberschbar; dennoch bedürfte eine kategorische Aussage wie «(o) facto de a língua popular empregar, cada vez mais, as formas do indicativo em vez do conjuntivo» (248) für das europäische Portugiesisch wohl noch genauerer Überprüfungen und Spezifikationen. Kritisch könnte auch angemerkt werden, daß T. das portugiesische Tempus/Modussystem nicht in seiner Vollständigkeit untersucht. In einem System «*où tout se tient*» scheint es riskant für das Untersuchungsergebnis, einen Teil der Elemente (z.B. zusammengesetztes Perfekt, Konj. Impf. oder Konj. Fut.) unberücksichtigt zu lassen.

Die portugiesischen Modalverben einerseits (Dietrich), das Verb *ficar* mit seiner Polysemie andererseits (Herculano de Carvalho) geben die Themen für zwei weitere Aufsätze ab. Von der Grundbedeutung «*negação de movimento*» (134) für das Vollverb ausgehend, untersucht H. de C. die komplexe Semantik von *ficar* in Vollverb- und Kopulafunktion, besonders in der Opposition zu *estar* (*ficar/estar a estudar, ficar/estar pálido*) und *ser* (*a casa ficale na Rua de Santa Teresa; ficar/ser triste*). Dabei spielt die Interaktion zwischen den aspektuellen Eigenschaften des Verbs selbst und der jeweiligen Tempora (145) eine wichtige Rolle.

Schmidt-Radefeldt untersucht neben der logisch-semantischen Struktur von Sprichwörtern (mit Beispielen in Portugiesisch, Spanisch, Französisch und Deutsch) deren Funktion im Text.

Als wichtige Eigenschaften nennt er die *função semanfórica* (eine Wortschöpfung des Autors) und die *função de citação*. Mit ersterem ist gemeint, daß der Hörer eines Sprichwortes im Kontext einen Wechsel der Ebene vom Konkreten zum Abstrakten vollziehen muß. Als Zitat besitzt das Sprichwort an sich keinen Wahrheitswert; es erfüllt im Text u.a. die Funktion, eine gewisse Distanz des Sprechers zu einer Äußerung zu bewirken: «O falante não afirma nada empregando o provérbio, não é ele que fala.» (224). S.-R. stellt der traditionellen syntaktischen, semantischen und thematischen Analyse einen interessanten und vielversprechenden funktionellen, textbezogenen Ansatz gegenüber.

Zwei der verbleibenden Beiträge beschäftigen sich mit dem gesprochenen Text an Hand von Corpora. Sowohl die Textlinguistik als auch die Untersuchung der gesprochenen Sprache sind für das europäische Portugiesisch noch sehr wenig bearbeitet (cf. die Bände der *Romanischen Bibliographie*; die Titel, die die *Bibliografia selectiva* zu diesen Themen in den Kapiteln «Semântica» (235–241) und «Sociolinguística» (267–273) nennt, sind größtenteils brasilianischer Herkunft), weswegen die Artikel von Scotti-Rosin und Meyer-Hermann eine erfreuliche Bereicherung darstellen. S.-R. beschreibt den Gebrauch der portugiesischen Gliederungssignale im Sinne von Gülich (*ah, pois, portanto* etc.), Meyer-Hermann das weniger bekannte Phänomen der «Abschwächung» (*atenuação*) von Äußerungen. Damit ist die Erscheinung gemeint, daß ein Sprecher durch den Einsatz bestimmter sprachlicher Mittel «schwächere Obligationen» (so im deutschen Text p. 26) übernimmt, d.h., daß er eine Ausdrucksweise wählt, die ihm sozusagen die Möglichkeit zum Rückzug läßt. Die sprachlichen Mittel können lexikalischer Art sein (z.B. Adverbien, Partikel, Modalverben: *talvez, não sei, pode ser que*) oder morphosyntaktischer (Fragesätze, Negationen, Tempora, Modi: *gostava, achava* etc.). Dazu kommen Verzögerungsphänomene (*digamos, ah, oh*) sowie die Metakommunikation. Für den Fremdsprachenunterricht schlägt M.-H. vor, nicht wie üblich die Form, sondern den Inhalt bzw. die Intention des Sprechers als Grundlage zu nehmen, so daß ein Ausdruck wie *queria acrescentar que* in einem Kapitel «Abschwächung» auftauchen würde statt in dem über die Tempora. M.-H. verspricht sich von dieser Vorgehensweise nicht nur einen effektiveren Unterricht, sondern auch Einsichten in kognitive Prozesse (192). Allerdings würde eine derartige, durchaus einleuchtend erscheinende Methode bedingen, daß nun das *Imperfekt* an den verschiedensten Stellen zu suchen wäre – eine klare Erschwernis, wenn es nicht um den aktiven, sondern den passiven Gebrauch der Fremdsprache geht. Dieses Dilemma ist wohl nur auf die Weise zu lösen, die Schwarze in seiner *Italienischen Grammatik* (1988) praktiziert: Ein Teil ist nach semasiologischen, der andere nach onomasiologischen Prinzipien aufgebaut.

Um den Fremdsprachenunterricht, nämlich Deutsch für Portugiesen, geht es auch in dem Beitrag von Franco. Er erstellt eine Typologie der Fehler, die von Portugiesen mit Deutsch als vermittelter Fremdsprache in einem Corpus schriftlicher Texte gemacht wurden. Vielleicht am überraschendsten dabei ist, daß offenbar ein großer Teil dieser Fehler – eine Statistik würde hier näheren Aufschluß geben – nicht auf die Interferenz mit der Muttersprache, sondern mit dem Englischen zurückzuführen ist.

Es scheint müßig zu betonen, wie wichtig Publikationen der vorliegenden Art für die Lusitanistik sind. Auf fast allen Gebieten, auch denen, die in diesem Band vernachlässigt wurden (z.B. Phonologie, Lexikologie), bleibt noch vieles zu tun (cf. die spärlichen 12 Seiten zur portugiesischen Linguistik in der *RB* 1987: II, 1989: 280–292). Deshalb kann man der neu begonnenen Reihe nur eine erfolgreiche Zukunft wünschen.

#### Literatur:

- FERREIRA, JOSE DE AZEVEDO, *Bibliografia selectiva da língua portuguesa*, Lisboa (ICALP) 1989.  
 HUNDERMARK-SANTOS MARTINS, MARIA TERESA: *Portugiesische Grammatik*, Tübingen (Niemeyer) 1982.  
 INEICHEN, GUSTAV (Hrsg.), *Romanische Bibliographie 1985; 1986; 1987*, Tübingen (Niemeyer) 1987; 1988; 1989 (*Supplement zur ZRPh.*).



SCHMIDT-RADEFELDT, JÜRGEN (Hrsg.), *Portugiesische Sprachwissenschaft*. Tübingen (Narr) 1983 (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 212).

SCHWARZE, CHRISTOPH, *Grammatik der italienischen Sprache*, Tübingen (Niemeyer) 1988.

Barbara Schäfer



*Atlas der Schweizerischen Volkskunde*, begründet von PAUL GEIGER und RICHARD WEISS, weitergeführt von WALTER ESCHER, ELSEBETH LIEBL, ARNOLD NIEDERER; Teil I, 9. Lieferung, Karten 131–150b, Basel (Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde) 1988.

Diese vom Umfang her beträchtliche Lieferung (28 Karten und über 400 Seiten Kommentar) schließt das Atlaswerk der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde ab. Ein rundes halbes Jahrhundert wurde am Projekt gearbeitet. Begonnen Ende der dreißiger Jahre ist der Atlas, von der geistigen Zielsetzung und der thematischen Durchführung her, ein Dokument der Jahrhundertmitte; er spiegelt die damaligen Lebensverhältnisse vor allem im ländlichen (und etwas weniger stark auch im kleinstädtischen) Kontext wider, aber er stellt auch ein Dokument der damals gültigen volkskundlichen Konzepte und allgemeinen wissenschaftlichen Werthaltungen dar. Ein knapper Rückblick auf die Entstehungsgeschichte mag dies verdeutlichen: Nachdem die Volkskunde lange philologisch-historisch vorgegangen war und im Banne der Germanistik gestanden hatte, wurde vor allem in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts vermehrt der Gedanke der räumlichen Ausbreitung volkskultureller Phänomene wichtig, eine Strömung, die auch unter dem Begriff des Diffusionismus zusammengefaßt wird. Für die visuelle Erfassung und die entsprechende Analyse erhielt die kartographische Darstellung besondere Bedeutung. Als Vorbild wirkte der Atlas der deutschen Volkskunde. 1929 hatte man dazu die Materialsammlung mittels Korrespondenten aufgenommen. Ursprünglich beabsichtigte man, die deutsche Schweiz in das Kartenwerk einzubeziehen. Das Vorhaben stieß aber nach 1933 bei den schweizerischen Volkskundlern auf keine Gegenliebe mehr. Die politische Entwicklung machte es wünschenswert, sich aus der Verflechtung mit dem deutschen Atlaswerk zu lösen und für die Schweiz einen eigenständigen Volkskundeatlas an die Hand zu nehmen. Zu dieser Entscheidung hatten auch neue wissenschaftsmethodische Überlegungen geführt: Die sprachliche Vielgestalt der Schweiz sollte in einem einheitlichen Atlaswerk berücksichtigt und dokumentiert werden, zumal es sich erwies, daß Sprachgrenzen nicht unbedingt mit Kulturgrenzen zusammenfallen. In der Folge wurde das Atlasprojekt zu einem Werk der geistigen Landesverteidigung, das die kulturelle Eigenständigkeit der Schweiz gegenüber deutschen (und italienischen) Hegemonialansprüchen zu belegen hatte.

Im jungen Richard Weiss, der soeben in Germanistik doktortiert hatte, und dem älteren Paul Geiger, Basel, fand das Atlaswerk ausgezeichnete Betreuer. Wichtige Impulse gab auch der Romanist Jakob Jud, der vom «Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz» her große Erfahrung in solchen Unternehmungen besaß. Im Gegensatz zum deutschen Atlaswerk wurde das Exploratorenverfahren gewählt, wie es bereits beim Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz erfolgt war. 1937 führte man eine erste Probebefragung durch, die eigentliche Stoffsammlung fiel in die Jahre 1937–42. 1949 war der Stoff, auf rund 100 000 Antwortzetteln verteilt, gesichtet und ein erstes Mal bearbeitet. Die Redaktion der Karten konnte beginnen. Man hoffte, damit in vier bis fünf Jahren fertig zu sein; es wurde 1989, bis das Werk abgeschlossen war. Man kann den Schweizerischen Atlas für Volkskunde neben der Publikationsreihe über die Schweizer Bauernhäuser zu Recht als das Jahrhundertwerk der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde bezeichnen. Es liefert einen Beweis mehr dafür, was in einem föderalistischen Staatswesen

dezentral geleistet wird, getragen von Einzelinitiativen und letztlich «Liebhaber-Vereinen», zu welchen die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde wohl auch gehört.

Die Lieferung beginnt mit vier Karten zum *Vereinswesen*, einer für die Volkskunde und neuerdings auch für die Kultur- und Sozialgeschichte bedeutenden Thematik. Die Schweiz ist ein klassisches Vereinsland. Die Vereine spielen auf lokaler und nationaler Ebene eine wichtige, kulturell integrierende Rolle. Arnold Niederer gibt im Kommentar einen anschaulichen, gut dokumentierten Überblick über das Vereinswesen. Karte 131 zeigt Sportvereine, Ski-, Fußball-, Veloklubs. Leider ist sie grafisch mühsam zu lesen, der Versuch, alle Angaben in einem einzigen Zeichen zu vereinigen, scheitert an der schließlich so überzogenen Komplexität des Signets. Es fällt das weitgehende Fehlen von Sportvereinen in der italienischen Schweiz sowie an verschiedenen Belegorten in Graubünden auf. Die Skiclubs sind zu dieser Zeit noch stark auf die alpinen Gebiete beschränkt. Im Gegensatz dazu finden sich die Fußball- und Veloklubs eher in städtischen Siedlungen. Auch die Karte 132 – die Musik- und Gesangsvereine betreffend – leidet an den gleichen Mängeln: Sie will zu viele Informationen im gleichen Zeichen vereinigen, wodurch der Hauptzweck, eine rasche und eindeutige visuelle Anschauung zu ermöglichen, nicht erreicht wird. Lesbar dafür wirkt die Karte 133, die den Brauchtums- und populären Bildungsvereinen gewidmet ist. Unter Brauchtumsvereinen, einem letztlich diffusen Begriff, werden Vereine verstanden, welche die regelmäßige Durchführung bestimmter kalendarischer Bräuche zum Ziele haben. Nun sind z.B. auch die Schützenvereine oft Brauchtumsvereine – man denke etwa an die Abbayes der Waadt –, und andererseits sind Fasnachtsvereine, die hier dargestellt werden, sowohl Brauchtums- wie Geselligkeitsvereine. Erstaunlicherweise sind weder die Luzerner Fasnachtsgesellschaften noch die Basler Cliques vermerkt. Im Kommentar fehlt ein Hinweis auf die auffällige Konzentration der Brauchtumsvereine auf die deutsche Schweiz (mit Ausnahme des Bernbiets). Eindeutig und aussagestark präsentiert sich die Karte 134 über die «Altersgruppenvereine»: die Knabenschaften in der französischen Schweiz und in Graubünden, die Jahrgängervereine in der Ostschweiz. Gemäß Kommentar entfalteten die «sociétés de jeunesse» damals eine geringe Aktivität. Das gilt für die Gegenwart, mindestens auf dem Lande, nicht mehr.

Die folgenden Karten sind alle dem großen Thema *Spiel und Fest* gewidmet. Die Karten 135–138 handeln von Wettkämpfen und Spielen, die alle auch ein gegenseitiges Sich-Messen beinhalten. Während sich die Schützenfeste gesamtschweizerisch ziemlich regelmäßig verteilen, beschränken sich die Belege für das Schwingfest auf die deutsche Schweiz. Auch gekegelt wurde weitgehend nur in nord- und inneralpinen Gebieten. Das Bocciaspiel, auf Graubünden und vor allem das Tessin beschränkt, faßte aber bereits gemäß Karte 136 nördlich der Alpen Fuß, jedenfalls dort, wo Tessinerkolonien bestanden. Mit dem altertümlichen Kugelwerfen und den Plattenwurfspielen erfassen die Karten lokale oder regionale Relikte, die seither wohl verschwunden sind. Nur noch selten geübt wurde «Ziehen und Stoßen» wie etwa das Fingerziehen, Fauststoßen als Kräfteressen zu zweit (Karte 137). Es gehörte zu den traditionellen Unterhaltungen im Gebiet der Hirtenkulturen. Im Tessin fehlten solche agonale Spiele ganz, in der Westschweiz waren sie selten. Am verbreitetsten war noch das Häkeln (deutsche Schweiz, inneralpine Gebiete und Graubünden). Mit diesen Spielen verband sich die Vorstellung alteidgenössischer Männerstärke. Besonders aussagekräftig wirkt die Karte 138, die das Schwingen, Hornussen und Mazza schlagen erfaßt; auch hier erweist sich wieder die starke Konzentration auf die deutsche Schweiz. Zusätzlich zu den Karten beschreibt der Kommentar eine ganze Reihe origineller, z.T. neuerdings wieder revitalisierter Bräuche wie das Fratzenschneiden oder das Grännet, die Tannenfuhr, Bärenjagd usw., die nicht zuletzt die reiche kreative Phantasie des Volkes im Spielbereich belegen.

Das Spielthema wird im Atlas nochmals mit den Karten 142–144 (Kinderspiele) aufgenommen. Dem Festgeschehen sind zwei Karten gewidmet (139/140); dazu müssen auch die Karten 145–147, den Kinder- und «Frauenfesten» gewidmet, gezählt werden. Es geht bei den beiden ersten Karten um Schützen- und Älplerfeste und die Kirchweih. Es sind schöne, ausdrucksstarke Karten. Interessant ist wieder das Abseitsstehen des Wallis und des Tessins. Bei den Schützenfe-

sten (die nicht mit bloßen Schießtagen zu verwechseln sind) stechen die Waadt mit den Abbayes und die katholischen Kantone Luzern, Nid- und Obwalden hervor. Walter Escher führt wohl zu Recht im Kommentar (1099s.) das Fehlen der Kirchweih in der reformierten Westschweiz und in Teilen des Kantons Aargau auf bernischen Einfluß zurück.

*Spielkarten* werden 1367 zum ersten Mal in der Schweiz für Bern erwähnt, was gesamteuropäisch gesehen sehr früh ist, wie uns der Kommentar Seite 1118s. belehrt. Ihre Ausbreitung, die im 14. Jahrhundert rasch erfolgte, war durch die Einführung des Papiers und die Erfindung des Holzschnittes ermöglicht. Karte 141a) bietet das Paradebeispiel einer «klassischen» volkskundlichen Karte mit eindeutiger territorialer Aussage. Es geht um die Verbreitung der Spielkartentypen. Schon Richard Weiss hat seinerzeit das Antwortmaterial zu diesen Karten ausgeschöpft und daraus Einsichten u.a. für seine Theorie der Brünig-Napf-Reuss-Linie als Kulturscheide gewonnen. Die Spielkarten mit französischen Farben reichen nämlich weit ins deutschsprachige Gebiet hinein, umfassen den Kanton Bern, weite Teile des Aargaus und die beiden Basel, finden sich aber auch in Graubünden, im Wallis und Tessin, in der deutschen Schweiz im Kanton Thurgau. Zwei Karten stellen die Kartenspiele dar, die vor dem Aufkommen des Jass am beliebtesten waren. Das Bild ist außerordentlich diffus. Diese Karten und die entsprechenden Kommentare werden gerade für die Linguisten von besonderem Reiz sein. Uns interessieren hier vor allem die Karten 141d) und e), welche die Verbreitung des Jasses belegen. Dabei erweist es sich, daß der Jass – vermutlich durch Schweizer Söldner in holländischen Diensten eingeführt (Kommentar Seite 1172) – als eigentliche Kernzone die östlich der Brünig-Napf-Reuss-Linie gelegene Ostschweiz hat, ein zürcherisch-ostschweizerisch-glarnerisches Gebiet, das über die Grenze ins Badische und Vorarlbergische weist. Ganz offensichtlich hat von hier aus das Spiel seinen Siegeszug im späteren 19. Jahrhundert in die Westschweiz und in die inneralpinen Täler angetreten. Allerdings haben sich in diesen Gebieten neben dem Jass zur Zeit der Atlaserhebung noch ältere Kartenspiele gehalten.

Zum traditionellen Themenkatalog schweizerischer Volkskunde gehört die Karte 144, die primitiven *Spielzeugtiere* betreffend, jene Gebilde aus Knochen, Holz, Tannzapfen, welche schon Leopold Rütimeyer in seiner *Ur-Ethnographie der Schweiz* (Basel 1924) mit besonderer Aufmerksamkeit bedachte. Die Belege auf der Karte beschränken sich fast ausschließlich auf die Voralpen und die eigentliche alpine Zone, spiegeln damit die dominante Bedeutung der Viehwirtschaft in diesen Gebieten wider. Im Gegensatz dazu konzentrieren sich *Schul-*, *Schüler-* und *Jugendfeste* (Karten 145–146) – mit wenigen Ausnahmen – auf das Mittelland mit seinen vielen Kleinstädten.

Die letzten Karten sind dem *Tanz* gewidmet, den Tanztagen, den Namen, Daten, Veranstaltern, Instrumenten, den Tanztypen, schließlich dem Aufkommen moderner Tänze, wobei sich klar der Vorrang und die Bedeutung der urbanisierten Zentren erweisen. Es sind dies aufschlußreiche und aussagekräftige Karten. Wie vielfach bei diesem Kartenwerk bildet der Kommentar neben den Karten eine eigentliche Fundgrube.

So ist ein Werk abgeschlossen, das einen langen Atem von den Autoren und Autorinnen und nicht zuletzt von der edierenden Gesellschaft verlangte, ein Werk, das in seiner Grundanlage und in seiner Geistigkeit eigentlich einem früheren Wissenschaftsverständnis des Faches entspricht. Eine abschließende Würdigung muß folgendes festhalten: Bei all den Mängeln, die ein solch großes Unternehmen fast naturgemäß aufweist und die teilweise nicht vorauszusehen waren (z.B. zu wenig aussagekräftige Antworten zu einzelnen Fragen) liegt mit dem Schweizerischen Atlas zur Volkskunde ein Arbeitsinstrument vor, auf das der Volkskundler und darüber hinaus wohl jeder historisch arbeitende Kulturwissenschaftler kaum verzichten kann, ein Quellenwerk, das in eindrücklicher Weise die Situation vor den großen kulturellen Veränderungen der Moderne festhält. Der Schweizerische Atlas für Volkskunde zeigt die in den dreißiger Jahren noch bestehenden oder nachwirkenden Kulturphänomene, wie sie damals gerade noch greifbar waren und die einer älteren, noch wenig technisierten Lebensordnung entsprachen. Aber er zeigt auch bereits Prozesse des Wandels, die sich abzeichneten. Der Schweizerische Atlas für Volkskunde ist zugleich ein



Dokument der Fachgeschichte wie auch ein Quellenwerk, das noch in späteren Jahrzehnten wertvolle Dienste leisten wird.

*Paul Hugger*